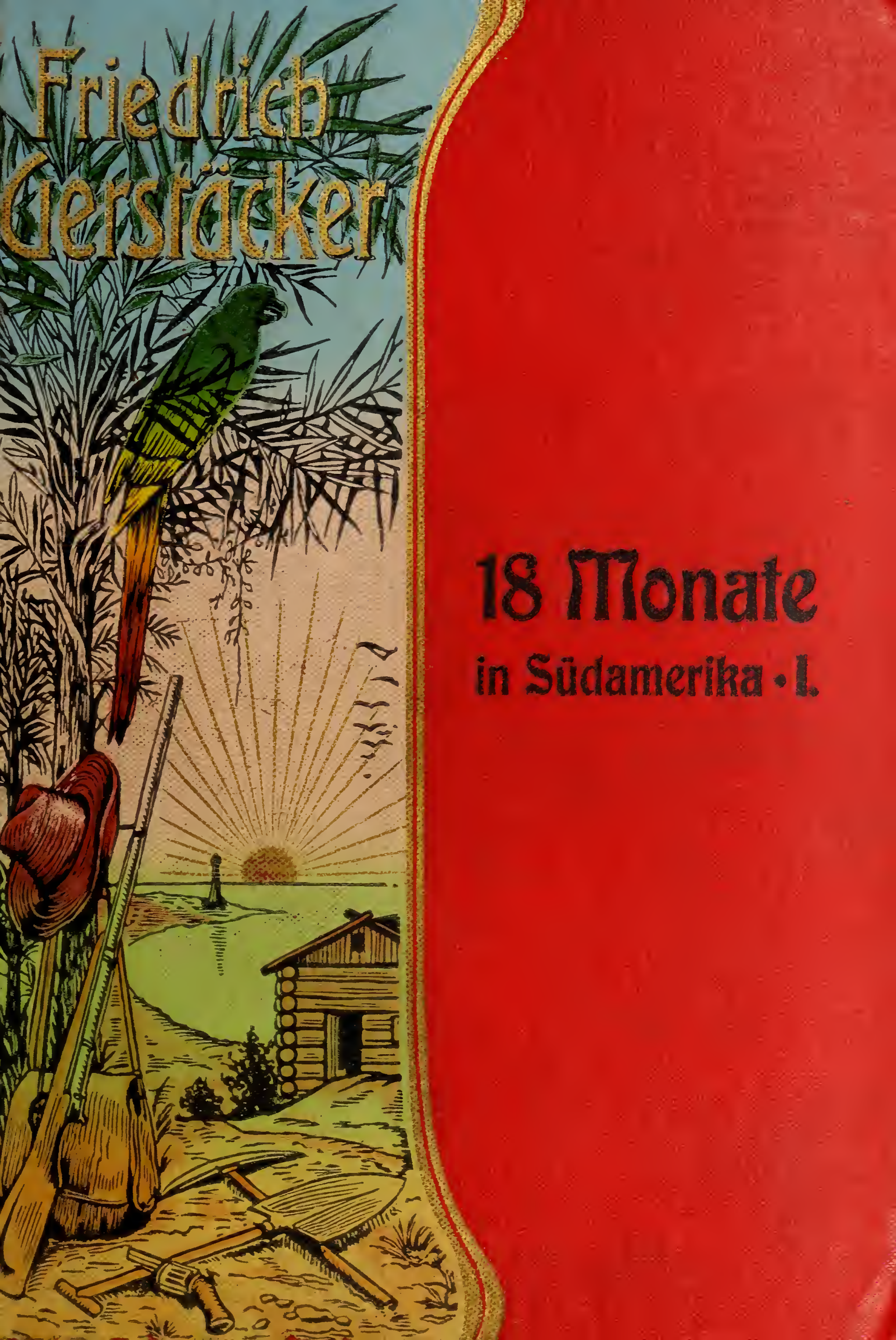

Friedrich Gerstäcker
18 Monate
in Südamerika • I.





Robert Mayer

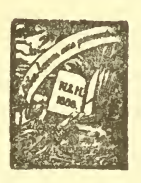
Achtzehn Monate in Süd-Amerika.

Von

Friedrich Gerstäcker.

Neu durchgesehen und herausgegeben
von
Dr. Carl Döring.

Erster Band.



Berlin SW.
Verlag von Neufeld & Henius.

1.

Ausfahrt.

Am 8. Mai 1860 verließ ich zum drittenmal die Heimat, um dem amerikanischen Kontinent einen längeren Besuch abzustatten; diesmal aber mit einem viel bestimmteren Ziele als früher, denn der Zweck meiner jetzigen Reise galt vorzüglich den in Südamerika zerstreuten deutschen Kolonien und Landsleuten, die aufzusuchen ich mir vorgenommen. Wir werden später finden, daß die Sache hier und da mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war. — Am 17. Mai schiffte ich mich in Southampton mit dem prachtvollen englischen Dampfer „La Plata" ein; in der Mündung des Flusses passierten wir den noch nicht ganz seefertigen Koloß, den „Great Eastern", der wie eine schlafende Kaserne auf der Flut lag, und neben dem selbst unser Dampfer von 2600 Tons wie ein Boot aussah.

Es war das erste Mal, daß ich mit einem Seedampfer fuhr, aber ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir die Fahrt gefallen hätte. Rasch geht es, das ist wahr, und Wind und Windstille kümmern den keuchenden Koloß nicht, der gegen Wind und Strömung starr und eisern seine Bahn verfolgt; aber es ist eben keine Seefahrt, die man macht. Man lebt wie in einem großen

Hotel, von einer Unzahl von Kellnern umgeben, und nimmt auch nicht das geringste Interesse an dem Meere selber. Ich bin überzeugt, daß Hunderte von Passagieren eine solche Reise machen und, wenn sie an dem Ort ihrer Bestimmung landen, noch nicht einmal den Salzgeschmack des Meeres gespürt haben. Aber Zeit ist Geld — wenigstens bei unserer Rasse, denn der spanische Amerikaner kennt kein solches Sprichwort — und deshalb füllen sich auch die Dampfer, deshalb drängt alles dem rauchenden Koloß zu, die „Überfahrt" — denn eine Reise nennt man es gar nicht mehr — so rasch als irgend möglich abzumachen. So fliegen wir denn einmal zusammen ins Weite, und da Zeit Geld ist, wollen wir uns auch nicht lange mit der „Überfahrt" aufhalten. Nur wenige Worte genügen, einen Tag zu schildern, und dreizehn solche bilden eine Reise nach Westindien. Morgens bekommt man den Kaffee schon ans Bett gebracht, steht dann auf, um zu frühstücken, geht ein wenig an Deck, damit der Tisch für den Lunch oder das zweite Frühstück gedeckt werden kann, und hat kaum eine oder zwei Zigarren geraucht, als schon wieder zum Mittagessen geklingelt wird. Das vorüber, wird Kaffee getrunken, dann Tee, und um elf Uhr werden die Lichter an Bord ausgelöscht — ein ziemlich deutliches Zeichen für die Passagiere, daß sie nun so gut sein mögen, zu Bett zu gehen. An Bord des „La Plata" wurde jeden Mittag nach zwölf Uhr eine Tafel ausgehängt, auf der die Entfernung angegeben stand, die wir gemacht hatten, wie der Breiten- und Längengrad, auf dem wir uns um zwölf Uhr befanden. Die Schnelligkeit, mit der wir vorwärtsrückten, variierte dabei — fortwährend gegen den Wind — von 271 bis 304 englischen Meilen in 24 Stunden. Sonderbarerweise erreichten wir den Passatwind nämlich diesmal erst an demselben Tage, an dem wir in St. Thomas einliefen, also ein klein wenig zu spät.

Die einzige angenehme Unterbrechung des monotonen Lebens an Bord war ein Feuerlärm — Anschlagen

eines Gongs, Stürzen der Leute nach den Eimern, Bemannen der Patentpumpe und zuletzt, als kein Pumpen mehr helfen wollte, der Boote, wo jeder der Leute seinen bestimmten Posten hatte. Etwas später erfuhr man freilich, daß es eben nur ein Exerzitium gewesen, die Mannschaft, falls je ein solcher Unglücksfall eintreten sollte, ihre Posten genau zu lehren und die Ordnung dabei aufrecht zu erhalten. Es war auch ganz hübsch, einigen der Passagiere aber flogen die Glieder am Leibe, und ein junger Spanier hatte sich in der Eile, seinen Koffer zu erreichen und an Deck zu schleppen, bloß das Schienbein ein wenig aufgeschlagen. Ich muß übrigens noch hinzufügen, daß den D a m e n vorher Nachricht von dem Manöver gegeben war, um i h n e n wenigstens den Schreck zu ersparen.

Die Dampfer passieren, ehe sie Westindien erreichen, eine kahle, kleine Guano-Insel, die, aus irgend einem rätselhaftem Grunde sombrero — der Hut — genannt wird; sie hat nämlich nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit irgend einer so genannten Kopfbedeckung. Sombrero ist ein kahles, dürres, trostloses Eiland, ohne selbst einen einzigen Baum; die Yankees aber, die sich schon lange die größte, wenn auch vergebliche Mühe gegeben, in den westindischen Inseln festen Fuß zu fassen, scheinen es hier möglich gemacht zu haben. Einige zwanzig bretterne Häuser, in dem bekannten Stil neu errichteter amerikanischer Städte, stehen auf dem Boden, dem selbst fußhoher Guano keine Vegetation entlocken konnte, und die amerikanischen Sterne und Streifen flattern lustig in der Brise über einer Sammlung von Wirtshaus- und Trinkbuden-Schildern. Kaum war der Dampfer aber in e i n e r Höhe mit der Insel, als auch schon Signale aufstiegen, und die Frage, die sie an uns mit diesen stellten, war: „ob in Europa Krieg erklärt wäre?“ Die Leute mußten die friedlichen Versicherungen der friedliebendsten Franzosen entweder nicht gelesen haben, oder kein Wort davon glauben. Wir konnten sie indessen beruhi-

gen. An der Insel lagen mehrere kleine Fahrzeuge, die Guano luden.

Die westindischen Inseln, die man hier zuerst berührt, bieten einen trostlosen, öden Anblick. Sie sind dürr und kahl, und auch fast unbewohnt, einige kleine Fischerhütten ausgenommen. Auf einigen wird jedoch, wenn ich nicht irre, Kupfer gewonnen. Nachmittags zwischen drei bis vier Uhr erreichten wir St. Thomas, eine dänische Insel, die von der englischen Kompagnie zu ihrem Sammelplatz für die Dampfer gewählt ist, weil sie den besten Hafen der ganzen Gruppe hat. Sonst zeichnet sie sich ebensowenig durch üppig tropische Vegetation aus. Nur die kleine Stadt liegt ziemlich malerisch auf drei vorspringenden Hügeln und ist von Palmen freundlich eingefaßt.

„Station St. Thomas — fünf Stunden Aufenthalt — Billette, wenn ich bitten darf" — es ist kaum anders, wie auf der Eisenbahn. Der andere, für Colon bestimmte Dampfer legte auf einer, der für Jamaika schon geheizte auf der andern Seite an, und wie die wilde Jagd wurden Briefsäcke, Kisten, Gepäck und Passagiere nach den verschiedenen Richtungen ausgeladen, um ihre Reise, so gut das gehen wollte, fortzusetzen. Hier bekam auch ein Mann Arbeit, der bis jetzt als die personifizierte Langeweile an Bord herumgeschlendert war und Offiziersuniform trug. Auf meine Frage, wer er sei, erhielt ich die Antwort: der Admiralitäts-Agent; an Bord der Dampfer heißt er aber kurzweg und keineswegs so ehrerbietig bags, weil er auf die mail bags oder Briefsäcke acht zu geben hat. Das ist ein Leben — ewig Passagier und nichts auf der Gotteswelt zu tun, als, in dem Hafen angelangt, dabei zu stehen, wenn die verschiedenen Briefsäcke ausgeladen werden! Zu einem solchen Geschäft gehört auch in der Tat ein außerordentlich geistreicher Mann oder jemand, der gerade das Gegenteil ist — ein Mittelweg findet da nicht statt, oder der Admiralitäts-Agent müßte wahnsinnig werden.

Von St. Thomas bis nach Colon oder Aspinwall an der amerikanischen Küste und dicht unter der Mündung des Chagresflusses fuhren wir mit einem etwas kleineren Steamer, als der „La Plata“ gewesen, mit vortrefflichem Wind auf völlig ruhiger See und erreichten am vierten Abend eines der ungesundesten Nester, auf dem je die tropische Sonne Pest und Fieber ausgebrütet hat. Colon ist auch in der Tat weiter nichts als eine sumpfige Insel unter Wasser, welcher der hartnäckige Amerikaner gerade genug Boden abgewonnen hat, um ein paar Holzhäuser darauf zu setzen. Durch die Eisenbahnbrücke ist sie mit dem festen Lande verbunden. Was sich der Mensch nur von Morast und Sumpf und fetter, ungesunder Vegetation, von giftigem angeschwollenen Tier- und Pflanzenleben denken kann, findet hier seine Vertreter. Schon der Unrat, der überall aus den Häusern in die stehenden Sumpfwasser geworfen ist und nicht fortgenommen werden kann, atmet Seuchen, und man braucht die grüngelben Menschen gar nicht anzusehen, die hier am Ufer herum und aus einem Hause ins andere schleichen. Glücklicherweise ging schon um neun Uhr der Bahnzug nach Panama; ich behielt eben Zeit, einen Brief nach Hause aufzugeben und mein Gepäck in die Expedition zu schaffen, und durfte dann schweres Geld bezahlen, um von diesem Pestorte wieder fortzukommen.

Die Fahrtaxe ist enorm, denn man bezahlt für eine Strecke von 42 englischen, also noch nicht 9 deutschen Meilen 25 Dollars, hat dabei 50 Pfund Gepäck frei und mußte für jedes Pfund Übergewicht 10 Cents, also für je 10 Pfund wieder einen Dollar bezahlen. Jetzt ist die Gepäcktaxe um die Hälfte ermäßigt. — Einige der Passagiere hatten bis zu 80 Dollars nur an Übergewicht zu entrichten. Wenn man aber die Bahn befährt, wenn man sieht, durch welchen Grund und Boden die Eisenschienen gelegt wurden, wenn man das ganze Land und diese Vegetation sieht, diese Sonne und diesen warmen, tödlichen Dunst fühlt, dann zahlt man gern und

willig solchen Preis und ist den Leuten, die es unternahmen, noch dankbar außerdem.

Die Bahn, der die Erhöhung des Bodens nicht die geringste Schwierigkeit bot, denn die Kordillerenkette schmilzt hier zu einer Hügelreihe von einigen hundert Fuß Erhöhung zusammen, während nur eine einzige, etwa acht Bogen haltende Brücke gebaut werden mußte, hat acht Millionen Dollars und zehntausend Menschenleben gekostet. Besonders sind hier Irländer, Deutsche und Chinesen zum Opfer gefallen. Aber auch viele Amerikaner liegen hier begraben, denn den Auswanderern nach Kalifornien gab man freie Passage, wenn sie eine gewisse bestimmte Zeit an dieser Bahn mit arbeiten halfen. Die armen Teufel dachten nicht daran, daß sie sich indessen ihre eigenen Gräber ausschaufelten. — Man hat berechnet, daß man die Eisenschienen dieser Bahn die ganze Strecke lang auf die Leichen der dabei Gestorbenen legen könnte, und es ist wohl nicht die geringste Übertreibung dabei—aber was tut das! Der Unternehmungsgeist des Menschen hat gesiegt, und wieder ein Glied zu der Kette wurde geschmiedet, die unser keckes Jahrhundert um die Erde zieht.

Die Bahn läuft, nur hier und da den Biegungen des Flusses ausweichend, am Chagresstrom aufwärts. Mit Ausnahme kurzer Strecken mußte jeder Fuß breit in dem Sumpf ausgefüllt werden, um die Schienen zu legen. Rechts und links von diesen steht das braune, dunstige Sumpfwasser; rechts und links von diesem ranken fette Schlingpflanzen und bohren sich selbst unter die Schwellen und Schienen hinein, daß es Tausende jährlich kostet, nur um gegen diese Vegetation siegreich anzukämpfen. Selbst auf der Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere ist es nur wenig besser. Das Land ist hier allerdings trockener; nur kurze Strecken abwärts beginnt aber der Sumpf schon wieder und läuft ununterbrochen bis Panama hinein. Unterwegs liegen, außer den auf den Stationen gebauten Häusern, nur

Indianerdörfer. Nackte Kinder und halbnackte Männer und Frauen stehen vor ihren Hütten und sehen das unbegriffene Ungetüm der Bleichgesichter vorüberbrausen. Die Bahn rentiert sich übrigens vortrefflich. Der Warentransport, welcher natürlich ermäßigte Taxen hat, soll so bedeutend sein, daß das Unternehmen bis jetzt 12 Prozent zahlt, und allem Anschein nach jährlich mehr zahlen wird, selbst wenn ihm auch die Ponypost nach Kalifornien durch die Steppen manchen Passagier abwendig macht.

In Panama langten wir natürlich im Regen an, und ich bekam deshalb wenig davon zu sehen. Der Ort ist übrigens schon oft genug beschrieben worden und bietet, außer den alten Überbleibseln der spanischen Baukunst in Kathedrale und Festungswerken, wenig Besonderes. Außerdem ist es das teuerste Nest an der ganzen Westküste, jetzt nicht einmal San Francisko ausgenommen. Wer sich hier ansiedelte, tat es einzig und allein in der löblichen Absicht, die Reisenden mit plündern zu helfen. Ich dankte meinem Schöpfer, als ich schon am nächsten Morgen Gelegenheit fand, gen Süden wieder unterwegs zu gehen; denn die „Anna“, ein kleiner, der englischen Kompagnie gehörender Dampfer, lag fertig zum Auslaufen und dampfte auch richtig schon am nächsten Morgen zehn Uhr in die wunderbar schöne, inselbedeckte Bai hinein.

Es gibt kaum etwas Schöneres in derartiger Szenerie, als diese stille, mit Palmeninseln geschmückte Bai von Panama, in welche die kleine sonnige Stadt auf einer schmalen Halbinsel hinausragt. Aber man muß das alles eben nur als Szenerie, als Dekoration betrachten und darf der Sache nicht näher auf den Grund gehen. Die Bai selber schwärmt von Haifischen, so daß nur ein einfaches Bad darin schon halber Selbstmord ist, und wollte man die kleinen, von Kokospalmen überschatteten Plätze am Ufer besuchen, so würde man nichts als Schmutz und Unrat finden.

übrigens behielten wir vollständig Zeit, um das alles genau zu betrachten, denn ich fand bald zu meinem Schrecken, daß wir mit dem Dampfer kaum von der Stelle rückten. Wir liefen unterwegs mit unserem Gang, den der Kapitän jedenfalls scherzend, sonst aber ganz ernsthaft full speed nannte, 3—3½ Knoten die Stunde. Der Erfolg zeigte denn auch bald, daß wir einen Tag mehr brauchten, um die halbwegs zwischen Guajaquil und Panama gelegene Station Buenaventura zu erreichen, als der gewöhnliche Dampfer nötig hatte, um Guajaquil selber anzulaufen. Es ließ sich aber eben nicht ändern, denn der große Dampfer legte an keinen Zwischenstationen an, und mir lag daran, von einem Engländer zu hören, der irgendwo in Ecuador gelandet war, und den ich zu treffen wünschte.

Schon in Panama hatten wir nun wunderliche Sachen über die neu-granadische Revolution gehört, nach der sich die Caucabevölkerung zuerst einem ungerechten Gesetz der Regierung der Nordstaaten widersetzte und dann Miene machte, die Regierung selber an sich zu reißen. In Buenaventura fanden wir die Revolution in vollem Gange, ja die ganze militärische Macht — einundzwanzig so zerlumpte Kerle, wie nur je ein altes Schießeisen auf der Schulter getragen — am Strande aufmarschiert. Der Gouverneur hatte ihnen dort gesagt, unser Dampfer, der vielleicht 300 Tons Gehalt haben mochte, brächte eine Million Soldaten von Panama, ihren Platz zu überrumpeln, und diese einundzwanzig Spartaner wollten sich denen widersetzen. Die Leute schienen übrigens sehr angenehm überrascht, als unsere kleine „Anna“ keine feindseligen Absichten gegen die paar elenden Bambushütten zeigte, und der Gouverneur, der eins der maliziösesten Gesichter der Erde trug, wurde auch natürlich gleich übermütig und unverschämt. So verlangte er von unserem Kapitän, daß er ihm ohne weiteres die Post überliefern sollte; der Kapitän nahm aber nicht die geringste Notiz von ihm, und wir gingen,

trotz seiner sehr lebhaften und zornigen Gestikulationen, direkt auf das Haus zu, von dem die englische Flagge wehte. Hier residierte der bisherige Postmeister, der aber jetzt durch den Gouverneur der „freien Caucanation“ abgesetzt war. Trotzdem zwang der Gouverneur den armen Teufel, während die Soldateska den Platz besetzt hielt, den Empfang der Briefschaften zu bescheinigen, und nahm sie dann, als sie jenem überliefert worden, augenblicklich in Beschlag und in seine eigene Wohnung. Das Militär marschierte hierauf ab, und der Offizier desselben, die einzige anständig aussehende Persönlichkeit der ganzen Regierung, schien sich seines Postens zu schämen, denn er schlenkerte den Säbel, den er trug, am kleinen Finger hin und her, als ob ihn die ganze Sache eigentlich gar nichts anginge, und marschierte so weit von der Truppe ab, wie es die bodenlos schmutzige Straße nur erlaubte.

Die ganze Stadt bestand aus der einen Straße, mit größtenteils auf Pfählen errichteten Bambushütten, aus denen überall neugierige und scheue Gesichter in den verschiedensten Färbungen hervorschauten. Jedes Haus fast hatte aber unten einen kleinen Kaufladen, in dem Flaschen mit agua ardiente und anderen, meist europäischen Herrlichkeiten aufgeschichtet standen. Irdenes Geschirr und Kattune, Pulver, alte rostige Schrotflinten, Seife, Stricke, Kakao, Reis und Kaffee schienen die Hauptartikel, und wild genug war alles arrangiert. Erstaunt blieb ich aber stehen, als ich mitten zwischen diesem Plunder, mitten zwischen den malerischen, halbnackten Gestalten der Eingeborenen und Spanier w a s? erkannte, das hier einsam und verlassen recht im Herzen der Wildnis, am Stillen Meere hing? — eine K r i n o l i n e. Unwillkürlich fast dachte ich an the last rose of summer, left blooming alone; mitten in der Revolution, in der Aufregung der Gemüter dieses eine stille Bild des Friedens und der Zivilisation!

Aber der Aufenthalt in Buenaventura war, trotz der

Krinoline, kein angenehmer. Es regnete fortwährend, und die Stadt lag außerdem in Schmutz, Schlamm und Sumpf, die Leute sahen auch bleich und elend genug aus. Trotzdem segnete ich den Platz, denn er befreite uns von einer Quantität der unangenehmsten Mitpassagiere, die ich noch auf allen meinen Reisen gehabt habe. In Panama hatten wir nämlich elf italienische Priester an Bord bekommen, die in Buenaventura ausstiegen und von hier aus über das Land verstreut werden sollten. Es waren, mit Ausnahme eines einzigen, lauter junge Burschen von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, dabei schmutzige, gefräßige, schnatternde Gesellen, die überall das Deck bespuckten, bei den Mahlzeiten die Lebensmittel in sich hineinstopften und hernach seekrank über Bord hingen. So wie sie sich aber nur etwas wohler fühlten, sangen sie lustige Lieder, schrieen, jubelten, spielten Karten, und waren bald von allen an Bord auf das herzlichste gehaßt und verabscheut. Die hatten dem Lande hier eben noch gefehlt. Ebenfalls gingen hier einige Deckpassagiere ab, die in die neu-granadischen Goldminen hinaufwollten. Arme Teufel! Ich beneide sie nicht um ihren Marsch und ihre Arbeit in dem Land und Wetter.

Von Buenaventura lag unser nächstes Ziel südlich in Tomaco, einer Insel in der Mündung des Miraflusses und an der Südgrenze der neu-granadischen Republik. Das Ufer ist hier überall flach, und obgleich die Kordilleren gar nicht so weit entfernt liegen, bekamen wir sie nicht ein einziges Mal zu sehen. Dichte Wolken hingen über der ganzen dunklen Urwaldfläche und hüllten das weite Land in düstern Nebel. Erst in Tomaco erreichten wir höheres Land, und mit einem Sonnenblick war es, als ob wir ein kleines Paradies betreten hätten. Nie im Leben habe ich auf einer Stelle eine größere Menge von Fruchtbäumen und Früchten gesehen. Die ganze Insel war von Kokospalmen, Bananen und anderen wertvollen Bäumen fast vollständig bedeckt. Tomaco erscheint auch wirklich als der Garten

der Nachbarschaft, denn selbst von den viel südlicher gelegenen Ortschaften kommen Schoner und kleinere Fahrzeuge hierher, die weiter nichts als Früchte einnehmen und vorteilhaften Handel damit treiben. Und doch könnten die Bewohner aller der Ortschaften, wohin sie dieselben bringen, dieselben Früchte ebenso gut und reichlich ziehen — wenn sie nicht eben so verwünscht faul und lässig wären.

Unser nächstes Ziel war von hier aus Esmeraldas. Ich selber hatte die Absicht gehabt, mit dem Dampfer bis Guajaquil zu fahren, von da nach Quito hinauf zu marschieren und auf dem Rückweg von dort die neubeabsichtigte englische Kolonie am Pailon zu besuchen. In Esmeraldas änderte ich meinen Plan, denn hier kam der Chef jener Expedition, den ich in Guajaquil, Quito oder Gott weiß wo vermutete, an Bord und sagte mir, daß er in den nächsten Tagen nach dem Pailon aufbrechen würde. Rasch hatte ich meine Sachen geordnet und meinen Koffer nach Guajaquil dirigiert, wo ich ihn später wieder in Empfang nehmen wollte, während ich selber mit Büchse und Bergsack in das Boot sprang, um an Land zu fahren.

Das kleine Städtchen Esmeraldas liegt an dem Fluß gleichen Namens auf einer ziemlich hohen Uferbank und hat höhere Berghänge im Rücken. Sonst besteht es aber ebenfalls nur einzig und allein aus ein paar Reihen auf Balken errichteter Holz- und Bambushütten, mit fast ebenso vielen Läden und Trinkbuden wie Häusern, mit ebenso faul, stumpf und nichtsnutzig aussehenden Bewohnern, mit ebenso gelben, braunen und schwarzen Kindern, die halb und ganz nackt durch den Schlamm der Straßen waten. Leider ist die Flußmündung, selbst nicht für ein Walfischboot, zur Zeit der Ebbe zu befahren, da sich eine Sand- und Schlammbarre quer davor gelegt hat und Äste und Stämme dort angeschwemmter Bäume überall aus dem Wasser hervorragen. Der breite Fluß hat eine wirklich reißende Strömung, und weder

Kanoe noch Boot kann dagegen anrudern, sondern muß am Ufer hinauf mit Stangen geschoben werden.

Wir logierten beim Gouverneur, einem Sennor Anjel Ubillus, der uns auf das herzlichste aufnahm. Leider zeigten sich auch hier die Spuren der Revolution in einem krankhaft aussehenden Truppenkorps von zehn oder elf Mann, das in einer Art Bambusscheune exerzierte. Ein wirklicher Trommelschläger war dabei, und Lanzen und alte Musketen vertraten die Stelle sonstiger Waffen. General Franco in Guajaquil hatte nämlich erst kürzlich eine Aufforderung hierher gesandt, die Nationalgarde zu organisieren, mit der er in den nächsten Tagen nach Quito marschieren wollte, um sich diese Bergstadt zu unterwerfen. Allerdings gehörte Esmeraldas, dem Namen nach, für den Augenblick seiner Partei an; die Leute schienen seiner Militärgewalt aber schon herzlich müde, und man wollte am liebsten gar nichts mit der ganzen Revolution zu tun haben.

Esmeraldas ist seiner Zigarren wegen berühmt; jedenfalls sind es die besten, die ganz Südamerika erzeugt — was eben noch nicht viel sagen will —, Ambalema selbst nicht ausgenommen. Sie sind zwar leicht, rauchen sich aber sehr gut und haben einen milden, angenehmen Geschmack, wie den großen Vorteil außerordentlicher Billigkeit. Während alles andere in dem Neste ganz entsetzlich teuer ist und selbst die Landesprodukte mit Silber aufgewogen werden müssen, bekommt man hier sechzehn bis zwanzig Stück für einen Real ecuadorisches Geld — ein französischer Frank gilt für zwei Realen — also vierzig Zigarren für einen Frank. Ich zweifle nicht, daß diese Zigarren einen vortrefflichen Exportartikel bilden könnten, hätten die Leute selber hier nur den geringsten Unternehmungsgeist. Sie lassen die Welt aber ruhig an sich kommen; so lange General Franco seine Drohung nicht wahr macht und in Esmeraldas einrückt, scheinen sie völlig zufrieden gestellt, wenn sie eben nur das haben, was sie zum unmittelbaren

Leben brauchen — und Gott weiß es, das ist wenig genug.

Am ersten Abend in Esmeraldas überraschte mich ein eigener, glockenähnlicher Ton, der in ziemlich monotoner Weise aus einer der Bambushütten herüberdrang — die **Marimba**, wie die Erklärung lautete, und ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als der Marimba meinen Besuch abzustatten. In einer dieser Hütten und zwar in der Bel-Etage, fand ich den Spielenden im Kreise seiner Familie. Ein junger Bursch saß auf der Erde und machte mit den Händen Zigarren, während er mit dem rechten Fuß auf einer vor ihm liegenden Trommel den Takt zur Musik trat; die Frau wischte entweder ihr Halstuch in einer Calabasse rein oder die Calabasse aus — es ließ sich nicht erkennen, und der Mann, neben dem ein Kind in einer Diminutiv-Hängematte schaukelte, spielte die Marimba. Die Marimba ist allerdings weiter nichts als eine Holzharmonika, und zwar in der einfachsten Form gespielt; aber die Art, wie sie dieselben hier anfertigen, unterscheidet sich von der unsrigen. Ich will sie deshalb mit einigen Worten beschreiben. Sie hat gewöhnlich einundzwanzig Töne oder drei Oktaven, ohne halbe Töne. Die Stücke sehr harten Holzes aber, auf denen wie bei einer Glasharmonika und mit ähnlichen Klöppeln gespielt wird, geben nicht durch ihre Größe und Stärke den Ton an, obgleich die höheren Töne durch **kürzere** Stücke unterstützt werden, sondern je dem Ton entsprechende Bambusrohre hängen offen darunter. Das zu dem tiefsten Ton gehörige ist etwa zwei Fuß lang, das für den höchsten Ton bestimmte etwa vier Zoll. Alle sind von ziemlich gleicher Stärke.

Die Musik selber ist entsetzlich monoton und bewegt sich nur in vier Tönen, zu denen sie einen Tanz aufführen, welcher der chilenischen Sambacueca außerordentlich ähnelt. Ob aber die Repräsentanten, von denen ich ihn tanzen sah, nicht dazu paßten, oder ob der chilenische Tanz wirklich so viel graziöser ist, ich weiß es nicht, mir

gefiel diese ecuadorische Lustbarkeit eben nicht besonders, amüsierte mich aber vortrefflich.

Noch eine bessere Gelegenheit hatte ich, diesen Landestanz zu bewundern. Als wir nämlich von einem Besuch auf einer Kakaoplantage, am Esmeraldas aufwärts, zurückkehrten, mußten wir unterwegs landen und einen Arzt, der mit uns fahren wollte, einnehmen. Die Leute dort empfingen uns, wie das fast überall der Fall ist, sehr gastfrei, und da jedermann Zeit hat und es niemandem auch nur einfällt, sich in irgend etwas zu übereilen, so wurde nach Tisch eine Gitarre vorgenommen, und der Doktor spielte und sang. Danach verlangte er aber auch Tanz, und ein sehr hübsches junges Mädchen in tiefer Trauer weigerte sich zu tanzen. Sie war mit ihrer Mutter vor kurzer Zeit von Quito heruntergekommen, um den Vater am Esmeraldas abzuholen, hatte ihn aber tot gefunden und ging in den nächsten Tagen wieder mit der Mutter nach Quito zurück. Die Trauer hatte übrigens mit dieser Weigerung nicht das geringste zu schaffen, denn die Mutter nahm bald darauf für die Tochter die Aufforderung des wunderlichen Individuums an, das mir je vorgekommen. Der Tänzer, der jetzt mit einem schon sehr lange gebrauchten Taschentuch die nötigen Evolutionen ausführte, war ein kleiner, sehr scheuer Mensch, der etwa aussah wie ein heruntergekommener Schreiber, obgleich ich zweifle, daß er je eine Feder zwischen den Fingern gehabt. Er trug ein rot gestreiftes Hemd, blau gestreifte Hosen, *einen* Schuh und ein paar Ohrringe, und schmachtete, während er notgedrungen mit der Mutter tanzte, fortwährend nach der nicht die geringste Notiz von ihm nehmenden Tochter hinüber. Das rechte Bein mußte jedenfalls sein Lieblingsbein sein, denn nicht allein hatte er den Schuh daran, sondern auch wahrscheinlich seine sämtlichen Zehennägel, denn an dem linken Fuß war keiner. Er schaufelte und wedelte entsetzlich herüber und hinüber. Die Zigarre genierte ihn dabei, und der rechte Schuh, und die Mutter, und wir

und der Strick der Hängematte, der in einer Schleife über einem Balken mitten in die Stube hineinhing, so daß es aussah, als ob nach der Feierlichkeit gleich jemand gehängt werden sollte.

Wir tranken auch später Schokolade, das Hauptgetränk hier im Vaterlande des Kakaobaumes, und alle Speisen waren ziemlich gut zubereitet. Wenn die Leute nur eine Ahnung in Südamerika davon hätten, daß es aus einer sauberen Tasse viel besser schmeckt als aus einer schmutzigen! Ich glaubte früher, die Pampas wären der einzige Platz, wo die Unreinlichkeit zu Hause sei, aber ich kannte damals Ecuador noch nicht und habe hier schauerliche Beispiele erlebt.

Doch unsere Bahn lag weiter. Nachdem ich an dem nämlichen Abend noch einem Exerzitium des ecuadorischen Militärs beigewohnt und Dinge gesehen hatte, die einem preußischen Unteroffizier Krämpfe verursacht haben würden, mich aber vollständig kalt ließen, schifften wir uns am nächsten Morgen in einem Walfischboot ein und hielten in die See hinaus, um wieder nach Norden hinauf den Pailon zu erreichen. Der Wind ist nämlich nach dieser Richtung fast immer günstig, ebenso die Strömung, und nach drei Stunden etwa liefen wir am Kap Verde in den kleinen „grünen Fluß" ein, um dort einen Piloten für die etwas verwickelte Mündung des Pailon zu bekommen. Das alles geht aber freilich nicht so schnell, und, obgleich wir mit einigem Treiben noch an dem nämlichen Abend hätten auslaufen können, hielt es der Doktor, der uns jetzt begleitete, für zweckdienlicher, hier zu übernachten und am nächsten Morgen um zwei Uhr mit ausgehender Flut unsere Reise fortzusetzen. Es ließ sich nichts dagegen machen. Unsere Sachen wurden in ein leer stehendes Haus geschafft, wo wir auch unser Mittagsmahl einnahmen, und wir sollten uns dann zeitig niederlegen, um zur gehörigen Zeit wieder bei der Hand zu sein.

Unmassen von Pelikanen — eine braune Art —

waren hier am Ufer und saßen, was ich bis dahin an Pelikanen noch nie beobachtet hatte, in den Wipfeln der höchsten Bäume. Sie schienen sich dort auch vollkommen heimisch zu fühlen, und die Äste bogen sich unter ihrer Last. In der Nacht passierte nichts Merkwürdiges weiter, als daß mich eine Ratte in den Fuß biß, es kann auch vielleicht eine der großen Fledermäuse gewesen sein; ich hielt natürlich nicht still und glaube, daß sie ebenso darüber erschrak wie ich; sie belästigte mich wenigstens nicht weiter. Glücklicherweise hatten wir auch hier keine Moskitos.

Still und grau lag noch leise wogend die See, als wir, von einer leichten Brise getrieben, hinauseilten. Nach und nach gewann sie aber Leben. Im fernen Osten dämmerte der Tag, und Scharen von Fischen sprangen und schlugen um uns her. Zwischen ihnen hin suchten und fanden die Pelikane ihr reichliches Frühstück; im weiten Bogen kreisten sie umher, und wo sie einen solchen Schwarm aufkommen sahen, schossen sie mit fabelhafter Geschwindigkeit mitten dazwischen hinein, um ihre Beute herauszuholen. Auch Hai und Delphin waren tätig, um ihren Anteil zu bekommen. Es soll mir noch einmal jemand sagen, daß er sich „so wohl befindet wie ein Fisch im Wasser“, wo die armen Dinger kaum eine Flosse zeigen durften, um auch schon von einem oder dem andern Feinde verschlungen zu werden. Selbst wir im Boot hatten einen Angelhaken mit dem Versprechen einer guten Mahlzeit für einen Fisch aushängen; sie hüteten sich aber, dem zu nahe zu kommen.

Dann und wann sahen wir auch einmal, gar nicht weit von dem Boot entfernt, den derben Wasserstrahl emporsteigen, den ein alter Walfisch in seinem Behagen ausblies — wußte er doch recht gut, daß ihm weder Pelikan noch Hai etwas anhaben konnten —, wenn ihn eben die Harpunen der Menschen zufrieden ließen. Nach und nach wurde aber die Brise stärker, und wir hatten bald nicht allein damit zu tun, auf unsere Fahrt acht zu

geben, sondern auch den höher und höher steigenden Wellen auszuweichen.

Wer schon je in einem guten Boote vor einer solchen Brise gesegelt ist, weiß, wie froh und stolz sich da die Brust hebt, weiß, wie wohl einem zumute ist, und wie es alle Nerven zu größter Tätigkeit anreizt und spannt. Vor uns lag dabei unser Ziel in einem dunklen, niederen Waldstreifen, der sich zu Starbord weit hinausdehnte, und dort sollten wir in einer der von Sandbänken und Untiefen etwas gefährdeten Mündung des Pailon einlaufen, wozu wir einen Piloten oder practico — wie er sich selber nannte — mitgenommen hatten. Wir waren unserer Sechs im Boot und dieses mit unserem Gepäck, Lebensmitteln, Wasser wie einer Anzahl Kokosnüssen eben nicht leicht geladen, aber Wind und Seegang kamen von hinten und schoben tüchtig nach, und der Practico, der vorn auf dem Bug stand, versicherte uns, daß wir die schlimmste Einfahrt noch vor Dunkelwerden überstanden hätten. Das war auch wünschenswert, denn der Wind blies immer heftiger, die Spritzwellen hatten uns wie unser Gepäck schon vollständig durchnäßt, und eine überschlagende See gab uns außerdem bald den Rest und warnte uns, den andrängenden Wogen etwas vorsichtiger auszuweichen. Außerdem hob die See unser Steuerruder aus und brach den oberen Haspen, daß wir es nicht mehr gebrauchen konnten, und der Riemen (Ruder), den wir rasch dafür einsetzten, war zu kurz, um ihn mit Leichtigkeit regieren zu können. Aber es ging doch, und als des Lotsen ausgestreckter Arm nach rechts hinüber deutete, fiel der Bug rasch nach dieser Richtung ab und hielt dem Lande zu. Es war die höchste Zeit, denn die Sonne war schon unten, die Dunkelheit eingebrochen, so daß wir das noch etwa zwei Meilen entfernte Land nur in seinen dunklen Umrissen undeutlich erkennen konnten. Dort lag auch die Mündung des Pailon, und unserem direkten Einlaufen schien sich nichts mehr entgegenzustellen.

Allerdings ließ der Wind jetzt etwas nach; es ist aber eine alte Regel, da, wo man seiner Tiefe nicht recht sicher ist, ein schwaches Kielboot nicht zu rasch vorwärts zu treiben, denn jagt man auf den Grund, so reißt man ihm leicht den Boden aus und ist dann verloren. Noch etwa eine englische Meile vom Land entfernt, nahmen wir deshalb die Segel ein, um wenigstens vorher eine Barre zu passieren, die dort, nach des Piloten Versicherung lag. Das konnte auch keine Schwierigkeiten haben, denn unser Boot ging kaum mehr als fünfzehn Zoll im Wasser, und wir hatten noch weiten Seeraum. Daß aber die Barre keine Täuschung war, zeigten uns links die Brandungswellen — sogenannte Breakers, die mit ihren glühenden Kämmen ganz häßlich herüberleuchteten. Kaum hatte ich übrigens den einen Riemen aufgenommen, in die Dolle gelegt und ausgeholt, als ich mit der Kante desselben Grund fühlte. Wir hatten kaum zwei Fuß Wasser. Auf meinen Ruf: seco! fühlte der Pilot vorsichtig mit der Stange über Bord und sagte mit der größten Gemütsruhe: si — seco! — aber der eigentliche tiefe Kanal sollte dicht vor uns sein, und dem mußten wir deshalb entgegenarbeiten. Doch es half nichts — mas seco! klang der Ruf des Doktors, dem bei der Sache nicht wohl wurde, denn wir hielten immer mehr auf die Breakers zu — mas seco — immer trockener! — und wenige Minuten später saßen wir richtig fest in einer zähen Masse von Schlamm und Sand.

Es war jetzt völlig Nacht geworden, die Wogen leuchteten wunderbar schön, aber — wir durften unsere Zeit nicht mit Betrachtung der Szenerie versäumen. — Hier, dicht unter den Brandungswellen, konnten wir nicht liegen bleiben, denn die ausgehende Ebbe drohte uns in dem Falle mitten zwischen diese hineinzusetzen.

Der Practico stieg jetzt langsam über Bord, um vor allen Dingen das Boot zu umschreiten und den Stand der Dinge zu erfahren. Er kam aber rascher wieder herein, als er hinausgestiegen war, denn mit einem

wilden Aufschrei warf er sich plötzlich über den Rand zurück, und in demselben Moment zuckten auch zwei, drei leuchtende Feuerstreifen dicht um uns hin, und einer von diesen streifte sogar das Boot. Es waren bloß drei Haifische, die hier in dem seichten Wasser spazieren gingen — daß es aber drei waren, dem hatte der Practico sein Leben zu verdanken. Ein einzelner — und kaum drei Minuten später schoß ein solcher wieder dicht an uns vorüber — würde den armen Teufel unfehlbar gefaßt und unter Wasser gerissen haben; wo aber zwei oder mehrere dieser Ungetüme zusammen umherstreifen, gönnen sie einander den Bissen nicht und drängen einer den andern fort. So dicht hatte der eine Hai den Mann gestreift, daß er ihn im Vorbeischießen mit dem Schwanz an das Bein traf, und der Schlag mochte ihm auch wohl den Schreckensschrei ausgepreßt haben.

Mit Rudern und Stangen arbeiteten wir nun, so gut es gehen wollte, aus dem Schlamm zurück und kamen auch richtig wieder in etwas tieferes Wasser, daß wir wenigstens flott blieben. Um die immer näher heranrückenden Brandungswellen mußten wir aber unseren Weg herumfühlen, und plötzlich saßen wir, als wir versuchten, einen anderen Kanal zu treffen, wieder fest. Des Practico Versicherung nach fiel die Ebbe noch zwei volle Stunden, und so hoch auf dem Trockenen durften wir das schwergeladene Boot nicht sitzen lassen. Es hätte beschädigt werden können, und daß wir nicht wagen durften, das noch sehr ferne Land in dem Fall mit Waten und Schwimmen zu erreichen, davon hatte uns unser nächtlicher Besuch zur Genüge belehrt. Weder Ruder noch Stangen halfen aber, das Boot wieder flott zu bekommen; in der Zeit, die wir damit versäumten, sank das Wasser immer mehr, und es blieb uns jetzt nichts weiter übrig, als alle über Bord zu springen und das gefährdete Boot in tieferes Wasser und von unserem Gewicht erleichtert zurückzuheben.

Das war nun allerdings leicht genug, aber mit der

noch ganz frischen Erinnerung an die Haifische gerade kein angenehmes Gefühl, unsere Beine dem Element anzuvertrauen, in dem jene heimisch schienen. Die Zeit drängte aber; überdies waren wir diesmal unserer Sechs, und es blieb deshalb vollkommen unbestimmt, für welches Paar Beine sich der Hai zuerst entscheiden würde. Der Engländer sprang zuerst über Bord — wir anderen zogen erst vorsichtig unsere Schuhe und Strümpfe aus — den Practico ausgenommen, dem etwas derartiges wohl noch nie die Füße belästigt hatte — und nach kaum zehn Minuten fühlten wir das Boot wieder flott und in so tiefem Wasser, da wir hier wenigstens die vollständige Ebbe abwarten konnten.

War es schon vorher ein eigenes Gefühl gewesen, mit dem Land im fernsten Hintergrund, im Stillen Ozean herumzuwaten, so erinnerte mich jetzt unsere Befestigung des Bootes an die etwas wunderlichen Ideen der Landbewohner, die nicht selten glauben, der Seemann binde abends draußen in See sein Schiff an einen Pfahl und warte den Morgen ab. Genau dasselbe taten wir hier. Wir trieben den Bootshaken so tief in den Schlamm hinein, wie wir ihn bekommen konnten, banden unser Boot daran fest, damit es nicht auf noch höheren Grund getrieben werde, und drückten uns dann ruhig in die verschiedenen Ecken so bequem oder unbequem weg, wie es eben gehen wollte. Es war jetzt acht Uhr; um neun Uhr etwa hatten wir niedrigstes Wasser, und um elf oder halb zwölf durften wir versuchen, ob wir aus diesem Chaos von Sand, Schlamm und Brandungswellen einen Ausweg fänden. Vorher ließ sich nicht das geringste mehr in der Sache tun, und wir konnten nur wenigstens froh sein, daß der Wind einigermaßen nachgelassen hatte.

Jede solche fatale Situation hat auch wieder ihre komische Seite, und wenn auch bis auf die Haut durchnäßt, verließ uns doch nicht unser Humor. Die Nacht war warm, und wir zählten eben all die Vorteile auf,

die wir auf unserem unfreiwilligen Halteplatz hatten; keine Moskitos, keine Sandflöhe, keinen Staub, keine Sonnenhitze, keine unreinlichen Betten und Flöhe — keinen Regen — halt! der Himmel hatte sich langsam umzogen, und es fing leise an zu tropfen. Das schien noch gefehlt zu haben, um unseren Sachen den Rest zu geben. „Vielleicht klärt es sich wieder auf," meinte der Doktor, und in kaum einer Viertelstunde goß es, wie es nur eben in den Tropen gießen kann. Die Unterhaltung war dadurch gänzlich abgebrochen; jeder schützte sich mit irgend einem Kleidungsstück, so gut das gehen wollte, gegen den Guß, und wenn wir denn einmal ein paar Stunden unter einer Dachtraufe verbringen sollten, ließ sich ja doch nichts dagegen machen. So verging Stunde nach Stunde bleiern genug, und nur mit einiger Befriedigung fühlte ich dann und wann den Grund, auf dem wir jetzt wirklich wieder bei zwölf Zoll Wasser festsaßen, und fand, daß die Flut zu steigen anfing. — Fünfzehn Zoll — jetzt achtzehn — jetzt zwanzig — zwei Fuß, zweieinhalb — drei endlich — es war elf Uhr vorbei, und um halb zwölf, mit dreieinviertel Fuß Wasser um uns her, lichteten wir den Anker, d. h. zogen den Bootshaken aus dem Grunde, und ruderten langsam der vermuteten Einfahrt entgegen.

Mit steigender Flut war aber auch keine große Gefahr, daß wir wieder festkommen könnten, denn diese hätte uns in dem Fall doch bald wieder losgehoben. Bald erreichten wir auch das südliche Ufer der Einfahrt, an dem hin ein schmaler Kanal mit tiefem Wasser uns Sicherheit gewährte. Erst einmal hier, setzten wir unser Segel, denn der Wind war günstig, und glitten still und geräuschlos zwischen dem dunklen Schatten der Mangrovebäume hin, die an beiden Ufern ihre Zweige und wunderlichen Wurzeln in die Flut senkten.

Es ist für mich immer ein gar eigentümliches, geheimnisvolles Gefühl gewesen, in einen fremden Wald einzutauchen. Eine fremde Stadt läßt mich außer-

ordentlich kalt, ein fremder Wald übt einen unendlichen Zauber auf mich aus. Was uns umgab, war übrigens auch geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, denn hier, in der stillen Bai des Pailon, hörten wir zum erstenmal das bis jetzt unmöglich geglaubte: singende Fische. Von der Seite, um uns her, tief aus dem Grund heraus tönte überall ein wunderbarer, halb klagender, halb singender Ton, fast wie ferner melodischer Orgel- und Glockenklang, der, wie uns unser Pilot versicherte, von einer kleinen Art von Fischen herrührte. Dazu das Rauschen der Bäume, das Quirlen der Flut unter unserem Bug — es war ein eigenes, schwer zu beschreibendes Gefühl. Doch die Wirklichkeit einer Landung im Schlamm machte bald all' diesem ein Ende. Vor uns tauchten die Umrisse der kleinen Stadt oder des Fischerdorfes St. Lorenzo auf; hier und da brannte in den leichten, auf Pfosten errichteten Hütten noch ein Feuer; dann kam die rasch munter gewordene Bevölkerung des kleinen Ortes schon völlig angezogen (im Hemde, wie sie immer gehen) ans Ufer, und gleich darauf sahen wir uns von einem wahren Menschenschwarm umgeben, die auch alle recht gut ausgeschlafen haben konnten, denn es war etwa um zwei Uhr morgens.

2.

Am Pailon.

Unser Empfang am Lande war charakteristisch und überraschte uns etwas, denn wir hatten gar nicht mehr daran gedacht, daß wir uns in einem vollständig revolutionierten Lande befanden oder es wenigstens eben betreten wollten. Der Doktor, der zuerst ausstieg, wurde nämlich von einem gar grimmig dreinschauenden und mit

einer Lanze bewaffneten Neger angeschrieen: zu welcher Partei er gehöre? Mit der freundlichsten Stimme von der Welt antwortete der Doktor aber, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen: „Zu Ihrer, lieber Freund — ganz zu Ihrer," und es war überraschend, welche Genugtuung dieser Aufschluß gab. Den Soldaten schien damit ein Stein vom Herzen zu fallen, und als sie noch dazu hörten, daß „wir die Engländer seien, die den Pailon bevölkern wollten," taten sie alles, was sie uns an den Augen absehen konnten. Der Doktor hatte übrigens vollkommen die Wahrheit gesagt, denn als echter Ecuadorianer, oder überhaupt Südamerikaner, gehörte er wirklich zu jeder Partei, die gerade die herrschende war.

Die erste Nacht verbrachten wir auf dem Boden des ersten besten Hauses ausgestreckt und in unsere eigenen Decken gehüllt, wobei mich nur wunderte, daß wir auch nicht von einem einzigen Moskito belästigt wurden. Vorher aber brachte uns der Negersoldat, der uns mit eingelegter Lanze empfangen, eine Flasche mit Branntwein als Willkommen, umarmte mich dabei — der Kerl hatte den echten mephitischen Geruch der äthiopischen Rasse — und versicherte mir, daß er der beste und treueste Freund sei, den ich auf der Welt habe. Gott sei Dank, er log!

Den nächsten Tag goß es, was vom Himmel herunter wollte, und wir benutzten die Zeit, um unsere Briefe, die wir schon in Esmeraldas begonnen, an den unmöglichsten Schreibtischen zu vollenden. Am nächsten Tage fuhren meine Reisegefährten mit dem Boot nach Tomaco hinüber, um sie dort auf die Post zu geben, und ich selber blieb, da ich vorderhand der Seefahrt müde war, allein in San Lorenzo und zwischen seiner liebenswürdigen Bevölkerung.

Wie bequem wir es übrigens zum nächsten „Briefkasten" hatten, erhellt daraus am besten, daß das Boot sieben Tage brauchte, um wieder zurückzukommen.

Ich war indessen in einem Haus einquartiert, das, allem Anschein nach, nur von einem Mann und seiner

Frau nebst einem kleinen Kinde bewohnt wurde. Die Häuser sind hier alle sehr leicht auf Pfählen gebaut, und bei jedem Schritt zittert das ganze Gebäude. Die Frau hatte für uns gekocht, sehr primitiv, es ist wahr, aber im ganzen nicht schlecht, und wir brauchten dabei weiter nichts zu beobachten, als dem Kochen eben nicht zuzusehen, wir hätten uns sonst leicht den Appetit verderben können. Die Kocherei, wie besonders der Platz, wo die Speisen zubereitet wurden, ist eben nicht zu beschreiben. Kaum dunkelte es aber an dem Abend, als sich das bis dahin ziemlich friedliche Stillleben änderte. Bis jetzt hatte mich nur der Mann geniert, der ein furchtbares Geschwür auf dem Rücken hatte und sorgfältig das Hemd in die Höhe geschlagen trug, damit es jeder sehen konnte. Jetzt legte sich die Frau hin, bekam Magenschmerzen und winselte kläglich; das Kind fing dazu an zu schreien, ein kleiner, nichtswürdig magerer Hund fing an zu bellen, und der Mann zankte. Dazu lag unter dem Haus ein halb zerbrochenes und umgedrehtes Kanoe, über das eine alte, blinde Kuh, die sich vor dem jetzt niederflutenden Regen hierher geflüchtet hatte, ein- bis zweimal hinwegstürzte — kurz, es war ein wahrer Heidenlärm, und trotzdem ich mein Bestes versuchte, in der Hängematte einzuschlafen, fand ich es zuletzt unmöglich. Etwas m u ß t e geschehen; ich warf deshalb dem Hund ein paar gelbe Kokosnußschalen an den Kopf und trieb die Kuh in den Regen hinaus, dann gab ich der Frau etwa fünfzehn Tropfen Opium in Branntwein, nahm den Jungen in meine eigene Hängematte und hatte nach etwa einer halben Stunde die Familie ruhig und zufrieden. Das war aber nur die erste Nacht, und das Schlimmste sollte noch kommen. Die Frau bekam am nächsten Tage wieder Schmerzen, und d r e i Frauen, jede mit einem kleinen Kinde, nahmen sich ihrer an. Der Abend kam und mit ihm auch wieder das unausweichliche Winseln der Frau, mit Zanken des Mannes, Kuh, Hund, Regen und dem dazu zu addierenden Gebrüll von

heute vier Kindern, die ich unmöglich alle bei mir unterbringen konnte.

Die Frau beruhigte ich wieder mit Opium und Branntwein, und ließ ihr dazu den Leib tüchtig mit Salz und Branntwein reiben; die Kinder mußte ich aber schreien lassen, und mochte etwa eine halbe Stunde in dem jetzt stockfinsteren Raum halb verzweifelt in der Hängematte gelegen haben, als draußen die Leiter knarrte. Ich hob den Kopf, und drei glimmende Zigarren — weiter ließ sich natürlich nichts erkennen — tauchten auf und ließen sich, ohne einen weiteren Laut, auf drei an der Wand stehenden kleinen Kisten nieder. Kein Wort wurde gesprochen; ich hörte nur das Gebrüll der Kinder, in den Zwischenpausen das ewige Spucken der Besucher auf den Boden, und sah dazu das unheimliche Glühen der ordentlich leuchtenden Zigarrenstummel. Endlich aber mochte es der Visite doch mit dem Gebrüll zu arg werden. „Maldito!“ brummte der eine zwischen den Zähnen durch, stand auf und verschwand gleich darauf in dem niederrauschenden Regen — ich konnte nur eben noch hören, daß er die schlüpfrige Leiter halb hinunterrutschte. Ihm folgte der zweite und dritte, und sie ließen uns in unserem Elend allein.

Die Frau war ruhig geworden. Als sie aber am nächsten Morgen wieder klagte und Medizin verlangte, schöpfte ich Verdacht, daß sie das Opium nur des Branntweins wegen nahm, und gab ihr versuchshalber die gewöhnliche Dosis diesmal in einem Löffel Klauenfett. Ich kann dieses Mittel nicht genug empfehlen; es half fast augenblicklich, und die Schmerzen sind nicht wiedergekehrt.

Ich selber aber hatte dieses Leben satt bekommen und beschloß, dem ein Ende zu machen. Am nächsten Morgen schon ging ich aus, um mir ein Haus zu mieten oder zu kaufen, wo ich allein sein, allein und ungestört schlafen konnte; an Arbeiten war in dem Aufenthalt ja so nicht zu denken. Die Sache war auch viel leichter, als

ich im Anfange gedacht, denn ich fand ein allerliebstes kleines Haus mit einem trefflichen Dach, sonst aber ohne Möbel und Wände, gerade wie ich es brauchte, dicht an der Bai stehend, das ich mit Grundstück und allem und Raum genug zu einem kleinen Garten für den mäßigen Preis von fünfundzwanzig Dollars erwarb. Zwei Wände ließ ich mir von auseinandergebogenen Palmstämmen und Bambus herrichten, reinigte den Aufenthalt von einer Unmasse alter Kalebassen, Bananenschalen, Steinen, Harpunenstangen und Angelruten, befestigte meine Hängematte, brachte meine wenigen Habseligkeiten auf an die Pfosten gehangene Regale von Bambus, borgte einen kleinen Tisch, und war nun mit der weiten Bai vor mir, mit keinen Kühen und Hunden unter, wie mit keinen schreienden Kindern und kranken Frauen in dem Hause, so behaglich eingerichtet, wie ein Mensch in diesem Lande, in dem es fast ununterbrochen regnet, nur irgend sein kann, und doch gehörte dieser Juni zu der sogenannten trockenen Jahreszeit; wie mag es erst in der nassen hier aussehen! Wunderbar verschieden ist aber dieser ganze nördliche Teil Südamerikas von den weiter südlich gelegenen Ländern, und schon ein Blick auf die Karte zeigt den fabelhaften Wasserreichtum dieses Landes. Während in Peru fast gar kein Regen fällt, und Tausende von Äckern des besten Landes so lange dürr und unbenutzt liegen, bis sie von der sorgenden Hand des Menschen künstlich bewässert werden, ist hier oben im Norden bis Panama, ja, selbst bis Costa Rica hinauf, die Luft feucht und der Boden so von Wasser getränkt, daß er die wasserreichsten Bergströme nach allen Seiten aussenden kann. Ein Amerikaner, den wir mit uns an Bord der „Anna" hatten, und der seit längerer Zeit diese Küsten des Handels wegen befährt, meinte allerdings auch, es sei ein Land, in dem wirklich nur ein Gummielastikumbaum existieren könne, der, wie der Pilz den natürlichen Regenschirm, so auch gleich von der allsorgenden Natur seinen Mackintosh be-

kommen habe; doch aber scheinen sich die Leute hier vollkommen wohl zu befinden, und in dem kleinen Neste St. Lorenzo am Pailon, das von Lagunen und Mangrovesümpfen umgeben liegt, befand sich, nach meiner erfolgreichen Kur mit dem Klauenfett, auch nicht ein einziger kranker Mensch mehr. Der Ort enthält allerdings nur etwa 140 Seelen — eine unglaubliche Menge von Kindern eingerechnet. Doch ehe ich in meiner Beschreibung der Einzelheiten fortfahre, gebe ich dem Leser lieber erst ein ungefähres Bild des ganzen Landes; er findet sich dann leichter zurecht.

Ecuador ist ein Teil der früheren großen Republik Columbien, die fast den ganzen Norden Südamerikas umfaßte und vor noch nicht so langen Jahren in die drei Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador aufgelöst wurde. Sieht man nun die Karte an, so fragt man sich allerdings: weshalb taten das die Leute? Weshalb behielten sie nicht ein großes und dadurch mächtiges Reich und zerstückelten sich dafür in so viele Splitter? Lernt man aber das Land selber kennen, und reist man erst gar darin, so springt einem auch die vollkommen gegründete Ursache einer solchen Zersplitterung in die Augen, denn in einem so großen, von mächtigen Gebirgen durchschnittenen Reiche, in dem fast gar keine Verbindungswege bestehen, ließ sich eine wirkliche Regierung der einzelnen Teile durch die schlaffen Eingeborenen nicht aufrecht erhalten. Selbst diese jetzt viel kleineren Distrikte können sich nicht friedlich einrichten, und nicht allein der Ehrgeiz oder die Geldgier einzelner — wie damals in Ecuador — trägt die Schuld an den steten Revolutionen, sondern in vielen Fällen — wie vor allem in Neu-Granada — die vollständige Unkenntnis der gerade Regierenden von einem großen Teil ihres Landes, dem sie Gesetze anpassen wollten, die sich wohl auf einen Distrikt, aber nie und nimmer auf alle anwenden lassen.

Ein anderer mißlicher Umstand ist der, daß noch von keiner dieser zahlreichen Republiken Südamerikas die

Grenzen fest bestimmt sind. Ecuador macht davon keine Ausnahme, ja, ist vielleicht in dieser Hinsicht einer der am schlimmsten verwickelten Staaten. Nicht allein, daß im Osten die Grenze mit Brasilien vollständig imaginär ist, und dieses Land, während Ecuador die Grenzlinie bis zu 72° westlicher Länge von Greenwich zieht, das ganze Territorium, das der Amazonenstrom östlich von den Kordilleren bewässert, für sich haben möchte, verlangt Peru im Süden beinahe zwei Drittel des ganzen Reichs, und streitet sich Ecuador im Norden noch mit Neu-Granada um die Inseln in der Mündung des dortigen Grenzflusses Mira — hat also vollständigen und genügenden Stoff für interessante Aufregung noch auf Jahrzehnte.

Doch von der jetzigen Revolution später. Als sich die große Republik Columbien in diese verschiedenen kleineren auflöste, wurde die Staatsschuld derselben an England auf die verschiedenen Länder verteilt, und Ecuador ist bis jetzt der einzige Staat, welcher Miene gemacht hat, seine Schuld abzutragen.*) Es bot England für die 550 000 Pfund Sterling Land an und suchte dadurch in gar nicht unpraktischer Weise diese Last los zu werden, während es zugleich seine eigene Bevölkerung hob und das eigene Land wertvoll machte. In England wurden darauf Bonds für dieses Land ausgegeben, und eine Gesellschaft kaufte einen großen Teil derselben an. Deren Plan ist nun, außer verschiedenen Landstrecken im Innern und an der südlicher gelegenen Küste, vor allen Dingen den sehr günstig gelegenen nördlichsten Hafen Ecuadors, der in dem zedierten Land inbegriffen ist, in Angriff zu nehmen, und dessen Ufer zu bevölkern, dessen Küsten zu bebauen, wie sich die zahllosen Hilfsquellen des Landes dienstbar zu machen. Die Gesellschaft selber besteht aus Engländern und Deutschen. Besonders sind verschiedene Deutsche im Direktorium, und ihr größter

*) Neu-Granada will jetzt nachfolgen.

Wunsch ist natürlich, die deutsche Auswanderung nach diesem Punkte Amerikas vorzugsweise hinzulenken. Ob sie das erreichen werden, muß die Zeit lehren; einen günstigeren Boden für die Spekulation hat es aber wohl noch nirgends gegeben, und wenn die Sache mit tüchtigen Kräften und mit ein klein wenig gesundem Menschenverstand angegriffen wird, kann man ihr nur eine günstige Zukunft versprechen.

Ecuador selbst liegt recht eigentlich im Herzen der tropischen Zone, denn der Äquator durchschneidet es. Der Pailon, der ziemlich die nördliche Grenze bildet, liegt etwa unter 1° 30′ nördlicher Breite, während die jetzige Südgrenze bis etwa 4° 30′ südlicher Breite hinab — oder vielmehr, wie man hier sagt, hinauf geht. Wind und Strömung sind nämlich im Stillen Ozean, der die Westufer von Ecuador bespült, entschieden von Süd nach Nord, wie auch der Passat südlich von der Linie weht, wenigstens von Südost nach Nordwest. Wohin also die Strömung und der Wind gehen, heißt hinab, woher sie kommen, hinauf.

Von Peru an hat nun Südamerika bis nach Kap Hoorn „hinauf" fast gar keine Flüsse, oder doch nur kleine Bergströme, die von dem schmelzenden Schnee der Kordilleren anschwellen und im Spätsommer zu seichten Bächen eintrocknen. Hier dagegen, obgleich das Land zwischen den Kordilleren und dem Meere nur wenig breiter ist als weiter im Süden, erzeugt das feuchte Land, mit den dem Grunde entsteigenden Dünsten, ganz ansehnliche Ströme, die breit und einladend in das Meer münden. Schiffbar sind sie freilich deshalb immer nicht, oder doch nur auf kurze Strecken. Auch der Pailon ist nur die breite, von verschiedenen Inseln erfüllte Bai jener Ausläufer; wenn aber auch die Mangrove den unteren Teil desselben umgibt, liegt im Osten desselben das reichste Land, und hier besonders ist die Heimat des Kakaobaumes, der bis zu zwanzig und dreißig Fuß Höhe wächst und zahllose Früchte trägt.

Die Bewohner dieser Küste sind eine tolle Mischlingsrasse von Spaniern, Indianern und Negern, und eine bestimmte Abstammung ist wirklich bei den wenigsten herauszufinden, die natürlich ausgenommen, wo sich die Indianer noch unvermischt erhalten haben. Einen solchen Stamm, die Cayapas, fand ich an der Tolamündung, prachtvoll gebaute, herrliche Menschen, mit dem langen, straffen Haar der Rasse. Eine höchst eigentümliche Tatsache ist es aber, daß sie, allerdings von brauner Haut, doch eine entschieden lichtere Farbe haben als ihre Brüder, sowohl im hohen Norden als im tiefen Süden Amerikas. Die Sprache ist natürlich wie in ganz Südamerika, mit Ausnahme Brasiliens, spanisch, und die Lebensweise so einfach, wie sie nur möglicherweise sein kann. Brot kennt man hier gar nicht, ausgenommen ein weniges dann und wann, das gelegentlich von Esmeraldas oder Tomaco herüberkommt. Die Banane (Pisang, Platane) vertritt hier, wie auf den Südsee-Inseln die Brotfrucht, Brotesstelle und wird auf die verschiedenste Weise zubereitet, am meisten aber nicht völlig reif und gebacken genossen. Dazu halten sie sich etwas Rindvieh und Schweine, von denen sie gelegentlich ein Stück schlachten, und leben außerdem von Fischen, von denen die Bai eine Menge der besten Arten liefert. Dann und wann gehen sie auch wohl mit ihrer Lanze oder einer alten Muskete und ein paar Hunden auf die Jagd; im ganzen scheint ihnen aber diese Art des Broterwerbs zu beschwerlich. Noch tatsächlicher tritt diese Faulheit in dem kleinen Orte selbst zutage; denn in einem Lande, wo man die Saat wirklich nur in den Boden zu stecken braucht, um den reichsten Ertrag zu erzielen, hat kein einziges der Häuser einen kleinen Garten, und nur eine einzige Kokospalme steht in dem ganzen Orte, wo es weiter nichts bedurft hätte, als die Nuß einen Fuß tief in die Erde zu graben.

Es ist ein altes Sprichwort, daß ein Mensch nicht vergebens auf der Welt gewesen sei, wenn er einen ein-

zigen Baum gepflanzt. Ich habe in St. Lorenzo, ehe ich den Platz wieder verließ, doch wenigstens vier Kokospalmen gepflanzt.

Quito ist die eigentliche Hauptstadt des Landes, und dort bestand damals ein sogenanntes gobierno provisorio aus drei Präsidenten oder Direktoren. Mit diesen war der gutgesinnte Teil der Bevölkerung, denn diese Leute wollten keinen „Soldatenstaat", sondern nur eine Zivilregierung und Hebung des Ackerbaus und der Gewerbe. General Flores war der Generalfeldmarschall dieser Partei, während General Franco in Guajaquil, von dem peruanischen Präsidenten Castilla dabei unterstützt, dem Staat Quito den Krieg erklärt hatte und offen dabei heraussagte, daß er weder Wissenschaft noch irgend etwas anderes der Art brauche, sondern einen Soldatenstaat haben wollte. Guajaquil selber schien diesen Ehrgeiz keineswegs zu teilen. Franco hatte aber eine Menge Gesindel zusammengelesen, das sich in der ruhigen Republik zu langweilen schien, und erklärte sehr gemütlich: er wolle dem Lande den Frieden bringen und die Bewohner glücklich machen, indem er die eine Hälfte derselben durch die andere totschlagen ließ. So Haß und Unfrieden, Zwietracht und Bürgerkrieg überall, und wie not tat doch gerade diesem Lande der Frieden, das, selbst mit den unermeßlichen Hilfsquellen und Schätzen seiner Landstriche und Gebirge, in den letzten hundert Jahren nicht die geringsten Fortschritte gemacht, ja, eher, wenn das möglich wäre, zurückgegangen ist. So liegt die alte Stadt Esmeraldas, von dem fruchtbarsten Lande, von Gebirgen umgeben, die reiche Schätze bergen, noch mit ihren zwanzig elenden Bambushütten, wie sie vor zweihundert Jahren erbaut wurde, und was könnte aus dem Lande geworden sein, wenn sich die anglo-sächsische Rasse desselben bemächtigt hätte — was wird daraus werden, wenn selbst jetzt noch eine tätige, betriebsame, unternehmende Bevölkerung einrückt und die Schätze ausbeutet, die hier überall zutage liegen. Wunderbare Veränderungen

werden dann mit diesem Lande vorgehen, und die jetzigen Bewohner desselben wohl ebenso staunen, als die ebenso lässigen kalifornischen Spanier staunten, als Schiff nach Schiff die fremden Einwanderer an ihre Küste warf.

Ist aber einmal eine tüchtige europäische Bevölkerung hier ansässig, dann hören auch von selber diese lächerlichen und doch für den einzelnen so traurigen Revolutionen auf, die jetzt alle Augenblicke die Bevölkerung entzweien, und nicht allein den Arbeiter seiner Tätigkeit entziehen, sondern auch stets mehr oder weniger Menschenleben kosten. Für den dabei uninteressierten Zuschauer hat es allerdings etwas Komisches, die verschiedenen zusammengelaufenen Armeekorps, die gewöhnlich aus sieben bis zwanzig Mann bestehen, zu beobachten; aber die Leute tragen Gewehre, die nicht allein manchmal losgehen, sondern auch zu Zeiten platzen, und was haben die armen, unglücklichen Menschen getan, die, mit nicht dem geringsten Ehrgeiz für sich selber, einer „Idee“ zufolge derartigen Gefahren preisgegeben werden.

Doch jetzt nach St. Lorenzo zurück, wo wir noch eine Menge angenehmer Bekanntschaften zu machen haben — und was für ein wunderliches Völkchen lebte dort! — Überhaupt, wie rasch wechseln die Schicksale im Leben und werfen uns arme Menschenkinder toll und rücksichtslos aus einer Ecke in die andere. Heute noch in dem freundlichen Thüringen, auf der wundervollen Rosenau, von allen Bequemlichkeiten, ja, manchem Luxus der Zivilisation umgeben, und sieben Wochen später als Hausbesitzer in St. Lorenzo, einem der entferntesten Winkel des Erdballs, den auf der Karte zu finden der Leser sich nur unnütze Mühe geben würde. Hausbesitzer in St. Lorenzo; vor meiner Tür — eine Tür habe ich eigentlich gar nicht — steigt und fällt die Flut, ich koche mir meinen eigenen Kaffee, fange meine eigenen Fische und tue genau so, als ob ich auf der ganzen Welt keinen Menschen weiter hätte, der mich etwas anginge.

St. Lorenzo liegt am Pailon etwa 1° 30′ nördlicher Breite und ungefähr 87° westlicher Länge von Greenwich. So weit die Länge und Breite. Sonst liegt St. Lorenzo an einer reizenden Bai, in welche eine Menge aus den Kordilleren kommende kleine und klare Bergströme münden; es hat den reichsten und fruchtbarsten Boden um sich, den man sich auf der Welt nur denken kann. Allerdings liegt es ebenfalls an der Grenze der Manglaren- oder Mangrovesümpfe, die seine es vom Meere trennenden Inseln füllen. Diese Manglarensümpfe scheinen aber keine ungesunden Dünste auszuatmen, denn sie werden zweimal täglich von der See bedeckt und rein abgewaschen und können deshalb keine schädlichen Miasmen entwickeln. Dicht dahinter liegt aber auch höheres Land, mit einer Vegetation bedeckt, durch die man weder hinkriechen, noch die man beschreiben kann. Hier mögen die Leute herkommen, die Urwald zu sehen wünschen, oder gar eine Sehnsucht haben, im Urwald spazieren zu gehen. Ich bin doch wahrhaftig schon in mancher Wildnis umhergewandert, aber man kann die Romantik auch übertreiben, denn so etwas von Wurzeln, Stämmen, Dornen, Schlingpflanzen, Sumpflöchern und Lagunen ist mir noch nicht leicht vorgekommen.

St. Lorenzo hat etwa achtzehn Häuser, auf einem Platz zerstreut, der mit mäßiger Einteilung recht gut zweihundert tragen könnte. Dabei ist der Zwischenraum aber keineswegs mit Gärten, sondern nur mit Kühen, Hunden, Schweinen, Hühnern und halb oder ganz nackten Kindern ausgefüllt, die sämtlich rücksichtslos durch den nassen Boden herüber- und hinüberwaten. Einzelne Fruchtbäume stehen allerdings hier, besonders mit delikaten Früchten bedeckte Orangen, sonst ist aber nur eine einzige tragende Kokospalme auf dem ganzen Platze zu finden, weil die Leute zu lästerlich faul sind, selbst nur eine Nuß in die Erde zu graben. Häuser sind so einfach wie dem Klima angemessen gebaut, und stehen

alle auf sechs bis acht oder zwölf, etwa zehn Fuß hohen Pfosten, und Bambusleitern, oder noch viel häufiger nur eingekerbte Stämme, die an dem schwanken Fußboden lehnen, dienen Menschen, Kindern und Hunden zu Treppen, um die Beletage zu erreichen. Es ist besonders erstaunlich, welche Geschicklichkeit die Hunde entwickeln, um an diesem Beförderungsmittel nicht allein hinauf-, sondern auch herunterzulaufen. Ich würde sagen, sie kletterten wie die Katzen, wenn eine einzige Katze im ganzen Orte wäre, um einen solchen Vergleich zu gestatten.

Die Bewohner sprechen Spanisch, lassen sich aber sonst von jeder nur erdenklichen Rasse ableiten, und hätte jeder Farben t o n auch einen K l a n g, so könnte das volltönendste Instrument daraus zusammengestellt werden. Jedenfalls trägt die kaukasische, äthiopische und amerikanische Rasse die Urschuld an der jetzigen Bevölkerung. Doch auf die Bewohner kommen wir später zurück und wollen uns jetzt erst einmal eine der Wohnungen etwas näher betrachten.

Vorsichtig auf in den Schlamm festgetretenen Stücken Bambus und Holz, Kokos- und Kalebassenschalen und Rindenstreifen fortbalancierend, haben wir die Treppe — das heißt, den eingekerbten Baumstamm erreicht, und singen nun erst unten: Ave Maria oder etwas Ähnliches, worauf von oben die Antwort purissima oder eine andere Gebetformel folgt, was teils als Gruß, teils als Erlaubnis gilt, den Platz zu betreten. Mit der Erlaubnis sind wir aber noch nicht oben, denn der Pfahl ist nichtswürdig schlüpfrig und liegt nicht einmal fest, so daß schon eine Art Turner dazu gehört, glücklich hinaufzukommen. Oben angelangt, steigen wir dann erst über zwei oder drei kleine Kinder hinweg, die nackt und ungewaschen überall herumliegen, und hier kann ich nicht umhin zu bemerken, daß ich in meinem ganzen Leben — selbst nicht im sächsischen Erzgebirge — m e h r kleine Kinder gesehen habe, als in St. Lorenzo. Weniger als fünf findet man in k e i n e m Hause, und das Wunder-

bare dabei ist, daß sie alle von einem Alter scheinen. Wenn das so fortgeht, nicht mehr als die übliche Zahl stirbt und keine bedeutende Auswanderung stattfindet, so kann man recht gut berechnen, daß in hundert Jahren St. Lorenzo etwa 250 000 Einwohner zählen muß. Kinder liegen überall, kriechen am Boden, schaukeln in Hängematten, saugen an ihren Müttern oder an den eigenen Fingern, werfen Kalebassen mit Trinkwasser um, ärgern die Hunde und liegen fortwährend am äußersten Rande des Bodens, wo es aussieht, als ob sie jeden Augenblick hinabstürzen müßten. Selbst in den nur aus Palmenrinde gelegten Fußböden sind überall Löcher, durch die sie mit größter Bequemlichkeit rutschen könnten, und die Leiter oder der Baumpfahl scheint ebenso bereit zu ihrem Gebrauch, wie für den der Hunde und Erwachsenen. Nichtsdestoweniger kümmert sich kein Mensch um sie, man hört auch nie, daß eins wirklich hinabgefallen sei — oder wenn das wäre, daß es wirklich Schaden genommen hätte. Die Mütter gehen zum Wasserholen oder fahren in die Bai hinaus, um Austern zu suchen, und überlassen die Würmer ruhig sich selbst und ihrem Schutzgeist, der hier jedenfalls alle Hände voll zu tun hat.

In der Stube selber — die das ganze Haus einnimmt — sieht es wunderlich genug aus. An ein Meublement ist natürlich nicht zu denken, man müßte denn hier und da einen niedrigen Tisch und ein paar Stücke Holz dazu rechnen, die zu Sitzen dienen. Wände existieren ebenfalls nur in einzelnen Fällen, und dann zwar aus gespaltenem Bambus oder eben solcher Palmenrinde. Die Luft hat überall freien Durchgang, und nur das Dach ist mit zusammengeschnürten Palmenblättern fest und dicht bedeckt, um nicht auch noch den flutenden Regen von oben hereinzulassen. Auf ein paar Querstangen von Bambus, in der Mitte des Hauses, liegen einige Harpunen und Angelruten, auch wohl ein paar breit geschnitzte Ruder, dazwischen steckt eine macheta — ein langes,

breites Messer, das zum Lichten der Waldung und zu verschiedenen anderen häuslichen Bedürfnissen dient — drei oder vier Hängematten schwingen überall im Wege, einige sehr kleine Holzkisten stehen an den Seiten, und die innere Einrichtung, mit einem eisernen Topf und sechs bis acht Kalebassen, die auf einem rohen Kochherd ihren Platz haben, ist fertig. Eine Art Balkon darf ich aber nicht vergessen zu erwähnen, der, kunstlos bis zum äußersten, zu jedem dient, was in irgend einer Haushaltung vorkommen kann. Dort liegen Kalebassen- und Austernschalen, Bananenreste, getrocknete Fische, Orangenschalen, Nachttöpfe, Wischtücher und vorrätige Früchte in malerischer Unordnung durcheinander, und — aber es geht wahrhaftig nicht — ich kann mich nicht weiter auf diese Schilderung einlassen. So viel darf ich aber sagen, daß mich der Schmutz und Unrat in diesen Wohnungen menschlichen Fleißes endlich hinaus in eine Privatwohnung trieb.

Übrigens setzte ich die Eingeborenen in Erstaunen, als ich dieselbe bezogen und meinen Schreibtisch hergerichtet hatte, denn dort drüben wäre es nicht möglich gewesen, auch nur eine Zeile zu schreiben. Da die Burschen auf der Gotteswelt nichts zu tun haben, als die Woche vielleicht zweimal Bananen zu holen und eine Stunde des Tages Fische oder Austern zu fangen, war ihnen meine Arbeit etwas Neues, und sie machten Anstalt, sich bei mir stetig einzuquartieren. Daß sie mir dabei überall den Boden bespuckten, verstand sich von selbst, und ich überraschte sie einigermaßen, als ich sie ohne weiteres zur Bude hinausjagte. Ich erklärte ihnen dabei, daß ich dies Haus genommen habe, um vollständig allein zu sein, und wenn sie mich besuchen wollten, möchten sie einmal kommen, wenn ich nicht zu Hause wäre. Als ich das mit drei oder vieren gemacht, ließen sie mich in Ruhe. Es ist schlimm genug, auf einem rollenden Faß zu sitzen und seine Gedanken zu sammeln, es fehlte noch, daß man sich über die faulen Bengel ärgerte.

Die kleine Stadt hat übrigens den Vorteil, daß in ihr nicht ein einziger Laden, überhaupt gar nichts auf der Welt für Geld oder gute Worte zu haben ist — agua ardiente ausgenommen, die ein Menschenfreund von Tomaco von Zeit zu Zeit herüberschafft und für einen Vierteldollar drei Viertelflaschen verkauft. Die Leute leben dafür aber auch wirklich wenig besser als die Indianer, und daß sie dem Namen nach Christen sind, macht darin natürlich keinen Unterschied. Die Banane ist das tägliche Brot, das auf die verschiedenste Weise zubereitet wird; dazu essen sie dann und wann etwas Reis, wenn sie ihn haben, Fische, Austern, Muscheln und was sie sonst an Wild mit ihren Schrotflinten erlegen können — und das ist wenig genug. Sie halten sich allerdings Hühner, das scheint aber nur mehr zum Staat zu sein, denn einen wirklichen Nutzen habe ich noch nicht daraus ziehen sehen. Natürlich lebe ich jetzt so einfach wie sie: morgens Austern und Reis zusammengekocht, was gar nicht so übel schmeckt, dazu eine gebackene Banane und eine Tasse Schokolade. Der Kakaobaum wächst wild in Ecuador — wild aber natürlich nur sehr vereinzelt, und zur Anpflanzung dieses nützlichen Baumes haben es erst sehr wenige gebracht. Zuckerrohr, Kaffee, Vanille, die verschiedensten Arten von Gewürzen, kurz, alles, alles, was die Vegetation nur Kostbares auf der Erde erzeugt, könnten sie hier mit der größten Leichtigkeit bauen, und tun gar nichts auf der Gotteswelt, als daß sie sich, vom Hunger getrieben, ein paar Fische fangen. Es ist das traurige Bild einer heruntergekommenen Rasse, die, wenn es auch hier nicht den Anschein hat, als ob sie ausstirbt, doch jedenfalls dereinst einer anderen weichen muß, denn ebensoviel Recht wie diese Menschen hat auch der Indianer der Wälder, das Land für seine Jagdgründe zu beanspruchen, und welcher zivilisierte Staat nimmt noch auf einen Indianer Rücksicht?

Und dennoch hat dieses kleine Nest einen Vorzug vor manchem andern Ort — keine der drei Fakultäten ist

hier vertreten, keine Zeitung, keine Polizei, kein Magistrat, nicht einmal ein Geheimer Rat ist hier — was will man mehr? Da ist jedenfalls Hoffnung für eine glückliche Zukunft.

Ich sagte vorher, daß die Häuser keine Gärten haben; darin finden jedoch Ausnahmen statt, das heißt, hier und da ist auf Pfählen ein altes, unbrauchbar gewordenes Kanoe aufgestellt und mit Erde gefüllt worden, in dem einige Zwiebeln und dann und wann auch ein paar Blumen wachsen. Weder Zwiebeln noch Blumen sollen nämlich, einer Unzahl kleiner Ameisen wegen, hier in der Erde gezogen werden können. Hängende Gärten der Semiramis — spreche einer von den sieben Wundern der Welt, der Ecuador noch nicht gesehen hat!

Der Gesundheitszustand war, wie schon vorher erwähnt, vollkommen befriedigend, und doch — wäre jemand an dem Tage, an welchem ich mein Haus bezog, nach St. Lorenzo gekommen, so würde er geschworen haben, daß dieser kleine Ort das größte Fiebernest der Welt sei. In allen Häusern lagen aber nur die Männer krank am Fieber nieder und schienen mit verbundenen Köpfen und geschlossenen Augen geduldig ihrer Auflösung entgegenzuharren. Am nächsten Tage waren sie aber alle wieder gesund wie die Fische, und einige ruderten sogar noch vor Tagesanbruch mit einer Kraft und Ausdauer über die Bai, als ob ihr Leben davon abhinge. Das Rätsel ist leicht gelöst, denn nicht das Fieber, sondern die Revolution lag ihnen in den Gliedern, wenn ich gleich damit nicht gesagt haben will, daß auch nur irgend einer von ihnen eine selbständige politische Meinung gehabt hätten. Sie wollten nur eben nicht Soldaten spielen, und da Franco die Leute zu Kriegern pressen ließ, entzogen sie sich dem mit derselben Energie, wie sie sich einem gleichen Ansinnen des General Flores entzogen haben würden. Eine solche Werbetruppe des Generals Franco war hier eben eingetroffen.

Mir gerade gegenüber, in einem auf Pfählen errichteten Hause ohne Wände, Tür, Fenster und Dach lagerte und exerzierte die Truppe von sieben Mann und einem Offizier, warb für die gute Sache und wartete auf die Unterstützung von Tomaco. Die Leute hier hatten aber nicht die geringste Lust, nach Esmeraldas in die Schlacht zu ziehen, und als gütliches Zureden nichts half, wurden sie ernstlich krank. Wie die Fliegen lagen sie umher, und erst als die sieben Soldaten sämtliche Kanoes des Ortes zusammenholten und unter ihrem Fort aufs Trockene zogen, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt. Einzelne flüchteten in den Wald, um den Abmarsch der kriegerischen Schar zu erwarten, andere griffen zu einem noch verzweifelteren Mittel und stahlen ihre Kanoes unter den Augen der Schildwache selbst weg, und als den einen Abend Order kam, daß die Verstärkung von Pailon zur Hauptmacht stoßen solle, waren nur noch fünf Mann, den Offizier eingerechnet, übrig, und eben genug, eine zum Proviant bestimmte Kuh mit fortzuführen. Die Berichte, die wir dazu von der Mündung erhielten, wo ein paar Häuser, St. Pedro genannt, liegen, lauteten ebenfalls nicht ermutigend, denn statt der erwarteten zweihundert Mann waren nur zwölf Mann eingetroffen. Das Resultat dort blieb ebenfalls nur ein sehr geringes. Sie verzehrten die Kuh, die sie mitgenommen, und kehrten, als sie einsahen, daß eine *solche* Streitmacht doch nicht gut eine feindliche Stadt überfallen könne, ruhig in den Kreis ihrer Familien zurück.

Die Szenerie ist prachtvoll; überall ragen aus dem Wald die herrlichsten, wild wachsenden Palmen hervor; ihre Stämme stecken aber in einem solchen Dickicht von anderer Vegetation, daß sie, selbst an der Wurzel abgehauen, an vielen Stellen mit dem besten Willen nicht einmal umfallen könnten. Beim Lichten des Waldes muß dann auch erst einer jener riesigen Stämme die Bahn brechen, der in der Wucht seines Falles alles übrige rücksichtslos mit zu Boden reißt. Man darf überhaupt

in der Welt nicht zu viel Rücksichten nehmen, wenn man sich Bahn brechen will.

Dicht um das Wasser her nimmt fast nur der Mangrovebaum mit seinen wunderlichen Wurzeln den Raum in Anspruch. Manche von diesen alten, riesigen Bäumen habe ich gesehen, die genau so aussehen, als ob sie die Wurzeln in die Höhe und die Äste auf den Boden streckten, denn ihre Stämme berühren gar nicht, oft nicht einmal mit einem Hauptwurzelarm, den Grund, sondern stehen, von unzähligen Fasern und Auszweigungen getragen, wie frei in der Luft. Unter diesen bogenförmigen Abzweigungen der Wurzeln, die mit einem undurchdringlichen Gewirr schlammbedeckter Fasern und Äste den Boden bedecken, wächst und wühlt die Flut, und läßt in der Ebbe den Grund darunter, wie ebenso viele Höhlen, nackt und bloß. Aber die ganze Natur lebt und webt dabei, und wie aus allen Richtungen her ein wildes Gewirr von Vogelstimmen an des Jägers Ohr tönt, der mit leisem Ruderschlag sein Kanoe durch diese Wasser lenkt, so ist auch fast keine Mangrovewurzel, die nicht ihre wunderlichen Bewohner in Gestalt der verschiedensten buntfarbigen und schwarzen Krabben hat. Die Fische stellen diesen Tieren nämlich gierig nach, und die Krabbe, die zur Ebbezeit ein höchst gemütliches und beschauliches Leben unter den verschiedenen schlammigen Schlacken am Ufer führt, oder auch ihre besonderen Privatlöcher an der steilen Lehmbank hat, ist genötigt, ihre Zuflucht bei Flutzeit zu den niederhängenden Schößlingen der Mangrove zu nehmen, um an diesen aufwärts ihren gefräßigen und schnellen Feinden zu entgehen. Seitwärts sieht man sie überall daran auf- und ablaufen, und die Fischer nehmen sie als leichte Beute in Beschlag, um ihre Angeln mit ihnen zu ködern. Die Bai ist übrigens außerordentlich fischreich, und große, vortrefflich schmeckende Austern kommen in der Ebbe überall zutage, jedem offene Tafel gönnend, der Lust hat, sie zu öffnen und zu verzehren.

Die Inseln, die der auslaufende Strom bildet, sind allerdings nur meist niedere Mangrovesümpfe, hier aber schon am Pailon fängt das höhere Land an und dehnt sich in einer fruchtbaren, aber noch wasserreichen Ebene bis zu den nächsten, nicht sehr fernen Abzweigungen der Kordilleren aus.

Da ich übrigens glücklicher Hausbesitzer eines auf neun Pfählen, wie auf einem Kegelspiel stehenden Hauses oder Wigwams, also damit auch Bürger von St. Lorenzo geworden, war ich auch imstande, das dortige Stilleben (fünfundzwanzig Kinder schrieen die ganze Nacht, sechsunddreißig Hunde bellten, und man hörte sie alle) genau kennen zu lernen, und den Leser wird es vielleicht interessieren, eine kurze Skizze, vom Gesichtspunkt eines zivilisierten Menschen aus, zu durchblättern.

Trotz meiner, übrigens nicht bedeutenden Zivilisation war ich auch schon vollkommen indianisch eingerichtet, und denk' ich jetzt zurück, seh' ich noch bis zu dieser Stunde den Platz vor mir, wie er mich damals umgab. Auf den Bambusstäben, die meine Decke bilden, liegen meine Harpune, meine Angelrute und mein Ruder. Die Doppelbüchse hängt mit Teleskop und Bergstock an einem Pfahl, denn eine richtige Wand habe ich eigentlich nicht, und unten vor dem Haus an einem Bastseil liegt mein Kanoe. Vier Kalebassen für Wasser, ein eiserner Kochtopf mit einem Schokoladenkocher, ein Teller, eine Tasse und ein hölzerner Löffel bilden mein Kochgeschirr, einige getrocknete Fische und eine Kalebasse mit Reis, wie ein Korb mit Orangen, eine reifende Fruchttraube der Banane und ein Dutzend grüner Kokosnüsse meinen Speisevorrat, und mein Schreibtisch ist einer jener nichtswürdig niedrigen, kaum fußhohen Tische, die hier Mode sind, auf ein halb durchgehauenes Kanoe gestellt, mit einem halben Eimerfaß als Stuhl. Die andere Hälfte des Kanoes wurde nämlich dazu verwandt, einen Indianer zu begraben, der aus irgend einem Grunde gestorben war.

In seiner Hälfte modert er jetzt, auf meiner schreibe ich nach Deutschland — so ungleich sind die Schicksale in der Welt verteilt.

Eigentlich ist es ein wunderbares Volk, das diese Küsten bewohnt — ein Mischlingsstamm aus Spaniern, Indianern und Negern — und hätte Ähnlichkeit mit den Südsee-Insulanern, wenn die Verhältnisse nicht so ganz verschieden wären. Der Südsee-Insulaner arbeitet nämlich nicht, weil ihm die Natur alles bietet, was er zum Leben braucht und die Brotfrucht ihm in den Mund wächst. Der Ecuadorianer arbeitet ebenfalls nicht, aber trotzdem ihm die Natur keine Brotfrucht über die Nase hängt. Er hat nichts zu essen, aber das geniert ihn nicht im geringsten, und nur im äußersten Notfall schlendert er hinaus in seinen Bananengarten, den er einmal vor Jahren anlegen mußte, wenn er nicht verhungern wollte, oder fängt ein paar Fische für sich und die Seinen; das ist alles. Woher er seine Kleider bekommt, ist ein Rätsel, das nur die Kaufleute in Esmeraldas und Tomaco zu lösen wissen, denn dort sollen alle diese Leute Summen schuldig sein, und nur, wie ihnen jemand borgen konnte, begreife ein anderer. Natürlich sind sie abergläubisch, und der Mond spielt bei ihnen eigentlich die Hauptrolle. Nichts geschieht, wenn der Mond nicht, wie sie meinen, passend dazu am Himmel steht, und wie sie das wissen, ist mir ebenfalls ein Rätsel, denn der Himmel ist das ganze Jahr bewölkt, und ein Kalender existiert im ganzen Neste nicht. Zu kaufen ist hier gar nichts, außer dann und wann einmal eine Flasche agua ardiente oder Sirup, den eine einzige Frau hier aus einem kleinen Feld mit Zuckerrohr gewinnt. Sie besitzt auch drei Pfund weißen Zucker, für den sie drei Realen (ein halber Taler) das Pfund verlangt, und da ihn niemand kauft, wird sie ihn selber verbrauchen müssen.

Eines Tages hatte ich gar nichts im Haus zu essen und konnte, des ewigen Regens wegen, nicht auf

die Jagd gehen. Im ganzen Orte war dabei kein Fisch, keine Banane zu kaufen, und zur Verzweiflung getrieben, beschloß ich endlich, eins der hier zahlreich herumlaufenden Hühner käuflich an mich zu bringen. An welches Haus ich mich aber auch wandte, es war keins zu bekommen. „No hay, Señor," lautete die stete Antwort — „wir haben keine." „Aber wem gehören die alle, die hier herumlaufen?" — „Quien sabe?" sagte sie achselzuckend — dies verzweifelte Quien sabe, das mich schon in Kalifornien so geärgert hatte! Aber ich war hungrig und fest entschlossen, diesmal mich nicht abweisen zu lassen. Ohne deshalb ein Wort weiter zu verlieren, ging ich nach meinem Haus, nahm meine Büchse und schritt der nächsten Wohnung zu, wo ich die meisten Hühner versammelt fand. „Was wollen Sie tun, Sennor?" fragte die eine Frau erschreckt. „Eins der Hühner schießen," erwiderte ich, „der Eigentümer wird sich dann ohne Zweifel melden." — Das half — der Eigentümer meldete sich — ehe ich die Büchse an der Backe hatte, in der Person der alten fetten Donna selber. Sie bekannte sich als die Besitzerin der Hühner und verkaufte mir jetzt ohne Murren eins derselben, mit dem mein Blutdurst gestillt war.

Eine andere höchst schwierige Sache ist es hier, Schokolade zu bekommen, obgleich man Ecuador das Vaterland des Kakaobaumes nennen kann. Der Indianer, der in der anderen Hälfte des Kanoes liegt, hat eine große Anpflanzung von mehr als tausend Bäumen hinterlassen, und kleinere Kakaogärten liegen an verschiedenen Stellen. Kakao ist auch genug zu bekommen, aber keine Schokolade, die von den Frauen hier zwischen Steinen gerieben oder „gemahlen" wird. Was sie notdürftig für sich brauchen, mahlen sie allenfalls, mehr nicht, obgleich man ihnen gern das Pfund mit zwei Realen bezahlt. Den Kakao selber sammeln sie auch natürlich mit dem Mond.

Die Frau des Mannes in dem halben Kanoe monopolisiert außerdem fast den Verkauf, das heißt sie ist die

einzige, die dann und wann mehr macht, als sie selber braucht, und mit keinem Brocken mehr im Haus ging ich zu ihr. „Ja, ich will mahlen," sagte sie, „wenn ich „trockene Bohnen" hätte, aber no hay." — Gut, trockene Bohnen waren, wie ich wußte, zu bekommen. Ich ging nach einem anderen Hause, kaufte zwei Pfund und brachte ihr dieselben, die sie am nächsten Tage zu mahlen versprach. Da ich wußte, was auf derlei Versprechungen zu geben ist, setzte ich meine Bemühungen fort, und es gelang mir richtig, ein Pfund Schokolade für den augenblicklichen Bedarf aufzutreiben. Zwei Tage später begleitete ich den englischen Ingenieur als Jäger in die Berge, wo ich nur zwei bis drei Tage bleiben wollte, aber neun Tage ausblieb, und mein erster Gang war, nach meiner Rückkunft, zu der Frau, um die Schokolade abzuholen. — „Ja, ich wollte gern mahlen," sagte sie, „aber es gibt keine trockenen Bohnen." — „Den Henker auch," rief ich, „ich hab' dir ja selber zwei Pfund gebracht." „Ja, das ist wahr," erwiderte sie mit voller Gemütsruhe — „die hab' ich freilich selber aufgebraucht — so wie aber der Mond gut ist, gehe ich hinaus und sammele andere," — und da soll der Mensch nicht fluchen.

Die Häuser stehen hier, wie schon gesagt, auf Pfählen, und zu Treppen dienen fast einzig und allein roh eingekerbte Baumstämme — für meine Treppe ebenfalls, von der ich, trotzdem ich das Haus schon vier Wochen hatte, erst dreimal hinuntergefallen war. Erstaunlich ist es aber, welche Fertigkeit Kinder, Hühner und Hunde besitzen, dies Verkehrsmittel hinauf- und hinabzulaufen. Besonders die Hunde visitieren abends die verschiedenen Häuser, um irgend eßbare Gegenstände zu finden, und überraschen nicht selten den glücklichen, in seiner Hängematte liegenden Besitzer durch eine kalte, in seine Hand geschobene Nase. Zweimal ist es mir auch passiert, daß ich nachts anderen Besuch bekam. Einmal wach' ich auf und höre, wie sich irgend jemand in meinem Hause äußerst lebhaft mit einem anderen unten befind-

lichen Individuum unterhält. Ich springe aus der Hängematte und frage, in der Stockdunkelheit, wer da ist. „Ich bin's," sagte eine natürlich vollkommen fremde Stimme. — „Und zum Teufel, wer ist der i ch?" — „Oh, ich wohne in San Pedro und habe mich verirrt — ich will jetzt hier schlafen." — Nun ist es aber Sitte, daß niemand ein fremdes Haus betritt ohne den Ruf Ave Maria, worauf er eine Antwort des Besitzers oder Inwohnenden abzuwarten hat — noch dazu bei Nacht. Der Bursche war aber gegen alles Völkerrecht in voller Dunkelheit zu mir heraufgeschlichen, und ich jagte ihn deshalb, trotz des niederflutenden Regens, ohne Erbarmen wieder hinaus; naß war er doch einmal.

Kurze Zeit vorher war mir Ähnliches passiert, und ich zog von da an meinen Baumpfahl abends vor Schlafengehen wie eine Zugbrücke herauf — aber selbst das ist kein Schutz. Eines Tages hatte ich mir einen Peon gemietet, um am nächsten Morgen eine kleine Wanderung vorzunehmen. An dem nächsten Morgen goß es aber, was vom Himmel herunter wollte, und der Peon kam mit Tagesgrauen, mich zu fragen, ob wir trotzdem gehen wollten. Der eingekerbte Stamm war noch heraufgezogen; das genierte ihn jedoch nicht im mindesten. Wie eine Katze kletterte er an dem Eckpfahl herauf, legte sich mit beiden Armen auf die Diele und sagte: „Guten Morgen, Sennor — es regnet."

Die sechzehn oder achtzehn Häuser des kleinen Ortes liegen zerstreut auf dem vielleicht zehn Acker großen Bauplatz von St. Lorenzo; da aber alles offen oder nur durch Bambusstäbe ein klein wenig von dem B l i c k der Nachbarn geschützt ist, so bildet der ganze Ort gewissermaßen e i n e Familie, in der jeder genau weiß, was in dem Nachbarhause passiert. Kein Kind kann husten oder schreien, kein Hund bellen, ohne daß es sechzehn Häuser stört. Nachts hört man die Unterhaltungen aller Orten, und die M a r i m b a , das Lieblingsinstrument der Eingeborenen, klimpert in einem fort. Diese entsetzlichen

Instrumente sind nie rein gestimmt, selbst von der Geburt an, und da sie niemand verderben kann, hat der Vater kaum die Klöppel hingelegt, als sie der Sohn schon wieder aufnimmt und weiter hämmert. Die Melodie, die sie zu ihrem nicht ungraziösen Tanze benutzen, bewegt sich in drei oder vier Tönen, und nur die Ausdauer ist dabei zu bewundern, mit der die oft zehn und zwölf Stunden lang ununterbrochen in Gang gehalten wird. Die Begleitung dazu bildet eine Art Trommel oder in Ermangelung dieser irgend ein Kasten, der im Takt mit den Fäusten gestoßen oder gehämmert wird. Im Walde gibt es einen Vogel, der eine ähnliche Melodie pfeift, und sie nennen ihn den Marimbero.

Die Cajapas-Indianer fabrizieren auch eine Art von Gitarre, die sie, wie ein Kanoe, aus einem einzigen Stück Holz sehr geschickt aushöhlen. Ein Mann hier im Orte, derselbe, der mir sein Haus verkaufte und eine Art von Zimmermann oder Kunsttischler ist, versuchte etwas Ähnliches. Er nahm einen ziemlich harten Baumstamm, und hackte wirklich, mit anerkennenswerter Ausdauer, die Form einer Gitarre heraus; als es aber dazu kam, das Ding auszuhöhlen, gab er es in Verzweiflung auf und es liegt jetzt vor meiner „Treppe“ als „Schlammstufe“, während ich mir acht Tage vergebens den Kopf darüber zerbrach, zu was der wunderliche Holzblock eigentlich bestimmt gewesen.

Nur eine einzige Gitarre ist im Orte, die leidlich gespielt wird, aber einige musikalische Frauen haben wir hier, und in stiller Nacht erhebt sich manchmal plötzlich aus der einen oder der anderen Ecke eins der wunderbarsten Gequietsche, das menschliche Einbildungskraft je Gesang genannt hat. Die eine Frau — sie wohnt nur zwei Häuser von mir und ich kann sie vollkommen deutlich hören — ist besonders komisch darin, denn sie hat stets den Schlucken, was sie aber keineswegs am Singen hindert. Die Wirkung, die das in der fast stets wehmütigen Melodie hervorbringt, ist äußerst eigentüm-

lich. Manchmal schreit auch ein Kind dazwischen, und ich kann an der Schwingung des Tones hören, wie sie die Hängematte schaukelt; das Kind soll aber noch geboren werden, das sie zwingen würde, ihr Lied zu unterbrechen. Kleine Hindernisse existieren für die Frau nicht.

Handwerker gibt es hier gar nicht, meinen Zimmermann ausgenommen. Hüte — die sogenannten Panamahüte — flechten übrigens verschiedene Leute, auch lebt ein Mann hier, von dem das Gerücht geht, daß er einmal ein Rad gemacht hätte; aber kein Mensch weiß hier, was eigentlich ein Rad ist, denn niemand hat noch eins gesehen oder weiß sich zu erklären, zu was es eigentlich dienen könnte. Sie haben das Wort in ihrer Sprache, etwa mit einem ähnlichen unbestimmten Begriff, mit dem wir das Wort Chaos anwenden. Keine Uhr ist in dem ganzen Orte, keine Mühle, nicht einmal eine Kaffeemühle, kein Schiebkarren, kurz nichts, das auch nur in der entferntesten Weise an einen radähnlichen Gegenstand erinnern könnte. Ebensowenig haben die Leute hier je ein Pferd gesehen — es müßten denn einzelne da sein, die von weiter her eingewandert sind. In den einzigen benachbarten Orten, Esmeraldas und Tomaco, gibt es nämlich ebensowenig Pferde, denn die Plätze sind in die Wildnis eingehauen, und der einzige Verkehr von dort ist zu Wasser.

Hier in St. Lorenzo bin ich der einzige, der abends Licht brennt — gute Stearinlichter noch dazu, die ihren milden Schein in einer alten Stalllaterne vergeuden. Die Laterne ist aber nötig, und zwar darf sie, wie die meinige, nur drei Scheiben haben, um das Licht nach einer Seite zu werfen, während es auf den andern drei Seiten — ich sitze immer gegen den Wind — vor diesem geschützt ist. Stehe ich abends aber einmal auf und bewege mich in meinem Wigwam, so bellen im nächsten Augenblick auch sämtliche Hunde in der ganzen Stadt; dadurch geweckt, fangen die Kinder an zu schreien, und es bedarf einer vollen Stunde, bis sich alles wieder

beruhigt. — Wir haben die Beispiele ja auch in Europa, daß kleine Ursachen große Wirkungen hervorbringen.

Übrigens spielte ich auch in gar nicht etwa so seltenen Fällen den Arzt und kurierte kaltes Fieber und Kolik wahrhaft meisterhaft mit Brechweinstein, Ipecacuanha, Chinin und Opium, konnte aber, trotz dieser nützlichen, wenn auch nicht sehr lohnenden Beschäftigung, doch die Zeit kaum erwarten, wo ich aufs neue meine Büchse schultern und in den stillen Wald hineinwandern konnte, fremden, neuen Gegenden zu. An Unterhaltung fehlte es mir ebenfalls; denn daß jenes kleine Detachement Soldaten, wenn es sich zeitweilig in St. Lorenzo aufhielt, den ganzen Tag nach einem nicht weit von meinem Haus entfernten Stein schoß und nie den Platz fand, wo die Kugeln eingeschlagen waren, konnte mich wohl in einer angenehmen Aufregung halten, aber doch nicht für die Länge der Zeit fesseln. Vor den Soldaten fürchtete sich übrigens ganz St. Lorenzo, und die entsetzlichsten Gerüchte liefen von Mund zu Mund, ja wurden fast zur Gewißheit, als eines schönen Tages eine alte Negerin in einem Kanoe hier eintraf und wahre Räubergeschichten von Haus zu Haus trug. Infolge davon kam auch richtig noch an dem nämlichen Abend ein besorgter Familienvater zu mir, erzählte mir, daß er gehört habe, Francos Bande würde die Stadt überrumpeln, und fragte an, ob er mir in dem Fall nur seine Familie bringen dürfe: eine Frau, zwei Töchter und drei schmutzige Jungen. Bei dem Fremden fühlten sie sich sicher, und in dem Fall hätte ich mir eine schöne Kolonie von hilfsbedürftigen Damen auf den Hals laden können.

Die Sache war aber lange nicht so schlimm, als sie gemacht wurde, denn „Francos Bande" traf wirklich ein, ohne daß auch nur ein Mensch in dem kleinen Orte von ihr gekränkt wurde. Zwei Tage später nämlich, als ich morgens aufstand, wurde ich durch ein prächtiges Schauspiel überrascht. Vor mir lag die einmal ausnahmsweise von der Sonne beschienene freundliche Bai,

und auf dieser kamen langsam mit der steigenden Flut vier so malerische Kriegskanoes angeschwommen, wie ich sie in meinem ganzen Leben nur gesehen habe. Mit meinem Teleskop konnte ich sie schon von weitem deutlich erkennen, und alle waren mit Bewaffneten bis an den Rand geladen. — Und w a s für Bewaffnete! — Schwarze und braune Burschen, manche mit stattlichen Bärten und zerknitterten Hüten, alte Ponchos über die Schultern geworfen, oder diese auch nackt der Luft und Sonne preisgegeben, mit Musketen, Lanzen und alten Pallaschen bewaffnet, schwammen, malerisch in den Kanoes gruppiert, langsam mit diesen heran und landeten endlich ihre Mannschaft — zirka hundert Krieger — an derselben Spitze, an der mein Wigwam steht. Es war der Gouverneur von Esmeraldas, der seine Getreuen aufgeboten hatte, in der Sache der Freiheit — für General Franco in Guajaquil — die Empörer zu zerstreuen, die für die provisorische Regierung in Quito gewagt hatten, einzustehen.

Von seinem Generalstab umgeben — sie gingen a l l e barfuß, selbst der Gouverneur — hielt er vor meinem Hause, und war so freundlich, mir zuerst einen Besuch abzustatten. Ich muß noch einmal erwähnen, daß ich e b e n erst im Negligé aus meiner Hängematte kam und mich noch nicht einmal gewaschen hatte; wir tranken aber ganz vergnügt einen „Bittern" auf den frischen Morgen, zündeten eine Zigarre an und versprachen, uns beim Frühstück wieder zu treffen. Die Mannschaft wurde dann durch den Quartiermeister in den verschiedenen Häusern — ob Raum oder nicht — untergebracht, die Frauen und Mädchen flüchteten zu alten, würdigen Damen in Unterröcken, die sie in Schutz nahmen, und die Soldaten zogen aus, um die Pisanggärten der Aufrührer zu brandschatzen und ihre Kühe einzufangen und zu schlachten.

So viel aber zur Rechtfertigung des Gouverneurs, der selber ein sehr braver und rechtlicher Mann war. In

dem einen Hause hatten die Soldaten von ein paar Frauen einen Halsschmuck, eine Schere und ein paar andere Kleinigkeiten gestohlen. Der Vater, der sich deshalb beim Gouverneur beklagte, taxierte selber den erlittenen Schaden auf etwa 3½ Dollar. Als die Täter aber nicht ermittelt werden konnten, zahlte der Gouverneur den Verlust aus seiner eigenen Tasche.

Prächtig sah es aus, wie die Rationen verteilt wurden, denn während sechs so pittoresk zerlumpte Gestalten, wie sie sich die Phantasie nur denken kann, zwei arme, auf seiten General Flores' stehende Kühe herbeischleppten, abschlachteten und zerlegten, kamen andere schwer beladen aus den Pisanggärten zurück, und für jeden Mann wurden vier oder fünf grüne Pisang — je nach der Größe — zusammengelegt, bei denen wieder besondere Schildwachen stehen mußten, die für General Franco gesinnten Kühe abzuhalten, sich der Pisang zu bemeistern. Das Ganze dauerte aber — vom Schlachten der Kühe bis zum Verzehren der Mahlzeit — keine halbe Stunde, und die Mannschaft verteilte sich dann, um einzelne Bewohner von St. Lorenzo, die mißliebig schienen, gefangen zu nehmen. Keiner widersetzte sich dabei, kein Schuß fiel, kein lautes Wort wurde fast gesprochen, und das Ganze war eine so stille, ruhige Eroberung einer Stadt, wie sie wohl je vorgekommen. Natürlich nahmen wir Fremden nicht den geringsten Anteil an diesen Streitigkeiten, denn das war eine Sache, welche die Bewohner von Ecuador allein unter sich selber auszumachen hatten.

Die Gefangenen gab der Gouverneur übrigens später freundlicherweise alle wieder heraus, als wir ihm einen Boten nachschickten und ihm sagen ließen, daß er uns nicht einen einzigen Mann zu den nötigsten Arbeiten gelassen habe und wir ohne dieselben nicht fertig werden könnten. An dem Abend war natürlich große Marimba. In einem der Häuser, in denen die Soldaten einquartiert waren, und in dem dieses unvermeidliche In-

strument hing, machten sich ein paar schon um elf Uhr morgens darüber her, die aus Palmenholz verfertigten Tasten warm zu schlagen. Das Klimpern dauerte auch ununterbrochen bis zum Dunkelwerden fort, wo es dann ernstlich in Angriff genommen wurde.

Die gewöhnlich vierhändig gespielte Marimba wurde von zwei eben abgelösten Kriegern besetzt, ein anderer hatte sich der Trommel bemächtigt, die er mit derben Fäusten schlug — zwei junge Burschen bearbeiteten gemeinschaftlich zu gleichem Zweck eine Kiste, die den Marken nach einst Seife enthalten und von Boston ihren Weg hierher gefunden hatte, und zwei andere, so wild und trotzig als irgend möglich aussehende Vaterlandsbefreier führten, in Ermangelung einer Dame, zusammen den Tanz auf. Bei diesem ist es freilich Sitte, daß Herr wie Dame ein Taschentuch in die Hand nimmt, das auf die koketteste Weise geschwenkt und gehalten wird; wo aber hernehmen und nicht stehlen, denn keiner aus dem ganzen Korps, der Gouverneur ausgenommen, führte solch einen Gegenstand mit sich. Die Schärpen, die sie um die Hüften trugen, mußten den Dienst auch versehen; rasch knüpften sie dieselbe los, und der überdies schwache Boden zitterte unter den gewichtigen Tritten. Gar bunte Dekoration umgab dabei die Tänzer, denn an den Wänden hingen alle Arten, alle Größen verrosteter alter Flinten, die kein Kreiser in Deutschland auch nur auf die Schulter genommen hätte; in den Ecken lehnten scharfgeschliffene Lanzen und alte Pallasche, und Ponchos und Proviantbeutel füllten den Raum aus, der nicht von dem braunen, bärtigen, vergnügt dreinschauenden Publikum eingenommen war. Der Schein einer Fackel von Gummielastikumharz verbreitete dabei über das alles nur ein trübes Licht und warf seinen düsteren Schatten mit einer ganz eigentümlichen Wirkung über die wilden Menschen und Waffengruppen.

Mitten in den Tanz hinein tönte ein schriller Ruf. Im Nu schwieg die Marimba, und die Tänzer standen

regungslos — wieder, und lauter als vorher derselbe Ruf — der eine der Tänzer, der die Dame vorstellte, mußte auf Wache. Rasch gürtete er sich seine Schärpe wieder um, ergriff mit einer Art Instinkt seine alte Muskete unter der Zahl der übrigen heraus und verschwand draußen in der Dunkelheit, als die Marimba schon wieder in toller Lust einfiel und ein anderer seinen Platz ausgefüllt hatte.

Am nächsten Morgen schiffte sich die Schar wieder nach San-Pedro ein, und wir hörten von ihren Heldentaten weiter nichts, als daß sie nach Esmeraldas zurückgefahren wären, wo der Gouverneur vom General Franco bald nachher — Gott weiß weshalb — abgesetzt wurde.

Seit der Zeit haben wir Frieden hier, und ich lebe nur in ununterbrochener Fehde mit den Kühen, die mir jeden Abend in meine Umzäunung brechen wollen, mit den Fledermäusen, die nachts meine reifen Bananen auffressen, mit einer verwünschten Art bleichsüchtiger weißer Frösche, die auf dem Dache quaken und mich im Hause selber unaufhörlich besuchen, und mit einer kleinen grünen Fliege, die eigentlich das nichtswürdigste Individuum ist, das je in Gestalt einer Fliege herumsurrte und einen Menschen ärgerte. Sie sticht nicht — das einzige Gute, was man von ihr sagen kann, und das fehlte auch noch — aber sie sucht sich dunkle Stellen, in denen sie eine eigene Art von zähem, klebrigem Harz deponiert, um irgend eine Wohnung oder einen Brutplatz zu bauen. Gleich bei meiner Ankunft hier wurde ich ermahnt, meine Büchsenläufe verstopft zu halten, da diese Fliege solche Plätze am allerliebsten aufsucht, und ich tat das von da an sorgfältig, aber — sie weiß auch andere Stellen aufzufinden. Der Rock, den man hier wenig braucht, hängt ein paar Tage am Nagel — heute will man ihn einmal anziehen, da hat dieser Satan von einer Fliege eine lange gelbe Harzröhre in den Falten hinaufgezogen, und die ganze Geschichte klebt zusammen, als ob sie zusammengenäht wäre. Meine Zither hing

einige Tage, als ich in den Bergen war, unberührt in ihrem Futteral; als ich sie wieder herausnehmen wollte, war sie hineingeleimt. In meiner Jagdtasche hatte ich mein Pulvermaß eine kurze Zeit aus der Lederröhre genommen, in die es gehört; wie ich es wieder hineinstecken wollte, fand ich den Platz mit dem gelben Harz verkittet. Messerscheiden, Hosentaschen und derartige Dinge darf man nicht offen ihnen preisgeben, oder man hat sich die Folgen selber zuzuschreiben.

Die Insekten sind sonst in St. Lorenzo selber nicht besonders lästig, und daß sich einem abends beim Schreiben eine Fledermaus an den Rücken krallt, gehört zu den Seltenheiten und ist mir auch in der Tat nur erst ein einziges Mal passiert. Sonderbar ist es, daß die Hunde jedesmal zu bellen anfangen, wenn der Lärm der Marimba, das Schreien der Sänger aufhört. Man sagt ja auch, daß der Müller aufwacht, wenn seine Mühle stehen bleibt. Im nächsten Hause würgt eine Mutter ihr Kind. Jedesmal, wenn es zu brüllen anfängt, legt sie ihm die Hand oder ein Tuch auf den Mund, bis ihm der Atem vergeht — dann ist es still, bis sich die kleine Lunge erholt hat. Natürlich beginnt es mit neuen Kräften, und die Operation wiederholt sich. Aber ich muß schließen — die Marimba macht einen solchen Heidenlärm im zweiten oder dritten Hause von hier, daß mir die Ohren gellen. Es ist da die Vorbereitung zu einem morgenden Sonntag, den sie den „großen Sonntag“ nennen — also morgen ist Sonntag, welcher aber weiß ich wahrhaftig nicht. Ich habe eine Ahnung, daß wir uns im Beginn des August befinden, ob wir aber den 1. oder 10. schreiben, wäre ich nicht imstande zu sagen — es ist auch nicht nötig, denn in einem solchen Vegetationsleben stört die Zeitrechnung nur.

3.

In der Wildnis.

Es ist ein gar wunderbares, eigentümliches Ding für jemanden, der an europäische Zustände, an europäische Gesittung, an europäische Bequemlichkeiten gewöhnt ist, hier auf einmal mitten in die Wildnis zu fallen und sich da so häuslich niederzulassen, als ob er im ganzen Leben nicht daran dächte, wieder fortzugehen. — Es hat seinen Reiz, das läßt sich nicht leugnen. Außerdem bietet die Natur auch wieder manches wunderbar Schöne — die ewig schaffende, die ewig sich verjüngende Natur, die hier unter keiner Schere gehalten wird, sondern sich frei — manchmal auch ein wenig zu frei — regen und bewegen kann. Ich müßte aber schändlich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir solch ein Leben — mit den Banden, die mich daheim fesseln — auf die Länge der Zeit behagen könnte, und ich finde denn doch, daß ich, trotz allem, was uns daheim drückt und ärgert, keineswegs schon zu den Europamüden gehöre. Ich bin aber einmal hier, bin mitten in die Wildnis hineingesprungen, und alles, was ich zu tun habe, ist zu sehen, daß ich wieder herauskomme. Bis dahin will ich mich aber, so weit es meine Mittel erlauben, mich freuen, will sie genießen nach besten Kräften, und die Erinnerung mag mir dann später vergüten, was ich jetzt gerade an der Erinnerung leiden muß.

Den Leuten hier darf man es übrigens nicht verdenken, daß sie sich keinen Begriff von unseren europäischen Zuständen machen können — kommt es mir selber doch wahrhaftig manchmal wie ein Traum vor, daß zwei so verschiedene Länder existieren und in wenigen Wochen erreicht werden können, ohne daß eins vom anderen viel mehr als den bloßen Namen kennt. Dort daheim alles Leben und Bewegung, ein ewiges Drängen und Treiben und Streben — ein rastloser Fleiß

und Ehrgeiz, ein ewiger Kampf um des Lebens Güter — oft um das tägliche Brot, und oh, wie oft! — hier dagegen nichts als Ruhe, ewige Ruhe, im Wald drinnen mit seinen düsteren Schatten, in den Herzen der Menschen, die sich ihre Wohnungen an ihm hinangebaut haben. Sie wissen nichts von der Welt, wie sie draußen um sie liegt, sie verlangen nichts davon zu wissen — weshalb auch? Von dort her können sie keine Pisang oder Fische bekommen, und das ist eben alles, was sie brauchen. Abgeschiedener liegt in der Tat keine Insel der Südsee, als eins dieser kleinen Dörfer an der Westküste Amerikas, die der Verkehr bis jetzt noch nicht berührt, noch nicht gesucht hat — und doch scheint solch ein stilles, abgeschiedenes Dorf eine Weltstadt, wenn man aus dem bis dicht daran reichenden Wald tritt, aus dem Urwald, wie er nicht dichter und wilder die Niederungen des Amazonenstromes oder Indiens deckt.

Dort ist Wildnis, und wer einen solchen Wald noch nicht betreten hat, wird auch nie imstande sein, sich einen richtigen Begriff davon zu machen. — Wir haben auch Urwald in Europa, aber, guter Gott, wie zahm und friedlich erscheint der gegen die hiesige Waldung, in die der Mensch sich erst mit dem Messer seine Bahn hauen muß, sie nur auch einmal von innen betrachten zu können! — Dort herrscht Ruhe, aber es ist nicht die stille Ruhe eines europäischen, ja selbst eines nordamerikanischen Waldes, es ist wie die Ruhe des Grabes, groß und fürchterlich.

Hier und da tönt der eigentümlich schrille Ton eines Vogels durch den Wald, aber kein fröhliches Vogelgezwitscher erfüllt ihn; der Lärm einer tobenden Affenschar gezogenem Ton, und ein Schlag schmettert durch die Waldung, der den Boden erbeben macht. Es war einer der alten Baumriesen, dessen morsch gefaulter Stamm die Last der Jahre und der Zweige nicht mehr tragen zieht vorüber und läßt die Wildnis öder als zuvor. — Jetzt plötzlich rauscht und prasselt es in dumpfem, lang-

konnte, und mit seinem ganzen Anhang von Schmarotzerpflanzen, mit allem, was sich um ihn herumgedrängt hatte, nieder zu Boden bricht. — Einen Moment wohl schweigt alles — selbst der Affen wilde Schar verstummt und das monotone Zirpen der Grille, während die Luft noch von dem Falle zittert und schwüler, drückender scheint als je — aber es ist auch wirklich nur ein Moment, denn noch haben sich die zerrissenen Glieder des Gefallenen nicht in ihre neue Lage finden können, noch schnellt hier und da ein lebenskräftiger Schößling, der nur gebeugt, nicht gebrochen ist, zurück, dann aber ist er begraben und vergessen. Die Affen kommen wieder herbei, ein Schwarm plappernder Papageien sucht spottend den Ton des Sturzes nachzuahmen, und das Sonnenlicht fällt zum ersten Mal auf den Boden nieder, über den jener Mächtige bis dahin die Laubarme gebreitet hatte.

Durch diese Wildnis führt kein Steg, als solche, die sich der Jäger selbst ausgehauen hat, — Meile nach Meile dehnt sich diese furchtbare, waldbewachsene Strecke nach allen Seiten aus — Meile nach Meile, und für das Auge hat der Wanderer *keinen* Ruhepunkt, der ihm auf irgend einer Stelle anderes böte, als was ihn hier in großartiger, aber furchtbarer Majestät umgibt — *den Wald*. Kein frischer Luftzug dringt hier herein, kein lichter Sonnenblick; von den feuchten Zweigen tröpfelt das ewige Naß, das von dem letzten Nachtregen sich gehalten. Kein blauer Rauch zieht wirbelnd durch die Wipfel empor, höchstens zu seltenen Ze'ten ein schwarzer Qualm von dem einsamen Lagerfeuer eines Jägers, der aber auch dem Auge jedes anderen in *diesen* Wipfeln unsichtbar bleibt.

Und doch liegt wieder ein wunderbarer Reiz darin, gerade in eine solche Wildnis einzutauchen, und einsam unter dem schützenden Regendach und mit der rasch einbrechenden Nacht das wirkende Leben umher zu belauschen. *Sehen* läßt sich freilich nichts, denn so dunkel, als es überhaupt werden *kann*, wird es hier; und die

Feuerkäfer, große prächtige Burschen mit zwei grünen Lichtern vorn, wie eine Lokomotive, und einer gelbroten Laterne auf dem Rücken, zucken und schießen durch die Nacht, und von allen Seiten leuchtet in oft phantastischen Formen das faule Holz. (So hatte ich einmal die eine Nacht ein altes faules Palmenblatt gerade vor meinem Lager hängen, das mit den auszweigenden Blattstreifen und halb eingeknickt gerade so aussah wie ein leuchtendes Gerippe.) Fremdartige Laute aber ziehen nach allen Seiten durch die Nacht — fremdartig und geheimnisvoll, da man die Wesen noch nicht kennt, die sie ausstoßen. Das Zirpen der Grillen dauert fort — die fleißigen Tiere schienen erst gegen Morgen einzuschlafen, — und hier und da hämmert noch ein einsamer Zimmermann, carpintero, wie die Ecuadorianer nicht unpassend einen großen Specht nennen — und revidiert irgend ein altes, über Tag vergessenes Wurmloch. Jetzt schweigt auch der, und ein wilder, ängstlicher Schrei tönt plötzlich von der einen Seite — rasch ausgestoßen wie der Notschrei eines Menschen, und doch ist es nur ein kleiner schwarzer Vogel, der sich den Spaß macht, umsonst die Nachbarschaft zu alarmieren. Vielleicht hat ihn aber auch die Eule erschreckt, die mit einem ganz besonders hohlen Ruf bald von da, bald von dort her ihre Gefährten lockt. Und sie hat auch wohl Hilfe nötig, denn in d i e s e m Wald ist es keine Kleinigkeit, Eule zu sein, und in d e r Dunkelheit und d e n Wipfeln Beute zu finden.

Das da drüben klang wie das Bellen eines Hundes — aber kein Hund hält sich in diesem Dickicht auf; es ist eine Schlange, culebra, wie die Eingeborenen jede nennen, die zu irgend welchem Zweck ihren Nachtgesang hält und manchmal ganz ungebührlich nahe zum Lager kommt. Aber sie, wie alle wilden Tiere, scheut die Nähe des Menschen und flieht ihn, wenn sie ihn wittert oder hört. — Neben mir murmelt der kleine, rasch fließende Strom; durch die Wipfel der mächtigen Stämme zieht der Wind, und in das Rauschen und Rasseln der großen

und feuchten Blätter mischt sich der klagende Ruf der „verlorenen Seele".

Es ist das ein ziemlich großer Vogel, der einen ähnlichen Ruf hat wie das erste klagende Ansetzen unserer Nachtigall, nur natürlich verhältnismäßig stärker. Die Südamerikaner haben ihm, gar nicht unpoetisch, jenen Namen gegeben.

Gegen Morgen wird a l l e s still, selbst die nimmermüden Grillen schweigen, und nur der monotone Schrei eines anderen Vogels — wahrscheinlich eine Nachtschwalbe den kommenden Tag kündend — läßt sich in kurzen Zwischenpausen hören. Das Grau des Himmels tritt wieder lichter durch die Wipfel vor — ein rötlicher Punkt dazwischen — eine vom Morgenrot übergossene Wolke, die h i e r h e r nur den Schein herniedersendet, und der Tag bricht an, der Tag ist da, ohne daß man ihn weiter kommen sieht. Der Regen, der die ganze Nacht gefallen, hat ebenfalls aufgehört, denn es regnet hier in der trockenen Jahreszeit selten am Tage, und der Wald liegt wieder in seiner ganzen Pracht und Schönheit um uns her.

Und es ist wahr, s c h ö n ist dieser Wald mit seinen prachtvollen Stämmen und schlanken herrlichen Palmen — überall zittert das Laub im leichten Wind, das Auge des Jägers nur zu oft hinüberlenkend; überall ragen diese fächergekrönten Schäfte empor, und von der Negritopalme an, die ihre Blätter aus dem Boden sendet, bis zu der Palma real empor, die ihre Wipfel über die höchsten Stämme hinausträgt, füllen unzählige Arten den ganzen Wald. Aber selbst diese Schönheit wirkt drückend, wenn sie uns eben, wohin sich der Fuß auch wendet, in immer gleicher Pracht entgegentritt. Hier ist keine Abwechslung, keine Veränderung zwischen Laub- und Nadelholz, zwischen Dickicht und Lichtung oder freier Wiese; es ist das ewige Dickicht, das uns umgibt, jeder Baum ein Meisterstück in sich selbst, aber j e d e r dem Nachbar ähnlich, und der Mensch sehnt sich zuletzt zurück nach Luft — nach Licht.

In dieser Wildnis leben auch nicht einmal Indianer, und haben, wie ich glaube, nie gelebt, und wenn es ein ganz angenehmes, eigentümliches Gefühl ist, dort einmal das Haupt hinzulegen, wo noch nie ein Mensch geschlafen hat, stumpft sich auch das gar bald ab. — Heimwärts zieht es mich, wenn es nicht herber Spott ist, das eine Heimat zu nennen, was jetzt meinen Wohnsitz bildet, und hochauf atmet die Brust, als sie zum ersten Mal wieder den frischen Seewind entgegenwehen fühlt, als sie den hellen, lichten Sonnenschein auf den grünen Plan des kleinen Städtchens, auf die funkelnde, blitzende Fläche der stillen Bai niederfallen sieht. — Aber habe ich deshalb die Wildnis verlassen? Wahrlich nicht. Das Leben dieser Menschen ist nicht anders, als das jener stillen Bäume, die daneben in dem Nachbarwalde stehen; wie diese vegetieren sie und ziehen ihren Lebenssaft aus dem Boden, auf dem sie stehen. Ob draußen noch andere Menschen wohnen, und was die treiben, was kümmert's sie? Ob sich die Welt in Frieden verträgt, in Zwietracht schlägt, geht sie nichts an, solange es nicht ihre eigene Bai berührt und den Fischen und Platanen schadet. Eisenbahnen, Orden, Telegraphen, Titel, Pensionen existieren nicht für sie und haben für sie etwa den nämlichen Sinn, wie irgend ein griechisches oder hebräisches Wort. Sie arbeiten einen Tag und ruhen sechs, und wenn sie sterben, so ist eben das Blatt von dem großen Baum gefallen und schlummert neben den andern einer versprochenen Seligkeit entgegen.

Wenn ich diese Menschen sehe, überfällt mich immer ein eigentümliches, eben nicht angenehmes Gefühl — nämlich das, als ob der Mensch doch eigentlich nicht in die Welt gesetzt sei, einen besonderen Zweck zu erfüllen, und also auch nicht das mindeste Anrecht habe, sich über das übrige Erschaffene zu stellen. Diese Menschen tun nichts weiter, als was der Baum oder das Wild im Walde eben auch tun — sie erhalten sich am Leben und pflanzen sich fort; und wenn sie sterben, was für ein

Vorrecht können sie vor jenen beanspruchen? Und wenn diese kein solches Vorrecht haben, läßt sich dann folgern, daß wir Zivilisierten ein solches beanspruchen können, weil wir eben mehr Bedürfnisse kennen und der Schöpfung und ihren Kräften etwas näher auf den Zahn gefühlt haben? Auch diese Menschen sind Christen — sie machen aber keinen weiteren Gebrauch davon. Sie beten wohl im stillen — aber wir wissen nicht, ob das Tier nicht ein ähnliches Gefühl hat, und wenn — aber das alles sind eben nur „Gedanken in einer Wildnis" und verlieren sich jedenfalls wieder, sobald der zivilisierte Mensch in die alten Zustände zurückkehrt. Daheim wissen sie ja auch genau, wie die Sache eigentlich ist — und ich will mir hier nicht länger den Kopf darüber zerbrechen. Nehmen wir lieber einmal mein Kanoe, und fahren wir, ehe wir aus der Wildnis scheiden, in diese stille Bai mit ihren Mangrovedickichten und Buchten hinaus, denn die gehören unfehlbar mit dazu.

Der Mangrove ist ein höchst eigentümlicher Baum, der nur in tropischen Ländern am Meeresufer oder so weit hinauf in das innere Land wächst, wie die Ebbe und Flut hinaufreichen. Seine Besonderheit besteht aber in der Üppigkeit, mit der er eine Unzahl von Wurzeln oder Wurzelschößlingen — von oben gerade nieder, unten bogenförmig in das Wasser hineinsenkt, so daß solch ein einzelner Baum mit diesen oft ein doppelt und dreifach so großes Terrain wie mit einem Netz überzogen hält, als er um Mittag zu seinem Schatten braucht. Viele dieser Bäume haben auch in der Tat gar keinen Stamm, sondern stehen auf sechs, acht einzelnen Beinen, über denen die Äste beginnen, in der Luft. So weit nun eben Ebbe und Flut reichen, kommt kein anderer Baum in dem Salzwasser fort, und diese Mangroven mit ihrem hellgrünen Laub und gegitterten Boden bedecken vollständig das Terrain, das in der Ebbe trocken gelegt wird, und bilden dort Buchten, Inseln, Einfahrten und Kanäle — nur kein Ufer.

Es ist unmöglich, zwischen ihnen zu landen, denn auf den bogenförmig gespannten, dünnen, aber doch zähen Wurzeln kann der Fuß nicht haften, kann sie aber auch nicht überschreiten, und der Schlamm, mit dem sie außerdem fortwährend überzogen sind, verbietet schon jedes feste Auftreten. In der höchsten Flut sieht man auch nicht viel Außergewöhnliches an ihnen, denn ihre Blätter reichen meist bis zum Wasser nieder. In der Ebbe aber, mit dem Schlamm um sie her bloßgelegt, bilden sie die tollsten phantastischen Gestalten, und wehe dann dem Kanoe, das sich bei hohem Wasser verleiten ließe, in eine ihrer Einfahrten einzulaufen — es muß es mit acht, neun Stunden Warten büßen, denn ringsum tauchen plötzlich jene bogenartig gespannten Wurzeln auf, nach jeder Richtung hin die Ausfahrt rettungslos versperrend, und es bleibt dann nichts weiter übrig, als mitten dazwischen, in Schlamm, Wurzelnetz und Sandfliegen liegen zu bleiben, bis die nächste Flut die Ausfahrt wieder gestattet. Aber was für ein sonderbares Leben beginnt jetzt um uns her? — Das ist Wildnis, denn diese Waldung hat noch keines Menschen Fuß, ja nicht einmal das scheue Wild betreten, und nur der tückische Alligator oder die breitschwänzige Wasserschlange haben ihre Leibspur ihnen eingedrückt. — Und überall regt es sich und wird lebendig. Rundumher fängt es an zu rascheln, und überall an den Wurzelfasern laufen spinnenartige, häßliche Krabben mit roten und gelben Scheren nieder, die bei der Flut hochauf geflüchtet waren, um den Fischen zu entgehen, und jetzt zurückkehren, um unbehindert in dem Schlamm ihre Mahlzeit zu halten und ihr frisches Bad zu nehmen. — Bescheidene Genüsse und doch auch nicht ohne Lebensgefahr zu erlangen, denn nicht allein, daß einige Vögel ihnen nachstellen, nein, eine Art von kleinem Kranich gebraucht sie sogar als Lockspeise, um Fische für sich zu fangen. Er mag die Krabben nicht selber fressen, aber er fängt sie, trägt sie auf einen bestimmten Platz und

wirft sie ins Wasser, wo auf sein Krächzen die Fische herbeikommen, sich der Mahlzeit zu erfreuen. Was er von kleiner Brut dann selbst erwischen kann, ist seine Beute. Die Krabben wissen das aber auch schon, und selbst in der Ebbe halten sie sich, als ob sie ein böses Gewissen hätten, fast immer unter Ästen und alten Holzstücken oder Steinen versteckt. Die im Schlamm geben dabei auf eine ihnen am besten bekannte Art mit den Scheren einen schnalzenden Laut, der oft sechs- bis achthundert Schritt weit gehört werden kann. Dicht daneben vielleicht, wo die Flut noch unter die Wurzeln reicht, schlägt ein großer Fisch, der sich anfängt in dem Holzwerk unbehaglich zu fühlen, das Wasser, und der heisere Schrei der Kraniche und Königsfischer tönt dazu hinein.

Sonderbarerweise gibt es auf der ganzen Bai keine einzige wilde Ente, und nur in sehr seltenen Fällen läßt sich einmal eine Möwe sehen.

Und niedriger, immer niedriger wird das Wasser; höher und höher umspannen uns die bogenartigen, mit Schlamm und Krabben überzogenen Wurzeln; ärger wird das Geschnalz der kleinen Bestien, und dann und wann nur lenkt der schwere Flügelschlag eines der braunen Pelikane das Auge auf sich, der eben auch hier seine Beute erhofft und sucht. Immer toller werden die Schwärme von kleinen, fast unsichtbaren Sandfliegen, die auf das Empfindlichste stechen und die Haut entzünden. Der ganze Körper dieser kleinen Tiere kann nur eine Scheide zu dem Stachel sein, und viele, viele Stunden lang muß man den Kampf gegen diese Lästigen kämpfen. — Endlich hat die Ebbe ihren tiefsten Stand erreicht — die frische Seebrise weht die Bai herauf, und höher und höher steigt das Wasser wieder. Mit ihm aber steigen auch aufs neue die Krabben, die sich vorsichtig in ihre laubigen Schlupfwinkel zurückziehen. Bei jeder Bewegung des Menschen aber bringen sie, wie das Eichhörnchen im Walde, rasch die schützende Wurzel

zwischen sich und die Gefahr und laufen, so rasch sie können, an dem Stamm hinauf.

Das ist ein wonniges Gefühl, mit dem man diese Wildnis hinter sich läßt und das Kanoe wieder schaukelnd und frei auf dem Wasser fühlt. In die Hügel zieht sich aber auch manche tiefe, nicht von Mangroven beengte Schlucht hinein — Plätze, die nur der Pava und Papagei und hier und da ein munterer Affentrupp besucht, um sich die reifen Nüsse von den Palmen zu pflücken. Reizende kleine Plätze findet man da, und hier, wo man in dem kleinen Boot jedem überhängenden Zweige ausweichen kann, erdrückt uns auch die Vegetation nicht, die in voller üppiger Pracht von allen Seiten nach dem Wasser und Licht hinüberneigt. Wundervolle Draperien sieht man da von Schlingpflanzen und überneigenden Palmenkronen, und starr und fest ragen dazwischen die majestätischen Stämme der alten Waldriesen in die Luft hinein.

Ein anderer Genuß der Wildniß ist eine Wasserfahrt auf der Bai in dunkler, stiller Nacht, wenn sich der Wind gelegt hat und einmal ausnahmsweise kein Regen niedergießt. — Man kann allmonatlich auf eine solche rechnen. Still und schweigend wie ein niederer dunkler Streifen liegt der Wald an beiden Seiten. Nur hier und da tönt der melancholische Ruf eines Vogels oder das Geschwirr der Grillen dumpf herüber, und das Springen der Fische unterbricht allein die friedliche Ruhe. Das ist die Zeit, wo jenes, diesem Teil der Erde nur eigentümliche Geschöpf, der singende Fisch, seinen Zauber übt. Wie ferner Orgelklang tönt es jetzt tief aus der Flut herauf, jetzt dicht um uns her, von allen Seiten immer höher anschwellend, nun wie in weiter Ferne verschwimmend, und stundenlang habe ich diesem Ton gelauscht.

Es soll ein kleiner, sehr scheuer und schneller, gefleckter Fisch sein, der diesen Laut von sich gibt, und er wird äußerst selten gefangen. Vor einiger Zeit bekam

einmal einer der hiesigen Fischer einen solchen zufällig in sein Netz, und noch im Netz gab er den Laut von sich. Wahrscheinlich in abergläubischer Furcht ließ er ihn aber augenblicklich wieder frei, denn die Leute erzählen sich hier natürlich die wunderbarsten Sachen von dem Fisch — oder vielmehr von den Tönen, die sie für die Seelen der Ertrunkenen halten. — Doch daheim würden sie's nicht besser machen, und hätten wir diesen Fisch in der Nordsee, nahe bei Wangeroog, wo die „versunkene Stadt" gestanden haben soll, so würde sich rasch zu der Sage von dem Glockengetön auch der Orgelgesang der versunkenen Kirche gesellen.

Ja, diese Wildnis hat einen stillen und hohen Reiz, aber — man muß eben kein anderes Leben kennen oder nur einmal kurze Zeit von der Zivilisation, die den Menschen angreift, ausruhen wollen. Für immer hielten wir es hier nicht aus oder — schafften eben um uns her eine von dieser verschiedene Welt, die der verlassenen soviel als möglich gliche.

So träume denn fort, du stiller, feuchter Wald mit deinem ewigen Schattendunkel, mit deinen Leuchtkäfern und rauschenden Palmen — träume fort, du Mangrovesumpf mit deinen schnalzenden Krabben, du stille Bai, du friedlicher kleiner Ort mit deinen schreienden Kindern und bellenden Hunden — träumet fort — möge dir Gott deinen — blauen Himmel kann man nicht gut sagen, denn der existiert hier nicht, — deinen Regen, deine Platanen und deine Fische lassen, und du selber dich wie immer deines Lebens freuen! Ich selber bin aber nicht für dieses Leben geschaffen — oder wenn ich es war, dessen entwöhnt. Mich zieht es zurück zu einem engeren, geistigeren Treiben. Wo ich aber auch immer sei, die Erinnerung an dich wird mir bleiben, und die Erinnerung an diese Wildnis ist einer der besten Schätze, die ich mir mit nach Hause nehmen darf.

4.

Neun Tage im Walde von Ecuador.

„Neun Tage im Wald!“ Das klingt wunderschön, und die stets gefällige Phantasie weiß sich das augenblicklich gar geschäftig und reizend auszumalen. „Neun Tage im Wald,“ und wie froh hob sich mir die Brust, wie atmete ich auf, wie jauchzte ich der Brise und dem frohen Sonnenschein entgegen, als ich endlich das Ufer des Meeres wieder erreichte.

Es wird mir wahrhaftig niemand vorwerfen können, daß ich eine Antipathie gegen den Wald habe, denn wenn irgend jemand darin gelebt und sich glücklich gefühlt hat, so glaube ich, daß ich es bin. Die Wälder Nordamerikas waren jahrelang meine Heimat, und selbst dem australischen Urwald wußte ich — so künstlich ich das auch oft anfangen mußte — seine lichten Seiten abzulauschen, und doch hatte ich ihn damals gleich nach den wundervollen Südsee-Inseln betreten. „Im Wald wohnt die Freiheit,“ sagt ein altes schönes Wort, und wenn ich jetzt an den wundervollen Thüringer Wald denke, mit seinen prachtvollen Bäumen, seinem weichen, taublitzenden Moosboden, seinem Vogelzwitschern —

Ich muß einen Augenblick aufhören, um mich erst über einen nichtswürdigen, bleichsüchtigen Frosch zu ärgern, der dicht über mir in dem Blattdach sitzt und sein ewig pochendes op-op-op-op abklopft. Der Seewind zerrt mir dabei an den Blättern meines manyfold writers, das Licht flackert in der alten Stalllaterne, und der verwünschte Frosch gibt keine Ruhe. Es ist eine große, engbrüstige, windhundartige Rasse von Fröschen, von schmutzig weißer, ungesunder Farbe, die sich vorzugsweise auf den Dächern der Häuser aufhalten und — was ich bis jetzt von ihnen sehen und erfahren konnte — keinen andern nur irgend möglichen Lebenszweck haben, als

die Bewohner derselben zu ärgern. Sonderbarerweise kommt hier im Wald auch ein kleiner, hochrötlich orangefarbener Frosch vor. — Mein Quälgeist hat mich aber glücklich aus dem Thüringer Wald zurückgerufen. — Ich darf auch jetzt nicht an daheim denken, und von dem hiesigen Wald wollt' ich sprechen — und in dem wohnt die Freiheit nicht.

Wenn mir jemand früher einmal gesagt hätte, daß ich mich in einem Walde, mit der Büchse in der Hand, wie in einem Gefängnis fühlen würde! — Und doch war es der Fall — doch schnürte es mir die Brust zusammen, und ich bekam eine fast fieberhafte Sehnsucht nach Licht, nach Luft. — Aber ich will dem Leser lieber einfach erzählen, wie ich in den Wald hineinkam; er wird dann vielleicht mit mir fühlen, was ich empfand.

Oben in der nordwestlichen Ecke der Republik Ecuador steht auf den neuesten und besten Karten der Hafen Pailon angegeben. Er wird, wie schon früher erwähnt, aus mehreren kleinen Flüssen gebildet, die hier in einem Gewirr von Baien und Manglaren-Inseln zusammenlaufen und sich ein so tiefes Becken gegraben und ausgewaschen haben, daß selbst auf der Barre der Mündung bei niedrigstem Wasserstand, noch zweieinhalb Faden, also fünfzehn englische Fuß bleiben. Dieser Hafen kann nur dann irgend eine Bedeutung gewinnen, wenn von hier aus die Verbindung mit der Hauptstadt des innern Landes, mit Quito, hergestellt wird. Dann aber vermag er auch den ganzen Handel des bevölkertsten Teils Ecuadors hierher zu lenken, und während Guajaquil seine hauptsächlichste Bedeutung verliert, ist es möglich, daß dieser Platz einst einer der bedeutendsten der Westküste Südamerikas werden kann.

Der Ingenieur, den die Gesellschaft hierher gesandt hat, und der auch zu gleicher Zeit der Direktor oder Dirigent des hiesigen Unternehmens ist, wünschte nun die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Weg entgegenstellten, selber kennen zu lernen, und beschloß nicht allein

auf seinem Marsch nach Quito gerade durch den Wald zu gehen, sondern auch zugleich die Bahn für spätere Zeiten zu markieren und damit den ersten Beginn des neuen Weges zu legen. Selber gesonnen, nach Quito zu gehen, hatte ich meine Reise dorthin noch aufgeschoben, um hier am Pailon vor allen Dingen die Ankunft des von England abgesandten und täglich erhofften Schiffes zu erwarten. Eine solche Gelegenheit aber, ein Stück vom Innern zu sehen, fand sich so leicht nicht wieder, und ich beschloß deshalb, den Zug jedenfalls zwei Tage zu begleiten. Zu dem Zweck mietete ich mir einen Träger, der meinen Bergsack mit einigen Provisionen schultern sollte, denn in der Hitze wollte ich nicht selber viel tragen, auch meine Arme frei zum Schießen behalten, und glaubte damit alle Schwierigkeiten überwunden zu haben. Der Henker traue aber diesem faulen Gesindel hier. Wer mich am nächsten Morgen im Stich ließ, war mein Träger, und als der Zug zum Abmarsch in Bereitschaft stand, konnte ich meinen Bergsack selber schultern oder zurückbleiben. Natürlich tat ich das erstere, wenn auch nicht eben besonders zufrieden mit dem Beginn.

Unser Zug bestand aus acht Personen. Erstlich der Ingenieur, dann sein Diener, ein entlaufener amerikanischer Matrose, und ein so nichtsnutziger, unverschämter, fauler und gefräßiger Bursche, wie nur je einer seine Fährte irgend einem Land der Welt eindrückte. Dann ein junger Ecuadorianer, der wahrscheinlich später ein Geschäft hier begründen will und diese Tour „zum Vergnügen“ mit einem K o f f e r auf dem Rücken mitmachte. Zu diesem kam noch ich mit Bergsack und Büchse und vier Träger, die für sich und die übrigen Lebensmittel wie das nötige Bettzeug trugen. Die Art, wie sie es trugen, war eigentümlich. Sie hatten sich vorher kleine, sehr leichte Körbe geflochten, die sie mit großen Blättern inwendig derartig belegten, daß Regen nicht eindringen konnte. Ein Bastseil ging ihnen dann von dem obern Teile des Korbes um die Stirn und bildete zugleich nach

rechts und links eine Art Tragband für die Arme, die es aber, meiner Meinung nach, zu viel beengte. Doch diese Leute sind es hier einmal gewohnt, so zu tragen, und müssen natürlich am besten wissen, wie es ihnen bequem ist.

Ich selber hatte in meinem Bergsack den Regenmantel, ein reines Hemd, meine Kugeltasche mit allem nötigen und Lebensmittel für mich auf reichlich drei Tage, also mit meiner nicht eben leichten Doppelbüchse und dem schweren Messer gerade so viel, wie ich in diesem Klima und diesem Wald tragen mochte. So, mit ein paar guten Hunden, die uns die wilden Schweine stellen sollten, und einem unnützen Köter, den der Amerikaner in Esmeraldas aufgelesen und aus Sympathie bei sich behalten, traten wir unsere Wanderung an und zogen von St. Lorenzo, dem kleinen Fischerdorf am Pailon, aus in südsüdöstlicher Richtung gerade in den Wald hinein.

Dicht um St. Lorenzo liegen noch verschiedene sogenannte Platanare oder Bananenfelder, denn jedes Haus hat hier im Walde drinnen ein paar Äcker urbargemachtes und mit Bananen oder Pisang bepflanztes Feld, das, wenn einmal angelegt, keine Arbeit weiter macht, als die Bananen abzuschneiden und zum Haus zu tragen. In diesen Feldern liegen natürlich die großen, gefällten Bäume die Kreuz und Quer umher, und es ist keine kleine Arbeit, dazwischen durchzukommen. Diese lagen aber bald hinter uns, und einen kleinen Strom mit süßem Wasser — den Nadadero — kreuzend, betraten wir gleich darauf das, was die Einwohner hier die „Montes“ nennen, was aber weiter nichts als eine wellenförmige, mit dichtem Urwald bedeckte Ebene ist.

Von hier begann die Arbeit, eine Trocha, das heißt einen Pfad, durch diesen Urwald auszuhauen, und wir konnten von da an natürlich nur langsam vorwärtsrücken. Die Eingeborenen tragen zu dieser Waldarbeit ein langes Messer, das entfernte Ähnlichkeit mit dem ja-

panischen Klewang hat und Macheta heißt. Es ist aber nicht ganz so schwer wie der Klewang und etwas breiter und dünner, haut aber vortrefflich und räumt Büsche und junge Baumschößlinge ganz vorzüglich aus dem Wege. Außerdem hatten wir eine kurze Sumpfstrecke zu kreuzen, wo wir allerdings nur bis an die Knie in den Schlamm kamen, dabei aber doch die Überzeugung gewannen, daß wir eine solche Wanderung unter keiner Bedingung mit trockenen Füßen machen könnten. Jede Rücksicht deshalb auf etwaige Schlammlöcher, die wir später fanden, hörte auf, und wir wateten von da an durch alles, was wir in gerader Richtung trafen, ohne Murren durch.

Recht heiß wird es eigentlich hier nie; solange ich wenigstens hier bin, habe ich es noch nie sehr heiß gefunden, denn der Himmel ist fast stets mit Wolken bedeckt, und in St. Lorenzo weht immer, mit nur seltenen Ausnahmen, eine frische Brise. Im Walde hatten wir außerdem, wenn ja die Sonne einmal herauskam, Schatten genug; ja, man mußte sich Mühe geben, um herauszufinden, wo sie eigentlich stand, wenn sie wirklich einmal schien. Wir wanderten deshalb, so gut und so schlecht es das mit Unterholz dicht bewachsene und mit Lianen durchzogene Terrain erlaubte, langsam vorwärts und machten mit unserem durch die Büsche-Hauen und -Brechen eben Lärm genug, um jedes Wild aus unserer Nähe fortzuscheuchen. Außerdem hatte ich selber noch keine rechte Ahnung, was ich mit meiner auf weite Entfernung eingeschossenen Büchse hier eigentlich wolle, denn zehn Schritt war etwa die größte Weite, auf die man ungehindert sehen konnte. Ich fing an zu glauben, daß Schrotgewehre hier eine weit zweckmäßigere Waffe seien, und zwei von unseren Trägern, wie der Amerikaner Herr Smith, schleppten auch in der Tat drei so nichtswürdige, einläufige Schrotflinten mit durch den Busch, wie nur je in einer tropischen Regenzeit vom Rost zerfressen waren. Außerdem führten zwei der Leute statt der Wan-

derstöcke Lanzen, um, wie sie sagten, damit die wilden Schweine abzufangen. Überhaupt erzählten sie von diesen wilden Schweinen, die in mächtigen Rudeln zusammenstehen sollten, wunderbare Geschichten. Mit unserer Jagd war es aber an diesem Tage nichts. Die Hunde wurden allerdings einmal laut, und einer der Träger meinte, daß sie Tatabras, eine kleine Art Schweine, aufgestöbert hätten. Ob diese aber nicht hielten, oder ob sie sich selber zu wenig dafür interessierten, sie kamen bald wieder zurück, und um drei Uhr nachmittags erklärten die Leute schon, daß sie halten und einen sogenannten Rancho oder Lagerplatz aufschlagen müßten. Mir kam das allerdings ein wenig früh vor, denn die Sonne geht hier erst um sechs Uhr unter, und um einen Lagerplatz für die Nacht zu bauen, hat man nicht gerade drei Stunden nötig. Um drei Uhr wurde aber richtig Halt gemacht, und die Leute stellten ein geräumiges, schräg stehendes Dach aus Pfählen, Stangen und Palmblättern her, unter dem wir recht gut alle acht Mann ausgestreckt liegen konnten. Die Lebensmittel wurden dann hervorgesucht und Feuer gemacht, und noch stand die Sonne voll und klar am Himmel — wenigstens konnten wir sie dann und wann durch das Gewirr von Wipfeln erkennen, als wir nach beendeter Mahlzeit mit einer dampfenden Zigarre behaglich ausgestreckt auf unserem Blätterbett lagen. Das hieß allerdings „Tageslicht verbrennen,“ ließ sich aber nicht ändern, denn die ganze spanische Rasse ist faul und lässig und hat, eine ganz eigentümliche Tatsache, gar keinen Begriff von der Zeit und ihrem Wert. Das ganze Leben d i e s e r Menschen beschränkt sich einzig und allein darauf, genug zum Leben, das heißt, zum Essen zu haben, denn Quellen sind überall, und weshalb also ihren Körper anstrengen, wo es nicht unumgänglich notwendig ist, das heißt, wo es sich nicht darum handelt, die nötigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen?

Kaum war die Sonne untergegangen, als der allnächtliche Regenschauer einsetzte und uns zwang, unser

Lager so herzurichten, wie wir es die Nacht über einnehmen wollten. Am nächsten Morgen, lautete die Order, sollten wir mit Tagesgrauen wieder bereit sein.

Am nächsten Morgen waren wir auch wirklich mit Tagesgrauen wieder auf, und das Frühstück beschäftigte uns nicht lange. Es bestand aus Reis und getrocknetem Fisch, wie gebackenen Bananen. Diese letzteren bilden ein, ja, ich könnte fast sagen das Hauptnahrungsmittel des Eingeborenen; er bereitet sie auf die verschiedenartigste Weise zu, benutzt sie aber fast ausschließlich — was kein anderes Volk der heißen Zone tut — im grünen, also unreifen Zustande, und die Folgen sind ewige Magenleiden der Leute. Die Banane oder der Pisang wird noch grün, also vollkommen unreif, abgeschnitten, und anstatt sie nun wenigstens im Hause reifen zu lassen, was in vier bis fünf Tagen geschehen wäre, rösten sie dieselbe am Feuer und verzehren ganz unglaubliche Quantitäten davon. Sie wird durch das Rösten allerdings genießbar und schmeckt brotartig, liegt aber wie Blei im Magen. Eine viel bessere Art, sie zuzubereiten, aber auch eine kostspieligere, ist das Backen in Fett, und die Leute hier tun dies stets, wenn sie sich auf einen längeren Marsch mit Lebensmitteln versehen wollen. Die grünen Bananen werden dann in dünne Scheiben zerschnitten und in die mit zerlassenem Fett gefüllte Pfanne geworfen, bis sie vollständig hart und braun gebacken sind. Dadurch werden sie nicht allein sehr schmackhaft, sondern sind auch außerordentlich leicht zu transportieren und bieten ein gesundes Nahrungsmittel. Sechs in solcher Art gebackene Bananen wiegen noch nicht, was eine einzige grüne wiegt.

Schokolade ist außerdem das Hauptnahrungsmittel der Bewohner von Ecuador; in ganz St. Lorenzo war aber kein Pfund Schokolade zu kaufen gewesen, und wir wanderten ohne sie und selbst ohne Kaffee in den Busch — etwas, was ich wenigstens nur sehr ungern tat. — Unser Marsch bot heute dieselben Schwierigkeiten wie

gestern, mit der Zugabe eines kleinen Flusses, den wir kreuzen mußten. Dabei war mir selber die Hand, durch das schwere Messer, mit dem ich die Bäume zeichnete, das heißt, die Rinde einriß, wund geworden — ich mußte das alles erst wieder gewohnt werden — aber wir arbeiteten rüstig weiter und ließen uns durch nichts abschrecken. Das Land selber wurde hier mehr wellenförmig, das heißt, die kleinen Hügel, die wir hier trafen, wurden häufiger und steiler, und niedergeworfene und von Lianen umschlungene Stämme hielten uns oft nicht wenig auf. Das Holz dieser Bäume ist, mit wenigen Ausnahmen, sehr hart, und eine große Anzahl von ihnen gibt es, die voll von gummiartiger Milch sind. Den eigentlichen Gummielastikum-Baum fanden wir hier nur in wenigen Exemplaren — ein anderer Baum ist aber derjenige, den die Leute hier den Kuhbaum nennen, und aus dem, sowie die Rinde nur mit Messer oder Axt getroffen wird, eine weiße, dicke, äußerst angenehme, süß und vanillenartig schmeckende Milch fließt. Der Baum heißt popa, und die Milch ist bis jetzt noch zu nichts benutzt worden. Andere Arten geben ebenso reichlich Milch, aber von einem mehr bittern Geschmack. Die Popamilch soll ein vortreffliches Mittel gegen die Dysenterie sein. Eine Menge Farbehölzer kommt ebenfalls vor, und verschiedene wurden uns gezeigt, von denen einige eine vortrefflich gelbe, andere eine schwarze Farbe geben sollten. Ich werde alle diese Bäume später näher beschreiben. Besonders interessierte mich die Elfenbeinnuß — oder das sogenannte vegetabilische Elfenbein — die auf einer niedern Palme hier in Masse wächst. Die Palme trägt eine Anzahl stachlicher Fruchtkolben von dem Umfange sehr großer Kegelkugeln, und in diesen sitzen die Nüsse in Masse beisammen, bis sie vollkommen reifen und ausfallen. Vorher gehen sie aber mehrere Stadien der Reife durch, in denen sie genießbar sind und sogar ein sehr angenehmes und kühlendes Nahrungsmittel bieten. Zu allererst ist die große Nuß in ihren einzelnen Höhlungen mit einem frischen, aber nicht

besonders wohlschmeckenden Wasser angefüllt; dieses verdichtet sich indes bald und wird zu einer gallertartigen Masse, die angenehm süß und erfrischend schmeckt. Noch reifer erhärtet sich die Masse und wird zäher und zäher, bis die Zähne zuletzt darin haften. Noch später wird die innere Nuß hart und bröcklich, und zuletzt so hart und fest wie Elfenbein, dem es vollkommen gleicht, nur daß es nicht die weißlichgelbe und fettige, sondern mehr eine weißbläuliche Färbung hat. Die Größe der Nüsse ist verschieden, meist aber wie Tauben- und Hühnereier; doch kommen sie weiter im Innern des Landes noch größer vor und werden besonders in Quito zu allerlei kleinen Arbeiten verwendet.

Der Wald blieb sich gleich, und Wild war nicht zu sehen, außer ein paar Rudeln von Affen, die einen Heidenlärm in den Bäumen machten. Unsere eingeborenen Jäger schossen ein paarmal nach ihnen mit ihren Schrotgewehren, aber die Bäume waren zu hoch, und das Schrot richtete nichts aus. Ich selber wollte keinen Affen schießen und erlegte gegen Abend einen Pava, den die Leute hier Truthahn nennen. Der Vogel hat Ähnlichkeit mit dem Truthahn, nur daß er bedeutend kleiner ist. Seine Färbung ist schwarz und rostbraun, mit einem rötlichen Bart an der Kehle. Er lebt gesellig in Völkern und lockt mit einem nicht unmelodischen Pfeifen. Das Fleisch war vortrefflich und bot eine gute Abwechselung gegen den trockenen Fisch und noch trockeneres gedörrtes Kuhfleisch, das wir mitführten.

Und der Wald blieb sich gleich: dichte Baumschatten, mit den Gipfeln fest ineinandergreifend, daß die Affen mit Leichtigkeit ihre Bahn dort obenhin verfolgen konnten; prachtvolle hochstämmige Palmen dazwischen aufschießend, zu denen die Elfenbeinpalmen — negritos — mit Tausenden von anderen niederen Bäumen und Büschen das Unterholz bildeten. Kein Sonnenstrahl fiel auf diesen Boden, der, ewig feucht, in ewigem Schatten lag; keine Brise fächelte die purpurroten Lianenblüten,

die in dichten Trauben niederhingen. Ja, oben in den höchsten Wipfeln brauste es manchmal hin. Wir konnten von unten erkennen, wie sie sich bewegten; wir hörten das ferne Rauschen, das wie das Brausen eines mächtigen Stromes zu uns drang; wir fühlten die schweren Tropfen, die der Wind aus den höchsten Blattkronen auf uns niederschüttelte, aber hier unten herrschte ewige Ruhe und Dämmerung, und weiter und weiter verfolgten wir unsere mühselige Bahn.

Die Nacht verging wie die vorige; gleich nach Sonnenuntergang begann der Regen und hörte wie gewöhnlich gegen Morgen auf. Im Juni, sagen die Leute, beginnt hier die trockene Jahreszeit, aber wir hatten jetzt Mitte Juli, und in den letzten vier Wochen erst zwei trockene Nächte gehabt, ja, oft halbe Tage Regen.

Am nächsten Tage schoß ich zwei Pavas, die sich trotz unserem Hacken in den Bäumen hielten. Wir brauchten sie dabei nötig, denn unsere Leute, die keinen Begriff von einer Einteilung der Rationen hatten, wirtschafteten mit den Lebensmitteln, als ob sie nur immer in die vollen, frisch gefüllten Fässer zu greifen brauchten. Der Amerikaner tat dabei sein möglichstes, denn er aß den ganzen Tag und war dann am Abend natürlich krank. Er überraschte uns auch in der Tat schon am dritten Tage mit der Nachricht, daß der Reis aufgebraucht sei; die gebackenen Bananen hatten den Burschen ebenfalls gut geschmeckt, und es blieb uns, wenn wir kein Wild erlegen konnten, nichts weiter als der getrocknete Fisch — eine Mischung von Gräten und Schuppen, die anfing, in Verwesung überzugehen. An diesem Abend hielten wir noch ein treffliches Mahl von unseren Pavas und lagerten an einem reizenden kleinen Strom, in dem wir — eine unbeschreibliche Wohltat nach all dem Schlamm und Schmutz — ein erfrischendes Bad nehmen konnten.

Böse Not hatte ich aber mit meiner Doppelbüchse, denn trotzdem ich mein möglichstes tat, sie rein und trocken zu halten, war das letztere doch vollkommen un=

möglich. Nicht allein die immer feuchte Luft, in die kein Sonnenstrahl drang, beförderte den Rost, sondern die Büsche, die wir abhieben, oder die Bäume, die wir markierten, schauerten ununterbrochen ihre Reste von dem letzten Nachtregen auf uns nieder. Die Läufe außen waren schon ganz rot angelaufen, und selbst im Innern konnte ich sie nicht vom Rost frei halten, ja, ich mußte sie jeden Morgen notgedrungen einmal abschießen, um sie wenigstens im Schuß zu erhalten. Nur in der Absicht, dabei den Zug auf etwa zwei, höchstens drei Tage zu begleiten, hatte ich mir auch keineswegs viel Munition mitgenommen, und meine Kugeln schmolzen bös zusammen. Nichtsdestoweniger wollte ich jetzt den kleinen Trupp nicht verlassen und beschloß, wenigstens solange als möglich bei ihm auszuhalten.

An diesem Tage sahen wir wieder viele Affen, und einer der Leute tat sein möglichstes, um einen von ihnen zu erlegen. Er schoß auch, aber die Affen gaben mit einem furchtbaren Skandal und Geheul Fersengeld, und sie quälten mich jetzt, meinem Vorsatz untreu zu werden. Gegen Mittag trafen wir wieder einen Trupp, der sich in dem Wipfel eines riesigen Baumes höchst unnötigerweise sehr bemerkbar machte. Durch das Hacken scheu gemacht, zogen sie sich seitwärts ab, und ich schoß einen von ihnen, der gerade auf einem ausgezweigten Ast aufrecht hinlief, mitten durch die Brust, daß er tot herabstürzte. Die Zubereitung desselben an dem Abend war so ekelhaft wie appetitraubend; sie streiften ihn nicht ab, sondern sengten ihm die Haare über einem Feuer, gerade wie sie ein Schwein behandeln, und zerlegten ihn erst nachher. Weder ich noch der Engländer konnten und mochten einen Bissen davon genießen und delektierten uns an dem Abend mit getrockneten Fischgräten.

Am nächsten Tage dieselbe Lage. Ich hatte vergebens versucht, einen der Pavas zum Schuß zu bekommen, die unsichtbar in den dichten Wipfeln blieben. Als ich ihnen nahe zu kommen suchte — denn die Träger

waren noch viel weiter zurück — hörte ich das rasende Geheul der Affen und sah endlich einen von ihnen, der an seinem langen Schwanz an einem Baumast hing und mit Zähnefletschen und wilder Gestikulation mit den unter ihm stehenden Männern demonstrierte. Ich schoß ihn gerade durch den Kopf; er blieb regungslos wohl noch eine volle Minute hängen und stürzte dann mit schwerem Fall aus seiner Höhe nieder.

Diese Art Affen ist vollkommen schwarz, hat einen langen Schwanz, und steht, voll aufgerichtet, etwa drei Fuß hoch. Bei St. Lorenzo habe ich aber auch noch kleinere Art mit weißem Gesicht gesehen, und dann soll es noch eine weit größere, ebenfalls schwarze Art geben. Wie uns die Leute sagten, war das Fleisch außerordentlich zart und saftig, und der Affe verschwand. Dem einen Neger aber, der auch davon gegessen hatte, wurde übel und weh danach, und er verschwor sich, keinen mehr anzurühren. Ich glaube, „er sah in der geschwollenen Ratte sein ganz leibhaftig Ebenbild," denn die beiden glichen einander wirklich.

Ganz erstaunliche Geschichten hatten uns indes die Leute von der Unmasse wilder Schweine erzählt, von denen der Wald wimmeln sollte. Es ist wahr, wir sahen ihre Zeichen überall, aber von den Schweinen selber keine Spur. Zwei Arten sollte es geben: die eine, tatabra genannt, klein und weißlich; die andere, seyno, größer und schwarz. Die Seynos sollten außerordentlich wild und tapfer sein.

An dem Morgen hatten wir wieder viele Spuren angetroffen, als gegen Mittag plötzlich ein wahrhaft mephitischer Gestank die Luft erfüllte und gleich darauf der ganze Wald von grunzenden und durch die Büsche brechenden Schweinen lebendig schien. Im Nu hatte ich alles abgeworfen, was an mir hing, und lief nach der Richtung hin, in der ich die meisten hörte: in diesem Dickicht war es jedoch unmöglich, irgend etwas am Boden auf eine Entfernung zu schießen. Rechts und

links von mir sah ich auch schon ein paar der Träger mit ihren Lanzen durch das Gewirr von Sträuchern und Palmblättern springen, aber doch nicht so rasch, als sie vielleicht hätten springen können, und kaum eine Minute später stand ich mitten im Rudel, das rechts und links grunzend und stinkend an mir vorbeisauste. Ein tüchtiger Keiler, der mich vielleicht noch gar nicht einmal gesehen hatte, kam gerade auf mich zu, und ich schoß ihn auf etwa fünf Schritt im Feuer zusammen; wie ich mich aber wandte, um auch meine zweite Kugel zu verwerten, und eben die Büchse dazu auf ein anderes starkes Schwein an die Backe hob, sah ich, über mein Korn hin, das rote Hemde eines der Leute, der mit der Lanze in der Hand sein Bestes tat, den Schweinen aus dem Wege zu kommen. Ehe ich — darüber erschreckt — wieder fertig wurde, waren die Schweine in dem heckenartigen Gestrüpp verschwunden; nur rechts und links von mir fielen noch ein paar Schüsse, und ein winzig kleiner Frischling, der sich verspätet hatte, lief dicht an mir vorüber. Das Rudel hielt sich übrigens nicht auf, zeigte sich nicht im geringsten kampflustig und brach so rücksichtslos in das tollste Dickicht mittenhinein, daß wir ihm unmöglich folgen konnten.

Die Jäger kamen jetzt zusammen, aber das Resultat war, nach allen gehegten Erwartungen, ein sehr geringes. Außer meinem Schwein brachte nur noch einer der Leute einen Frischling, den er mit fünf Lanzenstichen glücklich erlegt hatte. Die Schrotschüsse waren alle, wenn auch nur in einigen Schritten Entfernung gefeuert, erfolglos geblieben, da die Schweine „ja nicht hielten". Nichtsdestoweniger hatten wir jetzt wieder genug zu leben, und mehr Fleisch hätten wir nicht allein nur schwer fortbringen können, sondern es wäre auch noch vielleicht in dem warmen, feuchten Walde verdorben.

Diese Nacht hielten wir ein lukullisches Mahl, und daß wir weder Brot noch Bananen mehr hatten, konnte den Genuß nicht verringern. Wir fanden überdies ein

Surrogat an zwei Dingen im Walde. Das eine von diesen war eine Art freilich nicht sehr süßer Kastanien von eichelartigem Geschmack, die aber geröstet sich wenigstens genießbar erwies; das andere eine Palmenart, die oben in ihrem Herzen, wo die Blätter auszweigen, ein prachtvolles nußartiges Fleisch enthielt. Freilich mußte die Palme jedesmal gefällt werden, um dazu zu gelangen. Am nächsten Tage kam nichts zum Schuß als Affen, die ich nicht schießen wollte, da wir genug Fleisch hatten. Überhaupt war meine Munition fast zu Ende; trotzdem blieb ich noch, denn ich hoffte auf besseres Wetter und auf das Erreichen des Weges, dem wir entgegenstrebten. Der nächste Tag sollte uns eines Bessern belehren. Eine Strecke, zu der wir fünfundzwanzig Minuten gebraucht hatten, um uns einen Weg hindurchzubahnen, legten wir auf diesem Wege in fünf Minuten wieder zurück, also konnte der Fortgang, den wir die ganze Woche gemacht hatten, nur ein sehr geringer sein. Anstatt außerdem die schon im Juni versprochene trockene Jahreszeit zu bekommen, schien es, als ob Ende Juli alle Schleusen des Himmels aufs neue geöffnet würden. Am siebenten Abend, ehe wir nur begonnen hatten, unsern Rancho für die Nacht zu bauen, fiel um vier Uhr nachmittags ein Schauer, der uns in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßte. Dieser Guß dauerte bis drei oder vier Uhr morgens, und die Nacht lief das Wasser in kleinen, freundlichen Bächen durch unser Lager. Am nächsten Morgen mußte ich meine Büchse abschießen und behielt nur, nachdem ich sie wieder geladen, noch eine Kugel übrig. Das ging nicht länger; hier konnte ich, ohne Munition, von keinem weiteren Nutzen sein, ja, ich half nur die wenigen Lebensmittel aufzehren; wanderte ich rasch zurück, so war es möglich, in dem ausgehauenen Wege Lebensmittel nachzusenden.

Ich war rasch entschlossen, hatte auch in der Tat keine andere Wahl, rang, so gut es gehen wollte, meine Kleider aus und zog sie naß wie sie waren, wieder an,

schulterte meine mißhandelte Büchse — ich hätte weinen mögen, wenn ich sie nur ansah — und zog allein durch den weiten, öden Wald zurück. Sonderbar war mir dabei zumute, die Brust beklemmt, der Atem schwer — ich fürchtete, daß ich krank würde, und ein Wunder wäre es nicht gewesen. So viel rascher wanderte ich aber jetzt durch den nach dem schweren Regen von allen Zweigen tropfenden Wald, glitt steile, schlüpfrige Hänge hinab, arbeitete mich am anderen mit Hilfe eines abgehauenen Bergstockes hinauf, watete durch die jetzt vollen Bäche vollkommen rücksichtslos um nasse Füße und stand plötzlich an einem bis an die steilen Ufer gefüllten Bergstrom, den wir vor zwei Tagen auf einem durchliegenden Baumstamm trockenen Fußes gekreuzt hatten. Mit meinem langen Stock konnte ich dabei keinen Grund fühlen, das Wasser schoß mit wilder Gewalt vorbei, und es blieb mir natürlich nichts übrig, als hinüberzuschwimmen. Dreimal mußte ich das tun, um alle meine Sachen hinüberzuschaffen, und als ich zum zweitenmal gerade mit meiner Büchse den Übergang machen wollte, hörte ich eine menschliche Stimme, die nicht weit davon ihr deutliches Huhp, huhp! rief.

Der Ruf klang genau wie unser alter Jagdruf in den Bergen daheim, daß ich ordentlich erschrocken anhielt. Torheit; ich war im Walde von Ecuador, und keine befreundete Stimme schallte zu mir herüber. Waren das vielleicht Indianer, oder — die Leute, die der Ingenieur mit hatte, waren des Marsches herzlich müde gewesen — sollten sie vielleicht desertiert sein und sich verirrt haben? Der Ruf klang genau so, auch nicht aus der Richtung, in der ich gekommen, denn die wußte ich nach meinem Kompaß genau. Natürlich gab ich den Ruf zurück, und wieder antwortete es rasch und wie erfreut: Huhp — huhp, huhp! Dann war eine Weile alles ruhig — ich rief noch einmal; huhp, huhp! antwortete es jetzt aus viel weiterer Ferne und in anderer Richtung und immer weiter fort: Huhp! — huhp, huhp! — Jetzt wußte ich, woran

ich war, und kein Mensch hatte gerufen, sondern ein Vogel, den die Ecuadorianer auch den „Verirrten" — perdido — nennen.

Ich hielt mich jetzt nicht länger auf, um meinen Übergang zu bewerkstelligen, wozu ich etwa eine halbe Stunde brauchte, fand drüben, zuerst durch ein dorniges Bambusdickicht hackend, unsere Bahn, die sogenannte Trocha, und hatte wieder nichts als Wald, als Dickicht um mich her. Der Wind strich wohl dabei über diese Wildnis hin, aber er konnte mir nur in stärkeren Schauern die Tropfen aus den Wipfeln niedersenden, mich nicht selber erreichen, um mir die Schläfe zu kühlen, und jetzt — jetzt zum erstenmal begriff ich, was mir die Brust so beengt, was mir das Herz so beklemmt hatte, als ich an diesem Morgen allein meine Wanderung antrat. Es war die Sehnsucht nach Licht, nach Luft gewesen, nach dem warmen, lichten Sonnenstrahl, nach dem frischen Luftzug, der über die Höhen strich — nach Licht, nach Luft, und wie in einem Kerker fühlte ich mich auch in demselben Augenblick. Was hätte ich jetzt darum gegeben, einmal, und wenn auch nur für einen Augenblick, über diese Wipfel emporsteigen und der Brise die Stirn entgegenhalten zu können — nur einmal wieder die Wolken und den freien, blauen Himmel zu sehen. Aber dem strebte ich ja jetzt zu, wenn ich, so rasch ich konnte, meinen Weg verfolgte, und ich ließ wahrlich das Gras von da an nicht unter den Füßen wachsen. Dabei fand ich aber auch bestätigt, wie geringen Fortgang wir mit unserer Waldarbeit gemacht; denn immer, nach nicht anderthalbstündigem Marsch, erreichte ich wieder einen unserer Lagerplätze, die zu gewinnen wir einen vollen Tag gebraucht. Um neun Uhr war ich von unserem letzten Lager aufgebrochen, und um drei Uhr kam ich an das Ufer des kleinen Stromes, wo wir die dritte Nacht kampiert.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, noch an dem nämlichen Abend St. Lorenzo zu erreichen; tat ich dies aber nicht, so kam ich gerade mit Dunkelwerden in den

fast gar nicht markierten und sumpfigsten Teil unseres Weges. Ich fühlte außerdem auch das Bedürfnis nach Ruhe, nach einem frischen Bade, und der kleine Strom rauschte gar zu verlockend vorüber. Rasch entschlossen, warf ich meine Sachen unter unsern alten Rancho, der mir wenigstens für die Nacht ein trockenes Lager versprach, badete und erfrischte mich dadurch vollkommen und befand mich nun so wohl, wie sich ein Mensch in nassen Kleidern und mit nichts als einem kleinen Stück kalten Schweinefleisches als Nahrung nur befinden kann. Ebenso schwierig war es, ein Feuer anzuzünden, aber auch ebenso unnötig; denn wenn ich auch kurz vor Dunkelwerden noch einen Pava geschossen hatte, genügte das schon gekochte Schweinefleisch doch vollkommen für eine Nachtmahlzeit, und am nächsten Tage war ich so früh in St. Lorenzo, daß ich mein Frühstück bis dahin recht gut aufschieben konnte. Ich machte mir also mein Lager so gut als möglich frisch zurecht, warf die alten Palmblätter erst einmal beiseite, um zu sehen, ob sich in den fünf Tagen kein Ungeziefer, Schlangen und derartiges, dort eingenistet habe, legte frische auf und hatte bald ein weiches und bequemes Bett fertig, dem mein Regenmantel als Decke dienen konnte — Regenmantel, das unnützeste Ding, das ein Mensch in einen solchen Wald mitnehmen kann, denn bei Tage kann man ihn bei der Arbeit doch nicht umhängen, und nachts dient er höchstens zur warmen Decke.

Da ich übrigens vorhin Schlangen erwähnt habe, ist es wohl nötig, ein paar Worte darüber zu sagen. Ehe ich selber nach Ecuador kam, waren mir die furchtbarsten Geschichten über die Unmasse von Schlangen erzählt worden, die hier den Wald beleben sollten. Auf unserem siebentägigen Marsch durch unbetretene Wildnisse, durch Sumpf und Dickicht hatten wir vier kleine Schlangen getroffen, die uns rasch aus dem Wege glitten, und an diesem Tage war ich wieder nur einer einzigen, kaum fingerstarken begegnet, die mir ebenso willig Raum gab.

Den Abend saß ich noch, bis es völlig dunkelte, am Ufer des kleinen murmelnden Stromes, eine Zigarre rauchend und von der Heimat träumend, und warf mich dann auf mein einsames Lager, um eine Anzahl der kleinsten und blutdürstigsten Fliegen zu füttern, die mir je im Leben vorgekommen. Diese Bestien sind so klein, daß man sie am hellen Tage auf der Hand mit bloßem Auge kaum erkennen kann, und stechen schmerzhafter als ein Moskito, richteten mich auch diese Nacht so zu, daß ich am nächsten Morgen von roten Punkten wie besät war. Ohne diese kleinen Quälgeister hätte ich ruhig genug schlafen können, denn keiner der gedrohten Tiger, die jeden im Wald ohne Feuer Schlafenden rettungslos überfallen sollen, stattete mir einen Besuch ab. Ich wußte schon seit lange, was ich von solchen Märchen zu halten hatte — sprang aber doch einmal in der Nacht mit meinem Messer in der Hand in die Höhe, als mein Rancho plötzlich schüttelte und bebte. Am nächsten Morgen fand ich, daß ein dünner Ast darauf gefallen war. Mit Tagesgrauen war ich wieder auf, badete noch einmal, schulterte die Büchse und Bergsack, kreuzte den kleinen Strom, der in der Nacht um wenigstens zwei Fuß gefallen war, auf einem darüber gestürzten Stamm und verfolgte meine Bahn wieder nach den Spuren, die unsere Messer hier und da an den Zweigen zurückgelassen hatten. Wo wir uns durch dichtes Gestrüpp gehauen, fand ich natürlich einen ordentlichen Weg.

Noch war ich kaum eine Viertelstunde marschiert und auf dem ersten niederen Hügelrücken, der den Fluß begrenzte, angekommen, als ich unter mir im Tal etwas durch die Büsche brechen hörte und gleich darauf einen roten Punkt bemerkte, der sich bewegte. Das war jedenfalls ein Hirsch, und obgleich ich keine Kugel mehr hatte, um den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, konnte ich *diese* Gelegenheit doch nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Zu viel hatte ich schon von den Ecuador-Hirschen gehört, teils aus Erzählungen, teils im Walde,

wo sie in den Dickichten stets ungesehen verschwanden, daß ich deren nähere Bekanntschaft, wenn irgend möglich machen mußte. Durch den steilen Hang begünstigt, hatte ich hier auf etwa hundert Schritt freie Flucht für meine Kugel, und wenn auch nur eben Büchsenlicht, ließ sich doch deutlich im Visier das Korn erkennen. Ich überlegte auch in der Tat nicht lange, zielte vorsichtig — denn wenn man nur noch zwei Kugeln zu verschießen hat, drückt man gewiß nicht leichtsinnig ab — und hörte fast zugleich mit dem Schlag der Büchse das Gestöhn eines getroffenen Rotwilds, dabei schlug es einen Augenblick in den Zweigen, dann war alles ruhig.

„Brav!" dachte ich und setzte aus alter Gewohnheit die Büchse nieder, um wieder zu laden, ehe ich nach dem erlegten Wild hinabstieg — ich hatte ja keine Kugel mehr, als die im linken Rohr, warf die Büchse seufzend auf den Rücken, setzte meinen Bergstock ein und glitt den steilen lehmigen Hang hinab. Bei dem ersten Geräusch aber, das ich machte, wurde es unten wieder lebendig, und ich sah jetzt — ein Paar mächtige Flügel den Boden schlagen. Das war kein Hirsch, aber was denn? Im Nu war ich unten und fand jetzt einen großen rostbraunen Vogel mit einem Federbusch wie ein Wiedehopf, schwarz und weiß gesprenkelt, der in den letzten Zuckungen am Boden lag. Der Beschreibung nach, die ich von diesem Wild gehört, mußte das ein Pahui sein, und zwar ein Weibchen, denn der männliche Vogel ist vollkommen schwarz. Jedenfalls war es ein tüchtiger Bursche, so groß wie unsere stärksten Truthähne, und schon die Kugel wert. Er war mit dunkler Zeichnung fast vollständig rostbraun, aber mit einer Stimme, die nichts weniger als vogelartig klang. Als ich ihn aufgriff, stöhnte er noch einmal wie ein Hirsch und verendete dann.

Mit dem allerdings bedeutend kleineren Pava im Bergsack hatte ich jetzt freilich genug zu tragen, aber auch nicht mehr so weit, und wanderte rüstig vorwärts. Um

zwölf Uhr etwa erreichte ich den Sumpf, hieb mir von da in gerader Richtung meine Bahn nach dem Nadadero, fand unfern von dessen Ufern unsere Trocha wieder, kreuzte die Platanare oder Plantaingärten und stand, kaum eine Viertelstunde später, mit einem Gefühl, das zu beschreiben unmöglich wäre, auf der Lichtung von St. Lorenzo im vollen Sonnenschein und in einer prachtvollen Seebrise, welche die Bai heraufwehte. Aber wie sah ich aus! — meine Beinkleider bis hinauf zerrissen und zerfetzt, meine Schuhe offen, alles, was ich an mir trug, durchnäßt und halb verfault, hungrig dabei und müde, mit den schmerzenden Bissen jener kleinen Sandfliegen in den Gliedern. Doch hier fand ich Rast und traf nun augenblicklich Anstalt, daß meinen bisherigen Begleitern sogleich Lebensmittel nachgesandt wurden.

Die Träger — denn ein einzelner der hiesigen Leute ginge unter keiner Bedingung allein durch den Wald — erreichten sie aber nicht mehr im Wald. Der kleine Trupp hatte an demselben Tage, an dem ich den Rückweg antrat, den Bogotafluß erreicht und dort ein Kanoe getroffen, mit dem er, um sich zu erholen, nach Concepcion hinabging. Ein anderes Kanoe brachte ihnen aber die stets willkommenen Lebensmittel: Fleisch, Bananen mit etwas Schokolade, agua ardiente nach, und der Ingenieur konnte jetzt von dort seinen Weg mit größerer Bequemlichkeit nach Quito fortsetzen.

5.

Die „Kittiwake".

So viel ich auch gereist bin, und wohin mich immer meine Bahn geführt, ich habe mir dazu immer nur solche Länder ausgesucht, in denen die Wildnis mit der Zivili-

sation ringt, und dort stets den interessantesten Stoff für meine Skizzen gefunden. Es mag ein eigener Reiz darin liegen, den Spuren vergangener Jahrtausende zu folgen, die Ruinen gesunkener Größen aufzusuchen und auf den Gräbern derer zu wandeln, deren Schicksale schon unsere erste Jugendzeit beschäftigte — aber für mich den freien, wilden Wald, die rasch gebaute Hütte des Indianers, das neue, frische Leben der Gegenwart. Ich will nichts von dem Moder vergangener Jahrhunderte; ich fühle kein Sehnen, über das zu grübeln, was geschehen ist, Tausende von Menschen vergeuden ihre Lebenszeit damit — wo sich aber der Wald lichtet, wo ein neues, frisches Leben beginnt und um die stille Heimat der Menschen noch das Tier der Wildnis schleicht — wo etwas Neues zu schaffen ist, da bin ich zu Haus und habe meine Freude daran — und das Gefühl nur hat mich eine lange, etwas monotone Zeit in diesem Fischerdorf überdauern lassen. Jeder Mensch weiß, wie unangenehm es ist, auf etwas zu warten. Jeder Mensch weiß das aber nur eigentlich im détail; ich habe es hier en gros empfunden, indem ich zwei und einen halben Monat für das erwartete — sehnlich erwartete Schiff oder die Jacht „Kitiwake" auf der Lauer lag. Wie manchen langen, langen Tag habe ich dort in meinem Bambusneste gesessen, das Teleskop neben mir, und jedes um die weit unten ausbiegende Landspitze kommende Kanoe musternd — wie oft gehofft, die langgestreckten Ruder englischer Matrosen in einem dieser Fahrzeuge zu sehen! So lange dauerte die Zeit, daß ich sie endlich für verloren gab und mich schon bereit machte, den Platz zu verlassen, ohne die Kittiwake hier einlaufen zu sehen.

Die „Kittiwake" war nämlich ein Fahrzeug — eine reizende und sehr große Jacht, welche die englische Gesellschaft, die Ecuador land company, nach dem Pailon gesandt hatte, um die erste Ansiedlung an diesem Orte zu gründen, einen Weg nach Quito zu bauen und das Land in der Nachbarschaft des vortrefflichen Hafens zu

verwerten. Engländer und Deutsche waren an Bord derselben, um als erste Ansiedler das Land hier zu betreten, und es ist sehr natürlich, daß ich der Ankunft dieses Fahrzeuges mit dem größten Interesse entgegengesehen hatte. Eines Nachmittags — ich dachte schon kaum mehr an das kleine Fahrzeug, denn es war jetzt 208 Tage in See — kam ein Kanoe von St. Pedro, der Mündung der Bai, herauf und berichtete, daß ein Fahrzeug, „halb Schoner, halb Brig", vor der Einfahrt sei. Später kam ein Kanoe von Esmeraldas, die Nachricht bestätigend, daß es wirklich die „Kittiwake" wäre, die sich hier zeigte, und daß sie vorher in Esmeraldas eingelaufen wäre. Hatte sie wirklich einen guten Piloten an Bord und die richtige Einfahrt getroffen, so konnte sie recht gut mit der Flut in St. Lorenzo sein; jedenfalls durfte ich erwarten, daß sie in diesem Falle ein Boot hinaufsenden würde — aber die Flut kam und ebbte, und kein Boot erschien, und ich machte mich jetzt bereit, am nächsten Morgen mit einem Kanoe auszulaufen und dem Fahrzeug zu begegnen.

Um vier Uhr morgens, mit der ausgehenden Ebbe, waren wir, ich mit zwei der Eingeborenen, in einem ihrer kleinen Kanoes unterwegs; als aber mit Morgengrauen das kleine Fischerdorf St. Pedro sichtbar wurde, suchte ich vergebens die schlanken Masten des Erwarteten. Weiter und weiter rudernd, erkannten wir es endlich in blauer Ferne, weit draußen in See, und zwar vollkommen in Lee vor der Einfahrt, an einer der gefährlichsten Stellen der ganzen Küste. Wie wir später erfuhren, hatte der von der Tola mitgenommene Pilot die Einfahrt nach St. Pedro verfehlt und das Fahrzeug sogar dort auf den Strand gesetzt. Glücklicherweise aber kam es unbeschädigt wieder los und ankerte jetzt, unsere Ankunft erwartend, draußen in der See. Um sieben Uhr etwa erreichten wir, von der ausgehenden Ebbe begünstigt, die „Kittiwake", und es war ein eigenes, wohltuendes Gefühl, mit dem ich ihr Deck betrat. Ich liebe

überhaupt den Teergeruch, liebe die See, und ein so prächtiges Fahrzeug, wie diese kleine kecke Jacht, tat den Augen wohl.

Der Kapitän wie die Herren an Bord begrüßten mich auf das Freundlichste — sie waren froh, jemanden zu sehen, der sie endlich nach langer, langer Reise in den sichern Hafen einführen konnte, und ich hatte einen der eingeborenen Lotsen mitgebracht, und ihnen außerdem viel von dem neuen Lande zu erzählen, das für die nächsten Jahre ihre Heimat sein sollte. Es blieb uns aber nicht viel Zeit dazu; denn vor allen Dingen mußte der Anker wieder gelichtet und das Fahrzeug vor die Einfahrt des wirklichen Kanals gebracht werden, um dort die steigende Flut zu erwarten und über die Barre zu kommen, die in niedrigstem Wasser nur zwei und einen halben Faden (brazos, wie sie hier sagen) hat. Das war in etwa einer Stunde, gegen den Wind anlavierend, geschehen; der Anker rasselte wieder, in fünf Faden Wasser, in die Tiefe, und es blieben uns jetzt ein paar Stunden, um die günstige Flut geduldig zu erwarten.

Vom Pailon hatte ich zwei Eingeborene mitgebracht — Leute, die ihr Lebenlang gewohnt gewesen waren, in ihren Kanoes teils in der oft sehr bewegten Bai, teils draußen in See herumfahren und zu fischen, und dennoch konnten sie die davon verschiedene Bewegung des größeren Fahrzeugs nicht vertragen. Der eine, der eigentliche Lotse, hielt es ziemlich gut aus, der andere aber wurde richtig seekrank, bekam ein sehr weißes und sehr langes Gesicht, setzte sich still auf Deck nieder, verweigerte hartnäckig jedes Frühstück und sah sehr häufig über Bord. Wir haben dieselbe merkwürdige Tatsache mit den Seevögeln: Albatroß, Kaptauben, Möwen usw., die auch ihr lebenlang auf den wildesten Wellen schaukeln und augenblicklich richtig seekrank werden, sobald sie gefangen sich auf dem Deck eines Fahrzeuges befinden. Ich selber erfreute mich indessen wieder einmal, nach langer

monotoner Kost von Bananen, Fischen und Wild, einer europäischen Mahlzeit, und das Salzfleisch und Brot besonders, mit einer Tasse recht guten Kaffees, mundete vortrefflich. Dabei mußte ich viel vom Pailon erzählen, und als Illustration dazu lag der weite Manglarenwald mit seinen geheimnisvollen Dickichten vor uns ausgebreitet. — Aber die Flut stieg — das, was ich ihnen *erzählen* konnte, sollten die Leute ja jetzt alle selber erleben, und mit halber Flut gingen die Matrosen wieder daran, die Anker zu heben und die nötigen Segel zu setzen.

Die Einfahrt in den Pailon ist bis jetzt noch, und bis der Hafen und Kanal genau mit dem Lot untersucht und durch Bojen bezeichnet ist, ziemlich gefährlich, denn die verräterischen Sandbänke und Untiefen erstrecken sich so weit in die See hinaus, daß man kaum die Landmarken ordentlich von dort aus unterscheiden kann. Unterdessen waren aber auch von dem nächsten Fischerdorf St. Pedro mehrere Kanoes an Bord gekommen, so daß wir Leute genug hatten, die jeden Zoll breit dieser Sandbänke genau kannten — waren sie ja doch wie oft mit ihren Netzen darüber hingefahren und hatten ihre Grundangeln überall gesenkt. Nichtsdestoweniger bleibt mit solchen *Naturlotsen* immer *die* Gefahr, daß sie keine Idee von einem tief im Wasser gehenden Fahrzeuge haben. Sie sind nur an ihre Kanoes gewöhnt, die sie im schlimmsten Fall über Sand und Schlamm mit Leichtigkeit hinziehen können, und es blieb deshalb immer nötig, das Lot sorgfältig auszuwerfen und den Grund, über den man hinlaufen wollte, vorher zu fühlen. Doch es ging alles nach Wunsch — über die Barre hin hatten wir reichlich Wasser, und während ich zwischen dem Lotsen und dem Kapitän dolmetschte, bogen wir in den Kanal ein, liefen auf St. Pedro auf und befanden uns eine halbe Stunde später in der weiten und tiefen Einfahrt, die, von Norden nach Süden auflaufend, oben in den Pailon mündet. Unsere Pailoneser aber, wie sie

erst einmal das sichere, tiefe Wasser der eigentlichen Bai unter sich wußten, waren nicht damit zufrieden, vor Klüver und Vorbramsegel langsam St. Lorenzo anzulaufen. Die Flut war günstig, die frische Mittagsbrise, die gerade hinter uns dreinkam, versprach und sicherte eine rasche, fröhliche Fahrt, und sie ließen keine Ruhe, bis der Kapitän alle Segel setzte und die flinke „Kittiwake" blitzschnell durch das leichte bewegte Wasser der Bai schoß.

Unsere Leute von St. Pedro hatten ihre Kanoes hinten angehangen (das unsrige war an Deck genommen worden) und keine Idee von der Kraft, mit der ein solches großes Fahrzeug die Wellen durchschneidet. Die Folge davon war, daß die großen Segel der Kittiwake kaum in der günstigsten Brise ausblähten, als zwei der Kanoes füllten und sanken und ihre Lianentaue abrissen, während das dritte umschlug und nachschleifte. Vom Lande waren indessen ebenfalls ein paar andere Kanoes abgestoßen und glaubten das Fahrzeug durch scharfes Rudern überholen zu können — aber sie hatten es freilich mit keiner einfachen Schaluppe zu tun, und erst als der Kapitän sein Vorbramsegel backbraßte und dadurch die „Kittiwake" in ihrem Lauf hemmte, konnten sie uns erreichen. Aber selbst das tat ihnen nicht gut, denn kaum wurde das Segel wieder vollgebraßt, als sie das Fahrzeug mit solcher Gewalt durch das Wasser riß, daß sie augenblicklich sanken und nur mit Mühe ihre Ruder und Netze retten konnten. Von da an gaben sie es auf, an die „Kittiwake" festzukommen, und hielten sich mehr in respektvoller Entfernung.

Jetzt bogen wir in den Pailon ein, eine Manglarenspitze verhinderte nur noch, daß wir das kleine Fischerdorf sehen oder von dort gesehen werden konnten. Unsere Ankunft aber anzuzeigen, löste der Kapitän einen der tüchtig geladenen Neunpfünder, und der Schuß hallte donnernd durch den stillen Wald, zum erstenmal wohl dort ein so gewaltiges Echo weckend. Das war übrigens

vollständig genügend gewesen, die Bewohner von St. Lorenzo von unserer Ankunft in Kenntnis zu setzen. Man muß dabei wissen, wie viel und wie lange von der Ankunft dieses Fahrzeuges gesprochen, wie sehnlich es erwartet war, um zu begreifen, wie gespannt ihm alle entgegensahen. Sollte es ja doch auch in dem kleinen, stillen, bis dahin von der Welt vollkommen abgeschiedenen Orte eine ganz neue Ära begründen, und brachte es nicht allein eine große Anzahl von fremden, wunderlichen Menschen, die sie bis dahin nur in einzelnen, etwas abgerissenen Exemplaren gesehen hatten, sondern auch eine Menge versprochener Waren und Neuigkeiten, von denen sie die überspanntesten Ideen zu haben schienen. Rasch durchschnitten wir jenen Teil der Bai, der den eigentlichen Namen Pailon führt und dicht über dem St. Lorenzo liegt — jetzt schoß das Fahrzeug an der Mündung des reizenden Frischwasserstroms Nadadero (eigentlich der Schwimm- oder Badeplatz) vorüber, und wenige Minuten später fanden wir uns dem kleinen Städtchen gegenüber, an dessen Ufer die sämtliche Bevölkerung mit einer Menge von Besuchern aus der Umgegend in ihrem Sonntagsstaat versammelt war.

Ein lautes Jubelgeschrei begrüßte das erste Erscheinen der „Kittiwake“, die noch eine Strecke auf- und bis der Stadt gerade gegenüber lief. Jetzt fielen die Segel, der Anker rasselte in die Tiefe, das Fahrzeug schwang herum, der Flut und Brise den scharfen Bug bietend, und donnernd schmetterte die „Kittiwake“ der ihrer harrenden Bevölkerung den Kanonengruß entgegen.

Hei! wie rannten die Frauen und Mädchen, als der Feuerstrahl ihnen plötzlich fast dicht gegenüber aus der Seite des fremden Schiffes sprühte und der donnernde Schlag in ihre Ohren dröhnte; aber die Kinder und Männer jubelten und lachten, und auch die Schüchternsten überzeugten sich bald, daß sie nichts zu fürchten hatten, und Mengen von Kanoes kamen jetzt vom Ufer ab, um das neue Wunder — das erste größere Fahrzeug, das in

diesen Hafen einlief, in der Nähe zu beschauen und zu betreten. Die „Kittiwake“ sah allerdings gerade nicht danach aus, sich besonders sehen zu lassen, denn ein Fahrzeug, was eben eine siebenmonatliche Reise überstanden, läuft gewissermaßen mit schweißiger Stirn und in Hemdärmeln in den Hafen ein, und es muß erst ein Bad nehmen und frische Kleider anlegen, ehe es sich anständigerweise sehen lassen kann. Die Leute hier aber waren nicht besonders eigen in Ansprüchen oder verwöhnt. Für sie war alles neu, alles wunderbar, von den starken Tauen und Ketten wie mächtigen Segeln und Masten, bis zu den Geheimnissen der Kajüte und Kambüse hinab, und stundenlang standen sie an den Treppen, um dort niederzuschauen, oder starrten zu den Masten hinauf, in denen die Matrosen jetzt die Segel beschlugen, bis der Abend eine neue Überraschung für sie brachte. Wir waren erst einmal an Land gewesen, damit sich die Passagiere des Schiffes ein wenig umsehen und einen Platz finden konnten, ihre cots*) aufzuhängen. Ein Haus für sie stand schon bereit, und einen Teil konnte ich bei mir selber unterbringen. Dann kehrten wir an Bord zurück, um dort Tee zu trinken — ich war keineswegs böse darüber, daß ich nicht mehr meine eigenen Mahlzeiten zu kochen und mein eigenes Geschirr aufzuwaschen hatte — und die Sonne war indessen untergegangen, die Bewohner von St. Lorenzo hatten sich nach der gehabten, sehr ungewöhnlichen Aufregung in ihre verschiedenen Wohnungen zurückgezogen, um dort ihre Fische und grünen, unreifen Bananen zu verzehren. Plötzlich donnerte ein neuer Kanonenschuß über das Wasser, den Eingeborenen kündend, daß etwas besonderes vorgehe. Jedenfalls hatte er den gewünschten Erfolg, sämtliche Bevölkerung zu alarmieren und an das Ufer zu rufen, und jetzt stieg

*) cots sind eine eigene Art von Hängematten, viereckig wie ein Bett, von Segeltuch genäht, mit einer Matratze darin und mit einer Art hölzernem Gestell. Sie schaukeln weniger als die Hängematten, und der Körper liegt lang gestreckt — nicht eingebogen darin.

vom Bord der „Kittiwake" eine Anzahl Raketen und Leuchtkugeln auf — die ersten, die der Pailon in seinem Wasser niederblitzen sah, und der Jubel der St. Lorenzo-Leute kannte keine Grenzen. Überhaupt war das eine Überraschung, auf die sie gar nicht gerechnet hatten, da der rasch einbrechende Abend ihrer Neugierde zu früh ein Ziel gesetzt. Am nächsten Morgen holten sie aber reichlich ein, was sie am gestrigen Tage zu versäumen geglaubt, denn mit Tagesgrauen waren die Kanoes schon unterwegs nach dem fremden Schiff hinüber, und das Deck bald vollständig mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt.

Die „Kittiwake" verdiente allerdings ihre Bewunderung, denn sie war zwar kein großes, aber ein reizendes Fahrzeug, eine englische Jacht, die sich ein schottischer Lord zu seinem Vergnügen gebaut und mit dem besten, in England zu bekommenden Material ausgestattet hatte. Natürlich konnte dieses Fahrzeug von nur 250 Tons nicht viele Passagiere herüberbringen, aber es war auch nur dazu bestimmt gewesen, die erste Ansiedelung zu begründen, das erste Material mit Instrumenten herüberzuschaffen. Dazu gab sie nur einigen Leuten Passage, die dort die Anfangsarbeiten leiten sollten. Die Kompagnie hatte dabei einen sehr großen Fehler gemacht — und zwar den Leuten in einer schwachen Stunde U n i f o r m e n gegeben, um ihr niedliches Fahrzeug dadurch mit einem neuen Glanz auszustatten und, wo es ankern würde, einen guten Eindruck hervorzubringen. Eine Uniform ist aber ein höchst wunderliches, gefährliches Ding — ein paar goldene Litzen haben schon manchem Menschen den Kopf verwirrt, und der Erfolg auf dieser Reise war ein ähnlicher. Kapitän und Passagiere gefielen sich ausnehmend in dieser Tracht, und die Folge davon war, daß sie nicht allein jeden Hafen anliefen, den sie möglicherweise auf ihrer Fahrt erreichen konnten, sondern auch sehr viel Geld ausgaben — und das schlimmste — sehr viel wertvolle Zeit damit versäumten.

Die „Kittiwake", die unterwegs Madeira, St. Vincent, Pernambuko, Montevideo, Falklands-Inseln, Valparaiso und Esmeraldas anlief, hatte dadurch und trotz ihrem raschen Segeln eine Reise von 208 Tagen, von denen sie einige achtzig Tage in den verschiedenen Häfen zubrachte, und ich selber konnte indessen geduldig am Pailon sitzen und auf sie warten.

Die Passagiere derselben bestanden aus Engländern und Deutschen, ziemlich bunt zusammengelesen, und alle eigentlich mit keinem rechten Begriff, was sie in einer neuen Ansiedelung im Walde zu tun haben würden. Auf der Reise außerdem verwöhnt, konnte ihnen natürlich dieses neue Leben mit seinen Einschränkungen und Entbehrungen nicht gleich recht behagen. Die Wildnis macht aber keine großen Umstände mit den Menschen, die sich ihr in die Arme werfen. Sie sagt einfach: Hier, lieber Freund, hast du das Rohmaterial zu deiner neuen Heimat, jetzt mache damit, was du willst, verlange aber nicht mehr, und das schlimmste dabei ist, daß unsere zivilisierten Menschen mit Rohmaterial eigentlich gar nichts anzufangen wissen. Daheim bei uns arbeitet einer dem anderen in die Hand, und was ich hier nicht bekomme, finde ich um die nächste Ecke bei einem andern Kaufmann, oder kann es mir im schlimmsten Fall per Post im Augenblick verschreiben. In der Wildnis hat das alles ein Ende, und der zivilisierte Mensch fühlt dort gewöhnlich nicht gleich, wie wenig er eigentlich zum Leben, sondern wie viel er braucht, und was er alles dort nicht haben kann. Kein Wunder dann, daß er sich im Anfang unbehaglich und sogar den Verdacht in sich aufsteigen fühlt, von irgend jemandem — er weiß eigentlich nicht recht von wem — schändlich und unverantwortlich behandelt zu werden. Doch das hat eigentlich alles nichts weiter mit der „Kittiwake" zu tun, die jetzt sicher in der Bai vor ihrem Anker in völlig stillem und gefahrlosem Wasser lag. Glücklicherweise befanden sich einige Zimmerleute an Bord, mit denen wir augenblicklich daran gehen

konnten, eine Art von Warenlager für ihre Fracht zu bauen; diese wurde in den nächsten Tagen ausgeladen, die Passagiere richteten sich indessen, so gut es gehen wollte, am Ufer ein, und die erste Expedition der Ecuador-Land-Kompagnie war insofern geglückt, als die ausgesandten Leute wenigstens nach langer, langer Fahrt festen Boden unter ihren Füßen hatten.

6.

Vom Meer zum Fels.

Somit, und als die Passagiere des kleinen Fahrzeugs ein wenig eingerichtet waren, hatte ich denn meinen Zweck am Pailon erfüllt und konnte um so beruhigter von dort scheiden, als es mir auch noch vor meiner Abreise gelang, die „Kittiwake“ an einen Minister der Ecuador-Regierung, der den Pailon besuchte, zu verkaufen. Die Regierung von Ecuador fürchtete nämlich nicht mit Unrecht die drohende Stellung des Nachbarstaates Peru, die derselbe bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgegeben hat, und rüstete sich — einem Angriff zu Lande wohl gewachsen — auch seine Flotte herzustellen, um die Flußmündung des Guajaquil zu wahren. In Nordamerika waren zu diesem Zwecke schon Aufträge gegeben, mehrere Dampfer zu kaufen, und die kleine, stark gebaute „Kittiwake“, die außerdem schon mit Kanonen und Munition versehen war, sollte ebenfalls zu einem ordentlichen Kriegsschiff hergerichtet werden. Jetzt band mich nichts mehr an den Pailon, an dem ich fast drei und einen halben Monat zugebracht. Ich sehnte mich danach, meine Reise endlich wieder aufzunehmen und meinen Plan, sämtliche deutsche Kolonien Südamerikas zu besuchen, auszuführen. Vorher mußte ich freilich noch das

Innere des Landes kennen lernen, an dessen tropischen Ufern ich bis jetzt gelebt, und von dessen hochgelegenem Innern ich schon so viel und Rühmliches gehört. Selbst die Hauptstadt des Landes, Quito, mit ihrem vielgepriesenen „ewigen Frühling", reizte mich, und ich beschloß, meinen Weg dorthin zu nehmen und dann von dort nach Guajaquil hinabzugehen. Überdies wollte ich, ehe ich Ecuador verließ, noch einmal mit dem Direktor der Kompagnie zusammentreffen, mit dem ich sehr viel zu besprechen hatte, und es war nicht wahrscheinlich, daß ich ihn auf diesem Wege verfehlen könnte.

Am 25. September war die „Kittiwake" von St. Lorenzo abgesegelt, und ziemlich erschöpft von der Arbeit, die ich dabei gehabt, bestimmte ich den Tag zum Ausruhen und bestellte mir auf den nächsten Morgen ein Kanoe, das mich nach einem höher gelegenen Teil der Bai, am Santiagofluß hinauf, bringen sollte. Von dort folgte ich dann, in den Bogota einbiegend, dem Cachavi aufwärts, und betrat da erst, wo die Schiffahrt aufhörte, den eigentlichen Wald, über den ich schon ziemlich traurige Berichte gehört. Der Weg, der hindurchführte, hieß allerdings camino real, bestand aber bloß dem Namen nach, und die, welche diesen Weg schon einmal gegangen, wußten ihn gar nicht schrecklich genug zu beschreiben. Diese Strecke ließ sich aber nicht umgehen, wenn ich auch zu Wasser unsere nach dem Bogota ausgehauene Trocha umgehen konnte, und es half deshalb nichts, sich davor zu fürchten. Die Fahrt im Kanoe tat mir wohl, denn lang gestreckt darin konnte ich mich ordentlich ausruhen, während ein dichtes Blätterdach die heißen Sonnenstrahlen von mir abhielt. Am ersten Tage war auch nicht viel zu sehen, denn wir liefen an den Mangrovesümpfen der Bai hin, die erst dort aufhörten, wo sich der Santiago mit seinem süßen Wasser ihr entgegenwirft — und süßes Wasser kann der Mangrovebaum eben nicht vertragen.

Hier begannen überall Platanars oder Pisangfelder am Ufer — hier und da standen Kokospalmen und

Kaffee, Baumwolle, wie Kakao mit Orangen und anderen Fruchtbäumen waren angepflanzt. Das Ganze schien aber doch noch neu, und man sah überall, daß die Eigentümer des Landes mit geringer Mühe weit mehr hätten tun können, als sie eben getan, wenn diese Leute überhaupt mehr arbeiten wollten, als sie zum Leben unumgänglich nötig haben. Fast alle diese Anpflanzungen gehören Negern oder einer starken Mischlingsrasse derselben, und es sind meistens durch das Gesetz befreite Sklaven, die sich hier ein Eigentum gegründet haben.

Der Santiago ist ein breiter, schöner Strom, der aber nahe seiner Mündung in die Tolabai so weit durch flaches und niedriges Land läuft, daß die Ebbe und Flut bis hoch hinauf einen Einfluß auf ihn ausübt. In der Nähe der Bai verwandelt sie in der Flutzeit sein Wasser in Salz, und weiter hinauf stemmt sie es nur für viele Meilen bis selbst in den von Norden kommenden Nachbarfluß Bogota hinein. Dorthin bogen auch wir am zweiten Tage ein, aber nur auf eine kurze Strecke, bis wir das kleine Städtchen Concepcion erreichten, und von hier aus sollte ich am nächsten Tage in einem kleinen Kanoe meinen Weg den reißenden Cachavi hinauf fortsetzen. Hier mußte ich mich auch mit Vorräten versehen, denn weiter hinauf waren keine Lebensmittel mehr zu bekommen, als höchstens Pisang, während das weiter im Innern gelegene Land, wie alle bestätigten, einen wahren Überfluß von allen Arten von Lebensmitteln hervorbrachte, die nur eben nicht durch die Wildnis geschleppt werden konnten: ein Beweis mehr, wie nötig ein Weg war, der diese beiden besiedelten Strecken miteinander verbinden sollte, daß sie ihre Produkte gegeneinander austauschen konnten. Meine Vorräte waren bald eingelegt — es bedurfte dazu nicht viel. Etwas Brot, etwas hart gebratenes Schweinefleisch, das sich einige Tage hielt, und ein paar Pfund Schokolade — das war alles. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch kam das Kanoe an, ein etwas schmales, schwankendes Fahrzeug mit zwei

jungen, vielleicht fünfzehnjährigen, bis auf den Gürtel vollständig nackten Negerburschen, diesmal aber ohne Schutzdach gegen die Sonne, was sich nicht gut darauf anbringen ließ, und wir stießen vom Ufer ab. — Für die beiden vorigen Tage Kanoefahrt, mit noch einem Gefährten, hatte ich für meinen Teil vier und einen halben Dollar bezahlt. Für diese beiden Burschen für zweitägige Fahrt zahlte ich drei Dollars und einen Dollar für den Gebrauch des Kanoes, wobei ich noch ein paar Dollars für Lebensmittel auszulegen hatte.

Im Anfang und solange wir uns in dem breiteren und tiefen Bogota befanden, konnten die jungen Burschen ihre Ruder noch gebrauchen; sobald wir aber in den Cachavi einbogen, hörte das auf, denn der ganze Fluß bestand aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Stromschnellen, durch die hin uns weiter nichts als Stangen vorwärtshelfen konnten. Die Geschicklichkeit der beiden jungen Burschen war außerordentlich darin, und so genau wußten sie ihre Stangen einzusetzen und der Kraft zu begegnen, die den Bug des Kanoes bald herüber, bald hinüber werfen wollte, daß dieses auch nicht ein einziges Mal eine willkürliche oder falsche Bewegung machen konnte. Oft aber, und besonders je höher wir kamen, war die Strömung des Wassers so reißend und der Fall so groß, daß sie selbst mit ihren Stangen nichts mehr ausrichten konnten, sondern über Bord springen mußten, um das schwankende Fahrzeug gegen die Wucht der Wasser anzuziehen und zu schieben. Es war gar nichts Seltenes, daß wir auf 25—28 Fuß bis zu 10 Fuß Fall hatten, und ein paarmal schoß das Wasser in das Kanoe. Darauf waren aber die jungen Burschen schon vorbereitet, denn der Platz, wo ich mit meinem Gepäck gerade in der Mitte lag, war mit breiten Bananenblättern so besteckt, daß das aufschlagende Wasser wohl in das Kanoe laufen, aber weder mich noch meine Sachen durchnässen konnte. Der hintere Teil des Kanoes lag aber fast stets viel tiefer als der vordere, und der Bursche

dort hatte eine ganz eigene Fertigkeit, das einlaufende Wasser mit den Füßen wieder hinauszuschnellen. Mit dem einen Fuße blieb er fest stehen und den andern schlug er, etwas eingebogen, dagegen, so daß er alles dazwischen kommende Wasser geschickt über Bord sandte. Nur an einigen zu flachen und steilen Fällen, wo mein Gewicht zu groß war, stieg ich aus und watete einige Schritte durch das grobe Geröll. An allen übrigen Stellen blieb ich ruhig liegen, den beiden Burschen es vertrauensvoll überlassend, mich sicher aufwärtszuschaffen.

Die Nacht schliefen wir bei einem Neger am Ufer, und kurz vor Sonnenuntergang schwoll der Strom plötzlich so rasend an, daß er in einer halben Stunde wohl drei Fuß stieg. Der Neger beruhigte uns aber vollkommen darüber, daß er bis Tagesanbruch wieder vollständig in seinem alten Bett sein würde, und er hatte recht. So rasch er gestiegen, fiel er auch wieder, und wir konnten ungehindert am nächsten Morgen unsere Fahrt fortsetzen. Die Platanare wurden jetzt sehr selten, häufig aber begegneten wir Kanoes im Strom, die zum Teil nur von Frauen vorwärtsgestoßen wurden. Meine beiden jungen Führer sagten mir, daß hier die Cachavi-Goldminen begönnen, und diese Kanoes dazu gebraucht würden, Lebensmittel zu den verschiedenen Stellen zu schaffen. Diese Cachavi-Goldminen sind Privateigentum, in den Händen einzelner, und wurden früher durch Sklaven bearbeitet. Jetzt hat das aufgehört, und die Eigentümer müssen mit den hier wohnenden Negern bestimmte Kontrakte machen, um sie zum Goldgraben zu bewegen. Die Minen scheinen aber, allen vernünftigen Anzeichen nach, nicht sehr reichhaltig zu sein, denn erstlich enthalten sie nur sehr feines Blattgold, und dann würden sich die dort lebenden Neger schwerlich zu den beschwerlichen Sumpfmärschen und zum Lasttragen hergeben, bei dem sie den Tag nicht einmal einen Dollar verdienen, wenn sie mehr mit Goldwaschen erübrigen könnten. Am Pailon wird das nämliche der Fall sein. Ich zweifle gar

nicht daran, daß sich im Innern des Landes und in den Bergen noch viel Gold finden wird, sobald man eben ordentlich danach gräbt; so weit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall fein und verwaschen sein, und wenn es sich auch findet, kann man es doch nicht in gehöriger Menge erlangen, um die darauf verwandte Arbeit zu bezahlen.

Mittags des zweiten Tages, während der kleine Strom so schnell und reißend wurde, daß es an manchen Stellen kaum möglich war, das leere Kanoe über die Stromschnellen zu ziehen, erreichten wir endlich das kleine, fast nur von Negern bewohnte Städtchen Cachavi, und ich fand bald, daß ich hier den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, würde liegen bleiben müssen, damit sich die beiden Träger, die ich durch den Wald brauchte, ihre Körbe flechten und überhaupt auf den viertägigen Marsch vorbereiten konnten. Mir selber blieb indessen Zeit genug übrig, mich in Cachavi umzusehen, und als Hauptquartier konnte ich dazu eine Art Vorsaal des Bambushauses unseres schwarzen Alkalden benutzen, bei dem ich mich ohne weiteres einquartiert hatte. Cachavi, mitten im Walde gelegen und rings und unmittelbar von dichtem Urwald umgeben, bestand, wie St. Lorenzo, aus etwa achtzehn oder zwanzig Häusern, mit Ausnahme eines einzigen aber alle von Negern bewohnt, die hier eine ordentliche Kolonie bildeten. Es waren lauter frühere Sklaven, die jetzt ihre Freiheit gewonnen hatten und zu versuchen schienen, mit wie wenig Arbeit sie eigentlich auskommen konnten. Es mag vielleicht sein, daß die Neugierde, den Fremden zu sehen, auch etwas dazu beitrug, ihnen ihre Beschäftigung zu erleichtern, aber die ganze Bevölkerung schien schon am Sonnabend mittag Sonntag gemacht zu haben. Trotzdem hatte es nur geringe Schwierigkeit, zwei Träger zu finden, die mich durch den Wald begleiten und mein Gepäck wie Lebensmittel für vier Tage tragen sollten. Ich akkordierte mit ihnen für fünf Dollars den Mann, und sie

versprachen, am Montag morgen mit Tagesanbruch bereit zu sein.

An dem nämlichen Nachmittage kamen vier Indianer schwer beladen von Ibarra aus dem Innern des Landes und brachten für Cachavi der eine eine Ladung Käse, der andere bunte Kattune, der dritte getrocknetes Fleisch und der vierte eine Kiste mit Heiligenbildern. Die Leute gingen nackt, eine kurze Schwimmhose ausgenommen. Mit dem ganzen Typus des Indianers war ihre Hautfarbe aber eher weiß als braun, und sonderbarerweise fand ich hier bestätigt, was ich schon so oft gehört: daß die Indianer der heißen Zone Amerikas viel lichtere Farbe haben, als die im äußersten Norden und Süden, eine Tatsache, welche die Theorie der Abstammung aller Menschen von Adam und Eva und der allein von der Sonne verbrannten Haut dieser Stämme über den Haufen wirft. Der Patagonier, wie der Indianer der nördlichen kalten und gemäßigten Zone, ist tiefdunkel kupferbraun, während diese Indianer eher lichter als dunkler sind, wie unsere deutschen, von der Sonne verbrannten Bauern. Auf ihren Schultern und Hüften zeigen sich deutlich die dunkleren Spuren, wo ihre Last sich gedrückt hatte und wo sich das Blut unter der hellen Haut zusammengezogen — gerade wie es sich bei einem Weißen zeigen würde. Und tüchtige Lasten tragen diese Leute durch den Sumpf, denn ihre „gesetzliche Bepackung“ besteht in vier Aroben und vier Pfund — die Arobe zu 25 Pfund gerechnet. Damit laufen sie flüchtig durch den Schlamm, und ihre Nahrung besteht dabei in wenig mehr als etwas gedörrtem Mais.

Der Händler, der diese Waren von ihnen überkam, war ein Weißer, einer der hier geborenen, von den Spaniern abstammenden Rasse, und ein Teil der Heiligenbilder — ob aus Frömmigkeit oder Spekulation, will ich dahingestellt sein lassen — wurde an dem nämlichen Abend noch in die Kirche getragen und in feierlicher Prozession zurückgebracht. Ein paar kleine Glocken, nach

dem Takt eines Walzers angeschlagen und mit Begleitung einer Trommel, dienten dazu, die Handlung noch feierlicher zu machen. Am nächsten Tag — Sonntag — saß ich bei einem flutenden Regen in dem Vorbau des Alkaldenhauses, wo ich meine Decken ausgebreitet hatte und von meinen eigenen Lebensmitteln zehrte. Wo es nämlich irgend anging, vermied ich von der Kochkunst der Eingeborenen Gebrauch zu machen, denn von dem Schmutz dieser Leute hat niemand eine Idee, der nicht wirklich einmal unter ihnen gelebt. Die Frau des Alkalden, ein ekelhaftes Negerweib, übertraf dabei noch alles, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen, und ich war froh, daß mir kein Essen angeboten wurde. Ich hatte mein Gepäck ein wenig geordnet und festgeschnürt, als plötzlich ein Schrei vom Fluß aufwärts herübertönte und alles auf eine Art von Veranda sprang, dort hinzusehen. Ich folgte natürlich dem Beispiel und sah zu meinem Erstaunen, wie den klaren, ziemlich seichten Strom eine gelbe, zürnende Wassermasse, wie eine riesige Welle, mit furchtbarer Gewalt niedergestürzt kam. Der Ruf mußte aber schon vorher von anderen gehört worden sein, denn ein paar dunkle Gestalten sprangen über die Steine mit Blitzesschnelle nach dem Ufer hinab, um dort ihre angebundenen Kanoes in Sicherheit zu bringen, und wahrlich, es blieb ihnen dazu wenig genug Zeit. Im Nu war der klare Strom, der überall über Felsblöcke hinüberschnellte, in eine braune, kochende Flut verwandelt, die reißend ihre Wassermasse durch das jetzt breit gewordene, von zitternden Baumzweigen eingefaßte Bett wälzte. Heftige Regen weiter oben hatten dies rasche Steigen bewirkt, aber schon gegen Abend fiel das Wasser, und am nächsten Morgen war der Strom wieder in seinem alten Stand.

Am nächsten Morgen säumten wir aber auch nicht, unseren Marsch anzutreten, und die Neger — ein paar baumstarke, riesige Gestalten, nackt bis auf den Gürtel, erschienen mit ihren rasch geflochtenen Tragkörben,

unsere Wanderung zu beginnen. Mein Gepäck war nicht schwer, ihre eigenen, nur aus Pisang bestehenden Nahrungsmittel wogen das meiste, und nachdem wir in einem Kanoe über den Cachavi gesetzt, betraten wir den einzigen, schmalen Waldpfad, der jetzt noch die Seeküste mit dem inneren Land in einer sehr pekrären Verbindung hielt. Der Anblick der aus diesem Walde kommenden Indianer hatte mich am ersten Tage schon etwas stutzig gemacht, denn die Leute waren bis hoch an die Hüften hinauf voll Schlamm. Ich sollte aber bald finden, wie viel Ursache sie dazu gehabt, denn nach den ersten zwanzig Schritten schon, und wie wir nur das unmittelbare Ufer des Stromes hinter uns hatten, begann der eigentliche Weg, und einen schlechteren bin ich nie gewandert. Dieser Pfad ist in früheren Jahren einmal ausgehauen gewesen, seit der Zeit aber weder Macheta noch Beil wieder daran gelegt, und wo die Bäume darüber hinstürzten, blieben sie liegen, es dem „Reisenden" überlassend, ihre Bahn darüber oder darunter hin zu finden. Der eigentliche, ausgetretene Pfad selber war dabei tiefer Schlamm, hier und da nur bis über die Knöchel reichend, wo man dann rascher vorrücken konnte, fast immer aber bis an und über die Kniee, und an manchen kurzen Stellen noch tiefer. Ein Ausweichen war dabei nicht möglich; man wäre genötigt gewesen, durch die dornigen Büsche zu brechen, und das würde den Marsch nur noch beschwerlicher gemacht und aufgehalten haben. Überall an diesem Pfade und überhaupt durch diesen ganzen Wald standen mit langen, scharfen Dornen dichtbesetzte Palmen, und wo man sich mit der einen Hand einmal gegen zu tiefes Einsinken in den Schlamm stützen wollte, konnte man darauf rechnen, daß man gerade mitten in diese Stacheln hineingriff.

Vom Pailon hatte ich ein Paar neue Schuhe mitgenommen, in diesem Wege hielten sie aber nicht einmal bis zum Abend aus. Die Hacken fuhren an den Seiten in die Höhe, das Leder weitete sich aus, und ich mußte

sie vorn aufschneiden und mit Riemen zusammenschnüren, um sie nur am Fuße zu halten. Die halbe Nacht hatte es dabei geregnet, und wenn sich das Wetter gegen Morgen aufklärte, trat nach zehn Uhr wieder ein tüchtiger Schauer ein, der etwa bis vier Uhr nachmittags dauerte. Es blieb sich das aber vollkommen gleich, denn die Zweige hingen, voll von dem letzten Regenwasser, so dicht über den Weg, daß man nach halbstündigem Marsch doch so durchnäßt war, als ob man im Wasser gelegen hätte.

Aber ich will den Leser nicht mit der Monotonie dieses entsetzlichen viertägigen Marsches ermüden. Vier Tage wateten wir durch diesen Schlamm, ohne auch nur ein einziges Mal auf zehn Schritt trockenen oder nur festen Boden zu haben. Vier Tage kreuzten wir angeschwollene Bergströme und kletterten und krochen durch zackige, umgestürzte Wipfel, um die Nacht dann unter einem rasch errichteten Laubdach zuzubringen und den Regen darauf niederpeitschen zu hören. Ich selber hatte dabei eine sehr böse Hand, denn am Pailon war mir ein Tropfen brennendes Gummielastikum — wovon man dort Fackeln macht — auf den rechten Zeigefinger gefallen, und das Geschwür, das sich dadurch erzeugte, fraß weiter und weiter. Vergebens suchte ich es mit Bleiwasser zu kühlen und zu beruhigen, es wurde so arg, daß ich die Hand kaum noch schließen konnte, und ich darf es für ein Glück rechnen, daß ich Höllenstein bei mir führte. Erst als ich es damit beizte, fing es an zu heilen, und bis ich wenigstens nach Quito kam, hatte ich meine Hand wieder hergestellt — wer weiß, wie sonst alles geworden wäre.

Mit der Jagd war unterwegs auch sehr wenig zu machen. Ich schoß ein paar Pavas und ein kleines, wildes Schwein, aber zuletzt und in der ewigen Nässe ging meine Büchse nicht mehr los, und da mich Hand und Arm so schmerzten, nahm ich sie endlich auseinander und gab sie den Negern, deren Last durch das Aufzehren der Provi-

sionen sehr leicht geworden war, mit zu tragen. Die Waldung war sich die ersten Tage ziemlich gleich geblieben, wurde aber die letzten Tage sehr von der verschieden, wie wir sie vom Pailon nach dem Bogota gefunden. Dort herrscht vorzugsweise niederer Grund vor, und die Negritopalme deckte weite sumpfige Strecken. — Hier kamen wir schon in höheres und mehr bergiges Land, und die Ölpalme mit der Palme Real bildeten den hervorragendsten Teil der Vegetation. Ich sah Stellen, wo der Wald fast einzig und allein aus Palmen bestand, und wundervolle Gruppen bildeten sich oft, wo zehn oder zwölf dieser schlanken, zierlichen und doch so mächtigen Stämme hier und da einen alten, von Lianen dicht umhangenen Laubholzbaum umstanden. Eine Masse wundervoller Orchideen wachsen hier ebenfalls, aber ich konnte natürlich nicht daran denken, mich länger mit ihnen einzulassen, als eben ihre Farbenpracht zu bewundern. Schlinggewächse gab es ebenfalls in Masse, und so oft mich diese schon im Leben geärgert und ermüdet hatten, so sollte ich doch auch einen praktischen Nutzen von ihnen sehen. Unser Weg führte nämlich am linken Ufer des Flusses Mira hinauf, dessen dumpfes Rauschen und Brausen wir fortwährend neben uns hören konnten, während wir dann und wann sogar mit Hilfe einer dahin auslaufenden Schlucht sein Tal erblickten und sein trübgelbes Wasser reißend schnell darin hinschießen sahen. Viele kleinere und größere Bergströme ergießen sich natürlich hinein, und wir waren so gewöhnt, durch diese durchzuwaten, so tief und reißend sie auch immer sein mochten, daß wir uns nie an ihren Ufern auch nur eine Sekunde aufhielten. Hier aber trafen wir einen größeren Strom, wilder und tiefer als alle übrigen, mit hohen, steilen Ufern, in denen die wilde, schäumende Flut kochend dahinschoß. An ein Durchwaten war hier natürlich nicht zu denken, und selbst ein Durchschwimmen wäre nur weiter oben möglich gewesen. Um uns das aber zu ersparen, hatten die zuletzt diesen Weg passierenden In-

dianer eine treffliche Brücke aus wilden Schlingpflanzen über den Strom gezogen, die allerdings bedeutend hin- und herschwankte, der man sich aber doch ganz sicher anvertrauen konnte.

Die Brücke bestand aus drei dicken Seilen, jedes aus fünf bis sechs Reben zusammengedreht; das eine und stärkste als eigentlicher Boden, um darauf zu gehen, die anderen beiden etwa zwei und einen halben Fuß darüber und ein wenig mehr rechts und links, das Geländer bildend, das, durch kurze Reben mit dem Hauptseil verbunden, dieses auch wieder stützen und halten konnte. Das Ganze bildete so eine Art von dreikantiger Rinne, in deren unterster Schneide man hinschritt und sich mit beiden Händen an dem Geländer hielt. Natürlich vertraute sich immer nur einer von uns auf einmal diesem unsicheren Wege an, und die anderen warteten geduldig, bis er drüben, wo die Reben an starken Bäumen befestigt waren, sichern Boden betrat. Zwei hätte die Brücke vielleicht nicht getragen; keinesfalls wollten wir den Versuch machen.

Am vierten Tage endlich — wobei der Schlamm und Sumpf in unserer Bahn nicht im geringsten nachließ, obgleich wir an dem steilen Hang eines Berges hinstiegen — erreichten wir, etwa um drei Uhr nachmittags, das erste Haus, die äußerste Grenze dieser Wildnis. Es war die noch nicht sehr lange angelegte Plantage Paramba, die mehreren Herren in Ibarra gehörte, welche hier angefangen hatten, Kakao, Zucker und Kaffee im großartigsten Stil zu pflanzen. Der Platz sah allerdings noch sehr wild aus. Viel Land war eben nur erst gelichtet, anderes ganz kürzlich erst urbar gemacht. Die Pflanzungen selber waren meistens auch noch klein, und das Haus glich mehr einer unaufgeräumten Scheune als der Wohnung eines zivilisierten Menschen. Dennoch begrüßte ich es mit Jubel, denn es war ja das Ende eines der nichtswürdigsten Märsche meines Lebens —

und Gott weiß es, ich habe andere auch nicht besonders angenehme zurückgelegt. — Ein Doktor N. aus Quito (ich verschweige seinen Namen nur, weil ich ihn vergessen habe) nahm mich auf das freundschaftlichste und gastfreieste auf, und nachdem ich mich unten an dem kleinen Bach ordentlich abgewaschen, frisch gekleidet und Hosen und Hemde, die ich durch den Wald getragen, nur eben in den nächsten Busch hineingeworfen hatte, dampfte drin schon auf dem Tische ein nahrhaftes und reichliches Mahl, das mich für manche Entbehrung entschädigen konnte.

Nach dem Essen wanderten wir, trotzdem es eigentlich viel vernünftiger gewesen wäre, wenn ich mich hingelegt und ausgeruht hätte, über die Plantage, und es bedurfte nur kurzer Zeit, um zu sehen, welch wunderbar fruchtbares und reiches Land dies eigentlich sei, und wie auch geringe Mühe und Arbeit auf das reichste belohnt werden. Die Kakao- und Kaffeepflanzen waren noch klein, und etwas zu sehr der Sonne ausgesetzt gewesen, so daß einige von ihnen kränklich aussahen. Die meisten schienen aber frisch und grün, und besonders üppig stand das Zuckerrohr. Dieses bedarf hier zu völliger Reife nur fünfzehn Monate, ich sah aber selbst neun Monate altes, das über drei und einen halben Zoll im Durchmesser hatte und voll von Saft war, als ob es seine völlige Reife erlangt hätte. Außerdem wuchs die Yukawurzel noch besonders üppig, ebenso roter Pfeffer, Bohnen, Orangen, Limonenpflanzen, kurz alles, was man der Erde nur eben anvertraut hatte. Die Banane und der Pisang haben hier ebenfalls ihre eigentliche Heimat, und die Üppigkeit, mit der ihre Stämme emporschossen, bewies, was aus ihnen werden würde. Jetzt freilich war von alledem noch erst sehr wenig zu haben, denn außer der Yukawurzel und dem Reis und Tabak trug noch gar nichts Frucht — ich müßte denn das Zuckerrohr rechnen, das die Bewohner von Ecuador mit einer Hartnäckigkeit kauen, die einer besseren Sache würdig wäre.

Kokospalmen fand ich keine, nur eine einzige war gepflanzt worden und noch klein; ich glaube auch, daß das Land hier eigentlich schon etwas zu hoch für die Kokosnuß ist — vielleicht käme es freilich nur darauf an, sie eben heimisch zu machen, wie man ja auch in Java ganz im Innern Massen von Kokospalmen findet. Aber der Dattelpalme ist dies Klima gewiß zuträglich, und einige Kerne, die ich nebst anderen Fruchtsteinen mitgebracht hatte, übergab ich dem Doktor, der versprach, die äußerste Sorge dafür zu tragen. Auch Kerne der saya haive, jener reizenden roten Akazienbeere aus Buitenzorg in Java, habe ich hierher gebracht, und spätere Jahre werden zeigen, ob sie gediehen. Von hier aus war mir nun am Pailon und selbst bis in Cachavi gesagt, daß ich Pferde nach Ibarra bekommen könnte, um meinen Weg von da ab leichter fortzusetzen, aber natürlich war kein Pferd in der ganzen Nachbarschaft zu bekommen, und ich mußte von hier noch einmal Leute mieten, die mein Gepäck weiter nach dem sogenannten St. Pedro trugen, wo ich — diesmal ganz gewiß — Pferde treffen sollte. Um zwei oder drei Stunden Wegs meine beiden Satteltaschen getragen zu bekommen, mußte ich ein paar Indianern jedem einen Dollar geben, und selbst dann noch schienen sie die Sache als eine Gefälligkeit für mich zu betrachten. Überhaupt sollen Reisende in wilden Ländern um Gottes willen nicht denken, daß sie b i l l i g reisen können, selbst wenn sie willens sind, die größten Entbehrungen zu ertragen. Solange sie allerdings zu Fuß gehen, selber tragen, was sie bei sich haben, keinen Führer durch das Land brauchen, durch das sie ziehen, so lange sind sie von allen Menschen unabhängig und werden mit wenig Kostenberechnungen beschwert werden, denn in den meisten solcher Länder wird man ihnen für Essen und Trinken wenig, wenn etwas, abverlangen. Ganz in die Hände dieser Menschen sind sie aber gegeben, sowie sie die geringste tätige Hilfsleistung von ihnen haben wollen, und sie dürfen sich dann auch darauf ge-

faßt machen, wenigstens den doppelten Preis von dem zu zahlen, was irgend ein Einheimischer dafür zahlen würde. Ich selber bin geprellt, wohin ich kam, wissentlich geprellt, denn ich wußte es recht gut, während ich es bezahlte, konnte aber auch nichts dagegen machen, wenn ich nicht länger als nötig zwischen diesen Menschen liegen bleiben wollte, und um dem zu entgehen, habe ich immer lieber ein paar Taler Geld geopfert. Meine jetzige Auslage vom Pailon bis hierher lief denn auch schon, obgleich ich die Hälfte des Weges zu Fuß gemacht hatte, gar nicht unbedeutend auf:

Vom Pailon bis Concepcion	$5^1/_2$	Dollars
Provisionen	$4^1/_2$	"
Von Concepcion bis Cachavi	4	"
Trinkgeld	1	"
In Cachavi Provisionen	2	"
Trägerlohn bis Paramba	$12^1/_2$	"
In Paramba für Yuka für die Träger .	$^1/_2$	"
Von Paramba bis St. Pedro	2	"
Summa	32	Dollars,

für die ich weiter nichts hatte, als daß ich mit meinen beiden Satteltaschen eine kurze Strecke in das Land hinein befördert wurde.

In St. Pedro hoffte ich mich ordentlich ausruhen zu können, fand aber auch nur eine traurige Hütte, nicht einmal von der feuchten Erde erhoben, und einen alten, würdigen, sehr schmutzigen Greis mit seiner Schwiegertochter, die mir in der diesen Leuten eigentümlichen Art eine Mahlzeit kochte. Es würde hierbei nichts Besonderes zu erwähnen sein, wären die Stücke Fleisch nicht etwas zu groß und sehr zäh gewesen, so daß ich genötigt war, sie durchzuschneiden. Dazu hatte ich aber nur mein großes, etwas unhandliches Jagdmesser, und die junge niedliche Frau sah kaum, woran es bei mir fehlte, als sie auch schon vor mir niederkauerte, die Stücke Fleisch mit den Fingern aus dem hölzernen Napf nahm, den ich

auf den Knien hielt, sie durchschnitt und dann wieder in meinen Miniaturtrog warf. — Es wäre das auch appetitlich gewesen, selbst wenn sie nicht, in übertriebener Reinlichkeit, nach jeden zwei oder drei Schnitten die Finger abgeleckt hätte.

Ich fand hier Pferde, mußte aber zwei mieten, damit mein Begleiter mit fort konnte, und für beide bis Ibarra — zwei Tagereisen — sechs Dollars bezahlen. Das war insofern billig, als sich unterwegs nicht die geringste Gelegenheit bot, etwas zu verzehren. Es blieb sogar zweifelhaft, ob wir überhaupt etwas zu essen bekommen konnten. Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh auf — ich selber ohne Schuhe im Sattel, denn die meinigen konnte ich nicht einmal mehr in den Steigbügeln tragen. Hatte ich aber vorher geglaubt, mich erst einmal im Sattel, von meinen gehabten Strapazen ausruhen zu können, so sollte ich bald finden, daß ich mich darin schmählich geirrt, denn den Weg zu reiten, ist weder Spaß noch Erholung. Im Anfange ging es noch durch eine Strecke schlammigen Wegs, bald aber erreichten wir wenigstens trockenen Boden, und hier sollte ich auch erfahren, was es heißt, eine Bahn zu reiten, die sich nur eben Maultiertreiber mit ihren Tieren ausgesucht haben. Der Weg führte an dem rechten Berghang hin, und in jede kleine Schlucht tauchten wir ein — steil hinab, daß man jeden Augenblick in Gefahr war, vornüber, über den Hals des Maultieres zu stürzen, um die nächsten fünf Minuten wieder an der anderen, dieser ganz ähnlichen Seite in die Höhe zu klettern. An ein ruhiges ordentliches Reiten war auch keine Viertelstunde zu denken, und das Ganze ein ewiger und fast ununterbrochener Versuch, weiter nichts zu tun, als einen festen Sitz im Sattel zu wahren. Dabei lief der Weg keineswegs schräg an dem Berghang hin, an dessen Fuß der Mirafluß der Richtung zubrauste, von der wir hergekommen waren, sondern jetzt stieg er auf, höher und höher, bis man sich ein paar tausend Fuß über dem wie

ein Faden daneben hinschießenden Fluß befand, um in der nächsten halben Stunde gerade hinein, selbst bis in das wirkliche Bett desselben zu führen. Auffällig hatte sich indessen schon in den ersten drei Stunden die ganze Vegetation, ja der ganze Charakter des Landes selbst verändert.

Mit Paramba schloß eigentlich die wirkliche Palmengrenze ab, und wenn auch St. Pedro noch voll zu den Tropen gehörte, lag es doch schon außer diesen schlanken Kindern der heißen Zone. Von hier ab aber nahm selbst der dichte, furchtbare Wald ein Ende, durch den hin ich mich so manche schwere, mühselige Stunde gearbeitet. Die Berge fingen an lichte, mit hohem Gras bewachsene Stellen zu zeigen, und wenn auch an der anderen Seite des Flusses noch hier und da kleine Ansiedelungen mit breitblätterigen Bananen lagen, zeigten die hohen steilen Hänge darüber einen vollkommen nördlichen Charakter. Ja, eine Stunde später verließen wir die Bäume ganz, der Regen, der mich bis dahin verfolgt, hatte aufgehört, der Boden war hart, sandig und kahl, kurzes schwaches Gras ausgenommen, das jetzt einige der Gebirgsseiten bis in die höchsten Wipfeln hinein bedeckte. Das Land hier war aber nur sehr schwach besiedelt, und selbst spärlich Vieh sah man an den Hängen, die sicherlich zahlreichen Herden Nahrung geben könnten. Die Zivilisation, wenn man d i e s e Menschen wirklich zur Zivilisation gehörig rechnen kann, war noch nicht hierher gedrungen, denn nirgends hin zeigte sich eine Möglichkeit, das hier gezogene absetzen zu können. Die wenigen Menschen, die hier wirklich lebten, können deshalb fast als Einsiedler betrachtet werden.

Höchst interessant war es aber für mich, diese Grenze zwischen tropischem und gemäßigtem Klima zu betrachten, die sich vollkommen deutlich herausstellte, obgleich nicht die geringste gewaltsame Scheidewand zwischen ihnen aufgeworden wurde. Da war kein steiler, mächtiger Berg, auf dessen hohem Gipfel Weizen gebaut wurde, während

unten im Tal die Banane wuchs — wie man das selbst weiter oben in den Kordilleren findet — sondern ganz allmählich steigen die Berge auf, kaum bemerkbar, da man fast ebensoviel bergab, wie bergauf klettern mußte, und doch wurde von hier ab die tropische Welt mit Gewalt in den Hintergrund gedrängt. Was der Boden aber hier erzeugen konnte, war man natürlich nicht imstande zu sehen, da nicht der geringste Versuch bis jetzt gemacht worden, das zu erproben. Maultiere, Pferde und Esel weideten an den Hängen, und tief im Tal drinnen, wohin der scharfe, von den Kordilleren niederwehende Wind nicht dringen konnte, hatte hier und da einer der Eingeborenen sich der gewaltigen Anstrengung unterworfen, ein paar Pisangpflanzen zu stecken und etwas roten Pfeffer auf die Erde zu werfen — und in welchem Überfluß könnten diese Leute leben, wenn sie wirklich *arbeiten* wollten!

Wir ritten den ganzen Tag, ohne auch nur ein einziges Haus in unserer Bahn zu finden. Einmal sahen wir ein paar Häuser zur Rechten, aber es war nicht das geringste dort zu bekommen, weder für Pferd noch Mann, und erst abends, eine halbe Stunde *nach* Dunkelwerden, erreichten wir das Geburtshaus meines Führers, bei dessen Mutter wir übernachten sollten. Dort wenigstens war, wie er behauptete, der einzige Platz, an dem wir Futter für die Pferde finden konnten. — Ich werde diese Nacht im Leben nicht vergessen. Schon beim Eintritt in das Haus, ja, beim Einreiten in den Hof, kam mir ein Geruch entgegen, als ob wir uns einer Scharfrichterei näherten, und in dem Hause selber fand ich die traurige Ursache. Die Überreste von Gott weiß wie vielen Kühen hingen darin in Stücken geschnitten und getrocknet, denn ich konnte sechs Kinnbacken zählen, und die zärtliche Mutter ging nach der ersten Begrüßung daran, uns von diesem „Fraß für Raben" ein leckeres Mahl zu bereiten. Sogar *Zeuge* mußte ich von der Zubereitung sein, die mir der Leser ersparen mag zu schildern, denn

er glaubt mir doch nicht, was ich mit eigenen Augen sah; kurz, mit kleingeschnittenen grünen Bananen wurde dies Fleisch in einen Topf geworfen, oberflächlich abgekocht und uns dann in kleinen hölzernen, **nie** gewaschenen Holznäpfen serviert.

Ich war sehr hungrig und fest entschlossen, wenigstens den Versuch zu machen, um zu essen — aber es ging nicht. Mit dem ersten Bissen bekam ich eine halbfaule Sehne in den Mund, biß einmal darauf und mußte dann rasch das Haus verlassen. Ich entschuldigte mich mit Unwohlsein und legte mich auf ein ausgespanntes Kuhfell, um dort die Nacht eine Legion von halb verhungerten Flöhen zu füttern. Der gehorsame Sohn aß indessen zwei Näpfe dieser Speise leer, und ich konnte es zuletzt vor lauter Ekel nicht mehr mit ansehen.

Am nächsten Morgen das nämliche Frühstück, von dem ich wieder nichts über die Lippen bringen konnte, und mit leerem Magen stieg ich in den Sattel. Der Weg war hier der nämliche; fortwährend auf und nieder, noch steiler und steiniger wo möglich als gestern. Wir passierten ein kleines Städtchen, Guajerre, aber es war nichts darin zu bekommen, nicht einmal eine reife Banane. Der Boden wurde hier trockener und dürrer, dorniges Gesträuch wechselte mit Aloe und Kaktus auf weißlichem Sand — die Berge wurden kahler und höher, und alles verriet, daß wir immer weiter in die Gebirge hinaufrückten. Hier betraten wir übrigens auch einen sehr dürren Strich Landes, in dem fast weiter nichts erzeugt wird als Salz. Ein kleines Städtchen, Salinas, ist hier errichtet, in dem sich fast jeder Bewohner nur vom Salzauskochen nährt. Das Salz wird dann von hier auf Maultieren nach Ibarra und selbst bis nach Quito hinauf geschickt.

Salinas erreichten wir etwa um ein Uhr mittags, und alles, was ich hier bekommen konnte, war etwas Schokolade und Brot und reife Bananen — ein wahrhaft

lukullisches Mahl, an dem ich mich vollständig wieder erholte. Wir fütterten die Pferde, ließen sie ein paar Stunden rasten und setzten um drei Uhr unseren Weg nach dem nicht mehr fernen Ibarra fort. Es war übrigens gut, daß ich schon in St. Pedro die Tiere dorthin akkordiert hatte, denn in Salinas hätte ich keins mieten können. Hier zum erstenmal hörten wir die Klage über den Krieg, daß er die Lebensmittel alle so teuer gemacht und fast sämtliche Pferde aus dem Lande geführt hätte. Ich würde, wie man mir sagte, selbst in Ibarra Schwierigkeiten haben, Pferde zu bekommen, und möchte mich nur zur rechten Zeit danach umsehen.

Von dem Schmutz der Bewohner hatte ich hier in Salinas wieder ein Beispiel, das aber nicht so tragische Folgen für mich hatte. Während ich mit meinem Führer unsere Schokolade verzehrte, kam eine Sennora in den kleinen Kaufladen oder das Café — ich weiß nicht, wie ich die Lehmbude nennen soll — und brachte ein Kind mit, das wohl in den letzten sechs Monaten keinen Tropfen Wasser gesehen hatte. Das Kind mochte zwei Jahre alt sein und leistete in den wenigen Minuten, die es sich in unserer Gesellschaft befand, das Äußerste in Sachen, die sich eben nicht wieder erzählen lassen. Die Sennora, die ein altes, verblichenes, aber sehr buntfarbiges und sehr fleckiges Seidenkleid trug, schien das alles zu unserer besonderen Erbauung vorbereitet zu haben, so dicht vor und neben uns und so öffentlich wurde alles abgemacht. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie mir den Appetit verdorben, aber das ging nicht; wie sie aber die Unverschämtheit hatte, mich zu fragen, ob es in *meinem* Lande auch solche niedlichen Kinder gäbe, gewann der Ingrimm die Oberhand. Es war immer eine „Dame". *Die* Frage verdiente aber eine Antwort, und ich konnte mir nicht helfen, ich sagte: „So niedliche wohl, aber so schmierige nicht." Die Wirkung war zauberschnell und äußerst befriedigend. Die Sennora warf mir einen Dolch- und Revolverblick zu, raffte ihr

Kind — wie es war, und wie war es! — vom Boden auf und verschwand damit aus dem Hause.

Abends mit Dunkelwerden erreichten wir Ibarra, die größte Stadt der Provinz Imbaburra, in einem herrlichen, fruchtbaren und dichtbevölkerten Tal. Hier war augenscheinlich ein anderes Leben, als ich in dem Walde verlassen hatte, hier war Kultur und Zivilisation mitten in den Bergen, und freundliche Häuser und Gärten verrieten, daß auch der Luxus schon seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen. Ein für den Fremden höchst mißlicher Umstand besteht aber in diesen Städten des Innern, die auf einen Fremdenverkehr nicht im geringsten eingerichtet sind — daß es eben gar keine Gasthäuser (hier posadas genannt) in ihnen gibt. Von jedem, der in eine solche Stadt kommt, erwartet man auch, daß er irgend einen Gastfreund hat, bei dem er wohnen kann; unter keiner Bedingung findet er ein Hotel. Unterwegs war ich nun noch nicht imstande gewesen, meine schon im Pailon ruinierte und durch den Weg hierher zuletzt noch aufgeriebene Garderobe wieder instand zu setzen. Ich war total abgerissen und von Schmutz und Staub bedeckt, ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Hut, denn mein alter Filz hielt kaum noch auf dem Kopfe zusammen. Deshalb war es mir auch vollkommen gleichgültig, als mich mein Führer — als bestes Hotel — in eine dunkle Bude der Plaza führte, wo ich mich — als erstes Entree — draußen auf der Straße auf meine Satteltasche setzen und eine Zigarre rauchen wie eine Orange essen mußte. Ich sehnte mich schon nach dem nächsten Morgen, und hatte nur einen Boten an einen Herrn Gomez de la Torre geschickt, um zu erfragen, ob der englische Ingenieur auf seinem Wege nach Quito schon hier eingetroffen wäre, oder wann er erwartet würde, als dessen Dolmetscher — denn der Engländer sprach natürlich nur seine eigene Sprache, trotzdem er noch länger im Lande war, als ich — selber kam und mich mit Gewalt dieser posada entführte. Er sagte mir, daß sein Chef

morgen erwartet würde, daß Sennor Gomez de la Torre aber keinesfalls zugäbe, mich die Zeit in der posada zu lassen, und ich deshalb augenblicklich in seine Wohnung kommen müsse. Ich weigerte mich im Anfang, meines entsetzlichen Aussehens wegen, aber es half nichts; und wieder einmal seit langer, langer Zeit, ja, seit ich England verlassen, befand ich mich in freundlichen, wohnlichen Räumen und konnte einmal wieder mit Messer und Gabel von einem reinlich gedeckten Tisch essen.

Am nächsten Tage hofften wir den Erwarteten, bestimmter Verabredung mit dem Dolmetscher nach, in Ibuchi, etwa fünf Stunden Wegs von Ibarra, zu treffen. Es war dort eine Maschinenfabrik, die einem sehr unternehmenden Ecuadorianer gehörte, und wir fanden in ihm einen höchst liebenswürdigen, vortrefflich unterrichteten Mann, der uns nicht allein auf das herzlichste aufnahm, sondern auch gar nicht wieder fortlassen wollte. Ein sehr lebhaftes Interesse herrschte bei allen diesen Leuten für die Ansiedelung am, und besonders für den Weg nach dem Pailon, der auch in der Tat gerade dieser Provinz die größten und unberechenbarsten Vorteile bieten muß. Alles ist Feuer und Flamme dafür, und alles natürlich gespannt, welche Bahn er wirklich nehmen wird, um danach ihre künftigen Operationen und Spekulationen zu bestimmen.

Sennor Guijon hatte aber auch noch ein anderes, sehr bedeutendes Interesse an diesem Wege, denn er wußte recht gut, oder hoffte wenigstens, daß es nicht allein bei der Ausführung des Fahrweges bleiben würde, sondern daß diesem bald eine wirkliche Eisenbahn folgen möchte. Nun aber ist ganz in der Nähe von dort ein neues, sehr reichhaltiges Eisenlager entdeckt worden; sein Plan ging deshalb dahin, eine richtige und ausgedehnte Eisengießerei anzulegen und dann die Schienen, wie alles nötige Maschinenwerk für die Eisenbahn zu liefern. Dicht bei diesem noch im Beginn stehenden Eisenwerk liegt ein kleines, ziemlich stark bevölkertes

Städtchen, Otawalla, in einem wirklich reizenden und äußerst fruchtbaren Tale, und hier sind wir wieder ganz in dem gemäßigten Klima, während das bedeutend tiefer gelegene Ibarra gern noch in die Tropen hineinreichen möchte. In einigen Gärten gedeihen und wachsen allerdings sogar Palmen und Bananen oder Pisang, und weite lichtgrüne Felder mit Zuckerrohr decken die Ebene. Das Zuckerrohr ist aber kurz und dünn und ziemlich saftlos, und die einer kälteren Zone angehörenden Gewächse kommen bei weitem besser fort. Hier oben dagegen wird gar kein Versuch mehr gemacht, weder Banane noch Zuckerrohr auch nur dem Boden einzupflanzen. In Otawalla hängen die reifen Bananen allerdings in den kleinen dunklen und schmutzigen Verkaufsläden, und Stücke Zuckerrohr lehnen in den Ecken, um durch irgend einen jungen Stutzer in der nächsten Zeit ausgekaut zu werden. Der Boden selber aber trägt hauptsächlich Mais, Weizen und Kartoffeln, und alle Produkte unserer Zone: alle Arten Erbsen und Bohnen, selbst die große Puff- oder Saubohne, Kürbisse, Melonen, Kohl, Kraut, kurz alles, was daheim in unseren Gärten wächst. Es sieht allerdings noch ein wenig eigentümlich aus, von Kaktus und Aloe eingezäunte Kraut- und Kartoffelfelder anzutreffen, in denen man, wäre es eben nicht dafür, gleich nach Rebhühnern suchen möchte; das Auge gewöhnt sich aber auch mit der Zeit daran, und mich wunderten zuletzt nicht einmal mehr die Lamas, die ich, bepackt mit den Früchten der Nachbarschaft, Quito zuziehen sah.

So viel ist übrigens sicher, daß hier kein Mensch Nahrungssorgen haben kann, wenn er nur imstande ist, eine einzige Hand zur Arbeit zu rühren. Alles, was Lebensmittel heißt, hat hier einen Spottpreis, und Brot, Kartoffeln, Mais, Weizen und Gerste sind besonders billig: teuer dagegen, sehr teuer, alle die Sachen, die, über Quito natürlich, mühsam auf Maultieren importiert werden müssen. Grobes Wollenzeug und Schuhe werden im Lande selber gefertigt, und

in kleinen Quantitäten sogar auch Seide; doch feinere Zeuge, Glas, Porzellan, Metallarbeiten usw. kommen alle den weiten mühseligen Weg von Guajaquil bis Quito, wo sie schon teuer genug anlangen, und nun noch einmal Fracht in das Imbaburratal bezahlen müssen. Selbst Möbel, Pianinos und Maschinenstücke werden auf diese Weise transportiert, und es läßt sich denken, wie sehnlichst die Bewohner dieser Gegend einen Weg herbeiwünschen müssen, der ihnen die Entfernung zum Hafenplatz von achtzehn bis zwanzig auf drei bis vier Tage verringert und noch dabei alle die jetzt hindernden Berge aus dem Wege räumt. Es ist ein Unterschied im Transport, ob Waren und Güter auf einen Wagen geladen werden können, oder ob sie erst mit Mühe und Zeitverlust zu passenden Lasten für einen Packesel hergerichtet und festgeschnürt werden müssen, und welchen Gefahren sind sie außerdem in dieser letzteren Gestalt auf solchen schauerlichen Wegen ausgesetzt!

Die eigentliche arbeitende Bevölkerung sind hier die Indianer, ein ziemlich lichter und anscheinend kräftiger Volksstamm — und doch sehen diese kräftigen Körper aus, als ob sie weichlich wären und keine recht schwere Arbeit leisten könnten. Viel arbeiten sie auf keinen Fall, aber dafür werden sie auch gering genug bezahlt, und der Tagelohn für einen gewöhnlichen Arbeiter ist hier zwei Groschen, oft noch weniger, und nur ein Groschen, wenn man ihm das Essen gibt. Die Frauen arbeiten ebenfalls, und überall sieht man sie in Feld und Haus tätig, während fast jede noch ein kleines Kind an sich herumhängen hat. Die Tracht der Männer ist nicht unmalerisch, weite, weiße, kurze Hosen, ein weißes Hemd und ein kleiner blauer Poncho — der Kopf bloß oder mit einem Tuch bedeckt, Beine und Arme natürlich auch bloß und von lichter Farbe. Die Haare sind lang und straff wie bei allen Indianern, und der Ausdruck ihrer Gesichter hat etwas freundlich Gutmütiges. Es sind auch gute, harmlose Menschen, die das Joch der Weißen mit

Geduld tragen. Nur den einzigen Fehler haben sie, daß sie trinken, und, wenn sie es irgend bekommen können, viel trinken, Frauen wie Männer, und welche Folgen das für den ganzen Stamm hat, läßt sich denken. Das, was sie dabei zum Trinken verführt, ist so einfacher wie trauriger Art. Einmal der Branntwein, der auf ziemlich rohe Weise aus dem Zuckerrohr bereitet wird, er heißt hier einfach agua ardiente, mit der unnötigen Beifügung del pais, denn daß dieser Stoff hier im Lande gebraut und nicht auch noch besonders eingeführt ist, kann sich jeder denken. Dieser Landesschnaps ist natürlich sehr billig, und leider kann sich ihn jeder Indianer leicht verschaffen.

Ein anderes, nicht so berauschendes, aber doch auch gefährliches Getränk ist das cerveza del pais, die sogenannte tschitscha, ein trübes, trauriges, saures Gebräu, das aus gegorenem Mais bereitet wird und von dem sich für einen viertel Real drei Personen satt trinken können. In Menge genossen, soll es aber ebenfalls betäuben, und mit tschitscha und agua ardiente kommen die armen Indianer, wenn sie nur ein paar Realen Arbeitslohn in der Tasche haben, nicht eher zur Besinnung, als bis ihr Geld ausgegeben und ihr Rausch ausgeschlafen ist. Um diese Tschitscha noch appetitlicher zu machen, erzählt man sich hier, daß die Körner von den Frauen, wie die Cavawurzel der Südsee-Insulaner, gekaut und in einen Napf gespuckt werden, um sie rascher, mit dem Speichel vermengt, zur Gärung zu bringen. — Anis, ebenfalls im Lande gezogen, wird in ungeheuren Massen verbraucht, um ihn mit dem Branntwein zu versetzen, und der sogenannte anisado ist dann eine bessere Qualität.

Die Hauptsprache der Indianer ist die eigentliche Inkasprache, in der sich jetzt noch die verschiedenen Stämme dieser Landesteile, wenn sie miteinander zusammenkommen, verständigen. Aber nur die gebildeteren

oder gereisteren der Stämme verstehen sie, und selbst viele der eingeborenen und weißen Ecuadorianer haben sie gelernt, um sich mit den kleineren Zweigstämmen zu unterhalten. Diese Indianer haben ihre Wohnsitze in der Imbaburra-Provinz, aber ich glaube nicht, daß sie ausschließlich von ihnen bewohnte und abgeschiedene Plätze besitzen, die sie ihre Heimat nennen können. Ihre eigentliche Heimat ist in den Feldern, Gärten und Fabrikgebäuden der Weißen, und was ihre Vorväter einst gewesen? — Sie haben es nie gewußt und werden es nie erfahren. In ihrer Physiognomie gleichen sie außerordentlich ihren Verwandten im Norden und Süden, wenn auch vielleicht die Backenknochen bei ihnen nicht ganz so vorstehend sind. Sie haben ebenfalls das lange, schwarze, straffe Haar, das allen Indianern eigen ist, und den gedrungenen, festen Körper, nur ist, wie gesagt, ihre Hautfarbe lichter, oft so licht wie die der zwischen ihnen lebenden spanischen Abkömmlinge. Übrigens sind sie ein gutmütiges, harmloses Volk, und fleißig genug im Vergleich mit den spanischen Ecuadorianern. Natürlich sind aber bei ihnen, wie bei allen wilden und unkultivierten Stämmen, die Frauen die geplagtesten von allen. Man sieht sie nie müßig, und selbst auf der Landstraße, ein Bündel Holz auf dem Rücken, ein Kind vorn in das Tuch gebunden und den beladenen Esel vor sich hertreibend, haben sie in der linken Hand den Rocken, in der rechten die Spindel (ganz in derselben Art, wie wir diese Arbeit in dem grauesten Altertum beschrieben finden), und ziehen so, vierfach beschäftigt, ihres Weges.

Die Indianer selber marschieren, wenn unterwegs, wenn auch mit einer Last auf dem Rücken, fast immer in einem Halbtrab, was wunderlich genug aussieht, besonders wenn eine große Anzahl von ihnen beisammen ist. Diese Indianer sind jedenfalls die Hauptarbeiter des Landes, und man hofft, daß man dieselben, wenn erst die Straße nach dem Pailon geöffnet ist, auch dort in

größerer Anzahl wird verwenden können. Ja, die Regierung beabsichtigt sogar, sie mit zu dem Straßenbau zu benutzen. So weit das die höher gelegenen und kühlen Distrikte betrifft, habe ich selber nicht den geringsten Zweifel, daß es gut tun wird; die Menschen sind aber ein frisches und kühles Klima gewöhnt, und ich glaube kaum, daß sie die heiße, feuchte Luft der niederen Landstriche werden gut ertragen können. Man behauptet wenigstens, daß sie sich dort nie lange aufhielten, sondern immer wieder rasch in ihre Berge zurückzögen. Doch das sind alles Dinge, die sich erst durch die Zeit ergeben müssen. Jedenfalls werden sie sich in ihren Distrikten vortrefflich zu jeder Arbeit benutzen lassen, und schon jetzt sind sie fast die einzigen, die das Land mit den möglichst rohen und meist hölzernen Geräten bebauen.

Indes, um wieder zurück zu meinem Marsch zu kommen, hielt ich mich in Ibarra und der Umgegend nur wenige Tage auf. Der Ingenieur, den ich hier erwarten sollte, kam nicht, und es schien mir deshalb das beste, meine Tour so rasch wie möglich fortzusetzen. Entweder traf ich ihn dann unterwegs oder in Quito. Das einzige Mißliche bei der Sache war nur, daß von Ibarra drei verschiedene Wege nach Quito führten. Zwei davon wurden in dieser Jahreszeit, wo die Winterregen schon begonnen hatten, benutzt, da der dritte in solcher Zeit fast unpassierbar wurde. Gerade diesen sollte aber der Ingenieur erklärt haben, für seine Rückreise von Quito wählen zu wollen, da er die anderen beiden schon passiert hatte und diesen ebenfalls kennen zu lernen wünschte. Hatte er doch die Richtung auszuwählen, in welcher er die neue Hauptstraße anlegen sollte. Es blieb mir deshalb keine andere Wahl, als die nämliche Straße zu nehmen, und was ich davon zu erwarten hatte, besagte schon ihr Name. Ein Teil derselben, den ich am zweiten Tage passieren mußte, wurde nämlich la escalera genannt, und wenn ein Weg in den Kordilleren die Leiter heißt, so kann man sich etwa denken, wie er aussieht.

Die Pferde, die man hier braucht und die von den verschiedenen Vermietern für solche Touren abgegeben werden, sind meist klein und nicht besonders kräftig, aber doch zäh und ausdauernd, und leisten für das wenige Futter, was sie bekommen, außerordentliches. Nur des Nachts werden sie gefüttert, und zwar mit einer Art Esparsette, hier einfach yerba (Kraut) genannt; morgens wird ihnen der Sattel aufgelegt, und ohne zu rasten, gehen sie bergauf und bergab bis spät am Abend — freilich oft auch unsicher genug, wenn sie erst einmal müde werden, und für mich besonders ist es stets ein höchst unangenehmes Gefühl, ein erschöpftes Tier unter mir zu wissen — ich gehe lieber zu Fuß. Außerdem hat man noch die kostspielige Unannehmlichkeit, einen Begleiter bezahlen zu müssen, der, ebenfalls zu Pferd, das Tier des Fremden wieder mit zurücknimmt. Nicht allein, daß man dadurch zwei Pferde bezahlt statt eines, der Führer oder Begleiter rechnet für sich selber den nämlichen Preis wie für ein Tier, und antwortet er auf die Frage, was ein Pferd von Ibarra nach Quito kostet: 20 Realen, so heißt das so viel wie 60, also $7^1/_2$ Dollars, ohne eine Anzahl kleiner Realen, Medios und Quartidios, die noch außerdem abfallen. Hier im Lande hat man nämlich die kleinste spanische Silbermünze, einen Quartidio, den vierten Teil eines Reals, also etwa einen Groschen an Wert — aber auch nur hier im Innern, wo Lebensmittel billig genug sind, um dieser Münze zu bedürfen. An der Küste gibt es kein kleineres Geld als einen Medio, die Hälfte eines Reals.

Vor der Escalera hatten uns die Leute nun allerdings genug gewarnt und uns gesagt, daß sie in dieser Jahreszeit nur dann passierbar wäre, wenn man Hals und Beine riskieren wolle. Ich wußte aber von früher, was ich auf solche Übertreibungen zu geben hatte, und da wir es auch noch glücklich trafen, daß es den Tag wenigstens erst regnete, als wir die schlimmsten Stellen hinter uns hatten, kamen wir ohne irgend einen Sturz hinüber.

Soviel bleibt aber wahr, der Weg ist bitterbös, und ich war recht froh, als ich ihn hinter mir hatte. Wir mußten Stellen passieren, die auch nicht im entferntesten einem Weg glichen, und wo nur ein Bergbach sich ein enges Bett steilab in den Berg gerissen zu haben schien. An vielen Stellen mußten wir absteigen, denn das Pferd konnte dort kaum allein hinabklettern — in anderen war es nicht einmal möglich, so eng stak Roß und Reiter in ein paar hohe Wände eingekeilt, die kaum genug Raum für die Kniee ließen. Am Morgen war das Wetter noch hell und klar, und aus der Ferne ragten die schneebedeckten Kuppen der gewaltigen Kordilleren herüber, nachmittags bewölkte sich der Himmel, und als wir die Escalera eben hinter uns hatten, goß es in Strömen nieder.

Die Nacht blieben wir in einer einzelnen Hacienda, in der wir sehr freundlich aufgenommen wurden, trotzdem wir, meiner Meinung nach, sehr zu ungelegener Zeit kamen. An dem nämlichen Tage waren dem Besitzer zwei Kinder gestorben, und er hatte eben erst den Sarg beendigt, in dem sie beide zusammen begraben werden sollten. Sie waren aber noch sehr jung, also gleich Engel geworden, und dieser Glaube, der in ganz Südamerika verbreitet scheint, half den Eltern über den Schmerz der Trennung. Sie durften der Welt gegenüber nicht einmal klagen, und hätte der Sarg nicht da draußen auf der Veranda gestanden, ich würde im Leben nicht geglaubt haben, daß sie heute ein solcher Verlust betroffen. Hier war überall hohes Land, in dem weiter nichts als Produkte einer gemäßigten Zone gezogen werden konnten. Von dort ab senkte sich das Land aber schon wieder, die hellgrünen Felder mit Zuckerrohr wurden sichtbar, und etwas weiter hin, als wir am nächsten Morgen zu einem Städtchen kamen, dessen Name mir jetzt entfallen ist, ritten wir durch einen wahren Wald von herrlichen, fruchttragenden Orangenbäumen, und sahen wieder die breiten, windzerrissenen Blätter der Bananen. Von hier aus trafen wir auch zahlreiche Karawanen nach

dem nicht mehr so fernen Quito, denn die Orangen dieses Platzes werden zu Tausenden dort zu Markt geschafft.

Das freilich war die letzte tropische Vegetation, die wir unterwegs trafen; denn von hier ab stieg der Weg wieder steil empor, so daß wir bald in kahle, sandige, mit Kaktus und Dornbüschen allein bewachsene Höhen kamen. Der breitblätterige Kaktus gedieh hier besonders vortrefflich, und der unterste oder oberste Schößling einer jeden Planze hatte sich zu einem ordentlichen, mit brauner Rinde bedeckten Baumstamm ausgebildet, der oft vier bis fünf Fuß hoch gerade und kräftig emporstieg. Aber nur im Äußern glich er dem Holz, sonst hatte er ganz seine weiche, wässerige Fasermasse beibehalten. Von hier verließen wir den Miraflußz, den wir noch zuletzt auf einer schwankenden, von eisernen Ketten gehaltenen Holzbrücke kreuzten. Weiter unten hatte ich auch Gelegenheit gehabt, die einfacheren Brücken der Eingeborenen zu bewundern, die nur ein aus drei oder vier Lianen zusammengedrehtes Seil über den Fluß spannen, und dann, mit Händen und Füßen daran hängend, von einem zum andern Ufer hinüber passieren.

Acht oder neun Leguas von Quito entfernt, wo ich den Äquator zum erstenmal in meinem Leben zu Land kreuzte, wurde auch der Weg endlich besser. Wir hatten die letzten tiefen Täler und Einschnitte hinter uns, und nun die Hochebene erreicht, in der die Hauptstadt des Landes selber lag. Einzelne kleine Pueblos trafen wir hier, mehr als diese aber verriet der Weg selber die Nähe einer volkreichen Stadt, denn ganze Scharen von Lasteseln überholten wir teils, teils kamen sie uns entgegen, und einzelne Trupps von Reitern, oft mit Damen in der Mitte, sprengten auf wackeren Pferden die jetzt sandige Bahn entlang, ihre einzelnen Haciendas zu besuchen. Ringsum schlossen dazu hohe, mächtige Berge das Tal ein, und hier und da ragten die schneebedeckten Kuppen einzelner Gebirgsriesen über die grauen, nackten Höhen der anderen Züge hoch hinaus. Trotz dieser lebhaften

Straße aber, und trotzdem wir, wie gesagt, einige kleine Städtchen kreuzten, war unterwegs gar nichts Eßbares zu bekommen als Brot. Die Häuser, in denen es verkauft wurde, und wo auch meist das entsetzliche Gebräu Tschitscha zu bekommen war, sahen aber derartig schmutzig aus, und die Verkäufer saßen so regelmäßig vor ihren Türen, einander das Ungeziefer absuchend und es verzehrend, daß ich mir den Genuß jeglicher Nahrungsmittel versagte und mich auf das jetzt nahe Quito vertröstete.

Dieser schauerliche Gebrauch, einander das Ungeziefer abzusuchen und es als gute Beute zu betrachten, schien allgemein, und zwar nicht bloß bei den Indianern, sondern auch bei sonst ganz anständig aussehenden Weißen, und ich kann kaum sagen, mit welchem Ekel es mich jedesmal erfüllte. Überhaupt war der Schmutz und Unrat in allen diesen Hütten unbeschreiblich, und ich sehnte mich ordentlich nach Quito, wo ich mich wenigstens eine Woche von allen Strapazen ordentlich ausruhen und des guten Lebens dort recht erfreuen wollte. Der Weg zog sich aber in die Länge — die Sonne ging unter, und es wurde dunkel, ehe wir die noch außerhalb Quito liegenden Landhäuser erreichten. Jetzt endlich, mit voller Nacht, kamen wir in die Vorstadt, und wenn wir bis dahin unsere Tiere auch nicht geschont hatten, mußten wir sie doch jetzt auf dem nichtswürdigen Pflaster langsam ausschreiten lassen. In der Dunkelheit konnte ich auch von Quito nicht viel mehr sehen, als daß es ziemlich breite Straßen mit sehr niederen Häuser hatte. Nur eins fiel mir eben nicht angenehm auf die Geruchsnerven: der fatale Gestank, der uns in den Straßen, durch die wir ritten, entgegenwehte. Ich war vielleicht zu sehr in den letzten Monaten an die frische Luft gewöhnt worden, um es mehr als sonst zu fühlen, aber es war, meiner Meinung nach, trotzdem deutlich genug.

Jetzt sehnte ich mich aber vor allen Dingen nach einer Posada oder einem Haus, in dem ich Nachtquartier be-

kommen konnte, denn ich wußte schon, daß Quito, trotz seiner 15 000 Einwohner, kein Hotel hatte. Endlich hielten wir vor einem mit einer Laterne versehenen Hause, das einer hohen, ruinenartig aussehenden Kirche gegenüberlag. Unten in dem Hausflur war ein Bild des heiligen Antonio in Lebensgröße, mit zwei brennenden Lichtern davor, und im Hofe stand eine Menge Pferde angebunden. Wir waren an Ort und Stelle, und mit einem aus voller Brust herausgeholten „Gott sei Dank!" sprang ich aus dem Sattel.

7.

Quito.

Wenn irgend jemand in der Welt mit der größten Sehnsucht den Augenblick herbeigewünscht hat, wo er Quito betreten konnte, wenn irgend jemand von dieser so laut gepriesenen Stadt des „ewigen Frühlings" die höchsten und schönsten Erwartungen hegte, so bin ich das, und wenn irgend jemand seinem Schöpfer aus voller Seele dankte, als er diesem „Paradies" wieder den Rücken kehren konnte, so bin ich das wieder. — Es mag sein, daß meine Erwartungen, allen gelesenen Beschreibungen nach, etwas zu hoch gespannt waren, und das tut niemals gut, aber man darf, meiner Meinung nach, mit den geringsten nach Quito kommen, und wird sie immer noch nicht befriedigt finden. Doch ich will einfach beschreiben, wie ich es dort getroffen, und der Leser mag sich dann selber ein Bild davon entwerfen.

Zum Tode von Hunger und Anstrengung ermattet, kam ich etwa acht Uhr abends in Quito an und war in der besten und anständigsten Posada der Residenz abge-

stiegen. Dort im Hause wohnte auch zufällig der einzige Deutsche, der in ganz Quito lebte, ein Uhrmacher aus der märkischen Schweiz in Preußen. Das Haus schien geräumig, hatte eine breite, steinerne Treppe, und ein kleiner Junge schien als Kellner zu dienen. Er sah furchtbar schmutzig und zerlumpt aus, aber es war Sonnabend und Abend, also lag der Staub der ganzen Woche auf ihm — morgen erschien er jedenfalls im Glanze. Als wir im Dunkeln die Treppe hinaufkletterten, fragte er mich sehr naiv:

„Wollen Sie auch ein Licht haben?"

„Gewiß will ich."

„Ja, dann müssen Sie sich eins kaufen."

Ich lachte gerade heraus, denn die Idee war wirklich zu komisch. Der kleine, schmierige Kellner sprach aber in bitterem Ernst und führte mich in ein dunkles, kellerartiges Gemach, das nicht einmal ein Fenster, sondern nur eine Tür nach der Hofgalerie hatte, und schien nicht übel Lust zu haben, mich dort meinem Schicksal und weiteren Betrachtungen zu überlassen. Vor allen Dingen mußte er mich zu dem Deutschen hinüberführen, der seine Freude, einen Landsmann zu treffen, außerordentlich gut verbarg. Dort borgte ich mir, als auch dieser mir versicherte, der Kauf einer Talgkerze sei unerläßlich, um Licht zu bekommen, eine solche, einen Leuchter lieferte die Wirtschaft, und ich schritt jetzt zu einer Untersuchung meines künftigen Logis. Dort sah es freundlich aus.

In einer Ecke stand eine Bettstelle mit einem alten Kattunvorhang und einem Bambusgeflecht darin, aber keine Matratze und kein Bettzeug. In der anderen stand eine lange Bank mit zwei Lehnen und einem dünnen harten Kissen darauf, in der dritten ein wackliger Tisch mit zwei Stühlen, und die einzige Bequemlichkeit im Zimmer schien ein eiserner Haken, dort eingeschlagen, wo die Tür durch die dicke Mauer gebrochen war, mit einem zur Schleife gedrehten starken Seil daran, während ein dritter Stuhl darunter und gerade im Wege stand.

Durch den Stuhl wurde ich auch eigentlich erst darauf aufmerksam und mußte laut auflachen, als ich die Vorrichtung bemerkte, denn es sah gerade so aus, als ob jemandem, der dies Zimmer angewiesen bekam, gar auf der Welt nichts weiter übrig blieb, als sich eben aufzuhängen. Es ließ sich jedoch nichts dagegen tun; ein Bett war nicht zu bekommen, ebensowenig etwas zu essen. Ich bestellte mir deshalb nur etwas Schokolade unten im Hause — was ich augenblicklich bereute, sowie ich in den furchtbaren Schmutz und Unrat sah — und warf mich dann, in meinen Poncho gewickelt und zum Tode erschöpft, auf die hartgepolsterte Bank an der eiskalten Wand. Die Nacht fror mich entsetzlich — ich war nicht mehr in dem warmen Klima der Niederungen — und konnte mich nicht erwärmen, trotzdem ich mich mit meinen beiden Ponchos zudeckte. Am nächsten Morgen erwachte ich mit heftigem Kopfschmerz, und schon gegen Abend fühlte ich, daß ich Fieber hatte. Den Direktor der Ecuador-Land-Kompagnie hatte ich indessen in Quito aufgesucht und gefunden und ebenso einen Schotten, Doktor Jamieson, kennen lernen. Der Doktor war freundlich genug, mich am nächsten Tage, wo ich fest auf meiner Bank lag, zu besuchen, und er verordnete mir ein Vomitiv, nach dem ich mich auch besser fühlte. In drei Tagen hatte ich wenigstens das Fieber abgeschüttelt und konnte wieder ausgehen. In der ganzen Zeit war aber auch kein Bissen, etwas Suppe ausgenommen, über meine Zunge gekommen, und die Glieder waren mir alle wie zerschlagen. In dieser Zeit entdeckte ich übrigens an der Plaza ein ziemlich anständiges Kaffeehaus — in der Tat den einzigen Platz in ganz Quito, wo man etwas Ordentliches zu essen und trinken bekommen konnte, und dorthin hatten sich auch, Gott weiß auf welche Art, fünf Flaschen ziemlich guter Geisenheimer verloren. Sie trugen die Firma J. F. Hellmers, *Cologne* — natürlich Cologne, als *deutscher* Wein — und die Flasche kostete 1½ Dollar. Als ich von Quito fortging,

standen die langhälsigen Landsleute nicht mehr auf ihrem Platz.

Wie ich mein Fieber erst einmal ordentlich los war, machte ich meine Entdeckungstouren durch Quito, aber, du lieber Gott, wie wenig Tröstliches fand ich! Die Gegend um Quito ist allerdings großartig schön, und die Aussicht von einigen der benachbarten Gebirge soll wundervoll sein. Ich war aber zu matt, diese zu ersteigen, und mußte mich begnügen, die schneegekrönten Joche des Pitchincha wie mehrerer anderer von unten zu betrachten. Mit diesen hat auch Quito eigentlich weiter nichts zu tun, als daß es daher seinen Schnee zu Gefrorenem und sein nichtswürdiges kaltes Klima bekommt, das von enthusiasmierten Reisenden der „ewige Frühling" genannt wird. Wenn es der „ewige deutsche Frühling" hieß, wollte ich es gelten lassen, denn die vierzehn Tage, die ich mich in Quito aufhielt, hatten wir ein richtiges Maiwetter, wie wir es die letzten Jahre daheim gehabt haben, naß und kalt, und manchmal, auf ein paar Stunden, wenn die Sonne ordentlich herauskam, eine Gluthitze. Alles geht auch dort in Tuchkleidern, mit dicken Überziehern oder dickwattierten Ponchos, und es hat mich lange nicht so gefroren, wie in diesem Frühling.

So viel über das Klima; was nun die Stadt betrifft, so ist sie regelmäßig in gerade abgeteilten Quadren oder squares gebaut, und sie besteht eigentlich nur aus Kirchen und Klöstern, deren Zwischenräume mit niedrigen einstöckigen Häusern ausgefüllt sind. Furchtbar hat Quito aber durch das letzte Erdbeben gelitten, das die ganze Gegend in ihren Grundfesten erschütterte und Kirchen und Häuser durcheinander warf. Das Erdbeben, das stärkste, dessen man sich seit langen, langen Jahren zu erinnern weiß, dauerte fast eine Stunde, während der gefährlichste Teil desselben, eine scharf wellenförmige Bewegung der Erde, zuletzt kam und den meisten Schaden tat. Noch jetzt stehen verschiedene Kirchen und

Häuser dachlos, und in vielen Straßen liegt noch bis zu diesem Augenblick der Schutt der eingestürzten Gebäude zwölf und fünfzehn Fuß hoch — ein Zeichen zugleich der tätigen Kraft der Vulkane wie der der untätigen Polizei. Eigentümlich ist, daß so wenige Menschenleben bei dieser Kalamität verloren gingen; denn was auch für übertriebene Berichte darüber in Umlauf waren, nach denen viele Hundert Personen dabei umgekommen sein sollten, so sind doch nur neun wirkliche Todesfälle bekannt geworden. Eine alte Frau kam dabei auf eigene Weise um. Sie ging an der Kirche St. Augustin, die am meisten gelitten hat und noch jetzt unausgebessert steht, vorüber, als wieder ein starker Stoß kam. Anstatt nun rasch einen freien Platz und die Nachbarschaft niederer Häuser zu suchen, fiel sie auf die Kniee nieder und fing an zu beten, und wenige Minuten später stürzte ein Teil der Kirche ein und schlug sie tot. — Diesen Gegenstand hat noch kein Geistlicher zu einem Traktätchen benutzt. Die Kirche St. Augustin besuchte ich später, und gar traurig sah es in ihrem Innern aus. Der vordere Teil war durch einen großen Vorhang abgegrenzt, und dort wurde auch regelmäßig Kirche gehalten. Hinter dem Vorhang aber war noch die volle Verwüstung, wie sie jener furchtbare Tag zurückgelassen. Das ganze gewölbte Dach des eigentlichen Schiffs der Kirche war eingestürzt, und die vergoldeten und mit reichem Schnitzwerk überdeckten Wände standen zerrissen und zerfetzt, wie eine frische Ruine.

Quito ist übrigens, trotz dieser Zahl von Kirchen, trotzdem man in den Straßen fast niemand begegnet als Indianern und verschieden gekleideten Mönchen, der Sitz der Intelligenz für Ecuador, mit einer Universität und vortrefflichen Schulen und einer Unzahl von Malern und Bildhauern. In der Tat versorgt Quito ganz Süd- und Mittelamerika mit Heiligen- und anderen Bildern, fast alle in Öl gemalt. Natürlich ist darunter eine Unmasse von Schund — Schablonenbilder,

die im Dutzend verkauft werden; es sind aber auch recht gute Gemälde dabei, und alle fast zu einem unglaublich billigen Preis, so daß man wirklich kaum begreift, wie Leinwand und Farbe dabei bezahlt werden konnten. Ich habe Heiligenbilder von anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Breite in Öl gemalt gesehen, das Stück zu drei Realen Ecuadorgeld, also etwa 12 Sgr.

Viele Fremde in Quito machen ein Geschäft daraus, diese Bilder anzukaufen und später mit in andere Teile von Amerika zu nehmen. Mein kleiner Uhrmacher aus der märkischen Schweiz tat das nämliche und hat schon ein ganzes Kapital in solchen Gemälden angelegt, wodurch ich Gelegenheit bekam, eine bedeutende Auswahl von ihnen zusammen zu sehen. Seiner Versicherung nach befanden sich Bilder der besten Künstler Quitos dabei, und war das der Fall, so muß ich den Herren rundweg die Fähigkeit absprechen, etwas selbst zu schaffen. Alle die wirklichen Originalgemälde waren höchst mittelmäßig und fast alle an Händen, Armen und Füßen verzeichnet, während sich dagegen ganz vortreffliche Kopien, besonders französischer Künstler, darunter befanden. Im Kopieren haben die Leute wirklich Talent und tun es für einen Preis, der fabelhaft erscheint. Der Preis muß mehr nach dem Quadratfuß als nach dem Kunstprodukt gesetzt werden, wenigstens kaufte mein kleiner Landsmann danach, und wie er mir die verschiedenen Bilder anpries, war so charakteristisch wie belehrend. „Hier ist ein sehr schönes Mädchen mit Brot — fünf Fuß bei drei, auf starker Leinwand, acht Dollars. — Dies ist eine Rahel; vier Fuß bei zweieinhalb, auf starkem Baumwollenzeug, fünf Dollars. Hier haben Sie einen Christus mit der Sünderin (beiläufig gesagt, eine sehr gute Kopie eines französischen Bildes) — viereinhalb Fuß bei drei Fuß, neun Dollars. Hier ist ein Bild aus der Wüste (ebenfalls vortreffliche französische Kopie), neun Fuß bei sechs, für fünfundzwanzig Dollars." Eine französische Grisette — ein allerliebstes Brustbild, eigent-

lich Kniestück in Lebensgröße, kostete vier Dollars, und kleinere Gemälde zwei bis drei Dollars — alle in Öl und auf Leinwand.

Ein anderer sehr bedeutender Aufkaufsartikel für Fremde sind in Quito abgebalgte Vögel, besonders Kolibris, die von allen Seiten, häufig von Napo-Indianern, nach der Stadt gebracht werden. Die Jäger, die sich mit dem Erlegen dieser kleinen Tiere beschäftigen, schießen sie mit Blasrohren und bereiten die Häute dann mit Arsenikseife, die Indianer des Amazonenstromes dagegen mit Pfeffer zu. Je nach ihrer Seltenheit werden die einzelnen Exemplare von einem Real bis zu ein und zwei Dollars selbst bezahlt, und sehr gewöhnliche lassen sie sogar nicht selten unter einem Dutzend ab, das Stück zu einem Medio oder halben Real. Die Indianer bringen auch die schon früher erwähnten Elfenbeinnüsse (vegetabilisches Elfenbein) nach Quito, und einheimische Künstler schnitzen kleine, jedoch ziemlich rohe Figuren daraus, die bemalt und an die Landleute verkauft werden. Sie sind übrigens ebenfalls billig genug, und man verkauft das Stück zu einem Medio. Quito hat übrigens, als Stadt einer südamerikanischen Republik, eine sehr bedeutende Industrie. Besonders werden hier Massen von groben Tuchen und Baumwollenzeugen verfertigt. Ebenso, und zwar in vortrefflicher Qualität India rubber cloth oder wasserdichte Zeuge, die auch einen ziemlich billigen Preis haben. Die meisten Fabrikate werden aber doch von Guajaquil eingeführt, und da a l l e s auf Packsätteln dort hinaufgeschafft werden muß, so kann man sich denken, wie mühsam und zugleich auch kostspielig und zeitraubend der Transport ist.

Die Stadt selber, die etwa 15 000 Einwohner hat, ist nicht unfreundlich, wenn ihr auch jetzt noch der überall liegende Schutt und die vielen geborstenen Häuser ein etwas wildes Aussehen geben. Keine Stadt der Welt könnte dabei reinlicher werden wie Quito, denn an einen etwas schrägen Hang gebaut, ist das von Pichincha kom-

mende Wasser dort hingelenkt und kann durch alle Straßen geleitet werden, durch die es sich, wenn losgelassen, wie ein Wasserfall stürzt. Und doch gibt es, glaube ich, keine unsaubere Stadt auf dem ganzen Erdboden, denn von diesem Schmutz kann sich niemand einen Begriff machen, der das nicht wirklich mit angesehen hat. Die haute volée von Quito lebt natürlich abgeschlossen für sich selbst und hält sich im Innern ihrer Häuser, deren Fenster alle nach dem Hofraum laufen. Diese hat sich auch mehr in europäischem Geschmack eingerichtet, mit europäischer Bequemlichkeit umgeben, und kann nicht füglich zu dem Volk gerechnet werden. Das eigentliche Volk aber lebt wirklich schlimmer als das Vieh — jedenfalls eben so schlimm, und das Weshalb? ist nicht einmal zu beschreiben. Die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker gleichen Höhlen, in die man sich fürchtet den Fuß zu setzen, und alles, wohin man sieht, wimmelt von Ungeziefer, das ich selbst in den frischgewaschenen Leinen zugeschickt bekam. Man kann sich mit der größten Reinlichkeit nicht davor retten, wenn man eben kein eigenes, vollkommen abgeschlossenes Haus hat. — Wie wohl ich mich dort fühlte, kann man sich etwa denken. Kommt man freilich in diese besseren Häuser, so vergißt man die übrige schauerliche Stadt, denn fast jedes derselben hat einen kleinen freundlichen Garten, in dem Massen unserer heimischen deutschen Blumen blühen. Sie gleichen kleinen Inseln in einem Meer von Schmutz und Gestank, das man aber auch regelmäßig durchschiffen muß, ehe man zu ihnen gelangen kann.

Der Hauptplatz der Stadt ist die eigentliche Plaza, ein großer, geräumiger Platz, der auf der einen Seite durch die Kathedrale, auf der Seitenfront durch das Regierungsgebäude und auf den anderen beiden durch zwei sogenannte Paläste eingefaßt ist. In der Mitte steht ein dürftiger Springbrunnen. Die Kathedrale ist ein sehr großes, aber höchst geschmackloses Gebäude, das besonders nach der Plaza zu eine Menge kleiner Löcher statt der

Fenster zeigt, genau wie man sie bei uns in Ställen hat. Unter den übrigen Gebäuden laufen Portale hin, und die beiden Paläste, von denen einer dem Bischof gehört, sind in kleine Verkaufslokale abgeteilt, deren Besitzer auch vor den Türen derselben offene Stände halten. Ein wirklich anständiges Gewölbe findet sich nicht in ganz Quito; es sind weiter nichts als eben nur kleine Buden. Die Plaza selber bietet übrigens an allen Wochentagen ein sehr belebtes Bild, denn hier versammeln sich die meisten Arrieros mit ihren Lasttieren; viele Indianer halten dort ebenfalls Landesprodukte feil, in den Ecken sitzen Händler mit allen möglichen Früchten, und in einer der Seitenstraßen, dicht an der Plaza, ist eine Reihe von National-Eßständen, in denen die Landesgerichte in freier Luft gebacken und gebraten werden.

Es gibt nichts Mannigfaltigeres auf der Welt, als die Lasttiere von Ecuador, denn von der armen Indianerin an, die unter ihrem schweren Packen, mit dem Kind als Zugabe, daherkeucht, wird alles, wie es scheint, dazu benutzt, was nur einen Rücken zum Tragen hat: Pferde, Maultiere, Esel, Lamas und Ochsen, welche letztere ebensogut Packen schleppen müssen, wie Esel und Pferde. Esel sieht man aber am meisten, und ich bin Trupps von fünfzig und sechzig Stück begegnet, die, mit allen nur erdenklichen Landesprodukten beladen, äußerst langsam gen Quito, oder leer und äußerst vergnügt wieder zurück, ihrer Heimat zuzogen. Lamas sieht man verhältnismäßig sehr wenig, und die schönen wunderlichen Tiere drehen den langen Hals verwundert nach allen Seiten, wenn sie mitten zwischen die fremden Menschen auf die Plaza kommen.

Am reichsten sind die Früchte in Quito vertreten, und da von dieser Hochebene ab verschiedene Hänge tief zu Tal bis in die warme Zone hineinlaufen, so findet man hier nicht allein die saftigen Erd- und Brombeeren, sondern auch Orangen, Bananen, Ananas, Cherimojas (custard apple) und eine Menge andere delikate Sachen.

Die Winterkuppe des Pichincha liefert dazu ihren Schnee, mit dessen Hilfe delikates Gefrorenes bereitet wird; Mehl und Zucker ist im Überfluß vorhanden, wie die Quitener denn auch besonders süßes Backwerk und Näschereien lieben, und was Essen und Trinken anbetrifft, so glaube ich, daß keine Nation besser lebt, als die gebildeten Klassen in Quito, die eben wohlhabend genug sind, sich solche Genüsse zu verschaffen. Das Klima soll gesund sein, wie behauptet wird, und kalt und hoch genug liegt die Stadt dazu, Fieber sind aber, wie ich ebenfalls zu meinem Schaden erfahren mußte, etwas ganz Alltägliches, und wohin man hörte, litten die Leute daran; angenehm ist das Klima auf keinen Fall, wenigstens nicht in dieser Jahreszeit, wo der Winter oder die Regenzeit gerade begonnen hatte — natürlich mußte ich auch gerade dazu hierher kommen. Ich habe dort Tuchkleider und einen dicken, warmen, wollenen Poncho getragen, und bin doch nicht imstande gewesen, ein einziges Mal ordentlich warm zu werden. Wenn man das ein schönes Klima nennt, habe ich nichts dagegen.

Ansteckende Fieber, glaube ich selber nicht, daß dort gut heimisch werden können, denn wäre es möglich, so hätte dieser furchtbare, dort herrschende Schmutz sie schon längst herbeiführen müssen. Eine sehr böse Krankheit ist dort aber heimisch, und zwar die Leprosy oder der Aussatz, und die Leute sind so gescheit gewesen, das Hospital dieser furchtbarsten aller Krankheiten dicht in die Stadt zu legen. Es sollen sich doch achtzig bis hundert Personen darin befinden, und sie sind nur durch eine niedere Lehmmauer von der übrigen Welt getrennt, während der über ihre Wohnung hinstreichende Luftzug auch alle Nachbarhäuser rettungslos durchzieht. Man beabsichtigt allerdings, das Hospital in allernächster Zeit fort und weit ab von der Stadt zu verlegen, aber daß es schon so lange dort haften durfte, zeugt für den fabelhaften Leichtsinn der Regierung. Die Bewohner des Hospitals sind allerdings das ganze Jahr fast für sich

abgeschlossen und sollen mit der übrigen Welt in keiner Verbindung mehr stehen, denn ihre Krankheit ist unheilbar. — Am Fest des heiligen Lazarus aber, wo in den Kirchen für sie gebetet wird, kommen sie heraus auf die Mauern und lassen an Seilen Körbe nieder, in welche die Vorübergehenden ihnen Liebesgaben an Lebensmitteln und Getränken hineinwerfen. Man behauptet aber, daß ihnen auch Geld gegeben würde — und das Geld zirkuliert doch nachher wieder unter den gesunden Bewohnern der Stadt.

Die Kleidung der gebildeten Klassen in Quito ist fast ganz europäisch. Man sieht nur wenig Ponchos — außer bei Reitern — fast nur Überröcke und Burnusse — viele davon, unter dem Äquator, dick wattiert, und der schwarze Seidenhut, dies Ungeheuer aller Kopfbedeckungen — hat sich auch in den Kordilleren eingenistet. Die Damen entbehren dabei ebensowenig die Krinolinen, die ich hier in sehr bedeutendem Umfange gesehen habe. Womit die Leute aber, besonders die Frauen, in Quito ihre Zeit hinbrächten, wenn sie keine Kirchen hätten, das weiß Gott, denn alles, was man unter dem Namen „Vergnügen“ versteht, fehlt hier vollkommen. Theater und Konzerte kennt man kaum dem Namen nach; öffentliche Gärten und Promenaden existieren ebensowenig — einander fortwährend besuchen, geht doch auch nicht gut an oder wird zuletzt langweilig; da geht man denn in die Kirche, und es ist in Quito eins der größten Kunststücke, irgend jemand, besonders eine Dame, zu Hause anzutreffen. Sie sind fast immer in der Messe und scheinen wirklich nur Kost und Schlafstätte daheim zu haben. Einige der Kirchen sind im Innern *sehr schön* und besonders reich mit Schnitzwerk und Gemälden ausgeschmückt, und in allen ist Musik — aber was für Musik! — Quito mag seiner Malerei und Bildhauerkunst wegen in Ecuador und Südamerika überhaupt berühmt sein, mit seiner Musik aber kann es keinen Staat machen, und ich bin mehrmals am Eingang der Kathedrale vor Ver-

wunderung stehen geblieben, wenn ich die fröhliche Tanzmusik hörte, die mir aus dem Innern derselben entgegenschallte. Ein paar Stücke, die ich hörte, mußten aus einer Verdischen Oper sein, wo die Primadonna eben wahnsinnig geworden, oder der erste Tenor mit Dolch oder Degen zu seiner letzten Arie angezapft ist, denn sie klangen gar so heiter und vergnügt. Die Trommel ist dazu ebenfalls eine unerläßliche Begleiterin, und ich begreife wahrlich nicht, wie Leute zu solcher Begleitung wirklich beten können — sie müssen schon zu anderen Zwecken in die Kirche gehen. Von Priestern wimmelt es in Quito, von reichgekleideten und behäbig aussehenden, bis zu den schmutzigsten, schäbigsten Mönchen nieder, die in einst weißen, von Schmutz starrenden Kutten die Straßen und Häuser füllen, und wenn alles wahr ist, was man von ihnen erzählt, so kann ihre tägliche Beschäftigung nicht immer die heiligste sein. Wer darf aber auch allen Leuten glauben!

Um diese Zeit hatte ich auch Gelegenheit, einen Trupp Napo-Indianer zu sehen, die von den Quellen des Amazonenstroms herübergekommen waren, um einige ihrer Produkte zu verkaufen. Sie hatten zu Faden gedrehten Hanf in kleinen Gebinden und eine Art Bast zu verkaufen, der hier beim Häuserbau gebraucht wird, um die Balken der Fußböden und Wände aneinander zu halten, daß sie sich bei den häufigen Erdbeben nicht losschütteln. Es war das ein ganz anderer, aber prächtiger Menschenschlag, als die Indianer der westlichen Grenze der Kordilleren. Von Farbe ein wenig dunkler, aber nicht viel, sehen die Männer in ihren reinlichen blauen Unterkleidern und Ponchos schlank, kräftig und gewandt aus, und die Frauen hatten eine zarte, ausdrucksvolle Physiognomie und lebendige, wunderbar schöne Augen. Ihre große Reinlichkeit fiel mir besonders auf und stach gar wohltuend gegen das entsetzliche Wesen ihrer westlichen Genossen ab. Als Auszeichnung trugen sie das Gesicht ein klein wenig gemalt — leichte kurze Striche mit roter Farbe

an den Augen- und Mundwinkeln — was sie, wenn es sie auch nicht verschönte, doch wenig entstellte. Die Frauen hatten dazu einen sehr geschmackvollen und zu ihrer Haut trefflich passenden Schmuck von kleinen weißen und hellblauen Stickperlen, in langen Schnüren von sechs bis zehn Reihen. Es waren drei oder vier Familien, die alle auf der innern Veranda derselben Posada lagerten, in der ich selber wohnte. Mit innigem Vergnügen überzählten sie wieder und wieder die Vierteldollarstücke, die sie für ihre Waren erhalten hatten, vergeudeten das Geld aber nachher nicht in nichtswürdigem agua ardiente, sondern lebten mäßig und schienen sich vortrefflich zu amüsieren. Sie scherzten und lachten miteinander, und kein böses oder auch nur ärgerliches Wort fiel die langen Tage vor.

Schon in Ibarra hatte ich die Nachricht gehört, daß Guajaquil, wo bis dahin der Sambogeneral Franco geherrscht hatte, von General Flores, dem General der provisorischen Regierung, erobert worden sei. Die Freude und der Jubel darüber in Quito war unbeschreiblich, denn damit war auch zugleich der lange, trostlose Bürgerkrieg beendet, wie die Kommunikation mit ihrer jetzt einzigen Hafenstadt wieder hergestellt. Franco war, wie man das vorausgesehen hatte, geflüchtet, und zwar auf einem peruanischen Kriegsdampfer, der im Hafen lag und den Expräsidenten nach Lima hinüberführte. Gerade wie ich nach Quito kam, sollte der Sieg der Quitener solenn gefeiert werden und die Feier, die mit Glockengeläute und Gottesdienst eröffnet wurde, drei Tage dauern. Am Abend des ersten Tages war allgemeine, ziemlich glänzende Illumination, und später großes Feuerwerk auf der Plaza, das manches Interessante bot. Nach einer Unmasse von Raketen und Leuchtkugeln liefen einzelne Menschen mit ein paar Pappbildern, die einen Ochsen und einen Wagen vorstellten und Feuer ausspieen, mitten in die Scharen hinein, die sich auf der Plaza umherdrängten, und dann kamen andere, die einen vorher

sorgfältig präparierten papiernen Soldaten trugen. Dieser hatte eine Unmasse von imitierten Pistolen (Schwärmer) in den Händen und am ganzen Körper, und schoß diese nach allen Richtungen ab, während die mutwilligen Burschen, die ihn trugen, wohl darauf achteten, daß sie immer den dichtesten Trupp Neugieriger auf der Seite hatten, auf den hin sich die Schwärmer in unregelmäßigen Zwischenräumen entluden. Das Geschrei und das Jubeln läßt sich denken, und das Fest, zu dessen Feier alle Straßeneinläufe der Plaza mit grünen Girlanden und Triumphbogen geschmückt waren, dauerte bis spät am Abend.

Am nächsten Tage war große Prozession und nachmittags das wunderlichste Stiergefecht, das sich auf der Welt nur denken läßt. Wie vernünftige Menschen auf etwas derartiges fallen konnten, ist mir nämlich noch bis zu diesem Augenblick ein Rätsel. Ich hörte schon an dem Morgen, daß am Nachmittag desselben Tages ein Stiergefecht sein solle, und achtete nicht weiter darauf. Am Nachmittag ging ich über die Plaza nach einem gewöhnlichen Kaffeehaus, und fand dort eine Menge Menschen versammelt, die plötzlich bei dem Schall einer Trompete alle auseinanderstoben. Ich sah mich erstaunt um, denn ich dachte gar nicht an den Stier, da hier auch nicht die mindeste Vorbereitung zu einem derartigen „Vergnügen" getroffen war: keine Einfriedigung oder Schutzwehr, keine Bänke, kurz nichts, was zu einem solchen Kampfspiel gehört. Da kam plötzlich ein schwarzer, ziemlich wild aussehender Bulle in voller Flucht mitten auf die Plaza gerannt, wo das Volk nach allen Seiten auseinanderprallte, und Indianerinnen und andere Frauen, die in aller Gemütsruhe bei Säcken mit Bohnen, Mais und Kartoffeln gesessen hatten, sprangen auf und suchten in fieberhafter Hast ihre Ware in die nächsten Gewölbe zu schaffen. Ich selber sprang die mir nächste Treppe zu dem Regierungsgebäude in die Höhe (es war möglicherweise das natürliche Gefühl, was mich als guter

Deutscher leitete, bei der Polizei Schutz zu suchen) und konnte von hier aus nun den ganzen belebten Platz in Ruhe übersehen. Jetzt bemerkte ich auch, daß der Stier keineswegs ganz frei war, sondern einen langen Lasso nachzuschleifen hatte, an dem einige zwanzig Jungen hingen und sich die größte Mühe gaben, ihn zurückzuhalten. Sowie er sich aber gegen diese drehte, ließen alle zugleich los, und der Stier bog jetzt plötzlich in eine Seitenstraße ein, um die dort wohnenden ahnungslosen Insassen in Erstaunen zu setzen. Nach einer Weile brachten sie ihn jubelnd wieder, und er amüsierte nun die Bevölkerung für etwa sechs Stunden dadurch, daß er, gereizt, geneckt und ausgepfiffen, jetzt in die Säulengänge der Verkaufslokale einbog und alles in die Häuser trieb, jetzt die Treppe der Kathedrale hinauflief und die Galerien räumte, bis er endlich so erschöpft war, daß sich die Jungen an seinen Schwanz hängen konnten und von ihm nachschleifen ließen. Ein paarmal überraschte er auch unschuldige Eseltreiber, die aus dem Lande kamen und keine Ahnung von einem solchen Besitzer der Plaza hatten. Der Stier war aber der vernünftige von allen, denn er tat diesen nie etwas zuleide, als ob er wisse, daß sie mit der ganzen Sache nichts zu tun hätten.

An demselben Abend war noch ein kleines, sehr unbedeutendes Feuerwerk und eine dürftige Illumination der Regierungsgebäude — etwas Derartiges läßt sich nicht gut zwei Abende hintereinander machen — und am nächsten Nachmittag nahm ein zweiter Stier die Fortsetzung der Feier auf. Ja, sogar am dritten Tage hatten die Leute noch nicht genug an diesem eigenen Spiele und wieder einen dritten Stier im Gange, der mir plötzlich, weit von der Plaza ab, in einer engen Seitengasse ganz allein begegnete. Die Stille der Straße war mir aufgefallen, und daß alle Türen geschlossen waren; ich hatte aber andere Dinge im Kopfe, als den albernen „Stierkampf“, und ging ruhig meines Weges, als ich mich dem schon halb gehetzten Burschen, der eben nicht

in der besten Laune zu sein schien, ganz allein gegenüber fand. Ausweichen konnte ich gar nicht mehr und hielt mich nur fest und sprungbereit an die eine Seite der Straße gedrückt; nahm er mich dann an, so mußte ich sehen, wie ich ihm aus dem Wege kam. Meinen Poncho hatte ich rasch übergestreift, um ihm den im schlimmsten Fall vor den Kopf zu werfen. Glücklicherweise nahm er aber nicht die geringste Notiz von mir und lief auf etwa fünf Schritt gerade an mir vorüber. Jetzt kamen auch seine Verfolger nach, um den Lasso zu erwischen, und der ganze Schwarm war im nächsten Moment um die Ecke verschwunden. —

In Quito leben nur sehr wenig Fremde, und die meisten von diesen sind Franzosen. Nordamerika aber, das die südamerikanischen Republiken aus dem Auge läßt, hat einen Gesandten dort, Deutschland nicht einmal einen Konsul in ganz Ecuador. Ein schottischer Doktor, Doktor Jemieson, lebt ebenfalls in Quito und ist dort verheiratet. Er ist ein ausgezeichneter Botaniker und Naturforscher. Der einzige Deutsche in Quito war, wie gesagt, mein kleiner Uhrmacher. Bis jetzt war der Fremdenverkehr mit Quito auch nur ein sehr geringer, denn es gehört schon ein Entschluß dazu, wenn man wirklich vom Schicksal nach Guajaquil verschlagen sein sollte, einen achttägigen Ritt über rauhen, wilden Boden zu machen und in der Zeit allen Bequemlichkeiten zu entsagen, um diese weitentlegene Stadt der Berge zu besuchen. Wie wenig die Stadt daran gewöhnt ist, Fremde bei sich zu sehen, beweist schon das, daß sich nicht ein einziges Hotel dort befindet und niemand Lust hat, ein solches anzulegen, „weil es sich doch nicht bezahlen würde“. Das aber muß sich jedenfalls wesentlich ändern, sobald die Straße nach dem Pailon fertig ist, wo Quito durch einen bequemen Weg der See auf nur wenige Tagereisen nahe gebracht ist. Die Quitener sehen auch die Wichtigkeit dieses Weges für ihre eigene Stadt vollkommen ein, und haben jetzt be-

wiesen, daß sie alles tun wollen, was in ihren Kräften steht, um den raschen Bau derselben zu sichern und zu fördern.

Der englische Ingenieur, den ich noch glücklicherweise in Quito traf, hatte eben den Abschluß des Kontraktes über den Straßenbau mit der Regierung beendet. Der Kontrakt wurde, während ich dort war, von beiden Teilen unterzeichnet, und der Bau dieses wichtigen Verbindungsweges sollte in der allernächsten Zeit beginnen.*)

Ich selber hatte mich wieder so weit erholt, um meine Reise nach Guajaquil fortzusetzen. Ich war jetzt vierzehn Tage in Quito und hatte in dieser Zeit diese gepriesene Stadt des „ewigen Frühlings" so satt bekommen, daß ich die Stunde segnete, wo ich ihr den Rücken zu drehen konnte. In den letzten Tagen lernte ich den amerikanischen Konsul, Mr. Bukalew, kennen, der sich sehr freundlich gegen mich zeigte und mir auf die liebenswürdigste Weise anbot, in seine reizend gelegene Wohnung einzuziehen. Ich sollte so lange dort bleiben, wie ich wollte, um Quito noch von einer besseren Seite kennen zu lernen — aber ich hatte schon über und über genug davon. Ich kann auch wirklich nicht sagen, daß ich meines Lebens dort einen Augenblick froh geworden bin, denn von der schwerlichen Reise zum Tod erschöpft angekommen, fühlte ich mich die ganze Zeit in Quito auch nicht eine Stunde vollkommen wohl. Möglich, daß mir die kalte Luft nach dem längeren Aufenthalte am Pailon nicht zusagte, aber ich fieberte fortwährend, mein Magen wollte nicht parieren, und der ewige Schmutz und Unrat, der mich auf allen Seiten umgab, machte das Übel noch ärger. Übrigens zeigte es sich gar nicht so leicht, wie ich gedacht hatte, von Quito wieder fortzukommen, denn nirgends waren Pferde zu mieten. Durch die Einnahme von Guajaquil öffnete sich nämlich wieder der langgehemmte Verkehr

*) Wie mit allen südamerikanischen Unternehmungen ist der Weg jetzt begonnen, aber noch sehr wenig vorgerückt.

mit dieser Stadt, und nicht allein Scharen von Quitenern strömten dort hinab, teils in Geschäften, teils aus Neugierde, sondern auch ganze Karawanen von Lasttieren waren dorthin unterwegs, einzelne Produkte des Landes, besonders Anis, nach der See zu schaffen. Außerdem hatte der Krieg selber eine Unzahl von Pferden und Lasttieren in Anspruch genommen, und ich mußte drei Tage warten, ehe ich zwei Pferde bis Guaranda — über die Hälfte des Weges, oder fünf gewöhnliche Tagereisen, mieten konnte. Ich zahlte dafür dreizehn Dollars.

Am 27. Oktober morgens stieg ich wieder in den Sattel, und wenn ich mich auch nicht besonders wohl fühlte, war mir das Herz doch wenigstens froh und leicht, meinen letzten Marsch durch Ecuador endlich anzutreten. Außerdem bekam ich jetzt wieder ein tüchtiges Stück Republik zu sehen, und das mochte mich denn für die Strapazen, denen ich aufs neue entgegenging, entschädigen.

8.

Vom Fels zum Meer.

Am 27. Oktober 18 . ., an einem hellen, in dieser Jahreszeit nicht gerade häufigen freundlichen Tage, brach ich mit meinem Führer oder Begleiter von Quito auf, um das acht Tagereisen von dort liegende Guajaqil zu erreichen. Für die Schnelligkeit unseres Rittes sprach das eben nicht besonders, daß der Bursche nebenher lief, und trotzdem ich sehr wenig Gepäck hatte, nicht in den Sattel zu bringen war. Diese Leute sind aber vortrefflich daran gewöhnt und traben halbe Tage lang ununterbrochen fort; ja, als ich später, wenn ich glaubte, daß er ermüdet sein müßte, mein Pferd manchmal

zügelte, hieb er selber auf das Packtier los, das meine wenigen Reiseeffekten trug, und machte es rascher laufen.

Die Szenerie war wundervoll, denn wir ritten fortwährend in der Hochebene hin, in der im Hintergrunde Quito mit seinen dicht ineinander gedrängten Ziegeldächern und zahlreichen Kirchen zurückblieb, während rechts und links von uns, über den grünen Höhen empor, starre Schneemassen, auf riesigen Kuppen lagernd, emportauchten. Rechts war der Pichincha, der Schnee- und Eislieferant für die Residenz, links, von dickem Rauch überhangen, ragte der mächtige Kegel des Kotopaxi empor. Weiterhin lag ebenfalls der Corazon und Iniliza an der rechten, und die Schneefelder des Kaywayrazo traten nach und nach hervor. Außerdem war mir der Chimborazo selber, dieser amerikanische Riese, versprochen worden, denn unser Weg lag an seinen Vorbergen hin, die wir bis zu 15 000 Fuß Höhe erklimmen sollten. Das war mir eigentlich ein wenig zu hoch, denn die Quitener wußten nicht genug zu erzählen, wie kalt und windig es dort oben sei, und es fröstelte mich jetzt, schon wenn ich nur daran dachte. In dem Chimborazo selber lag aber auch wieder eine Belohnung für alle Beschwerden, und ich freute mich jedenfalls darauf, seine Bekanntschaft zu machen.

Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, Schnee, und vielen Schnee zu sehen. Hier aber, wo man weiß, daß diese Berge erst in 15—16 000 Fuß Höhe beginnen, Schnee zu tragen, erfaßt einen doch eine Art von Respekt, wenn man die mächtigen Strecken sieht, die noch über dieser Linie mit Schnee und Eis bedeckt sind. Wir befanden uns selber über 9000 Fuß über der Meeresfläche, aber hoch in die Wolken ragend lagen sie noch über uns und wehten ihren kalten Atem über das Land. — Und wie mir der kalte Atem durch die Glieder strich; ich konnte mich nicht erwärmen, und trotz des scharfen Ritts und obwohl ich zwei Ponchos überhing, zitterte mein ganzer

Körper vor innerem Froste. Ich merkte auch bald, was mit mir war: ich hatte in schönster Art das Fieber und mußte mich tüchtig zusammennehmen, um aufrecht im Sattel zu bleiben.

Die Straße war hier außerordentlich belebt, und wir begegneten oder überholten ununterbrochen Scharen von beladenen Pferden, Maultieren, Eseln und Ochsen, die, von Indianern getrieben, ihren verschiedenen Bestimmungen zueilten. Ganze Schwärme von Indianern trabten besonders mit kleinen zottigen Eseln zu Markt, und ihre Frauen saßen überall in kleinen freundlichen Gruppen am Wege, sich gegenseitig das Ungezicfer abzusuchen und ihr Frühstück daran zu halten. Drei und vier von ihnen habe ich in einer Kette sitzen sehen und wandte den Blick zuletzt ab, wo ich nur mehrere zusammenkauern fand. Zu Tode erschöpft und mit furchtbarem Kopfschmerz erreichte ich endlich das erste Nachtquartier Machache, ein kleines Dorf, wo wir in der sogenannten Posada übernachteten. — Posada! es war nichts — gar nichts dort zu bekommen, als entsetzliche agua ardiente del pais. Das Fremdenzimmer bestand in einem Kellergewölbe ohne Fenster und einer einzigen trockenen Kuhhaut auf dem feuchten, kalten Steinboden. Ich war aber so matt, daß ich mir an dem Abend nicht einmal die Sporen abschnallte. Wie ich war, warf ich mich auf diese einzige Bequemlichkeit nieder — und träumte — aber was bedeuten die Träume eines Fieberkranken. Am nächsten Morgen erwachte ich müder, als ich mich niedergeworfen, aber es half nichts; — Frühstück war doch nicht zu bekommen, die Pferde hatten die Nacht über tüchtig das nahrhafte yerba gefressen, das in Bündeln, zu einem Real das Stück, verkauft wurde, und ich arbeitete mich mühsam in den Sattel. Freilich hätte ich mich weit lieber in ein ordentliches Bett gelegt, doch das war hier nicht zu bekommen, also besser, daß ich so rasch wie möglich suchte, diese traurige Gegend zu verlassen.

Dieser Tagesmarsch war ein längerer als der gestrige; der freundliche Morgen übte aber seinen wohltätigen Einfluß auf mich aus, so daß ich mich, nach etwa einstündigem Ritt, so ziemlich wohl fühlte. Unterwegs suchte ich einen Becher Milch zu bekommen, denn überall sahen wir Kühe; aber es war nicht möglich, und ich mußte mich endlich begnügen, in einem kleinen Städtchen, das wir passierten, ein paar weiche Eier zu essen. Ich hätte von diesen Köchen doch nichts weiter verzehren können. Das Land war hier überall trefflich bebaut, und nach verschiedenen Richtungen hin konnte man hoch an den Bergen hinauf die regelmäßig abgeteilten kultivierten Felder erkennen. Alle Produkte der gemäßigten Zone gedeihen aber auch hier vortrefflich; die Kartoffel besonders hat ja hier ihre eigentliche Heimat, und Knollen-, Hülsen- und Körnerfrüchte wachsen auf das üppigste.

Diese Hauptstraße von Quito nach Guajaquil, die einzige, welche die ganze Republik bis jetzt eigentlich hat (und, wie der Weg nach Ibarra, doch eigentlich nur ein Maultierpfad), war einmal früher, und zwar in spanischen Zeiten, ganz vortrefflich angelegt. Noch jetzt findet man kurze Strecken dicht gepflastert, um die Begehung des Weges auch in der Regenzeit möglich zu machen, wo er in dem jetzigen Zustande völlig unpassierbar ist. Seit die Spanier aber aus dem Lande vertrieben sind, scheint nichts mehr, als höchstens das allernötigste, an dieser Straße geschehen zu sein. Wo das Pflaster abbrach, wurde es nach und nach in den Schlamm hineingetreten und verschwand, und die Tiere mußten sehen, wie sie für sich selber eine Bahn fanden, um die schlimmsten Stellen selber zu passieren. Der Weg ist, wie gesagt, in der Regenzeit nicht mehr zu begehen, und der Verkehr mit Guajaquil und Quito dann ganz unterbrochen. Den Nachmittag sollte ich auch eine Probe davon bekommen, wie sich der Weg bei schlechtem Wetter gestalten könne, denn der Himmel umwölkte sich, und gegen zwei Uhr goß es in Strömen nieder. Mein Fieber schien

darauf nur gewartet zu haben; es stellte sich mit verdoppelter Kraft wieder ein und schüttelte mich beinahe aus dem Sattel. Aber es half nichts, ich mußte aushalten und war froh, daß dieser furchtbare Schauer gegen fünf Uhr etwa wieder aufhörte, wo wir eine ziemlich große Stadt, Latacungo, vor uns hatten. Hier war glücklicherweise eine bessere Posada. Ich bekam eine Tasse recht guten Kaffee und etwas Brot, fand auch in dem Schlafzimmer eine Art von Matratze, auf der ich mich wärmer und weicher ausstrecken konnte, als auf der alten Kuhhaut, und lag dort bis etwa neun Uhr abends im heftigen Fieber.

In der Posada waren noch zwei Fremde abgestiegen, die mit mir denselben Weg ritten. Es waren ein paar Quitener, die sich freundlich erboten, mir in allem behilflich zu sein, was ich brauchen sollte. Ich fühlte mich aber so erbärmlich elend, daß ich ihnen kaum danken konnte. Von meinem Arriero hatten sie indessen herausbekommen, daß ich vollkommen fremd sei: um neun Uhr kam der eine von ihnen wieder in meine Stube und fand kaum, daß ich mich besser fühle, als er mir auch keine Ruhe ließ, aufzustehen und ein Naturschauspiel zu bewundern — er wollte mir nicht sagen, was es war.

Meine Glieder waren mir noch matt genug; ich hatte meinen Körper aber schon in der letzten Zeit daran gewöhnt, bei allen Bewegungen auch nicht die geringste Stimme zu haben, und stand deshalb auf, meinem freundlichen Begleiter zu folgen — ich hatte es nicht zu bereuen. Wir gingen nur die eine Straße entlang auf die ziemlich große Plaza, und ich wurde hier durch einen Anblick überrascht, den ich nie im Leben wieder vergessen werde. Die Wolken hatten sich nach dem letzten Regen zerteilt und flogen nur noch in einzelnen zerrissenen Schleiern über den blaugestirnten Himmel. Im Osten türmten sich dabei die hohen, mächtigen Gebirgsmassen empor, die den ganzen Tag über durch nebelige Schwaden verdeckt gewesen, darüber stand der Vollmond, und dicht

unter diesem, die rote Glut in einzelnen hell auffammenden Zuckungen ausstoßend, glühte die zornige Flammensäule des Kotopaxi, jenes furchtbaren Vulkans, der sein Nachbarland schon so oft durcheinander geschüttelt und geworfen hat. Wunderbar war der Effekt, den das Verschmelzen dieser beiden so verschiedenen Glutkörper hervorbrachte — die dunkelleuchtende Flammensäule des Vulkans und das matte, bleiche Licht des Mondes dicht darüber, und ich konnte mich lange, lange nicht von dem Anblick losreißen. Der Ecuadorianer freute sich aber herzlich, als er mein Entzücken sah, denn er war stolz auf sein Vaterland, wenn es ihm auch manchmal unter den Füßen zu wackeln anfing.

Der Kotopaxi war noch viele, viele Meilen von uns entfernt, und seine mächtige Schneekuppe zeigt deutlich, wie hoch er selber ist; dennoch sahen wir die Feuersäule fast zwei Dritteile von der Breite des Mondes und höher als diesen, und konnten daraus etwa schließen, was für ein furchtbarer Krater diese Glutmasse ausspeien mußte. Ueberhaupt erscheint das ganze Ecuador, trotz seiner Kälte, ganz anständig geheizt zu werden, denn gar nicht weit von diesem Vulkan entfernt konkurrieren der Pichincha und Sangai mit ihm, und werden noch von anderen umgeben. Wer da in die geheimnisvollen Tiefen dieser Berge schauen und das furchtbare Arbeiten und Schaffen da unten belauschen könnte! Hätte ich mich nicht so matt gefühlt, ich wäre die ganze Nacht nicht von der Stelle gegangen, so aber mußte ich endlich mein Lager wieder suchen, um am nächsten Morgen meinen Ritt fortsetzen zu können. Der nächste Morgen fand mich denn auch wieder von allen zuerst im Sattel, um die für mich beste frühe Tageszeit zu benutzen und unser nächstes Nachtquartier sobald als möglich zu erreichen. Außerdem entgingen wir dadurch auch den gewöhnlichen täglichen Regen, die fast immer zwischen zwei und drei Uhr nachmittags einsetzten. Mein erster Blick war an dem Morgen nach dem Kotopaxi hinüber, aber das Wetter

nicht klar; der Himmel hatte sich bewölkt und der Vulkan seine dichte Nebelkappe übergezogen. Da oben schien er auch seinen ganz besonderen Tanz zu halten, denn immer schwärzer und schwärzer türmte es sich um seinen Gipfel zusammen, und gegen zehn Uhr, als wir ihm gerade gegenüber waren, schallte ein dumpfes, ärgerliches Grollen zu uns herüber.

Die Ecuadorianer an der nördlichen Küste, am Pailon und in der Umgegend — vielleicht auch die dieser Berge, haben eine wunderbar schöne Sage, die auf ihre Vulkane Bezug hat. Sie sagen: Wenn ein Fremder an ihnen vorbeizieht, zürnen sie, und e i n Berg ruft es grollend dem anderen zu.

Welch ein großartiger Gedanke liegt in diesem Glauben, an dem sie übrigens fest hängen, und wie nahe auch ist es eigentlich gegeben, diesen Kolossen Leben und Gedanken zuzusprechen, die ihr eigenes furchtbares Leben und Wirken nur zu oft so deutlich kundgeben. Ich mußte daran denken, als ich an dem Kotopaxi vorüberritt und der alte Berg, der noch gestern abend ein so prächtiges Feuerwerk abgebrannt, meine Ankunft seinen Nachbarriesen kundtat. — Aber grolle nicht, alter, grämlicher Gesell, ich bin auf dem Heimwege und du hast von mir nichts zu fürchten, denn ich glaube schwerlich, daß ich dich je wieder stören werde.

Der Weg war heute noch freundlicher als gestern, und senkte sich mehr und mehr einem wärmeren Klima zu. Das Wetter hielt sich ebenfalls, und gegen Abend erreichten wir das allerliebste Städtchen Ambato, wo das Klima schon so viel milder war, daß sie dort Zuckerrohr bauen konnten. In Ambato war auch wieder eine recht gute Posada, die mir heute nötiger als je tat, denn schon von zwei Uhr an hatte sich wieder ein heftiges Fieber eingestellt, daß mich nachgerade ganz von Kräften brachte. Ich durchwachte, trotz der guten Matratze, eine traurige Nacht und war am nächsten Morgen so matt, daß ich kaum in den Sattel konnte. Mein Arriero erfreute mich dazu

mit der Nachricht, daß wir die nächste Nacht am Hange des Chimborazo bei einer Hundekälte und in einer Hütte zubringen würden, in der auf der Gotteswelt nichts zu haben sei, als grünes Futter für die Pferde. Aber was half's; drei Tagereisen hatte ich schon überstanden, die anderen fünf waren auch zu überwinden, wenn ich mich auch ein wenig vor dem Fieber fürchtete; keinesfalls konnte und wollte ich einen Rasttag machen.

Von Ambato aus lief der Weg immer gen Süden, stet und ununterbrochen empor. Höher und höher gerieten wir in die Berge hinein, und schon gegen Mittag verriet die uns umgebende Vegetation, daß wir uns im Bereiche des Heidekrauts und der Alpenpflanzen befänden. Die Kultur hörte allmählich auf, und wir begegneten einzelnen Schafherden, in denen sich wunderbarerweise in jeder einsam ein schwarzes Schwein befand. Die einzelnen Schweine, die ich unter den Schafen traf, waren dabei stets äußerst sauber und glatt und führten ihren Namen deshalb völlig mit Unrecht. An diesem Abend sollten wir also einen Teil des Chimborazo ersteigen, und bis jetzt hatte ich mich noch immer vergebens nach diesem Oberhaupt der Kordilleren umgesehen. Bald sagte mein Führer, daß ihn die übrigen Berge verdeckten, bald lagerte ein dünner Nebel in der Richtung, wo wir ihn wußten, bis sich dieser, etwa gegen elf Uhr, plötzlich teilte und der gewaltige Berg in all seiner schneegepanzerten Majestät, von der Sonne leuchtend beschienen, dicht vor uns lag. — Er machte aber keineswegs den großartigen Eindruck, den ich mir davon gedacht hatte, und es mag sein, daß wir selber schon zu hoch gestiegen waren, was natürlicher dem anderen Berg zum Nachteil geschah. Außerdem läßt die dünne Luft hoher Berge ferne Gegenstände viel näher erscheinen, als sie wirklich sind, wodurch wir uns in ihrem Umfange täuschen. Übrigens muß ich hier bemerken, daß ich sehr überrascht war, selbst in der Höhe von Quito, was doch mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt, keines-

wegs diese Täuschung auch nur im entferntesten so stark zu finden, wie in den Kordilleren Chiles in gleicher Höhe, und weit, weit schwächer als in Deutschland in den Alpen, 3 und 4000 Fuß niedriger. An anscheinend fernen Matten konnte ich Rinder grasen sehen, die in den Alpen wie ein schwarzer Punkt ausgesehen hätten, und Gegenstände, die ich manchmal vor mir sah, nach der Entfernung taxierte und abschritt, hatten mich nur um ein weniges getäuscht. Dicht an einen Hügelrand anreitend, verloren wir den Chimborazo wieder aus den Augen, und der Weg zog sich von hier immer steiler und winterlicher empor. Es war fast nur Heidekraut, was hier oben wuchs, und die Schafe schienen die einzigen Bewohner der Gegend zu sein. Manchmal huschte ein Kaninchen über den Weg, und ein einzelner Falke strich rasch durch die Luft, als ob er selber nicht glaubte, daß er hier oben Beute fände. Endlich sahen wir ein einzelnes Haus hoch über uns liegen, und mein Arriero bezeichnete dieses als das sogenannte Altambo oder Papaurko — die Stelle, auf der wir diese Nacht schlafen würden, da keine andere menschliche Wohnung auf viele Meilen weiter sei. Daß es dort oben ziemlich kalt sein würde, ließ sich denken, ich ritt aber wohlgemut weiter, denn heute hatte mich das Fieber verschont, und nur gesund, brauchte ich alle Kälte des Chimborazo nicht zu fürchten.

Meine anderen Reisegefährten hatten mich indessen eingeholt, und wir zogen jetzt zusammen in das Gehöft ein, das so recht inmitten einer Wildnis lag, und auch wirklich nur hierher gebaut war, um den Reisenden ein Obdach zu geben. Es gab ihnen aber auch, wie wir bald fanden, in der Tat weiter nichts, und eine traurigere Vernachlässigung aller Interessen ist mir auf der ganzen Welt nicht — Ecuador ausgenommen — vorgekommen. Einen besseren Platz zu einer Wirtschaft gibt es kaum, denn alle die zahlreichen Reisenden, die diesen Weg ziehen, sind gezwungen, hier zu übernachten. In Nordamerika wäre auch sicher dieser Punkt zu einem der

brillantesten Hotels benutzt und der Besitzer in einigen Jahren reich dabei geworden. Die Leute hier haben aber nicht allein keine Spur von Unternehmungsgeist, sondern sie sind auch nichts weniger als praktisch — die Posada von Papaurko liefert den besten Beweis davon.

Einen wundervollen Anblick hatten wir von hier auf den Chimborazo, der erst wieder in Sicht kam, als wir den Hügel erstiegen und das Haus erreichten, und jetzt in seiner vollen Breite vor uns lag. So hoch aber waren wir schon selber hier, daß nur noch die schneebedeckten Massen des Berges über uns emporragten, freilich immer noch eine ganz anständige Höhe, wenn man bedenkt, daß der Chimborazo an die 5000 Fuß hoch ewigen Schnee trägt. Bequem konnte ich von hier aus mit meinem Perspektiv die Gipfel des gar nicht mehr fernen Berges, an dessen eigentlichem Hang wir jetzt standen, beobachten, und ich suchte eine Bahn daran zu finden, auf der man ihn vielleicht erklimmen könnte. Aber die Haut schauderte mir, wenn ich diese furchtbaren Schneemassen betrachtete, die, vom Winde gepeitscht, in den Schluchten und Einschnitten angeweht, wie ein riesiges Federbett selbst auf dem höchsten Gipfel aufgeschichtet lagen. Gar prachtvoll stach dabei der breite, abgerundete Schneerücken des mächtigen Berges gegen den jetzt vollkommen blauen Himmel ab, und einzelne leichte Nebelzüge, die sich aus seinen Schluchten zu entwickeln schienen, schwammen im Äther um seine Schläfe, und zerflossen dann wieder, wie sie entstanden, zu Duft und Hauch.

Aber noch ein anderer Krater lag in Sicht, der gewaltige Sangai, dessen Grollen und Brausen man nicht selten bis nach Guajaquil hinunter hört, und zwar so laut, daß dort die Fensterscheiben zittern. Die Umrisse dieses sehr bedeutenden Vulkans schimmerten aber, von Nebel dicht umlagert, nur undeutlich zu uns herüber, während jedoch dicker, darüber brütender Qualm genau die Stelle verriet, an der es kochte und gärte. Der Sangai ist einer der größten Krater des Landes, und meine

Reisegefährten erzählten mir, daß man an einem seiner Hänge das wunderbare Schauspiel haben könne, in etwa 13 000 Fuß Höhe Zuckerrohr wachsen zu sehen. Die Wärme, die der Berg an seiner Seite dem Erdreich mitteilt, ist hinreichend, das zarte Rohr selbst in dieser Höhe zur Reife zu bringen. Die Szenerie um uns her war überhaupt wundervoll. Auf allen Seiten türmten sich an vielen Stellen mit weiten Schneefeldern bedeckte Felsmassen hoch und gewaltig empor, während der Chimborazo in seinem grimmen, schneeumhüllten Majestät, von der Abendsonne beschienen, dazwischen thronte. Mit dem Untergang der Sonne stiegen aber überall aus seinen Schluchten dünne Schwaden auf, und bald hatten ihn diese so weit eingehüllt, daß nur noch die beweglichen Schleier die Stelle verkündeten, auf der er stand.

Unser Aufenthalt in der Posada war desto trostloser. Der Hof füllte sich nach und nach mit Maultieren und Eseln, die innere Veranda mit schmutzigen Arrieros und Indianern. Essen war nicht zu bekommen, etwas Suppe ausgenommen, deren Bereitung ich aber schon kannte und vor der ich mich ekelte. Betten und Matratzen gab es ebenfalls nicht, Flöhe aber dafür desto mehr; glücklicherweise hatte mich jedoch das Fieber heute vollständig verlassen, und ich wickelte mich, als es dunkel wurde, vollständig zufrieden in meinen Poncho und legte mich auf eine Kuhhaut schlafen. — Allein, wie bitter kalt wurde es in dieser Nacht! Der Wind heulte um die Hütte, und ich konnte mich nicht erwärmen. Ein merkwürdiges Klima unter dem Äquator! In den letzten vier Wochen, seit ich das niedere Land der Küste verlassen hatte, konnte ich wirklich sagen, daß ich noch nicht ein einziges Mal ordentlich behaglich warm geworden war. Wir hatten uns verabredet, am nächsten Morgen vor Tag aufzubrechen, und um fünf Uhr weckte ich die Arrieros. Noch stand der Mond am Himmel, und als ich hinaus auf den Hof trat und nach dem Chimborazo hinübersah, lag der ungeheure Schneekegel, von einem bläulichen, wunder-

karen Schein übergossen, fast unheimlich dicht vor mir. Ich habe nie etwas Großartigeres und zugleich Schöneres gesehen. Unser Weg zog sich von hier noch ein Stück an dem Chimborazo empor und um den Berg herum, an dessen anderer Seite die Bahn nachher wieder zu Tal führte, leider aber umhüllte sich der Gipfel von neuem noch vor Sonnenaufgang, und nur ein einziges Mal, und auch nur kaum für die Dauer einer Minute, wurde der Gipfel über Tag sichtbar; selbst der kurze Anblick aber war feenhaft. Ich hatte wohl fünfzigmal an dem Morgen nach oben gesehen, ob uns unser kalter Nachbar nicht wenigstens noch einen Abschiedsblick gönnen wollte, aber es schien ihn selber zu frieren, denn er hielt sich fest in seinen weißen Burnus eingewickelt. Es mochte zehn Uhr sein, als er plötzlich seine Nebelkappe zurückschob und nur mit der obersten Spitze, die gerade über uns zu hängen schien, wie mit einem riesigen Schneekopf nach uns heruntersah. Da wir uns jetzt dicht unter ihm befanden, schien die Kuppe wirklich in den Wolken zu hängen und zu den weißen Nebeln zu gehören, die vorüberzogen. Es dauerte aber auch nur einen Moment; denn als ob der alte Bursche nur hätte sehen wollen, wo wir eigentlich wären, zog er seine Nebelmütze wieder über, und das war das letzte Mal, daß er sich sprechen ließ; ich habe ihn von dem Augenblick an nicht wieder gesehen.

Schon in Quito war mir gesagt worden, daß wir an dieser Stelle des Weges jedenfalls Hirsche antreffen würden, und ich hatte meine Büchse geladen an der Seite — aber umsonst. Das Terrain sah öde und wild genug aus, denn selbst das Heidekraut hörte hier auf, und gelbgrüne Grashänge zogen sich bis zu der dicht über uns liegenden Schneegrenze wellenförmig um den ganzen Gipfel des Berges hinauf. Es soll auch hier Hirsche geben, aber ich sah keinen einzigen, nicht einmal mit meinem Teleskop, mit dem ich die Wände ein paarmal sorgfältig abäugte. Sie waren wie ausgestorben, und nur hier und da konnte ich kleine Trupps von Kühen und Maultieren

entdecken. Solange wir an der Seite des Berges hielten, war der Weg nicht gerade schlecht; wir konnten sogar an einigen Stellen die Tiere recht austraben lassen. Nur an einer Stelle war er, durch die Regengüsse vielleicht, eine kurze Strecke abgestürzt, daß die Pferde an der steilen Wand nicht festen Fuß fassen konnten, und wir mußten nach dem Wasser hinunter, um diese Stelle zu umreiten. Das ging auch recht gut; wir überschritten den Bach und bogen dann wieder ein, um zu dem verlassenen Pfade aufzusteigen. Dort aber, wo wir das Wasser zum zweitenmal kreuzen mußten, war der Boden weich und das Ufer desselben ziemlich hoch. Ich sah jedoch nicht die geringste Schwierigkeit, hindurchzukommen, wenn mir das Pferd nur ein wenig dabei half, und lenkte, den übrigen voran, dort ein. Hinunter in den Bach kam ich auch vortrefflich, denn wir rutschten von selber hinein, als das etwas schwächliche Tier aber wieder nach oben sollte, ging es nicht. Ich setzte ihm die Sporen ein und machte einen Versuch, erreichte auch mit den Vorderbeinen die höhere Bank, wie es sich aber nachhelfen wollte, rutschten ihm entweder die Hinterfüße weg, oder es war auch nur zu schwach, den Sprung zu tun; in der Anstrengung jedoch, sich emporzuheben, überschlug es sich, und ehe ich aus dem Sattel springen konnte, lagen wir beide — ich unten — im Bach. Im Sturz schnellte ich mich noch so weit auf die Seite, daß ich mein Bein wenigstens unter dem Sattel vorbekam, und dem Gaul den andern Fuß gegen den Hals setzend, konnte ich mich in die Höhe raffen, ehe er sich mit seinen Beinen nach mir herüberwälzte. Ich war etwas naß geworden. Dies war glücklicherweise der ganze Schaden, der geschehen, zog mein Tier wieder in die Höhe, und ließ es nun, was ich gleich von Anfang an hätte tun sollen, allein hinüberspringen. Meine Begleiter waren ebenfalls abgestiegen und folgten meinem Beispiel.

Von hier ab erreichten wir bald den höchsten Punkt des Passes, der 15 000 Fuß über der Meeresfläche liegen

soll, und von diesem aus ging der Weg ununterbrochen steil zu Tal hinab fünf Leguas weit, wo wir unser nächstes Nachtquartier, das Städtchen Guaranda, treffen sollten. Dieser Weg war schlecht genug; da es aber glücklicherweise nicht regnete, ging es noch an; wir rückten doch wenigstens langsam vorwärts, und ich bedauerte nur, daß uns bald dicker Nebel umgab und jeden Blick in das vor uns liegende tiefe Land verwehrte. Bei klarem Wetter hätten wir von hier aus sogar das Meer erkennen müssen. Erst gegen Abend hellte es sich endlich auf, und jetzt waren wir schon wieder ziemlich tief in einer andern Bergkette, in deren vor uns liegendem freundlichen Tale wir das Städtchen Guaranda deutlich erkennen konnten. Weit besser hatte sich auch jetzt die Vegetation um uns her gestaltet. Das Heidekraut, das uns noch den ganzen Morgen begleitet, war verschwunden oder stand nur noch hier und da in einzelnen Büschen; hohes immergrünes und lorbeerähnliches Gesträuch wuchs, je weiter wir nach unten kamen, höher und höher zu Bäumen auf, und reizende Blumen deckten die Büsche, an denen wir hinritten.

Guaranda liegt noch in keiner tropischen Vegetation, aber doch tief genug, um alle Früchte Quitos und seiner benachbarten Täler zu ziehen, und die Stadt gewann außerdem sehr bei mir dadurch, daß sie eine rechte gute Posada hatte. Das schien übrigens auch nötig, denn wie sich bald zeigte, waren wir gezwungen, hier einen Tag liegen zu bleiben, weil sich keine Pferde zur Weiterreise auftreiben ließen. In der Posada selber lagen Unmassen von Waren aufgeschichtet, die teils von Quito für Guajaquil, teils von dieser Stadt für Quito hier angekommen waren und weiter befördert werden sollten, ohne daß Lasttiere dafür geschafft werden konnten. Am nächsten Tage machten wir es aber doch möglich, und ich bekam, was sich später als sehr nützlich erwies, ein sehr gutes Maultier, um meinen Weg bis Bodegas darauf fortzusetzen. Von Bodegas mußten wir dann zu Wasser nach Guajaquil gehen. Guaranda ist ein ganz niedliches

Landstädtchen, das sich aber in nichts von allen den übrigen Städten des Binnenlandes unterscheidet. Regelmäßig angelegte und regelmäßig erbärmlich gepflasterte Straßen, eine große viereckige Plaza mit kleinen, düsteren Verkaufslokalen, in denen agua ardiente, Ponchos, Hosenträger, Knöpfe und Glasperlen mit Kattun und Wollstoffen, Käse und Dulces feilgeboten werden. Der Tag, den wir dort verbrachten, war Aller Heiligen, einer der größten katholischen Festtage, und die Bewohner von Guaranda beschäftigten sich den ganzen Tag damit, auf einem andern freien Platz, Ball zu schlagen. Morgens um acht Uhr fingen sie an und hörten erst auf, als es dunkel wurde. Am 2. November brachen wir von dort wieder auf, und der Weg zog sich nicht etwa nun dem niederen Lande zu, sondern eher noch mehr in die Höhe, durch ziemlich wellenförmiges Terrain. Um elf Uhr morgens erreichten wir ein kleines Dorf Tucumbo, wo die Truppen von Flores und von Franco einander bekämpft hatten. Die Soldaten Francos waren bis hierher in die Berge hineingestiegen, hatten aber Schläge bekommen und mußten nach Bodegas retirieren. Es soll hier auch ziemlich blutig hergegangen sein, was man in südamerikanischen Schlachten eben blutig nennt, wo beide Teile stets die größte Rücksicht für sich selber haben. Manche der Häuser standen aber noch jetzt abgedeckt, und dicht am Wege fanden wir an mehreren Stellen Totenschädel halb in die steile Lehmwand eingegraben, halb frei zutage, als traurige Siegestrophäen der nachrückenden Sieger.

Die Nacht hatten wir das schlechteste Nachtquartier von allen bis jetzt bestandenen, in einem Nest, das Camino real genannt wurde. Es war eine so schmutzige, schauerliche Hütte, wie sich nur denken läßt, die wir vor Dunkelwerden im vollen Regen erreichten. Der nächste Tag sollte uns aber dafür belohnen, wenigstens hatten wir jetzt die längste Zeit gefroren. Von hier aus ging der Weg scharf bergab; nach dem Regen der letzten Nacht

war der Lehmboden aber schlüpfrig wie nasse Seife geworden, und jetzt zeigte sich der Vorteil der Maultiere vor den Pferden auf solchem Boden. Wir waren fünf Reisende, drei auf Maultieren, zwei auf Pferden, und wir drei kamen unter Rutschen und Gleiten und Lachen und Fluchen selbst über die schlimmsten und steilsten Stellen ganz gut hinweg. Die Tiere schurrten allerdings manchmal auf den Hinterbeinen dreißig, vierzig Schritte abwärts, setzten sich auch wohl einmal nieder, kamen aber immer wieder auf die Füße, und wir blieben ruhig im Sattel hängen, während die beiden anderen Herren gleich zu Anfang von ihren Pferden herunter und zu Fuß gehen mußten, indes die Pferde, selbst leer, ein paarmal stürzten. Gegen Mittag trocknete der Weg aber ab, die Tiere konnten wieder festen Fuß fassen, und wir erreichten auch jetzt die Talsohle des kleinen Bergbaches, dem wir bis dahin gefolgt waren, und von wo aus wir besseren, nicht mehr so steilen Weg hatten.

Von hier aus kamen wir dann wieder in die Tropen, um sie nicht mehr zu verlassen; schon am Morgen verschwanden Kaktus und Aloe, die Zeugen einer kälteren Temperatur; der Wald stellte sich wieder ein mit breitblätterigen Gebüschen und Bäumen und großen, herrlichen Blumen, und jetzt, auf einem kleinen Hügel, den wir erreichten, begrüßte uns ein schattiger, herrlicher Platanar, während rechts und links von uns in den Hängen die hellgrünen Palmenwipfel aus den dunkleren, sie umgebenden Büschen schauten. Auch muntere Schwärme von Affen hörten wir im Walde, und alles, mit der warmen, wohltuenden Luft, die uns entgegenwehte, verkündete den tropischen, so heiß ersehnten Boden. Ebenso zeigte sich eine Menge von Vögeln, die ich bis jetzt noch nicht gesehen, Massen von Kolibris schwirrten um die Blumen, und fremde Vogelstimmen wurden laut. Einer der kleinen Burschen besonders war mir vollkommen neu und hatte genau eine Stimme, als ob man mit einem Klöppel an eine kleine gesprungene Glocke schlägt.

Kolibris sind übrigens nicht allein die Bewohner der heißen Zone, sondern kommen in den höchsten Bergen bis über die Schneelinie vor, ja, die schönste Kolibriart von ganz Ecuador ist nur hoch am Chimborazo heimisch, und er als der kleinste, wie der Kondor als der größte Vogel Amerikas sollen allein in solcher Höhe gefunden werden. Die verschiedenen Kolibriarten haben nämlich auch ein streng für sich abgeschiedenes Terrain, das sich weit weniger nach dem Klima als den dort wachsenden Blumen richtet. Die Kolibrijäger wissen das schon und suchen, wenn sie eine bestimmte Gattung haben wollen, nicht die kleinen Vögel selber, sondern nur die Blumen, von deren Kelchen sie sich nähren. Wenn sie diese finden, sind sie vollkommen sicher, daß sie auch ihre gewünschte Beute antreffen.

An dem Abend mußten wir bis lange nach Dunkelwerden reiten, weil wir nirgends etwas zu essen bekommen konnten, und ich machte zuletzt, als wir nicht weiter konnten, noch eine Fußwanderung, um nur einige reife und eßbare Bananen aufzutreiben. Bis hierher hatten wir auch eine ziemlich schlechte Strecke sumpfigen Weges zurückzulegen gehabt, wobei wir den breiten Bergstrom wohl zwanzigmal kreuzen mußten; von nun an war der Weg dagegen wie eine Chaussee, trocken, eben und hartsandig, eine niedere, mit Weidenbüschen bewachsene Pampa, die aber in der Regenzeit völlig unter Wasser steht. Dieser ganze Weg muß in nasser Jahreszeit mit Kanoes befahren werden, und die Büsche, an denen wir hinritten, zeigten fast durchgängig die deutlichen Spuren, daß sie zehn bis zwölf Fuß tief unter Wasser gestanden hatten. Hier ließen wir denn auch unsere Pferde tüchtig ausgreifen, und da wir schon um vier Uhr aufgebrochen waren, erreichten wir bereits um sieben Uhr morgens das Ziel unseres langen Rittes, das am Guajaquilflusse liegende Bodegas.

In Bodegas wimmelte es von Soldaten, denn hier hatte Franco, da dieser Ort als der Schlüssel von Gua-

jaquil betrachtet wird, zuletzt Fuß gefaßt, bis er ebenfalls der Übermacht weichen mußte; das heißt, er war gegangen, sowie sich nur eine passende Gelegenheit dazu bot, und die in Bodegas gelieferte Schlacht war nichts als ein einfaches Scharmützel, bei dem zufällig ein paar Soldaten blieben. Eine Hacienda des Generals Flores, an der andern Seite des Flusses und Bodegas gerade gegenüber, war von dem Usurpator aber bös zugerichtet und zu einer Kaserne benutzt worden, um die her noch immer die Baracken aufgeschlagen standen. Jetzt schallte von allen Ecken und Enden her kriegerischer Lärm der Florianer; überall tauchten kleine Trupps junger Trompeter auf, die an irgend einer Ecke ohne den geringsten Grund erschienen, einen Heidenlärm machten und dann spurlos wieder verschwanden. Die Stadt war von Offizieren und Beamten gefüllt; sonst aber sah alles sehr friedlich aus, denn niemand dachte daran, sich der neuen mächtigen Herrschaft zu widersetzen, ja, die große Mehrzahl der Bewohner war selber herzlich froh, als er das Land endlich mit guter Manier verlassen konnte. Die Stadt Bodegas, die eigentlich nur aus Kaufläden und einigen Wohnhäusern besteht, ist ein nicht unbedeutender Handelsplatz und hat, wenn auch nicht dem Terrain nach, doch geschäftlich eine prachtvolle Lage. Bis hierher werden nämlich sämtliche Güter für Quito wie für das innere Land auf dem Strom gebracht, um von hier aus auf Packtieren weiter transportiert zu werden. Ebenso kommen alle Güter und Produkte hierher von Quito, die nach Guajaquil bestimmt sind, und acht Monate im Jahre haben die Leute alle Hände voll zu tun und verdienen viel Geld. In der Regenzeit aber hört das alles auf, und zu meinem Erstaunen sah ich auch hier an den Häusern die Spuren des Hochwassers, an einigen zwei und drei Fuß über den Türen. Sämtliche Waren, die jetzt unten in den Verkaufslokalen liegen, müssen dann in die erste Etage der Häuser geschafft werden, und die Stadt steht vollkommen unter Wasser, ihre Verbindung nur

durch Kanoes unterhaltend. Demzufolge ist eine Anzahl von Häusern gleich so gebaut, daß ihnen das hohe Wasser gar nichts anhaben kann, nämlich auf einem Floß von Balsastämmen*), auf denen sie das Steigen oder Fallen des Wassers natürlich nicht das geringste kümmert.

Die Flöße werden zwischen Bodegas und Guajaquil auch sehr viel benutzt, um Waren zu befördern, und kein Strom kann sich hierzu besser eignen, da die Ebbe und Flut bis hinauf nach Bodegas reicht, und die Strömung sowohl für den einen wie für den anderen Weg benutzt werden mag. Übrigens hat auch seit einiger Zeit ein unternehmender Yankee ein Dampfboot hergebracht, mit dem er zwischen Bodegas und Guajaquil regelmäßig Fahrten macht, und natürlich auch zu gleicher Zeit ganz hübsches Geld verdient. Ein anderer Yankee hat eine Sägemühle bei Guajaquil angelegt und ist ein reicher Mann geworden; wissen doch diese praktischen Menschen an allen Orten und Enden die besten Plätze und die richtigen Dinge auszusuchen und auszubeuten. Das Dampfboot kam an dem nämlichen Tage nach Bodegas, an dem wir dort eintrafen — der Kapitän ein so echter Yankee, wie je einer Tabak gekaut hat. Leider aber verzögerte sich seine Rückfahrt um vier oder fünf Tage, da er ein neues Deck auf sein Boot legen mußte, und ich war deshalb darauf angewiesen, Passage nach Guajaquil in einem der dorthin abgehenden Boote oder Kanoes zu suchen, wo ich freilich darauf rechnen mußte, eine Nacht unterwegs zu bleiben.

Mit dem Dampfer waren Sennor Salvador und General Flores von Guajaquil heraufgekommen, und Sennor Salvador führte mich an dem Abend bei dem General ein. Der General ist ein großer, schöner Mann und soll ein vortrefflicher Soldat sein. Jedenfalls hat er

*) Das Balsaholz ist, wenn ausgetrocknet, so leicht wie Kork, und da man sehr starke und lange Stämme davon hat, so wird es vortrefflich zu Flößen verwandt.

bewiesen, daß er die Kriegführung in diesem Lande versteht und Guajaquil jetzt schon zweimal von den Peruanern, und diesmal von Francos Truppen gereinigt. Als guter Quitener interessierte er sich auch weniger für die Ansiedlungen am Pailon als für den neuen Weg, und sprach sich sehr günstig darüber aus. Sennor Salvador, der mit der „Kittiwake“ nach Panama gegangen und von dort mit dem Dampfer zurückgekommen war, stand jetzt im Begriff, nach Quito zurückzukehren. Er erzählte mir viel von seiner Fahrt, auf der er sich verschiedene Male in Lebensgefahr geglaubt — es war aber noch alles glücklich abgelaufen.

Indessen bemühte ich mich, eine Gelegenheit nach Guajaquil aufzutreiben, denn in Bodegas wollte ich keine fünf Tage liegen bleiben. Ich fand auch ein Boot, das etwas Fracht und einige Passagiere hatte, und am nächsten Morgen um drei Uhr mit der Ebbe abging, akkordierte augenblicklich meine Passage für drei Dollars und ging um zehn Uhr abends an Bord, um die Abfahrt nicht etwa zu verschlafen. Unterwegs hoffte ich dann ausschlafen und mich von den Strapazen des Quitener Weges erholen zu können. Ein paar Stunden schlief ich auch, trotz der unbequemen Lage in dem offenen Boote, ganz gut — um zwölf Uhr kamen aber noch andere Passagiere — sogar mit einem Betrunkenen, und mein Frieden war gestört. Um halb drei Uhr trafen wieder andere ein, und wir fanden uns jetzt, während das Boot in der Mitte mit Anissäcken vollgeladen war, hinten im Spiegel desselben mit sechs Mann zusammen, daß wir kaum bequem sitzen konnten. Ich selber drückte mich nun soviel als möglich vom Steuerruder fort, weniger, um demselben nicht im Wege zu sein, sondern, um von diesem nicht gestört zu werden, wenn ich wieder ein wenig einnicken sollte. Es kam aber kein Steuermann, und als die beiden Bootsleute endlich Schlag drei Uhr ihre Ruder aufgriffen, fand es sich, daß unter den sämtlichen ecuadorianischen Passagieren kein Mann war, der steuern konnte. Das war

eine schöne Aussicht auf Ruhe — aber es half nichts; ich nahm ruhig meinen Platz ein, griff die Steuerreepen auf und ergab mich in mein Schicksal. Der eigentliche Strom ist hier oben nicht sehr breit, macht aber ungeheure Biegungen, und natürliche Kanäle, die diese häufig durchschneiden, werden gern von kleinen Fahrzeugen benutzt, um ihren Weg abzukürzen. So glitten wir oft in kleine Abflüsse hinein, die kaum breit genug waren, dem Rudern den nötigen Raum zu gestatten, manchmal dadurch in einer Viertelstunde lange Meilen Weges abkürzend.

Die Ufer waren hier überall niedrig und bewaldet, hier und da aber zeigten sich nicht unbedeutende Platanare und Plantagen mit Zucker, Tabak und Baumwollenpflanzen. Auch außerordentlich viel Kakao wird in der Nähe von Guajaquil gebaut, und das Land eignet sich ganz vortrefflich dazu. An den verschiedenen Landungsplätzen trafen wir eine Menge von schwimmenden Balsahäusern, teils auf günstige Flut wartend, teils, unterwegs eine Zeitlang am Ufer befestigt, um als Cafés und Restaurationen zu dienen. Außerdem gab es Gesellschaft genug an den Schlammufern und im Strome selber, und zwar Alligatoren in Masse. Ich hatte bis jetzt immer geglaubt, daß die Mississippisümpfe, was die Zahl der Alligatoren anlangt, von keinem Land der Welt übertroffen werden könnten, ich hatte aber den Guajaquilstrom noch nicht gesehen. Wohin man blickte, schwammen ein paar dieser schmutzig grauen, ekelhaften Burschen in dem stillen, trüben Wasser herum, und zur Zeit der Ebbe lagen sie an den Schlammbänken wie eine Herde Schafe zusammen. Ich habe an einer kleinen Schlammbank einmal einundfünfzig gezählt, an anderen vierzig und mehr, und wenn ich gewollt, so hätte ich an dem Morgen mit Leichtigkeit ein paar hundert Alligatoren erlegen können. So aber begnügte ich mich damit, meine Doppelbüchse nach ihnen abzubrennen, und schoß zwei, die ich das Vergnügen hatte, sich überschlagen zu sehen.

Die Leute erzählen sich schreckliche Geschichten von ihrer Furchtbarkeit, und daß sie gar nicht selten Kanoes angreifen und umwerfen wollen. Das sind aber, wie die meisten dieser Sachen, Märchen und Lügen, jedenfalls grobe Übertreibungen. Daß die Alligatoren, wo sie in solcher Masse sind, nicht alle satt zu essen bekommen, ist schon möglich, und kommt ihnen dann ein Mensch gerade in die Quere, so daß sie weiter nichts zu tun brauchen, als das Maul aufzumachen, so schnappen sie auch wohl zu. Daß sie aber am Lande Menschen oder ein Fahrzeug im Wasser angreifen, ist Fabel, und wo wir durch ganze Trupps von ihnen hinfuhren, wichen sie überall scheu aus. Alligatoren sahen wir übrigens in gleicher Masse an beiden Ufern den Fluß entlang, bis wir den breiten Hauptstrom erreichten und uns mehr in der Mitte, in dessen Strömung hielten; von dort aus konnten wir nicht mehr erkennen, was an seinen Ufern vorging, denn er ist an vielen Stellen selbst breiter als der Mississippi.

Unsern Weg setzten wir indessen so rasch als möglich fort, mußten aber in der Flutzeit das Ufer suchen, weil wir nicht gegen die starke Strömung anarbeiten konnten, und verloren dadurch natürlich sehr viel Zeit. So legten wir morgens und dann wieder abends um acht Uhr bei, und ich suchte diese kurze Rastzeit dann jedesmal zu benutzen, um ein paar Stunden mir so nötigen Schlafes zu gewinnen. Morgens um zwei Uhr warfen wir das Tau zum letztenmal los — Guajaquil war nicht mehr fern, und als wir um die nächste Landspitze bogen, sahen wir die Lichter der Stadt in weiter, glänzender Reihe uns entgegenleuchten. So hell brannten sie, doch schon dicht vor Morgen, daß ich glaubte, die Stadt müsse durch Gas erleuchtet sein. Es war aber nur Öl, und die Verschwendung der Stadt, ihre Lampen die ganze Nacht durch brennen zu lassen, rechtfertigt oder erklärt sich vielmehr dadurch, daß jeder Hausbesitzer die Lampe, die vor seiner Tür brennt, auch, durch Gesetz gezwungen, unterhalten

nuß. Jetzt erreichten wir die äußerste Spitze der Stadt, wo auf einem niederen Hügel das Fort liegt — nicht weit davor und unter dessen Kanonen ankerte ein großer Schoner — eine Galeotte — ich hielt unser Boot etwas näher hinüber — richtig, es war die „Kittiwake“, sicher hier vom Pailon eingetroffen. Ich hätte ihr gern laut einen Gruß zugerufen, aber an Bord schlief noch alles, die einsame Wache vielleicht ausgenommen, und wie konnten sie wissen, wer im Boote saß. — Rasch glitten wir vorbei — dort lag noch eine ganze Anzahl Schiffe, Balsas und Kanoes — die Lichter der Stadt leuchteten an unserer Seite, und zwischen die kleinen Fahrzeuge am Ufer drängten wir uns hinein, den festen Boden einmal wieder zu betreten.

9.

Guajaquil.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß ich fast jede Hauptstation meiner Reisen in der Nacht anlaufe. So bin ich auf meinen früheren Fahrten nach Rio de Janeiro, Buenos Ayres, Valparaiso, Tahiti, Sidney und Batavia in der Nacht gekommen, so auf dieser wieder nach dem Pailon, nach Quito und Guajaquil — bekam also alle diese Orte zuerst in der Morgendämmerung zu sehen. Guajaquil machte da einen nicht unfreundlichen Eindruck. Bei unserer Ankunft trafen wir lauter Fruchtboote an, die teils mit uns aus dem innern Lande kamen, teils schon befestigt, mit Orangen, Ananas und vielen anderen Früchten hoch gefüllt dalagen, daß ihr Duft die ganze Nachbarschaft erfüllte. Die Stadt selber hat dabei in ihrer ganzen Bauart etwas besonders Eigentümliches; denn Kolonnaden laufen durch alle Straßen, über denen die erste Etage steht, und in denen

die Eingänge der Häuser und Kaufläden vollkommen trocken im Regen und schattig in der Sonne liegen — beides etwas sehr Nötiges hier, wo es in der Regenzeit in Strömen niedergehen soll, und die Sonne im Sommer ebenfalls tüchtig brennen kann. Dennoch darf man kaum sagen, daß Guajaquil so recht, wie überhaupt ganz Ecuador, ein eigentlich heißes Klima hat, denn die Nähe dieser ungeheuern Schneegebirge kühlt überall die Luft ab, daß die Nächte besonders kühl, oft kalt, und die Morgen und Abende stets sehr frisch und angenehm sind. Nur in der Sonne merkt man, daß man sich unter den Tropen befindet, aber auch dies nur für kurze Zeit, denn der Himmel ist fast immer bewölkt. Auch diesen Morgen hatte ich mich fest in meinen dicken wollenen Poncho einhüllen müssen, um nicht ganz ordentlich unter 2° Süder-Breite zu frieren. Jetzt sehnte ich mich vor allen Dingen nach Ruhe, denn ich hatte die letzten vier oder fünf Nächte teils gar nicht, teils sehr mittelmäßig geschlafen, und der Körper fühlte sich matt und erschöpft. Guajaquil zeichnet sich auch darin vorteilhaft vor Quito aus, daß es verschiedene Hotels und sogar ein recht gutes darunter hat, das Hôtel français, wohin ich denn auch unverzüglich meine Schritte lenkte. In der jetzigen Zeit aber, und gleich nach Beendigung des Krieges waren so viele Fremde, besonders von Quito und Lima, nach Guajaquil gekommen, daß ich kein Zimmer für mich allein fand, sondern mit einem französischen Oberst aus Lima zusammen eingetan wurde. Es war übrigens ein ganz prächtiger Mann und froh, wenigstens einen anständigen Schlafkameraden zu haben, warf ich mich auf das Bett, um vor dem Frühstück noch ein paar Stunden zu rasten.

Dort konnte ich auch zum erstenmal wieder mit Appetit essen, denn ich wußte, daß die Mahlzeit reinlich zubereitet war. Der Schmutz des inneren Landes lag hinter mir, und meine ecuadorischen Leiden waren überstanden. Noch eine andere Annehmlichkeit erwartete

mich hier, denn ich fand alle meine mit dem Dampfer vorausgeschickten Sachen im Hause des englischen Konsuls wieder, der sich derselben freundlich angenommen. Ich hatte kaum darauf gerechnet, denn bei solchen Reisen muß man darauf vorbereitet sein, die Sachen kofferweise los zu werden.

In Guajaquil schwärmte es übrigens noch ärger von Soldaten wie in Bodegas. Überall waren einzelne Häuser zu Kasernen eingerichtet; überall zogen Patrouillen durch die Straßen; überall standen kleine Trupps von Trompetern und bliesen oder marschierten auch mit einem lustigen Walzer oder Marsch allein durch die Stadt. Am Wasser hin hielt außerdem eine ganz eigentümliche Garde Wacht, die in den gemischtesten Uniformen, meist barfuß, mit einer Lanze bewaffnet waren, und dann und wann in irgend einer Ecke, zu irgend einem Zwecke aufmarschiert standen und Orangen aßen. Auch Lanzen mit kleinen Fahnen sah ich viel, auf denen ein fürchterlicher Totenkopf drohte. Es waren die Sieger von Guajaquil, die sich ihrer Wichtigkeit völlig bewußt schienen. Ihr General Flores hat aber auch bewiesen, daß er die Kriegführung in diesem Lande versteht, denn er nahm zweimal auf ganz charakteristische und kecke Weise Guajaquil. Das eine Mal standen die Peruaner dort, und zwar stark genug, um der anrückenden Ecuador-Armee einen gefährlichen Widerstand in der Stadt zu leisten. Es galt deshalb, sie zu überlisten, und dies bewerkstelligte der General so schlau als erfolgreich:

An der einen Seite ist Guajaquil von einer weiten Ebene begrenzt, auf der eine Menge Vieh weidete. Dort lagerten die Ecuadorianer in einer gedeckten Stellung, und von dort her erwarteten die Peruaner auch den Angriff. Während Flores nun in aller Stille die Stadt umging, um dem Feind in die Flanke zu fallen, ließ er zugleich diese Herden durch einen Teil seiner Leute zusammen- und der Stadt zutreiben. Dahinter kam eine Anzahl von Trommelschlägern und Trompetern, die so

viel Lärm als möglich machten und die Signale einer anrückenden Armee bliesen. Die Peruaner hörten den Lärm, hörten das Trampeln des scheugemachten Viehes, das sie für Kavallerie hielten, sahen endlich den Staub auf der weiten Fläche aufwirbeln und warfen leichtsinnigerweise ihre ganze Macht der friedlichen Herde entgegen, indes General Flores in den preisgegebenen Teil der Stadt einzog und leichten Sieg erfocht.

Diesen leicht angreifbaren Teil hatte Franco besser verteidigt, und ein Hügel, der diese Stellen bestrich, war mit Kanonen gespickt. Dagegen war der südliche Teil der Stadt gar nicht befestigt oder nur mittelmäßig bewacht, da eine Armee hier nicht gut angreifen konnte, sie hätte denn erst durch einen bösen Manglaren- oder Mangrovesumpf marschieren müssen. Dazu entschloß sich aber General Flores, und obgleich Franco Nachricht davon bekam und ein Detachement ihm entgegenwarf, um den Paß zu verteidigen, rückte General Flores in der Nacht doch in den Manglarensumpf ein, postierte überall in die Bäume wieder Trompeter, die den Feind glauben machen mußten, daß er mit seiner ganzen Macht anrücke, und trieb das kleine Detachement Francos so in Furcht, daß es seine Posten verließ und er ohne Schwierigkeit Nachts um ein Uhr in Guajaquil einrücken konnte. Die Guajaquilener behaupten indessen, daß die Soldaten Francos in den letzten Monaten keinen Sold mehr empfangen hätten und fest entschlossen gewesen seien, nicht mehr zu kämpfen. Franco selber war schon vorher auf einem peruanischen Kriegsdampfer geflüchtet. Ebenso hatte sich sein Stab in Sicherheit gebracht, und den Soldaten kann man es da nicht verdenken, daß sie ihre Haut nicht allein zu Markte trugen.

So ruhig ging übrigens die Eroberung von Guajaquil ab, daß die Bewohner des nördlichen Teils der Stadt erst am anderen Morgen erfuhren, sie hätten die Herren gewechselt. Sie hörten wohl vereinzelte Schüsse in der Nacht, dann war aber alles wieder still, und die

Truppen des General Flores besetzten die Stadt ohne weiteren Widerstand. Selbst der mit Kanonen gespickte Berg wurde nicht verteidigt. Der Kommandeur desselben, ein alter Amerikaner, hielt es für zweckmäßiger, den General Franco zu begleiten, und die Soldaten flüchteten, sowie die Florianer anrückten. Viele von diesen, die nicht in Gefangenschaft geraten wollten, liefen den Berg hinab und in das Wasser hinein, um sich durch Schwimmen zu retten, wo sie meist von den Booten der dort ankernden Schiffe aufgenommen wurden. Viele ertranken aber auch, denn der Fluß hat eine furchtbare Strömung. Im Kampfe selber blieben nur sehr wenige.

Der kleine Fluß, welchen General Flores diesmal überschritt, um dem Feind in die Flanke zu fallen, heißt der Salado, und nach ihm wird jetzt der von der Regierung angekaufte englische Schoner, die „Kittiwake", „Salado genannt. „Kittiwake" ist überhaupt ein Name, den die Spanier gar nicht imstande sind auszusprechen.

Ecuador hat auch jetzt in neuester Zeit, und zwar erst nach dem Siege, seine Flagge verändert, und zwar wieder die alte Flagge der früheren Republik Columbia angenommen. Bis jetzt hatte es zwei weiße Streifen und in der Mitte einen blauen mit weißen Sternen. Jetzt hat es, horizontal laufend, Gelb, Blau und Rot, und diese Flagge weht nun von allen Regierungsgebäuden und Schiffen, wie an den Lanzen der Soldaten. Eine tolle Verwirrung gab dies aber besonders in Quito, wo nicht genug Zeug von der richtigen Farbe so rasch aufgetrieben werden konnte, um die Fahnen zur Siegesfeier herzustellen. Alle möglichen ähnlichen Farben mußten da aushelfen, und Rosa, Himmelblau und Weiß waren die gewöhnlichsten. Selbst in Guajaquil weht über verschiedenen Gebäuden die russische Seeflagge Weiß, Blau und Rot, wo statt des Weiß nicht gleich Gelb gefunden werden konnte. Aber was tut's! Die Leute wissen doch, was es bedeutet, und es erreicht somit seinen Zweck.

Guajaquil ist ein nicht unbedeutender Platz an der Westküste Amerikas, denn von hier aus wird bis jetzt der meiste und beste Kakao ausgeführt. Ja, für die Westküste ist es in der Tat, neben dem unbedeutenden Esmeraldas, fast der einzige Hafen für den Handel. Eine andere bedeutende Ausfuhr ist Kautschuk oder Gummielastikum, Tabak, und besonders Holz und Bambus, das nach Peru geführt wird und vortreffliche Preise bringt. Ebenso wird die Farbenpflanze Orchilla und Cascarilla, die Rinde des Chininbaums, in ganzen Schiffsladungen versendet und dann und wann auch etwas Kaffee ausgeführt. Es gibt dabei kaum ein besseres Land für das Zuckerrohr als Ecuador; Zucker wird aber merkwürdigerweise eingeführt und ebenso Weizen aus Chile, den das Land im Innern in großer Menge baut, für den es aber keine Wege hat, um ihn an die See zu bringen. Baumwolle und Wolle, beides mit Vorteil in Ecuador gezogen, kommt nicht zur Ausfuhr. Einfuhrartikel sind besonders Manufakturen und Getränke, dann Glas- und Steingutwaren mit Porzellan, Kurzwaren und überhaupt alle europäischen Güter, mit Ausnahme grober Tuche und Baumwollenzeuge, die viel in Quito verfertigt werden.

In Guajaquil ist nur eine Sägemühle, eine Eisengießerei und eine Mahlmühle, was aber alles natürlich nicht einmal für den eigenen Gebrauch der Stadt ausreicht. Der ganze bedeutende Handel mit dieser Stadt — Ackerprodukte und französische Weine, wie überhaupt Getränke aus Chile ausgenommen — ist fast ausschließlich in den Händen der Amerikaner, die mit ihren Waren die ganze Westküste versehen, und doch könnten deutsche Schiffe mit deutschen Gütern hier ausgezeichnete Geschäfte machen, wenn meine deutschen Landsleute nur ein klein wenig unternehmend wären. Der Deutsche will aber immer vollkommen sicher gehen, ehe er irgend etwas Neues unternimmt. Er will vor allen Dingen eine Garantie seines Erfolges haben — eine Gewähr von

der Regierung — und bis er damit zustande kommt, sind ihm andere Nationen überall voraus. Unser irdenes Geschirr würde den trefflichen Markt in allen Städten der Westküste finden, und doch trifft man fast nur Teller und Tassen mit amerikanischen Adlern. Unsere billigen und besseren Kattune würden sich so leicht verkaufen wie die englischen und amerikanischen, und tausend andere zum Haushalt gehörige Dinge hübschen Gewinn abwerfen, besonders wenn sie gut assortiert wären. Glänzende Geschäfte würde aber ein Schiff machen, das gutes Schiffsbrot (Zwieback), und zwar von weißem Mehl, hier herüberführte, denn das Hundertpfund wird jetzt mit neun bis zehn Dollars in Guajaquil verkauft, und ist dafür nicht einmal zu haben. Ebenso fehlt es fortwährend an gesalzenem Rind- und Schweinefleisch für die Schiffe, die irgend einen Preis dafür bezahlen würden. Was das Schiff dann in Guajaquil nicht absetzen könnte, fände in Esmaraldas, Tomaco und Buenventura einen vortrefflichen Markt.

Die eigentliche Stadt Guajaquil beschränkt sich nur auf die zwei mit dem Wasser gleichlaufenden Straßen, und die zweite selbst nur teilweise gerechnet, wo die meisten Engrosgeschäfte liegen. In der Frontstraße (die Straßen haben übrigens keine Namen) sind sämtliche Detailgeschäfte. Die Leute fangen an, ihre Warenlager ein wenig geschmackvoll und mehr nach europäischem Muster herzurichten, ja es ist sogar jetzt im Werke, die ganze Stadt mit einer Gasleitung zu versehen. Der vordere Teil der Stadt ist somit sehr freundlich und auch reinlich gehalten; verläßt man aber diesen, dann kann man auch getrost sein Taschentuch vor die Nase nehmen und wird rasch wieder das bessere Viertel aufsuchen.

10.

Jagd in Ecuador.

Wenn man in einem der benachbarten Staaten Leute spricht, die einmal in einem der Ecuadorhäfen waren, und fragt sie dann nach der Jagd des Landes, so lassen sie ihrer Phantasie vollkommen freien Lauf. Ecuador ist, ihren Berichten nach, das Paradies der Jäger: Tiger in Unmasse, Hirsche, soviel man haben will, wilde Schweine, daß es gefährlich ist in den Wald zu gehen, und nur als einziges Hindernis einer herrlichen Jagd schildern sie die gefährliche Menge von Schlangen, denen man fast bei jedem Schritt begegne. Solche entsetzliche Geschichten hatten sie mir in der Tat von diesem fatalen Ungeziefer erzählt, daß ich mir ein Stück starkes Rindsleder in Esmeraldas kaufte und mir selber ein Paar Leggins davon machte, so unbequem und schwer, wie ich sie je getragen, — um sie nach meinem ersten Jagdtage in Ecuador wieder als vollkommen nutzlos wegzuwerfen.

Ja, es gibt Schlangen in Ecuador, und darunter einige sehr giftige, wie es deren aber auch in allen heißen Ländern, und hier noch lange nicht so viel wie in den Sümpfen Nordamerikas, gibt. Ich bin viel, sehr viel in den Wäldern gewesen und habe in der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes vielleicht acht oder neun kleine Schlangen gesehen, die sämtlich froh waren, wenn sie mir aus dem Wege kommen konnten. Das also dürfte der Jäger als kein Hindernis betrachten, denn mit der geringsten Vorsicht kann man ihnen ausweichen. Überdies gehen die Eingeborenen stets barfuß und mit bis an die Kniee nackten Beinen in den Wald, ein deutlicher Beweis, daß die Gefahr vor Schlangen nicht so entsetzlich groß sein *kann*. Ein weit schlimmeres Hindernis aber

für die Jagd, dort, wo es wirklich Wild gibt, ist der unbeschreiblich dichte Urwald mit seinem Unterholz und seinen Dornen, denen man eben nicht so wie den Schlangen ausweichen kann. Man ist dabei an den wenigsten Stellen imstande, weiter als höchstes zwanzig Schritt zu sehen, und wo man wirklich noch den Schein eines Stückes Wild auf eine größere Distanz erkennen kann, ist immer Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Kugel irgendwo einen Zweig berührt, der sie aus ihrer Richtung lenkt. Außerdem kann man nicht ohne Geräusch durch dieses Dickicht dringen, wo der Jäger bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen, bald mit dem Gewehr in einer oder der anderen Schlingpflanze hängen bleibt und oft das Messer zu Hilfe nehmen muß, um sich nur Bahn zu hauen. Das Wild aber hört das schon auf weite Entfernung und hat weiter nichts zu tun, als der Gefahr ruhig aus dem Wege zu gehen.

Es gibt allerdings großes jagdbares Flugwild, das aufbäumt, und also im günstigsten Falle, wenn es nicht durch die fabelhafte Vegetation, durch einen Palmenwipfel oder die mit Schlingpflanzen behangenen Zweige des Baumes selber versteckt wird, gesehen und erlegt werden kann. Das aber ist eigentlich keine Jagd, es ist eben nur ein Erlegen von Wild. Man sieht es und muß rasch schießen, damit es nicht wieder auf einem anderen Zweige dem Blick entschwindet, und hat keine weitere Freude daran, als daß man es fallen hört und dann nach Hause tragen kann. Was mich betrifft, so habe ich auf der Jagd weit weniger Freude an dem wirklichen Erlegen eines Wildes als an der Aufregung, die demselben vorhergehen muß, wenn das Ganze nicht ein bloßes Totschießen sein soll. Das Anpirschen an ein Wild ist der größte Genuß, den ich kenne, das Bewußtsein selbst, das mit den schärfsten Sinnen begabte Wild überlistet zu haben, läßt uns dann alle deshalb überstandenen Beschwerden vergessen, und die Erinnerung daran allein ist es, was uns später erfreut. Hört einmal einen alten Jäger seine

Jagderlebnisse erzählen, wobei weilt er mit dem größten Vergnügen, und nur zu oft mit der größten Breite? Bei dem ersten Entdecken des Wildes, bei seinem Anpirschen, wie er den Wind nahm, wie die ersehnte Beute ihm doch noch fast entgangen wäre, welche List er gebrauchen mußte, sie zu täuschen, und zuletzt der Schuß ist Nebensache und wird nur eben leichthin, als Schluß des Ganzen, erwähnt. Hier dagegen ist der Schuß alles; man arbeitet sich den ganzen Tag mühsam durch Schlamm und Dornen, watet, überdies schon bis auf die Haut naß, durch Bäche und Moräste, stürzt über Baumstümpfe und Wurzeln, sieht endlich etwas, schießt schnell, und — die Jagd ist vorbei.

Außerdem hört die Jagd auch wirklich auf, ein Vergnügen zu sein, wenn man sich den ganzen ausgeschlagenen Tag in Nässe und Schlamm herumtreiben muß, und nur zu oft, wenn man endlich einmal zum Schuß kommt, durch das Versagen der beiden Rohre angenehm überrascht wird. Dabei gibt es kein traurigeres Klima für eine gezogene Büchse, als die Niederungen von Ecuador es haben, denn wenn man nicht jeden Tag die Büchse reinigt, oder sie wenigstens jeden Morgen abschießt und frisch ladet, so kann man sich auch fest darauf verlassen, daß sie eben im entscheidenden Moment versagt, und alle Mühe und Arbeit war umsonst. Außerdem muß man die Rohre immer sorgfältig verstopft halten, denn es gibt hier eine kleine nichtswürdige grüne Fliege (von den Eingeborenen scherzhaft amigo genannt), die in nichts lieber ihr zähes Harz, von dem sie ihre Wohnung baut, hineinklebt als in den oberen Teil eines Flintenlaufs. Und wie außerordentlich schwer und umständlich ist derselbe nachher wieder davon zu befreien!

Ich bin gewiß ein eifriger Jäger, und scheue dabei keine Beschwerde und Entbehrung, denn mir ist eben die Jagd die Hauptsache, nicht das Frühstück, wie sehr vielen sogenannten Schützen im lieben deutschen Vaterlande, aber es muß auch wirklich Jagd sein. Aber kein

Frühstück, keine Jagd und nur Beschwerden und Entbehrungen ermüden auch den Eifrigsten, und ich hatte es zuletzt so satt, mit der Büchse in den Wald zu gehen, daß ich es nur tat, wenn ich notgedrungen mußte — das heißt, wenn ich gar nichts anderes zu leben hatte. Die einzige wirkliche Jagd, die man hier hat — aber auch keine Pirsche — ist die auf wilde Schweine, von denen es ziemlich viele gibt. Diese aber muß mit Hunden geführt werden, denn wollte man darauf ausgehen, sie so im Walde zu finden und unbemerkt an sie heranzukommen, so müßte man es eben dem Zufall überlassen — ein sehr prekäres Ding, das ohne wahrscheinlichen Erfolg jedenfalls einen oder zwei Tage Marsch durch diesen Wald und möglicherweise auch noch ein Nachtquartier im Regen kostet. Doch ich will lieber das hier getroffene Wild einzeln durchnehmen, damit ich nichts zu wiederholen brauche.

Um mit dem edelsten Wilde, dem Tiger, zu beginnen, so kann ich den Leser so weit beruhigen, daß er diese Tiere hier nicht zu fürchten braucht. Ich habe mehrmals allein und ohne Feuer im Walde geschlafen und bin nie von ihnen belästigt worden — ja, mehr als das — ich habe auf all meinen Jagdzügen in Ecuador auch nicht ein einziges Mal selbst nur die Fährte eines Tigers gefunden, obwohl der weiche Boden dort die Fährten, trotz fallendem Regen, Wochen und Monden lang aufbewahrt. Es soll allerdings dann und wann einer erlegt worden sein, das scheint mir aber etwa eben so, als ob bei uns ein oder den andern Winter einmal ein Wolf geschossen wird. Jedenfalls möchte ein Jäger, der hier eine Tigerjagd veranstalten wollte, den nämlichen Erfolg haben, wie bei uns auf einer Wolfsjagd.

Eine kleinere, sehr schön gestreifte Art von Tigerkatze gibt es dagegen, die, etwa von der Größe eines Jagdhundes, einzeln angetroffen wird. Ich habe ihre Fährten mehrfach am Wasser gesehen, und zwischen Guajaquil und dem Chimborazo soll es viele geben. Der

Wald ist aber dort so furchtbar verwachsen, daß es vollständig unmöglich ist, ihnen beizukommen.

So weit die wilden Bestien Ecuadors, deren Zahl allerdings n i c h t Legion zu sein scheint. Ganz anders stellt es sich dagegen mit den wilden Schweinen, die in großen Rudeln in den Wäldern angetroffen werden, und denen, mit Hilfe eines oder mehrerer guten Hunde, auch zuzeiten beizukommen ist. Es gibt hier zwei Arten, Seïnos oder Seynos und Tatabra genannt. Die Seynos sind die größeren, kommen aber unserem Schwarzwild nicht gleich und werden auch, trotzdem sie ganz vortreffliche Mast in einer wilden Kastanienart haben, eigentlich nie wirklich fett. Ich habe einige in der besten Zeit geschossen, und sie hatten kaum einen Viertelzoll Weißes. Die Seynos haben dabei noch eine andere Eigentümlichkeit — sie stinken. Auf dem Rücken nämlich, etwa in der Gegend der Nieren, tragen sie einen runden Beutel von der Größe einer halben Orange, oben mit einer kleinen Oeffnung, der von den Eingeborenen in einer Art grober Schmeichelei der Moschusbeutel genannt wird und eine furchtbar duftende Flüssigkeit enthält. So stark ist dieser Geruch, daß selbst der Mensch dieses Wild, wenn er mit gutem Wind hinankommt, auf viele hundert Schritt wittern kann. Weniger auffallend ist derselbe allerdings, wenn sie sich ruhig verhalten. Auf der Flucht verbreiten sie aber einen ganz pestilenzartigen Duft. Glücklicherweise sitzt dieser Sack jedoch nur in der Haut und kann mit dieser sehr leicht ausgeschnitten werden. Das muß augenblicklich geschehen, wenn ein Stück erlegt ist, oder es wird vollkommen ungenießbar. Ein angeschossenes Stück, das man erst viele Stunden später findet, kann man ebensogut ungestört verenden und draußen lassen, denn es lohnt das Heimtragen nicht — nicht einmal die Hunde fressen das Fleisch. Die Keiler haben ein ziemlich starkes und scharfes Gewehr; die jungen Frischlinge sind braunrot gestreift und quietschen nicht, wie die unsrigen, sondern schreien genau wie kleine Kinder.

Die Eingeborenen von Ecuador nun (man darf darunter nicht etwa Indianer verstehen, denn es ist eine Mischlingsrasse, die von Weißen, Negern, Indianern und Gott weiß was abstammt) betreiben die Jagd dieses Tieres nur mit Hunden und führen selber gewöhnlich eine Art von alten, einläufigen Flinten, auf die sie sich selber nicht verlassen mögen. Es hängt auch wirklich vom Zufall oder Glück ab, ob so ein Ding dann gerade, wenn man es brauchen will, losgeht oder nicht; deshalb führen sie noch eine etwas lange Lanze mit zweischneidiger Spitze und einem langen elastischen Stiel von Biguarriholz, um das einmal von den Hunden gestellte Wild damit zu erlegen. Die Hunde jagen vortrefflich, und finden sie Schweine im Walde, so suchen sie eins zu fassen, das durch sein Schreien augenblicklich die anderen zur Stelle bringt. Der Jäger hat dann nur zuzusehen, daß er in Schußnähe oder so nahe hinankommen kann, eins mit seiner Lanze zu erlegen. Manche nehmen in der Tat nur die Lanze mit in den Wald, um nicht durch das nutzlose Schießeisen behindert zu werden. Einem deutschen Jäger — die Herren Bauern natürlich nicht gerechnet — würde sich auch das Herz im Leibe umdrehen, wenn er mit einer solchen Schießwaffe auf die Jagd gehen sollte, und ich will nur ein Beispiel anführen, wie sie manchmal repariert werden.

Einer der Eingeborenen, ein Nachbar von mir, kam eines Tages zu mir, mich um ein Piston zu bitten, da das seinige wie ein hohler Zahn aussah und nicht mehr Feuer geben wollte. Ich hatte mehrere bei mir und gab ihm eins davon, das sich aber für seinen Lauf als zu dünn erwies — es füllte die Schraube nicht ganz aus, faßte also auch nicht darin. Ich bedauerte, ihm kein anderes geben zu können; er meinte aber, wenn ich ihm dieses nur überlassen wolle, das sei vortrefflich. Sehr vergnügt verließ er mich auch, und kam etwa nach einer Stunde zurück, um mir zu zeigen, wie er sein Gewehr „komponiert“ hatte. Das Piston saß jetzt allerdings

darin fest, so rauh die Geschichte auch aussah, und als ich ihn fragte, wie er es gemacht habe, sagte er: „O, ganz einfach; ich habe den Lauf ins Feuer gesetzt, bis er glühend war, dann das Piston hineingetan und mit einem kleinen Beil so lange daran herumgeklopft, bis ich das weich gewordene Eisen fest hatte.“ Das Gewehr schoß jetzt auch wirklich wieder, und das war alles, was er davon verlangte.

Von der Wildheit dieser Seynos werden viele Beispiele erzählt, und äußerst gefährlich sollen sie für den Jäger sein — wie man mir sagte — da sie sich fast jedesmal gegen ihn wenden. Ich habe sie jedoch nicht so gefunden und glaube auch nicht, daß diese Leute auf die Jagd derselben nur mit einer Lanze bewaffnet gehen würden, wenn das eben wirklich der Fall wäre. Mehrmals habe ich Seynos im Walde getroffen und erlegt, und ich bin jedesmal, wenn die Hunde sie gestellt hatten, mitten in das Rudel hineingesprungen, ohne daß sie mich ein einziges Mal angenommen hätten. Im Gegenteil suchten sie immer so rasch als möglich mir aus dem Wege zu kommen, und liefen dann so schnell sie laufen konnten. Eben so geringen Erfolg habe ich von den Lanzen gesehen, denn die Eingeborenen, die ich mit mir hatte, haben nur ein einziges Mal, während ich dabei war, ein Schwein damit erlegt, und zwar einen Frischling.

Die andere Gattung Schweine, die Tatabras, sind noch kleiner als die vorigen, und weiß und schwarz. Obgleich ich aber ihre Fährten sehr häufig im Walde fand, bin ich nie imstande gewesen, ein Rudel von ihnen zu stellen.

Ein anderes jagdbares Tier, das sich in den Niederungen aufhält, wird Coneja genannt. Coneja bedeutet aber ein Kaninchen, deren es eine wahre Unmasse in den Gebirgen gibt, und dieses Tier der Niederungen ist keineswegs ein Kaninchen, mit dem es nicht die geringste Ähnlichkeit hat. Es ist ein Mittelding

zwischen dem Hamster und dem Dachs, braun von Farbe, mit ziemlich hartem Haar, etwa von der Größe einer nicht starken Fischotter, aber viel dünner und lang, hat sehr kurze Lauscher, lange Nagezähne und Nägel, zum Erdgraben gemacht und läuft, unähnlich dem Dachs und Hamster, so rasch wie ein Kaninchen. Diese Tiere bauen in der Erde und ihr Wildpret schmeckt in der Tat ganz delikat.

Auch Hirsche gibt es in den niederen Wäldern, aber es ist nicht möglich, sie zum Schuß zu bekommen; die Dickichte sind zu groß und dicht, und der Hirsch hört den Jäger zu früh, um Zeit genug zum Fliehen zu haben. Die Fährte aber, die ich von ihnen fand, ist klein wie die des virginischen Hirsches und wahrscheinlich ist es der nämliche, der sich weiter oben in den Gebirgen findet. Dieser hat ähnlich wie der virginische Hirsch das Geweih gestellt, das heißt, erst vom Grind zurück- und dann nach vorn gebogen. In den Ebenen von Guajaquil kommt aber eine andere Gattung vor, die ein Geweih trägt, ähnlich wie unsere Rehböcke, nur natürlich etwas stärker. Ich glaube fast, daß manche monströs große Rehbocksgehörne in Deutschland ihre eigentliche Heimat in Ecuador oder Südamerika haben.

Gern hätte ich von Quito aus auch eine Hirschjagd gemacht, denn eine Tagereise von dort soll es noch sehr viele geben. Einmal bin ich aber in dieser Hinsicht schon angeführt worden und habe manche Tagereise um nichts gemacht, und dann war ich auch die ganze Zeit in Quito so krank und elend, daß ich es aufgeben mußte, eine solche Jagd zu wagen. Ich brauchte die wenigen Tage der Ruhe notwendig zu meiner Erholung und Stärkung, denn ich hatte noch eine lange, beschwerliche Reise vor mir.

Was das Flugwild betrifft, so ist es eine merkwürdige Tatsache, daß es dem ganzen Staate Ecuador, wenigstens in allen Teilen, die ich besucht habe, also durch den größten Teil des ganzen Staates, vollständig an jagdbarem Wassergeflügel fehlt. Das einzige, was ich

dort gesehen habe, ist eine große Art Strandläufer mit langem Schnabel, eine Art Rohrdommel und verschiedene Arten von Reiher. Keine Art von Schnepfe oder Bekassine lebt aber in den zahlreichen Sümpfen, und auf allen Baien und Strömen des ganzen Landes habe ich nicht eine einzige wilde Ente gesehen. Ebensowenig finden sich wilde Gänse dort, und ich weiß in der Tat nicht, was die Ursache sein kann, denn weiter im Süden ist Amerika außerordentlich reich an diesem Wild.

Ein sehr schöner jagdbarer Vogel findet sich aber dagegen in den Wäldern — und zwar nicht volkweise, wie der wilde Truthahn, sondern immer zu Paaren, der sogenannte Pauchi. Es ist ein Vogel, größer als ein Truthahn, und das Männchen schwarz, das Weibchen rostbraun mit dunkelbrauner Rückendecke, und beide mit einem hohen Federbusche geziert, ganz dem ähnlich, wie ihn bei uns der Wiedehopf trägt, nur natürlich im Verhältnis ihrer Größe. Das Wildpret des Pauchi ist ausgezeichnet, weiß und äußerst schmackhaft und dabei außerordentlich zart.

Dasselbe läßt sich nicht von dem Pava sagen, einer Art kleinem Truthahn, etwa von der Größe eines sehr starken Fasans, der ziemlich häufig gefunden wird, aber ein außerordentlich zähes Fleisch hat. Die Ständer und Flügel sind beinahe gar nicht zu kauen und werden, wie der Flügel einer alten wilden Gans, immer dicker im Munde, je länger man darauf beißt. Das Männchen desselben hat an jeder Seite des Halses einen sehr schönen roten Kamm, und der Vogel sieht im ganzen recht hübsch aus, ist auch nicht schwer zu schießen, da er, wenn er aufbäumt, häufig den Ast wechselt und dadurch seine Stellung verrät.

Zwei Arten von Rebhühnern gibt es, — ein sehr großes graues und ein kleines braunes, das aber mit der Kugel nicht zu erlegen ist, da es in den Dickichten vor den Hunden rasch aufsteht und sehr bald wieder ein-

fällt und dann läuft. Es bäumt nie auf. — Die Brütezeit der verschiedenen Vögel scheint entweder ganz verschieden oder vollkommen unregelmäßig zu sein, und in diesem warmen Klima ist das letztere am wahrscheinlichsten. Ich habe nämlich an einem und demselben Tage ein Nest mit grünen Eiern der großen grauen Rebhühnerart gefunden und junge, schon fast vollständig ausgewachsene Pavas geschossen, während ich auf dem Heimwege einem braunen Rebhuhn begegnete, das ein einzelnes, wie es schien, eben ausgekrochenes Junges bei sich hatte und auf das zärtlichste beschützte. So dicht lief es bei mir zwischen den Füßen herum, um sein Junges in Sicherheit zu bringen, daß ich es hätte mit meinem Bergstock erschlagen können. Mein Bursche, den ich als Träger bei mir hatte, wollte es auch in der Tat tun — er mußte es aber bleiben lassen.

Als Hauptwild von allem gilt den Eingeborenen noch der Affe, den sie für eine Delikatesse halten; wenn ich aber auch manchmal gezwungen war, gegen meinen Willen eins dieser Tiere zu schießen, um eben Proviant für die Leute zu bekommen, so habe ich mich doch selber nie dazu entschließen können, von ihrem Fleische zu kosten. Sie sind einmal zu menschenähnlich, jede Bewegung ist fast der unsern gleich, und ich wandte mich selbst in Ekel ab, wenn ich nur sah, wie diese Tiere von anderen gegessen wurden. — So viel fühle ich, so leicht ich mich an ein wildes Leben gewöhnen könnte, zum wirklichen Menschenfresser wäre ich ein für allemal verdorben.

Es gibt verschiedene Arten von Affen hier, von denen ich drei gesehen habe. Nur der große schwarze wird gegessen, der etwa von der Höhe eines vierjährigen Kindes ist und einen langen Schwanz hat. Eine andere Art mit vollkommen weißbehaartem Gesicht, der außerordentlich possierlich ist, und dann, weiter im Süden, von gleicher Größe ein kleiner gelber Affe. Sie sind meist in Trupps — jedenfalls Familien — beisammen und machen zuzeiten einen wahren Heidenlärm. In

der Nähe von Guajaquil tun sie den Kakaopflanzen beträchtlichen Schaden und werden schon deshalb eifrig verfolgt und erlegt.

11.

Ecuador und seine Produkte.

Es gibt wohl kaum ein Land der Welt, das bei einem unerschöpflich fruchtbaren Boden ein mannigfaltigeres Terrain und Klima hat als Ecuador. Das niedere Land längs der Seeküste, wie auch an den östlichen Hängen und Flächen der Kordilleren erzeugt alle Produkte der heißen Zone, während seine Berge durch die ganze gemäßigte Zone hindurch bis zu der Schneegrenze teils unsere europäischen Nutzpflanzen hervorbringen, teils herrlichen und immerwährenden Weidegrund liefern. Und doch ist an vielen Stellen kaum erst der Beginn gemacht, dieses Land zu kultivieren, an sehr vielen noch nicht einmal damit begonnen, und lange Jahre werden noch vergehen, ehe der Boden nur erst einmal imstande ist, zu beweisen, was er eigentlich leisten, was er hervorbringen kann. Für jetzt fehlt dem Lande allerdings noch eine Hauptbedingung der Kultur: gute Verbindungswege; sind aber erst einmal ordentliche Straßen gebaut, dann werden Tausende von Äckern in Anspruch genommen und bebaut werden, und die Seestadt Ecuadors wird nicht mehr genötigt sein, Zucker und Weizen einzuführen, sondern Schiffsladungen dieser Güter werden in fremde Häfen gesandt werden.

Das Hauptprodukt Ecuadors ist jedenfalls Kakao und bildet schon jetzt seinen wichtigsten und besten Ausfuhrartikel, dessen Preis in letzter Zeit bedeutend gestiegen ist. Vor einigen Jahren noch konnte man das

Quintal oder 100 Pfund für 11 Dollars Ecuadorgeld*) kaufen, während es jetzt auf 15, ja 18 Dollars steht. Der Kakaobaum verlangt einen warmen, feuchten Boden und Schatten für die junge Pflanze, wenn er gut und kräftig gedeihen soll. Das niedere Land von Ecuador eignet sich ganz vortrefflich dazu und ist auch in der Tat das Vaterland des Kakaobaumes, da die beste Art desselben, der weiße Kakao, noch wild angetroffen wird und besonders Ecuador eigentümlich ist.

Um Land für eine Kakaopflanzung urbar zu machen, ist eigentlich nichts weiter nötig, als die dichten Büsche im Walde abzuhacken und die großen starken Bäume zu fällen; die kleineren dagegen bleiben alle stehen, damit sie der jungen Pflanze noch hinlänglichen Schatten geben. Diese können dann, wenn die Kakaobäume einmal vier Jahr alt sind und selber ein dichtes Laubdach haben, leicht und ohne Gefahr für die Fruchtbäume entfernt werden, während dies mit den größeren Stämmen nicht möglich wäre. Sie würden in ihrem Sturze die ganze Pflanzung arg verwüsten. Die einzige Schwierigkeit, die es in diesen feuchten, dichten Wäldern bei einer solchen Urbarmachung hat, ist die, daß man gar nicht imstande ist, einen der gefällten Stämme, wenn man das Holz nicht zu anderen Zwecken verwenden kann, zu verbrennen. Sie fangen eben dort kein Feuer und

---

*) Ecuador hat das schlechteste Geld in ganz Amerika, und der dortige Dollar ist nicht in 8 Realen geteilt, wie in den übrigen Republiken, sondern in 10 oder 9 Dimes, oder auch Real genannt. Eigentümlicherweise hat dieser Dollar nicht einmal den nämlichen Wert, denn an der Nordwestküste bis weit hinein ins Land, selbst noch in Ibarra, werden 10 Realen auf den Dollar und ein Frankenstück mit vollem Wert für 2 Realen gerechnet, 4 Franken auf den Dollar, während in Quito und auf dem ganzen Wege von Quito bis Guajaquil der Dollar nur 9 Realen hat, und häufig 9 gute Realen (mit den Säulen) für einen schlechten Ecuador-Dollar gewechselt werden, während der gute Dollar (pesos fuerto) nur 8 zählt. Ein pesos fuerto aber von Mexiko oder Neu-Granada usw. gilt überall 10 Realen. Besonders hoch stehen die Pfd. St. Englands, für welche 6 Dollars Ecuadorgeld bezahlt werden.

müssen entweder zerschlagen und fortgeschafft werden, oder auf der Stelle, wo sie liegen, verfaulen.

Die jungen Kakaopflanzen werden dann, wenn der Grund gehörig vorbereitet ist, in vier Varas (die Vara drei Fuß) Entfernung voneinander gesteckt, und die ersten drei Jahre hat der Pflanzer allerdings nicht unbedeutende Arbeit auf seinem Lande, um das Unkraut fern zu halten, daß es die jungen Schößlinge nicht tötet oder erstickt. Dieses Unkraut besteht hauptsächlich in einer Schlingpflanze, die dem nordamerikanischen Peavine außerordentlich ähnlich ist und von dem Vieh leidenschaftlich geliebt wird. Man darf das Vieh leider nicht in die Kakaogärten lassen, denn wenn es das Unkraut auch niederhalten würde, frißt es doch ebenso gern die jungen Kakaoschößlinge und würde bald damit aufräumen.

Nach drei Jahren hat der junge Baum aber selber schon soviel Blätter, daß er sich nicht allein gegen die Sonne schützen kann, sondern auch das bis jetzt unter ihm wuchernde Unkraut tötet, und von da erfordert es außerordentlich wenig Arbeit mehr, die Kakaogärten von jeder anderen Schmarotzerpflanze frei zu halten. Von da an fängt der Baum aber auch schon an zu tragen, und im vierten Jahre liefert er eine volle Ernte.

Die Kakaobohne wächst in einer dunkelroten, länglichen und eckigen Schale von sehr verschiedener Größe. Man hat Früchte von 6 und andere von 12 bis selbst 14 Zoll Länge, die etwa gerade so stark im Umfange sind — also 3—5 Zoll im Durchmesser. Die Bohnen liegen darin eng zusammen, in einer sehr wohlschmeckenden, säuerlich-süßen, pelzartigen Umhüllung und müssen reif aus der Schale genommen und in der Sonne getrocknet werden. Die Farbe dieser Schale wie der Nüsse ist sehr verschieden. Die Schale des gewöhnlichen Kakao ist dunkelrot mit bräunlichen Kanten — die des weißen Kakao hellgelb mit Purpurrändern. Die Bohnen des gewöhnlichen Kakao sind im Innern dunkelbraun, die des weißen licht violett, und die aus diesen gefertigte Schokolade sieht

genau so aus, als ob sie mit vieler Milch gekocht wäre. Ihr Geschmack ist auch außerordentlich gewürzreich und angenehm, und der sogenannte weiße Kakao wird im Markt bedeutend höher bezahlt. Wenn der gewöhnliche 15 Dollars kostet, steht dieser auf 25 und 28 Dollars.

In der Gegend vor Guajaquil wächst der schlechteste Kakao Ecuadors, nach Esmeraldas zu und in Esmeraldas eine sehr gute Art, und am Pailon und nördlich von Pailon, im Süden von Neu-Granada, der beste und gewürzreichste. Sonderbarerweise nimmt das ebenso wieder nach Norden ab, so daß bei Buenventura eine minder gute Gattung gedeiht, als mehr im Süden, und weiter nach Panama zu die geringste Neu-Granadas.

Die Schokolade wird hier im Lande nicht in eisernen Mörsern gestoßen, wie in den anderen Teilen Amerikas, sondern die Bohnen werden mühsam zwischen zwei Steinen zerrieben. Die Ecuadorianer behaupten, daß die Schokolade bedeutend an Güte verlöre, wenn sie mit Metall in Berührung käme. Am Pailon, und ich glaube auch im südlichen Teil von Ecuador, haben die Leute noch außerdem den Glauben, daß der Kakao nur mit abnehmendem Mond gepflückt werden dürfe, wie sie denn überhaupt dem Mond die größte Macht über alle ihre Arbeiten und Handlungen einräumen.

An vielen Stellen werden Kakaopflanzen nicht im Baumschatten angelegt, sondern die jungen Schößlinge in Platanare oder Pisang-Pflanzungen gesteckt, von deren Schatten sie dann abhängig sind. Reifen die Früchte des einen Pisang, und wird dieser umgehauen, so sind indessen schon wieder verschiedene andere breitblätterige Schößlinge aufgewachsen. Dennoch halten viele Pflanzer es nicht für zweckmäßig und ziehen es vor, ihre Kakaopflanzungen im Walde anzulegen.

Eben solche Pflege, wie der Kakao, verlangt der junge Kaffeebaum, und ich habe sogar gesehen, daß kurze, hohle Bambusstöcke über die jungen Pflanzen gestülpt wurden, um sie vor der Sonne genügend zu schützen.

Ecuador zieht ebenfalls einen ganz ausgezeichneten Kaffee, und in Ibarra habe ich Kaffee getrunken, der mit dem Mokka die größte Ähnlichkeit hatte. Bis jetzt wird aber noch außerordentlich wenig ausgeführt, und das wenige, was man zieht, im Lande verbraucht. Zucker dagegen wird eingeführt, und doch gibt es auf der Welt keinen besseren Boden für Zuckerrohr, wie eben Ecuador. In Paramba habe ich Rohr gesehen, das neun Monate alt war und wenigstens drei Zoll im Durchmesser und eine Unmasse von Saft hatte — nur fünfzehn Monate verlangt das Rohr hier zu seiner vollständigen Reife und wird in allen Teilen Ecuadors gebaut, wo das Land nur im mindesten urbar gemacht und warm genug gelegen ist. Ja, selbst schon hoch in den Bergen findet man die hellgrünen, mit diesem Rohr bepflanzten Felder. Das dort gezogene aber ist eine kleinere, viel geringere Art, kurz, dünn und holzig, mit nur sehr wenig Saft, während das im tiefen Lande gezogene langgliedrig, stark, weichfaserig und voll von Zuckersaft ist.

Zum Auspressen desselben bedient man sich freilich noch der primitivsten Maschinen: Holzwalzen von Menschenhänden gedreht, oder, wo die Kultur etwas vorgeschritten ist, Metallwalzen, von Ochsen in Bewegung gesetzt. Natürlich geht die Arbeit dadurch nicht allein sehr langsam vonstatten, sondern es bleibt auch noch eine Menge Saft im Rohre sitzen und wird dadurch verloren. Der ausgepreßte Saft wird fast allein in Ecuador zur Bereitung von einer sehr mittelmäßigen, oft sehr schlechten und scharfen agua ardiente benutzt, die man auch in großen Quantitäten über Anis abzieht und nachher anisado nennt. Der Verbrauch dieses schwerlich gesunden Getränkes ist enorm, und die Regierung, die für den Verkauf eine Lizenz ausgibt, muß eine nicht unbedeutende Revenue davon haben. Den Saft läßt man zu einem anderen Getränk, guarapa genannt, gären, und in der richtigen Reife getrunken, schmeckt dieses sehr angenehm und ist erfrischend. Zucker wird fast gar nicht

gewonnen, nur Sirup (Miel) eingekocht, und ein feuchter, gelber, sehr ordinärer Zucker ebenfalls bereitet, der rapadura heißt.

Ein nicht unbedeutendes Produkt Ecuadors, das aber noch wenig zur Ausfuhr gekommen ist und meist im Lande selber verbraucht wird, ist der Tabak. Esmeraldas erzeugt da jedenfalls den besten in ganz Südamerika, selbst den Ambalema Neu-Granadas nicht ausgenommen. Das Blatt des Esmeraldastabaks eignet sich besonders schön zu Deckblättern; sie haben eine vortreffliche Farbe und sind sehr schön und reich punktiert. Die davon gemachten Zigarren sind leicht, aber sehr wohlschmeckend. Schwerer ist ein Tabak von ebenfalls sehr schöner Farbe, der in der Nähe von Guajaquil wächst und Daule genannt wird. In Esmeraldas werden sehr viele Zigarren gemacht und gut gearbeitet, und man kann das ganze Tausend dort für 5 Dollars kaufen, aber es ist nie Vorrat davon.

Eine andere sehr wichtige Pflanze, die später einen bedeutenden Ausfuhrartikel geben und jetzt noch nicht einmal im Lande selber benutzt wird, ist die dort wild wachsende Vanille, ein Schlinggewächs, das an feuchten, schattigen Stellen hoch an den Bäumen des Waldes emporrankt und seine herrlichen Früchte noch unbenutzt, ja, fast noch unbekannt, zum Herbst in das gefallene Laub hinabschüttelt, um dort zu verfaulen. — Soviel ich weiß, hat man erst an einer Stelle angefangen, sie wirklich zu ziehen, und zwar in Malbucho, unfern von Paramba, bis wohin der Maultierpfad von Quito ab durch die Imbaburra-Provinz führt.

Indigo wächst auch in einigen Teilen des Landes wild und könnte jedenfalls mit Leichtigkeit kultiviert werden. Ziemlich bedeutend könnte ebenfalls Kautschuk oder Gummielastikum ausgeführt werden, wenn die Leute nur eben arbeiten wollten und sich Mühe gäben, etwas zu verdienen. Zwischen Esmeraldas und dem Pailon steht eine Unmasse von Kautschukbäumen, im

Verhältnis wird aber davon nur sehr wenig gewonnen, und das wenige noch dazu auf eine so summarische Weise, daß der Ecuadorianer dabei das vernichtet, was er ängstlich schonen sollte — den Baum, der ihm reichen Nutzen liefern könnte. Anstatt diesem nämlich, wie das in anderen Ländern geschieht, nur die Gummimilch einfach abzuzapfen, haut er den ganzen Baum um, gewinnt dadurch allerdings auf einmal mehr, als er durch bloßes Anzapfen gewinnen würde, aber er vernichtet sich zu gleicher Zeit auf immer den Baum selber, der jetzt im Walde verfault, anstatt neue Milch zu sammeln. Außerdem glaube ich, daß außer dieser Gewinnungsart dem Gummi noch ein anderer Nachteil erwächst.

Der ecuadorianische Gummi ist nämlich anerkannt schlechter als der jedes anderen Landes, wo das nämliche Produkt gewonnen wird, denn er enthält eine scharfe Säure, die erst aus ihm entfernt werden muß, ehe er benutzt werden kann, und auf Schiffen sogar die Säcke durchfrißt, in die er gewöhnlich gepackt ist. Die Ursache dieser Säure ist noch nicht genau erforscht, es scheint aber keine ganz unbegründete Vermutung, wenn ich annehme, daß diese Säure nur durch das Fällen des Baumes selber in den Gummi tritt, denn jeder Baum hat mehr oder weniger Säure in seinem Safte, die aber nicht so ausströmen kann, wenn ihm der Gummi nur durch Anzapfen entzogen wird.

Der Zuckerahorn gibt durch Anzapfen Zucker, es ist aber sehr die Frage, ob der Zucker so gut sein würde, wenn man den ganzen Baum fällte; denn daß ein Baum in seinen Fasern zwei verschiedene Produkte zubereiten oder erzeugen kann, davon liefert eine Nadelholzart in Kalifornien den besten Beweis. Diese schwitzt, neben dem stark terpentinhaltigen und äußerst scharf schmeckenden Harz, das ihm entquillt, einen vollkommen weißen, trockenen Zucker aus, der an und unter seiner Rinde, an kranken oder gebrannten Stellen des Baumes sitzt.

Den Gummi selber benutzen die Eingeborenen zu

Fackeln und Lichtern, indem sie ihn in Stangen kneten und mit Bast oder altem Zeug umwickeln. Wenn man eine solche Fackel in der Hand trägt, muß man sich aber außerordentlich in acht nehmen, daß kein brennender Tropfen darauf fällt, denn die Brandwunden von diesem Gummi sind äußerst böse und heilen außerordentlich schwer — wie ich zu meinem Schaden selbst erfahren habe. Ich mußte die Wunde zuletzt mit Höllenstein ausbrennen.

Ein wichtiger Baum für dieses Land ist außerdem die Guynulpalme — im Süden von Ecuador Mocarra genannt. Aus ihren Blättern werden die vorzüglichsten und feinsten sogenannten Panamahüte verfertigt, die man selbst hier im Lande von einem Dollar an bis zu dreißig und vierzig Dollars das Stück verkauft. Leider kosten aber auch hierbei fast immer zwei, ja, drei Hüte einen Baum, da man nur die beiden letztausgeschossenen, noch ganz jungen Blätter verarbeiten und die Palme selber nicht erklettern kann, um diese Blätter auszuschneiden. Die Palme ist nämlich dicht mit wohl sechs bis sieben Zoll langen, harten und spitzen Dornen, ja, man könnte sagen, Stacheln besetzt, die ein Ersteigen zur Unmöglichkeit machen. Man muß sich sogar hüten, sie nur leise zu berühren, denn sie haften augenblicklich im Fleisch. Diese Blätter werden dann gehörig welk gemacht und zubereitet und sind, wenn zuletzt völlig trocken, so weich und schmiegsam und lassen sich so spalten, daß sie zu den feinsten Arbeiten verwandt werden können. Die Preise sind deshalb nur so teuer, weil die Leute, in ihrer grenzenlosen Faulheit, so entsetzlich lange daran arbeiten; denn selbst am Pailon habe ich mehrere an einem Hut arbeiten sehen, dessen Deckel schon fertig war, als ich an den Pailon kam, und an dessen Rand sie noch wenigstens jeden Tag eine halbe Stunde knüpften, als ich den Ort nach über drei Monaten wieder verließ.

Noch ein anderes Palmblatt wird zu Hüten verwandt und zu diesem Zweck ordentlich angepflanzt. Die Faser desselben ist aber weit härter und unbiegsamer als

die der Guynulpalme, und es liefert deshalb auch nur die ordinären Hüte. Die Guynulpalme wächst wild, und das harte und eisenfeste Außenholz derselben (denn im Innern hat sie ein Mark, wie alle Palmen) wird von den Ecuadorianern zu ihren sogenannten Marimbas, einer Art Holzharmonika, benutzt.

Baumwolle gedeiht vortrefflich, erfordert aber viele Arbeit beim Pflücken und Reinigen, und deshalb finden die Ecuadorianer auch, wie es scheint, keine große Freude an der Zucht derselben. Sie wird wenigstens keineswegs genug angebaut, um ausgeführt zu werden. In Ecuador sind zwei Gattungen heimisch, die weiße und die gelbe (Nanking), die letztere besonders mit einer sehr lebhaften schönen Farbe. In Quito verarbeitet man beide zusammen zu Ponchos und anderen Dingen. Der Boden scheint für diese Pflanze aber besonders geeignet, denn wo ich sie auch sah, fand ich sie mit reichgefüllten Kapseln überdeckt und in beträchtlicher Höhe wachsend. Einer späteren Zeit ist es freilich vorbehalten, ihre so wichtige Kultur noch weiter zu verbreiten und auszubeuten.

Ein anderes Produkt dieses reichen, fast noch jungfräulichen Landes ist das vegetabilische Elfenbein oder die sogenannte Negritonuß (in Guajaquil und Quito Koroso genannt). Die Negritopalme wächst nicht sehr hoch und liebt feuchten, schattigen Boden, ja, selbst Sumpf, steht aber auch auf niederen Hügeln, wenn sie eben dichten Schatten genug dort findet. Ihre Früchte wachsen am Stamme heraus, dicht unter der Blattkrone, und gleichen großen, braunen, gemusterten Kegelkugeln, in denen sich die Negritonüsse nach und nach in einzelnen, regelmäßig abgeteilten Fächern entwickeln. In der ersten Zeit, wenn man eine solche Kugel mit noch unreifen Nüssen mit der Macheta oder dem Jagdmesser spaltet, spritzt eine Menge Saft heraus, und die Nuß besteht dann noch aus einem kühlen, aber ziemlich fad schmeckenden Wasser. Etwas weiter gereift, setzt sich inwendig um ihre Schale (die Nuß ist etwa so dick wie eine starke Walnuß,

und nur etwas länger) ein geleeartiger, wässeriger Kern, der jetzt sehr angenehm süß schmeckt. Noch mehr gereift, wird dieses Gelee zu einer zähen, immer noch genießbaren Masse, die aber jetzt keinen Geschmack mehr hat, bis diese dann endlich ganz erhärtet, und zwar so hart und spröde wird, wie Elfenbein, sich auch vollkommen wie dieses verarbeiten läßt. Die Farbe der Nuß im Innern ist nur etwas bläulicher, als das Elfenbein selber, doch eignet sich die Masse ganz vortrefflich zu all jenen kleinen Arbeiten, wie Knöpfen, Stockknöpfen, Schnitzereien und Spielereien, Schachfiguren usw. Die Nüsse selber liegen in Unmasse im Walde umher, und man braucht sie eben nur aufzulesen, wozu aber die faulen Eingeborenen kaum zu bringen sind. Jedenfalls könnten sie mit Leichtigkeit und in großer Zahl gesammelt und verschifft werden, und sie werden ja selbst jetzt schon sehr häufig in Deutschland verwendet und gut bezahlt. In England hat man es schon seit längeren Jahren getan und sie besonders zur Knopffabrikation benutzt.

Ecuador ist außerdem die Heimat des Chininbaumes, der aber bis jetzt noch fast ausschließlich am anderen Hange der Kordilleren, an den Quellen und Zuflüssen des Amazonenstromes wächst, dessen Rinde aber auch jetzt schon häufig von Guajaquil aus verschickt wird, während man damit umgeht, ihn ebenfalls an die Westküste zu verpflanzen.

Eines der wichtigsten Rohprodukte des Landes ist aber jedenfalls das Holz, und ich weiß wirklich kein Land der Welt, wo es mannigfachere und wertvollere Holzarten gibt, als gerade hier. Besonders sind es harte Hölzer, die den ecuadorianischen Wald füllen, und schon jetzt haben einzelne kleinere Fahrzeuge am Pailon eine Ladung Holz eingenommen und nach Peru gebracht. Sie fanden es also doch vorteilhaft, diesen doch eigentlich vollkommen fremden und gar nicht explorierten Hafen anzulaufen und viel Zeit zu versäumen, um ihre Ladung an Bord zu bekommen, nur jener wertvollen Hölzer wegen.

Die vorzüglichsten sind: das Biguarri, das seinesgleichen an Härte und feinem Korn wohl kaum auf der Welt findet. Als Pfosten in der Erde gibt es nichts Besseres, und erst eine Zeit lang unter Grund, wird das Holz fast wie zu Stein. Es würde sich ganz ausgezeichnet zu Drechslerarbeiten eignen. — Nach ihm kommt der Guajacan, dann Carbonero, Hahua, Marekende, Chanul, Noble, und wie die edlen Hölzer alle heißen, von denen man die mächtigsten Stämme in diesen Wäldern findet. Ebenso trifft man auch den Mahagonibaum — hier Kende genannt — der, wenn er poliert und alt, an schöner, dunkler Farbe dem an der Ostküste nichts nachgibt. Das Holz, das ich von diesem Baum gesehen habe, war nicht so reich gemasert. Es wird angegeben, daß man auch Ebenholz in Ecuador fände, und allerdings gibt es ein Holz hier, das diesen Namen führt und einen sehr schönen, dunklen Kern hat. Der richtige Ebenholzbaum ist es aber nicht, und ich glaube kaum, daß er hier existiert.

So weit die südlichen Produkte, die bis jetzt das Land hervorbringt, das sich aber ebenso vortrefflich für sämtliche Gewürze, für Zimt, Muskatnuß, Pfeffer eignen würde, wie die Molukken, wenn man es nur einmal erst der Mühe wert hält, diese Pflanzen hier einzuführen.

Verlassen wir aber jetzt die Niederungen und die warmen, noch tief liegenden Hügel, um in das höhere Land hinaufzusteigen, so ändert sich plötzlich die Vegetation. Das Zuckerrohr begleitet uns noch am weitesten, und mit ihm der Pisang und der Orangenbaum, die dort noch hoch hineinreichen, wo die Aloe schon ihre stacheligen Blätter aus dem Sandboden hebt. Der Kaktus fängt jetzt an sich zu zeigen, und noch eine ganze Strecke hin treffen wir die hellgrünen Felder des süßen Rohres, das aber hier oben weit dichter gepflanzt wird, und so niedrig steht, daß es fast wie ein junges Weizenfeld aussieht. — Jetzt hört es ganz auf, und hier beginnen Kartoffeln und Kraut den Ehrenplatz einzunehmen.

Freilich muß sich das Auge erst daran gewöhnen, ein ordentliches, ehrliches Kartoffel- oder Krautstück von Aloe und Kaktus eingezäunt zu sehen, denn das paßt nicht recht zusammen; am Ende aber findet man sich doch hinein und sieht nichts Außerordentliches mehr darin. Hier nun kommen wir ganz in die Vegetation unserer gemäßigten Zone, wenn wir selbst noch im Tal die Palmenkronen der heißen Wälder erkennen können. Weizen, Gerste wird in Menge angebaut, ebenso Mais, Bohnen, Erbsen, Wicken, und selbst die große Puffbohne fehlt nicht. — Die Gegend um Quito ist das Vaterland der Kartoffel, und es gibt hier drei verschiedene Arten derselben, die Melloco, Oca und Ticama genannt werden.

In der Nähe von Ibarra hörte ich aber von einer ganz besonderen Art, die nur in einem jener Täler wachsen soll und noch nirgend anders hin verpflanzt ist. Es soll das eine nicht sehr große, vortrefflich mehlige Gattung sein, die aber, wenn gekocht und auf dem Tische, wie mit Brillanten übersät erscheint, so ist die Kartoffel mit kleinem, kristallisiertem Stärkemehl wahrscheinlich überdeckt. Leider war es mir nicht möglich, Exemplare davon zu bekommen, denn ich hätte mehr als eine Woche damit versäumen müssen.

Für den Weinbau wäre die Gegend, besonders an der Grenze der tropischen Vegetation, ganz wunderbar geeignet, und es gibt auch wilde und angepflanzte Reben, die recht gute und saftige Trauben liefern. In früheren Jahren, und nach der ersten Eroberung des Landes, zog man hier sogar einen ganz vortrefflichen Wein; die spanische Regierung entschied aber, daß — da Ecuador auch andere Produkte liefere, Peru indes vorzüglich auf den Weinbau angewiesen sei — auch Peru nur ausschließlich Wein ziehen solle, und ließ demzufolge nicht nur alle Reben in Ecuador ausrotten, sondern verbot sogar den Wiederanbau derselben. Der jetzigen Bevölkerung hätte man es aber kaum zu verbieten gebraucht, denn sie ist viel zu indolent, um Experimente mit neuen Produk-

ten zu machen, wo sie eben, nur dazu genötigt, die alten anbaut. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß neue Einwanderer bald einen Umschwung dahinein bringen werden, und der Weinbau muß denen, die ihn hier ordentlich betreiben, sicherlich reichen Nutzen bringen. Kostet doch jetzt die Flasche höchst mittelmäßigen französischen Weines 1$^1/_2$ Dollar im innern Lande.

Noch ein anderes Produkt ist es, das eine große Zukunft in Ecuador hat, und zwar das Bier. Bis jetzt findet man nur englisch Ale und Porter im Lande, von dem die Flasche sechs Realen, also fast einen preußischen Taler kostet — etwas zuviel für eine Flasche Bier — und doch existiert kein Land der Welt, wo bessere und billigere Gerste gezogen wird, als in den Hochebenen von Ecuador. Das einzige, was bis jetzt nicht gezogen werden konnte, ist der Hopfen, und da man das Bedürfnis nach einem guten und billigen Getränk fühlte, so hat man in der Tat hiermit verschiedene Versuche gemacht, die aber alle mißglückten — jedenfalls weil sie von Leuten ausgeführt wurden, welche die Sache nicht gründlich genug verstanden. Man hat Hopfensamen nach Ecuador gebracht, und hat sogar versucht, junge Pflanzen einzuführen; der erstere ging aber nicht auf, und die zweiten verkümmerten, so daß es bis jetzt unmöglich schien, eine Hopfenpflanzung anzulegen. Was davon die Ursache ist, weiß ich nicht, denn weder Land noch Klima kann es sein, da man imstande ist, sich dieses auszusuchen; möglich, daß die Wahl desselben keine glückliche war. So viel aber ist gewiß — gelänge es jemandem, guten Hopfen hinüber und dort zum Wachsen zu bringen und ein gutes Bier zu brauen, so wäre er in wenigen Jahren ein reicher Mann.

Bis aber Hopfen in Ecuador angepflanzt ist, würde es selbst lohnen, denselben hinüberzusenden, wenn nur erst ein tüchtiger Brauer an Ort und Stelle ist, um das Geschäft zu leiten. Die anderen Ausgaben, die er dabei hat, würden sich sehr billig stellen. Gerste ist billiger

als bei uns in Deutschland, und zwar selbst jetzt, wo der Krieg alles verteuert hat; Arbeiter sind in der Imbaburra-Provinz in Menge und zu sehr billigem Preise zu bekommen, und ein Haus kann dort um das Vierfache billiger gebaut werden, als in Deutschland. Mir haben selbst einflußreiche Leute dort versichert, daß sie einem guten Brauer, wenn er nur hinkäme, mit Freuden das nötige Kapital zur ersten Arbeit vorstrecken würden, aber — was ich bei meinem dortigen Aufenthalte von den Ecuadorianern selber gesehen, so scheint mir, daß sie mit dem größten Vergnügen alles versprechen, was man von ihnen verlangt, oder nicht verlangt, daß sie aber auch ebenso regelmäßig ihre ernsthaftesten Versprechungen nicht halten, ohne darin etwas Ungebührliches zu sehen. Ich wenigstens möchte für ein ecuadorianisches Versprechen keinen ecuadorianischen Dollar geben, kann also auch keinem Brauer anraten, sich darauf zu verlassen.

Was nun das Klima Ecuadors betrifft, so geht schon aus den verschiedenen Produkten hervor, daß man es in jeder nur möglichen Art dort findet, und zwar von den fieberhauchenden Sümpfen in der Nähe Guajaquils bis zu den ewig stummen Schneeregionen der kalten Zone. Oft sind sogar sämtliche Klimate auf einen einzigen engen Raum zusammengedrängt, und in der Nähe von Quito selbst wohnen Pflanzer, die um ihr Haus Weizen und Kartoffeln ziehen, im Tal unten ihre Zuckerfelder, ihre Ananas und Bananen, und oben über sich in den Bergen ihre Herden haben, die ihnen treffliche Milch und recht guten Käse liefern. Käse ist nämlich ein Haupterfordernis eines ecuadorianischen Haushaltes, und derselbe wird nicht allein mit den verschiedenen Gemüsen, besonders mit Reis gekocht, sondern auch in die Schokolade gebröckelt.

Im ganzen ist das Klima Ecuadors aber keineswegs so heiß, als man seiner geographischen Lage nach vermuten sollte; denn erstens hält sich der Himmel in den niederen, noch mit ungeheuren Wäldern bedeckten Land-

strichen fast stets umwölkt, und dann trägt auch die Nähe der vielen und hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge außerordentlich dazu bei, die Luft abzukühlen und zu frischen. Nähert man sich diesen hohen Gebirgen und kommt in das höher gelegene Land, so kann es dort sogar recht ordentlich kalt werden, und ich selber weiß mich kaum zu erinnern, daß mich in meinem ganzen Leben mehr und unangenehmer gefroren hätte, als gerade hier unter dem Äquator. Ob dieses kalte Land nun im ganzen so gesund sei, wie man behauptet, weiß ich nicht. Ich selber habe mich nicht zum besten darin befunden und bin das Fieber kaum losgeworden; es mag aber auch viel dazu beitragen, daß ich mich kurz vorher über ein Vierteljahr in der warmen Niederung aufgehalten, und von da unmittelbar in die Kälte kam. Daran zweifle ich keinen Augenblick, daß sich Europäer in den höher gelegenen Landstrichen leicht akklimatisieren könnten, und die dort wohnenden Europäer befinden sich ihrer Aussage nach alle wohl. Die Bewohner eines kalten Landes dagegen sollten sich aber — besonders wenn sie auf harte und Feldarbeit angewiesen sind, wohl besinnen, ehe sie die heißen Niederungen der Tropen zu ihrem nächsten Aufenthalte wählen. Unter Palmen zu wohnen und alle die herrlichen tropischen Früchte zu essen, hat allerdings für den Nordländer stets einen großen Reiz, der, wenn er sein Vaterland einmal verläßt, auch ein ganz anderes, von dem früheren vollkommen verschiedenes Leben zu führen wünscht; aber er mag sich von seiner Phantasie nicht verführen lassen, denn schwere Arbeit wird er nie imstande sein, lange in einem heißen Lande zu leisten, und er wird mit einem siechen Körper die Genüsse der Tropen viel zu teuer bezahlt haben.

Außerdem sind diese so sehr gerühmten Früchte der Tropen auch keineswegs das, was man sich darunter denkt. Sie schmecken eben anders als die unsrigen, aber besser sind sie wahrlich nicht, und mit unseren Weintrauben und saftigen Birnen, mit unseren Erdbeeren und

guten Pflaumen kann sich kaum eine Frucht der Tropen messen; keineswegs werden jene von ihnen übertroffen.

12.

Stillleben auf See.

Meine Zeit in Ecuador war abgelaufen, und daß ich mich nach so gezwungen langem Aufenthalt in diesem Staate danach sehnte, meine Reise so rasch als möglich fortzusetzen und zu beenden, läßt sich denken. Glücklicherweise wurde in den nächsten Tagen der Dampfer erwartet, der mich in fünf Tagen nach Callao bringen konnte; ich nahm deshalb meine Passage bei dem dortigen Agenten und suchte mir in der kurz verstatteten Zeit ein wenig Ruhe zu gönnen. Der bestimmte Tag, an dem der Dampfer eintreffen mußte, brach endlich an — aber er kam nicht. Bis spät in die Nacht erwarteten wir ihn, doch vergebens. Selbst am nächsten Morgen ließ sich nichts von ihm sehen, und als ich zu dem Agenten ging, um mich dort zu erkundigen, meinte dieser sehr ruhig, er glaube gar nicht, daß der Dampfer diesmal käme — er sei schon ein paarmal ausgeblieben. Wahrscheinlich habe sich der atlantische Dampfer verspätet und der jetzige keine Zeit mehr gehabt, in den etwas aus seinem Wege gelegenen Guajaquilfluß einzulaufen. Nun hatte ich zufällig erfahren, daß an dem nächsten Morgen eine peruanische Brigg mit einem holländischen Kapitän nach Callao in See gehen würde. Die Gelegenheit konnte ich benutzen, denn wenn ich auch wußte, daß wir den ganzen Weg — zwölf Breitengrade — gegen den Wind auffreuzen mußten, konnte uns doch auch einmal eine gute Brise zu Hilfe kommen. Außerdem hatte ich viel zu schreiben, was an Bord eines Dampfers außerordentlich schwierig ist, und kurz entschlossen, nahm ich mein Passagegeld zurück, was

mir der Agent ohne weiteres aushändigte. Eine Stunde später hatte ich mit dem Kapitän der „Elskea“ meine Passage auf 45 Dollars (der Dampfer kostete 72) akkordiert und war unterwegs, denn mir blieb eben noch Zeit, meinen Koffer an Bord zu schaffen, als das kleine Fahrzeug, das seine Anker schon auf hatte, in den Strom hinaushielt.

An dem Abend, während wir mit der Ebbe stromab glitten, stand mir noch eine Überraschung bevor. Der Dampfer, der sich nur verspätet hatte, kam richtig ein, dampfte an uns vorüber nach Guajaquil hinauf und passierte uns elf Uhr nachts wieder auf seinem Wege nach Callao, während wir unten im Fluß ruhig vor Anker lagen, um die nächste Ebbe abzuwarten.

Der Kapitän selber, ein alter Mann, der schon lange, lange Jahre an der Küste fuhr, war zugleich Eigentümer seines Fahrzeugs. Er hatte seine Frau, eine alte, echte Holländerin, mit an Bord, und die beiden alten Leute führten ein ganz gemütliches Stillleben hier mitten im Ozean. Zu all dem Mischmasch von Spanisch, Englisch, Französisch und Deutsch, mit dem ich mich in Ecuador abgequält, kam nun auch noch Holländisch, das die alte Dame fortwährend sprach. Sie verstand aber glücklicherweise Deutsch, und ich konnte wenigstens meine Muttersprache einmal wieder reden.

Soviel hatte ich übrigens bald bemerkt, daß mein biederer Holländer nichts weniger als in Eile sei, denn als wir am zweiten Tage die in der Mündung des Guajaquilflusses liegende Insel Puna erreichten, legten wir uns dort wieder zwei Tage vor Anker. Weshalb? — um einige achtzig Pfund Rindfleisch zu kaufen und in aller Bequemlichkeit ein Schwein zu schlachten. Als das geschehen und alles besorgt war, wurden die Anker wieder gelichtet, und wir trieben langsam mit der Strömung und gegen den Wind weiter. Abends sichteten wir eine Insel, die el muerto oder „der tote Mann“ genannt wird. Es ist ein langes, niederes Eiland, das eine merk-

würdige Ähnlichkeit mit einem horizontal hingestreckten, riesigen Menschen hat. Als es aber dunkelte, fiel zu meinem Erstaunen der Anker wieder herunter, die Segel wurden festgemacht, der Kapitän ging zu Bett, und die ganze Sache hatte vorderhand ein Ende. Am nächsten Tage passierten wir den „toten Mann" und waren schon ziemlich weit in See draußen, wenn wir die südliche Landspitze auch noch nicht frei hatten. Der Kapitän ließ das Lot werfen und schien wahrhaftig nicht übel Lust zu haben, auch diese Nacht noch einmal einzukehren. Die See war hier doch wohl schon so tief oder, was mir später wahrscheinlicher wurde, die Kette nicht von der gehörigen Länge. Zu meiner Freude blieben wir diese Nacht wenigstens, die erste unserer Reise, unter Segel, und ich konnte doch jetzt wenigstens sagen, daß wir unterwegs waren. Der Dampfer mußte indessen ziemlich in Callao sein.

Den Wind hatten wir von jetzt ab gerade entgegen. Wir hielten uns, soweit das anging, immer ziemlich dicht an der Küste, aber wie auch die Küste lief, der Wind wehte immer gerade daran hin, gegen uns zu. Daß wir nur wenig Fortgang dabei machen konnten, versteht sich von selbst. Dreißig Meilen (englische) den Tag, was etwa ein Mann bequem auf festem Land marschieren kann, wurde für eine gute Tagesarbeit gerechnet, und wir konnten das Ende unserer Reise einmal im Durchschnitt zählen, der etwa auf zweiundzwanzig englische Meilen kam. An Kap Blanco, von den Seeleuten im Scherze Kap Hoorn genannt, weil hier gewöhnlich heftige und für diese Breite ganz ungewöhnlich starke Winde wehen, bekamen wir ebenfalls eine starke Brise entgegen, und mein alter Kapitän ließ alle Segel dicht reffen, legte mit dem Fahrzeug bei und ging dann wieder, wie bei allen solchen Gelegenheiten, zu Bett. Die Folge davon war, daß wir in achtundvierzig Stunden, die das schlechte Wetter dauerte, vierundzwanzig englische Meilen in unserem Kurs zurücksetzten. Die Ursache davon erfuhr ich

erst später, denn es ergab sich, daß wir nicht ein einziges Reservesegel, ja, nicht einmal zehn Ellen Segeltuch zum Ausbessern etwaiger Schäden an Bord hatten. Leesegelspieren waren an den Rahen, aber kein einziges Leesegel war an Bord, ein Barometer ebensowenig, kein Thermometer, kein Log, kein Chronometer. Kein Logbuch wurde gehalten, und als wir später einmal, durch den Wind und schlechtes Steuern getrieben, zu weit von der Küste abkamen, mußten wir zwei Tage und zwei Nächte in direktem Ostkurs dem Lande wieder zusegeln, um nur erst einmal zu erfahren, wo wir uns eigentlich befänden.

Aber das tat nichts: das Leben an Bord war doch ein so gemütliches, wie ich es je in meinem Leben an Bord geführt, und wir richteten uns die Tage gerade so ein, wie sie sich ein Erzphilister am Lande etwa ordnen würde. Morgens früh stand ich mit Tagesanbruch auf und trank eine Tasse Kaffee, die der Koch so regelmäßig, wie die Sonne kam, brachte, dann setzte ich mich an den Tisch und schrieb bis etwa halb neun Uhr, wo die alte Dame den Tisch brauchte, um ihre Zwiebeln oder ihr Fleisch zu schneiden und das Frühstück zu bereiten, denn das Essen für die Kajüte besorgte sie immer selber. Etwas nach neun Uhr wurde gefrühstückt, und zwar ziemlich gut, dann schrieb ich wieder bis drei Uhr nachmittags, wo das Mittagessen vorgenommen wurde. Um vier Uhr aßen wir, um sieben Uhr wurde Tee getrunken, und als uns der in dem warmen Klima nicht besonders zusagte, im gemeinschaftlichen Rat beschlossen, die Teestunde abzuschaffen und statt deren um acht Uhr einen tüchtigen Grog zu trinken, wonach die alte Dame dann Rosinen und Mandeln oder Walnüsse auf den Tisch setzte, mit denen wir uns eine andere halbe Stunde beschäftigten. Das war dann die beste Stunde im ganzen Tage, denn ich hatte bald ausgefunden, daß meine alte Dame ganz vortreffliche Geschichten erzählen konnte, von denen ich einige nach und nach aus ihr herauspreßte. Allerdings war das Mißliche dabei, daß sie nicht selten auf eine Ge-

schichte fiel, die sie „irgendwo gelesen" hatte, und ich mußte dann freilich ruhig ausharren und das Unvermeidliche ertragen; die Leute hatten aber auch viel in ihrem Leben gesehen und selber mit durchgemacht, und unter den Schlacken fand sich oft ein helles, blinkendes Goldkorn. — Draußen lag indes das Schiff dicht am Winde, dem verwünschten Süder soviel Seeraum als irgend möglich abzuzwacken, draußen schlief gewöhnlich der Mann am Steuer oder segelte ganz ruhig anderthalb und zwei Strich aus seinem Kurs, vielleicht genau nach Westen zu in den großen Ozean hinein; drinnen aber saßen wir bei einem trefflichen Majorcagrog und erzählten und lachten, oder ich nahm auch wohl meine Zither vor, um damit die Zeit rascher zu vertreiben. Regelmäßig akkompagnierte mir dazu die Pumpe, die alle Stunden für etwa fünfzehn Minuten in Atem gehalten werden mußte. Der alte Kasten war so leck, daß man im Vorkastle durch den Bug sehen konnte, und stand nur einigermaßen eine See, so warf sie Massen von Wasser zu uns herein. Die Pumpen waren dazu nicht einmal imstande, denn sie verlangten frisches Leder, von dem kein Daumen breit an Bord war, und hatten außerdem ihre eisernen Gelenke schon so verarbeitet, daß sie bei dem Pumpen eine stete, furchtbar klappernde Musik unterhielten.

Die Mannschaft selber war die nichtswürdigste, die ich je noch auf irgend einem Schiffe angetroffen, ein zusammengeworfenes Gesindel von Italienern, Peruanern und Guajaquilenen, von denen nicht zwei ordentlich steuern konnten oder wollten, und alle von Walfischfängern entsprungen schienen.

Der Kapitän ärgerte sich genug über sie, aber er mochte sich auch nicht mit ihnen zanken, denn er war überhaupt kränklich. Am meisten erboste er sich aber über die Art, wie sie sich beim Steuern auf das Rad legten und dabei gewissermaßen ihre Mittagsruhe hielten. Das Schiff steuerte sich so gut, daß es nur der geringsten Be-

rührung des Rades bedurfte, um es in seinem richtigen Kurs zu halten, und das bestärkte natürlich die Matrosen nur noch immer mehr in ihrer Bequemlichkeit. Eines schönen Morgens ging da mein alter Kapitän daran und lockerte die Taue, die den Tiller bis jetzt fest und sicher spannten, und von da ab war es eine wahre Teufelsarbeit, das Schiff in Kurs zu halten. Wenn dann der am Rade stehende Matrose herüber und hinüber drehen mußte und dazu immer Stöße von den Speichen bekam, stieg er schmunzelnd in die Kajüte hinunter und sagte: „Jetzt hab' ich sie geleimt."

Eine Menge Schweinfische kamen zum Schiff, aber natürlich war auch keine Art von Harpune an Bord, um sie damit zu werfen; nur ein paar alte Angelhaken fanden sich, die wir hinten nachschleifen ließen, die aber, da kein starker Draht an dem unteren Ende der Leine befestigt war, mehrere Male von Delphinen durchgebissen wurden. Glücklicherweise hatte der Steuermann, ein Spanier, etwas derartigen Draht, den wir jetzt befestigten und in zwei Tagen damit acht Delphine fingen — neun oder zehn kamen uns außerdem noch vom Haken ab oder nahmen ihn mit fort.

Es ist wahrlich ein Vergnügen, einen Delphin zu fangen, denn er gibt sich nicht gutwillig dazu her, an Bord gezogen zu werden, sondern arbeitet aus Leibeskräften dagegen an. Sowie sie den Haken fühlen, tun sie eine furchtbaren Ruck, und die Leine muß stark und gut sein, um einen solchen auszuhalten. Finden sie dann, daß sie nicht zurückkommen, so folgen sie dem an Bord gezogenen Haken willig, bis sie dicht an dem Schiffe sind, und wundervoll sieht es aus, wenn der prachtvoll geschillerte Delphin, der mit Gold, Silber und Vermillon überstrahlt scheint, eine Zeit lang so gehalten, dicht neben dem Fahrzeug herschwimmt. Sobald er aber merkt, daß er an Bord gezogen werden soll, fängt er an zu schlagen, und die größte Vorsicht gehört dazu, ihn erst eine kleine Weile austoben zu lassen, ohne den Haken locker zu geben,

und dann mit einem festen Zuge an Bord zu bringen. Noch an Deck hat er alle seine wundervollen Farben, die sich wirklich gar nicht beschreiben lassen und grün, blau und rot, mit Gold und Silber gemischt, scheinen; sie verbleichen aber rasch, und sowie er getötet ist, nimmt sein Körper eine mattgraue Farbe an, in der sich die Spur der früheren Pracht kaum noch erkennen läßt. Das Fleisch des Delphins ist äußerst schmackhaft und bildete einen Glanzpunkt unserer Tafel.

Langsam, ganz entsetzlich langsam arbeiteten wir uns weiter und weiter nach Süden hinauf und waren froh, wenn wir ausnahmsweise einmal 30 bis 40 Meilen den Tag zurücklegen konnten. Dicht vor Callao wären wir dazu noch beinahe einmal in der Nacht von einem amerikanischen Dampfer übergefahren worden, dessen Wachen jedenfalls geschlafen hatten. Wir sahen und hörten ihn kommen und hingen unsere alte Hornlaterne aus, um das nötige Zeichen von der Nähe eines Segelschiffes zu geben; aber näher und näher schnaubte er heran, ohne daß wir das geringste tun konnten, ihm aus dem Wege zu kommen. Wir lagen dicht am Winde über den Steuerbordbug, und hätten wir wirklich gewendet, so wäre der Dampfer, wie sich später auswies, gerade mitten auf uns draufgefahren. So passierte er uns noch glücklicherweise, aber so dicht, daß ich hätte einen Schiffszwieback an sein Bord werfen können. Mein alter Kapitän nahm die Sache sehr ruhig und meinte lachend: „Ein Zoll vorbei ist gerade so gut wie eine Meile!" — eine höchst richtige Bemerkung, wenn es erst einmal vorbei ist; der Moment aber, wo in dunkler Nacht ein solcher schnaubender Koloß, mit seinen in allen Farben blitzenden Lichtern einem direkt auf den Leib rückt und im nächsten Moment alles in Grund zu bohren droht, ohne daß man das geringste dagegen tun könnte, ist wahrhaftig nichts weniger als angenehm.

Welch traurige Küste war es aber, an der wir die ganze Zeit hinsegelten, und wie viel öder kam sie mir

nach der wunderbaren Vegetation Ecuadors vor, die ich eben erst verlassen hatte! Öde und sonnverbrannt, ohne die Spur eines einzigen grünen Fleckchens! An der ganzen Küste streckten und dehnten sich die heißen, braunen Uferberge neben uns hin und schienen in der Sonne nur immer noch härter und dürrer zu brennen. Hier und da traf das Auge in der Tat menschliche Wohnungen, aber man zerbrach sich den Kopf darüber, was vernünftige menschliche Wesen vermocht haben konnte, sich in einer so furchtbaren Einöde anzusiedeln. Die einzig mögliche Erklärung blieb dann immer, daß an solchen Stellen vielleicht ein kleiner Hafen lag, und Schiffe dort zuzeiten anlegten, um Erze aus den benachbarten Kupferminen zu laden, oder daß auch vielleicht Guano an der Küste gefunden wurde, wie das weiter südlich in der Tat der Fall ist.

Weit im Hintergrunde wußten wir dabei wohl die schneebedeckten Kordilleren, aber sie kamen, selbst an den heitersten Tagen, nie zum Vorschein und waren stets von einem gelblichen zähen Nebel fest bedeckt. Ja, die nächste Küste selber bekamen wir nur selten zu Gesicht, und bloß dann, wenn wir dicht darunter waren. Wie einen Schleier zog sie sich ihre Dunstdecke über die Ohren, als ob sie sich schämte, in all ihrer Nacktheit und Armut gesehen zu werden. Sonderbar ist es und eigentlich noch nicht recht erklärt, daß es an dieser Küste nie regnet, während gar nicht so weit davon entfernt, in Ecuador, jene furchtbaren Regengüsse fallen. Dafür ist aber der Tau Nachts desto stärker, und schon Nachmittags um vier Uhr war er an Bord so stark, daß er den Rock durchnäßte.

Den 15. Dezember, nach einer Reise von dreißig Tagen kamen wir endlich in Sicht der vor Callao liegenden großen Insel St. Lorenzo, deren Leuchtturm wir Abends scheinen sahen. Auch konnten wir schon die im Hafen liegenden Schiffe erkennen. Der Wind besserte sich auch hier insofern, daß wir, wenn auch nur mit einer kaum bemerkbaren Brise, ziemlich Kurs liegen konnten.

Morgens um ein Uhr waren wir so nahe an die Schiffe gekommen, daß wir ankern mußten — wieder einmal bei Nacht in einen Hafen eingelaufen — und erst mit Tagesanbruch lichteten wir noch einmal den Anker, um einen besser gelegenen Platz näher zum Landungsplatz einzunehmen. Die „Elskea“ (der alte Kapitän hatte das Fahrzeug nach seiner Frau so genannt) brachte Holz und Bambus für Lima, das in Callao ausgeladen werden mußte.

Um neun Uhr endlich fiel der Anker zum zweitenmal, kaum dreihundert Schritt vom Lande; das Boot wurde niedergelassen, und zum erstenmal in meinem Leben betrat ich peruanischen Grund und Boden.

Peru.

1.

Callao und Lima.

Zum erstenmal in meinem Leben peruanischen Grund und Boden! — Es ist das ein ganz eigentümliches Gefühl und läßt sich auch eigentlich nicht recht beschreiben, sondern muß selber empfunden werden, um einen recht deutlichen Begriff davon zu bekommen. Peru, Pizarro, Robinson Crusoe, Campe! — alte Bilder aus der Jugendzeit, wie sie so plötzlich wieder lebendig wurden, als ich den rauhen Kies der Landung unter den Sohlen fühlte. Indianer mit rot, gelb und blauen Federkronen auf dem Kopfe und um die Hüften, mit breiten Goldspangen um Arme und Beine, und Flitzbogen und Keulen in der Hand — merkwürdig! Ich sah von alledem nichts, aber dafür genug und übergenug schwarze Fracks und Krinolinen — eigentlich gerade das Gegenteil von einem Federgürtel und Goldspangen! — Als ich dem Kofferträger, der mir behilflich gewesen war, mein Gepäck die Landungstreppe hinauf und nach der dicht dabei liegenden Eisenbahnstation von Callao zu schaffen, einen halben peruanischen Dollar gab, nahm er ihn nicht, sondern sagte, er wäre falsch — ich hatte ihn mir erst vorher in Guajaquil für Agio eingetauscht — tröstete mich aber, als er meine Bestürzung bemerkte, und versicherte mir, es gäbe eine Menge fal-

sches Geld im Lande. — Fracks — Krinolinen — falsches Geld — Eisenbahn! — Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich mich in einem vollkommen zivilisierten Lande befände, und daß in dem Augenblick ein betrunkener Matrose aus einem der benachbarten Häuser hinaus auf die Straße geworfen wurde und dort liegen blieb, konnte den Eindruck natürlich nicht schwächen. Die Illusion war auch augenblicklich von der Wirklichkeit zerstört, und ich begann, meine Umgebung mit etwas mehr nüchternen Augen zu betrachten.

Schon früher habe ich erwähnt, daß die meisten Seestädte der Westküste Südamerikas etwas von der See entfernt liegen und einen eigenen Hafen dicht an der Küste haben. Sie brachten dadurch ihre zusammengehäuften Schätze und aufgespeicherten Waren und Produkte aus dem Bereich der damals umherstreifenden Piraten, die, wie der Kondor um die Höhen, so um die Küste strichen, um die Wohnplätze früherer Räuber zu überfallen und zu plündern. Kommunisten wollen aber nicht mehr teilen, wenn sie das zu ihrem Besten schon einmal vorgenommen haben, und so zogen sich auch jene reich gewordenen Freibeuter meilenweit in die kahlen Berge zurück, um dort ihre Städte anzulegen und selbst da noch zu befestigen. So liegt auch Lima etwa drei Leguas vom Meer entfernt, während Callao zugleich seinen Hafen und seine Festung bildet. Aber die Fremden mußten erst in das Land kommen und die Arbeit übernehmen, ehe diese beiden wichtigen Plätze, durch das Terrain begünstigt, mittels einer Eisenbahn verbunden werden konnten.

Callao unterscheidet sich in nichts von jeder anderen Hafenstadt der ganzen Welt, die alle nach einer gewissen Schablone gearbeitet sind: die See vorn mit den ankernden Schiffen und hin und her wechselnden Booten darauf, dann die Landung mit einer hölzernen, steinernen oder eisernen Werft, und hierauf eine Reihe von Hotels, Schiffsmaklern und Warenlagern, die fast sämtlich eng-

lische, französische und deutsche Namen tragen. Die Bewohner von Callao trauen aber ihrer eigenen Stadt nicht, denn da das alte Callao vor etwas über hundert Jahren einmal bei einem Erdbeben ganz sauber von der einstürzenden See weggespült wurde, sind sie der Meinung, die Sache könne sich auch einmal bei Gelegenheit wiederholen, und sobald nur die fälschlich so genannte terra firma ein klein wenig zu wackeln anfängt, nehmen sie die Rockschöße unter den Arm und machen, daß sie nach Lima hinaufkommen. Vor zwei Jahren wurden sie ganz besonders eine volle Woche lang in Alarm gehalten, und Tausende sollen damals von Callao fortgeflüchtet sein, um während der Schüttelzeit in den offenen Promenaden Limas, auf Steinbänken und Blumenbeeten zu kampieren. — Dem Meer ist auch wirklich nicht zu trauen, besonders, wenn es schon einmal eine solche Extravaganz begangen, denn vor einem stürzenden Hause kann man sich vielleicht in Sicherheit bringen, aber nicht vor der anstürmenden Riesenwoge, die mit ihren tausend gläsernen Armen alles faßt und ins Verderben reißt, was sie nur eben erreichen kann.

Wer übrigens keine Geschäfte in Callao hat und schon derlei Hafenplätze zur Genüge kennt, wird sich dort schwerlich länger als irgend nötig aufhalten, denn zu sehen ist dort eben nichts Neues, und das Alte immer unerquicklich in einem Platze, wo alles nur danach drängt, Geld zu verdienen, und den gerade eingetroffenen Fremden als einen neuen Schwamm betrachtet, der noch vielleicht des Drückens lohnt. Ein junger Reisender, der zum erstenmal die Heimat verlassen hat, möchte allerdings vieles finden, was ihm auffiele und der Beschreibung wert schiene. Ein solcher hat es auch in der Tat besser als ein alter, denn ihn interessiert alles, auch das unbedeutendste, selbst braune Gesichter und mit leichtsinniger Verschwendung aufgeschichtete tropische Früchte. Ein alter ist dessen müde und satt und geht so gleichgültig daran vorüber, wie daheim an den Pelzmützen und Kar-

toffeln seiner eigenen Bauern. Natürlich hat er dafür auch so viel weniger Genuß, und wo der erstere mit jedem Schritt Kosten und Mühe belohnt bekommt, geht er ganz ruhig in das Stationsgebäude, läßt sich seine falschen, ihm in Guajaquil aufgehangenen halben Dollars von dem Kassierer zurückweisen und bezahlt mit guten sein Billett für den nächsten Zug.

Peru! — Die Phantasien und Wünsche des Kindes waren lange verrauscht, aber selbst der Mann hatte — ich weiß selber kaum weshalb — eine stille Sehnsucht nach diesem Lande gehabt, die erst durch einen wirklichen Aufenthalt dort gestillt und völlig gehoben werden konnte. War es seines berühmten Goldes wegen? — schwerlich; denn es reizt mich nicht mehr, seit ich ihm in Kalifornien mit Spitzhacke und Schaufel nachgestellt, so daß ich schon — kaum ein Jahr später — in Australien die größten Goldklumpen mit noch größerer Gleichgültigkeit betrachtete. War es der armen, zertretenen Indianer wegen, die man mit der Bibel totschlug und ohne Kreuz in den heißen Sand verscharrte? — Vielleicht. Vielleicht hatte ich auch schon damals von der vortrefflichen Schokolade und dem guten Kaffee gehört und interessierte mich für den bunten Federschmuck auf peruanischen Bildern. Das alles schmolz, als sich der Zug endlich in Bewegung setzte, in einer dichten Staub- und Sandwolke zusammen, und eine dicke Mulattin, die mir in einem hochgelben Seidenkleide gerade gegenübersaß, blies mich mit dem Papierqualm ihrer Zigarre zuerst wieder in das wirkliche Leben zurück. — Herrgott! wie die Frau schwitzte und glänzte, ich vergaß beinahe darüber die umliegende reizende Szenerie von Land und Lehmmauern und ausgedörrten Feldern, durch die uns der Zug — dank der Erfindung — im Sturm dahinführte. Endlich wandte ich mich aber doch dieser zu, und während mir die Stahlreifen der verwünschten Krinoline gegen das Schienbein preßten, betrachtete ich mir die graugelbe Gegend, durch die wir flogen.

Peru bietet aber auch dem alten Reisenden etwas Neues, denn es ist, außer den Sandwüsten Afrikas und Australiens, der einzige Platz der Welt, wo es nie regnet, und Wasserstiefel einen willkommenen Platz in jedem Museum finden würden. Man fühlt auch, daß es hier nie regnen darf, wenn man die einzelnen kleinen, am Wege stehenden Hütten betrachtet, die nur ein flaches, durchsichtig aufgelegtes Dach von Schilf haben, um notdürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Auch die grauen Lehmmauern hielten einem ordentlichen Regen nicht stand, der das ganze Bauwerk mit Bequemlichkeit auseinanderwäscht. Und was für ein ödes — furchtbar ödes Land uns umgibt, ein Land, das genau so aussieht, als ob, ebenso wie die Häuser und Hütten, auch alle Berge, Felder und Wege aus ungebrannten Backsteinen künstlich hergestellt waren, und nicht den geringsten Anspruch darauf machten, je etwas anderes zu tragen, als Staub und die müden Hufe eines Lasttieres. — Kein Regen! Ich begreife jetzt den Franzosen, der in Guajaquil, während ich wohlgewaschen und vollständig durchgeweicht aus dem Innern kam, bei dem ersten tüchtigen Schauer der auch hier anbrechenden Regenzeit mit ganz verklärtem Gesicht am Fenster stand und in das flutende Naß hinabschaute. Der Mann war eben von Lima gekommen und hatte seit zehn Jahren keinen Regen gesehen. Er war dort ganz außer sich vor Vergnügen, und ich riet ihm — wenn das alles sei, was ihm fehle — einmal nach Ecuador zu gehen und dort eine Regenkur zu gebrauchen. Dort kann man sich vor lauter Güssen nicht einmal Staub denken. In wirkliches Erstaunen wurde ich übrigens versetzt, als der Zug in dieser Wüste an einer ziemlich hohen Lehmmauer vorüberbrauste, über die die breiten zerrissenen Blätter einer Bananenpflanzung herüberschauten. Arme Pflanzen! Wenn sie auch unten künstlich bewässert und grausam am Leben erhalten wurden, wie sie doch in der heißen Sonne zitterten und verkümmerten — vegetabilische

Sklaven, die so lange gefüttert und eingeschlossen werden, bis sie ihre Frucht getragen, und die man dann, wo sie gestanden, abhaut, um selbst noch nach ihrem Tode den Boden zu düngen.

Station Lima! — Der Zug rasselte noch eine kurze Strecke durch niedere Gebäude hin, die eine geschmacklos angestrichene Front und ein plattes Lehmdach als Glatze trugen, und hielt jetzt auf dem Bahnhof, wo wir von numerierten Menschen angefallen und unserer Koffer beraubt wurden. Da saß ich denn in Lima in einem großen wenigstens geräumigen Hotel und einem so ungemütlichen Zimmer, wie man es sich nur wünschen kann, wusch mich und zog mich um, ging dann zu einem biederen Landsmann, einem Schuhmacher, hinüber, um mir meine Stiefel wichsen zu lassen, was derselbe aus Gefälligkeit für einen Landsmann und einem Vierteldollar tat — in Quito hätte ich dafür beinahe ein Paar neue Schuhe bekommen — der Hausknecht im Hotel verachtete solche Dienstleistung — dann lief ich mehr als ich ging zur Post, um die dort für mich lagernden Briefe in Empfang zu nehmen. — Briefe — Briefe aus der Heimat! Gott sei Dank, ich fand vier der bekannten lieben gelben Kuverte, und da ich natürlich nicht warten konnte, bis ich damit zu Hause war, setzte ich mich in das nächste Kaffeehaus hinein und verbrachte dort eine selige Stunde bei einer Flasche guten Ales und einer Havannazigarre. Briefe aus der Heimat! Was kümmerte mich Lima und Peru — ich wußte in der Zeit wahrhaftig nicht, wo ich saß. — Aber es hat alles seine Zeit. Der Kellner hatte sich schon lange zwischen der Tür und meinem Tisch herumgedrückt, als ob er fürchte, daß ich ihm mit dem Gelde für die Flasche Ale durchbrennen wollte, und als ich mich ausgelöst, wanderte ich hinaus in die lebendigen Straßen der fremden Stadt, um mich den neuen Eindrücken mit aller Liebe hinzugeben.

Recht gern will ich zugeben, daß sich äußere Eindrücke sehr häufig in unserer Seele wiederspiegeln, und ein

grauer Himmel und ein schlechtes Wirtshaus schon oft das wahre Paradies einer Gegend verleumdet haben. Aber auch unsere eigene Stimmung macht ihre Rechte geltend, und weiß einen grauen Himmel blau zu malen und eine dürre, trostlose Wüste mit schwellendem Grün zu überdecken. Hier kam da vielleicht alles zusammen, mir meine Umgebung im rosigsten Lichte zu zeigen, denn das Glück frisch empfangener Briefe meiner Lieben im Herzen, den blauen wolkenreinen Himmel über mir, die fremdartige Umgebung um mich her, mußte ich mir gestehen, daß mir noch keine Stadt in ganz Südamerika so gut gefallen habe wie Lima. Und selbst in späteren Tagen und bei ruhigerem Blut bestätigte ich das früher gefällte Urteil. Lima hat jedenfalls das für sich, daß es noch zum großen Teil, und trotz der vielen darin wohnenden Fremden, seine eigentümliche, halb spanische, halb amerikanische Bauart bewahrte. Viele werfen ihr freilich vor, sie sei, wie der Deutschkatholizismus ein Zwitterding zwischen Katholik und Protestant, das nämliche zwischen europäischer Kultur und alter Ursitte; aber ich kann nicht sagen, daß mich das hier gestört hätte, ja daß es mir nur bei dem ersten und entschiedensten Eindruck aufgefallen wäre. Es ist wahr, die Südamerikaner haben ihren Poncho abgelegt und laufen in Paletot und Frack umher, und die Damen fegen mit ihren Krinolinenschleppen so gut Pflaster und Trottoirs, wie in Paris, London oder Wien; aber das Städtervolk bleibt sich überall gleich, wo sich einmal die Aasgeier alter Ursitten, französische Friseure und Schneider, niedergelassen haben, und man muß diesen nur noch danken, daß sie wenigstens die alten Häuser und Kirchen stehen ließen.

Die Bauart Limas hat, wenn auch nicht mehr den ganz alten Charakter, den einige Städte im Innern treuer bewahrt haben, doch noch viel Eigentümliches, und zwar besonders durch ihre Balkone, die man bunter gemischt in keinem Lande der Welt finden kann. Gerade durch ihre Mischung gefallen sie aber auch dem Auge, ermüden es

wenigstens nicht, und bringen den Menschen nicht zur Verzweiflung, der ewig nur Häuserreihen anstarren muß, die sich bloß durch Hausnummern voneinander unterscheiden. Nicht allein, daß sie verschmähen, in einer bestimmten Linie fortzulaufen, und deshalb bald hoch, bald tief an den Häusern mehr kleben als stehen, nein, sie haben auch die verschiedenste Form und Malerei, wie der Geschmack des Architekten und Eigentümers es gerade bestimmte. Hier läuft ein breiter, hoher Balkon von braunem Zedernholz entlang, mit blinkenden Scheiben und bunten Gardinen dahinter, dort prangt ein anderer in grüner Ölfarbe mit gleichen, festverschlossenen hölzernen Jalousien. Einer dehnt sich über das Haus so weit hinüber, daß er dem Nachbar noch in die Fenster sehen kann, ein anderer ist so zusammengedrückt, daß er ein ganz verdächtiges Äußere gewonnen hat und nicht selten jenen kleinen Ausbauen gleicht, die wir noch hier und da an alten Ritterburgen, mit einem dunklen, perpendikulären Streifen darunter, entdecken. Nur selten trifft man den modernen Balkon mit steinernem Sims und offener Aussicht, und viele sehen genau so aus, wie ein Eisenbahncoupé zweiter Klasse.

Fast alle Dächer in Lima sind dabei flach, mit Schilf oder Brettern gedeckt und mit einer dünnen Lehmkruste überzogen, die natürlich keinem ordentlichen Regengusse standhalten könnte. Vor fünf Jahren soll aber wirklich einmal ein solcher gefallen sein, und der aufgelöste Lehm tropfte, zum Vergnügen der Inwohner, ganz freundlich auf Teppiche und fein überzogene Möbel nieder und suchte sich an den Tapeten hinab seine schmutzige Bahn.

Merkwürdig sieht aber durch die flachen grauen Dächer die Stadt aus, wenn man von einem hohen Hause oder Kirchturme auf sie hinunterschaut. Die Häuser selber verschwinden fast ganz in den bunt durcheinander geworfenen und doch so einfarbigen Quadratfeldern, die außerdem noch dazu benutzt werden, eine Masse Unrat aus dem Wege zu schaffen. Tote Hunde und Katzen be-

sonders werden ohne weiteres dort hinauf zur weiteren Bestattung geworfen, und die billigen Reinlichkeitsdiener Perus, die Aasgeier, finden sich dann augenblicklich ein, um ihr Mahl an der leckeren Beute zu halten. Ja, man erzählt sich sogar eine sehr schauerliche Geschichte von einem Sakristan — wundervoller Stoff zu einer Ballade — der nach dem Verbot der Regierung, Kinder in der Kirche zu begraben, heimlich Geld von den Eltern der toten Lieblinge genommen hätte, diesen doch einen solchen Liebesdienst zu erweisen. Statt aber die kleinen Leichen, wie er es versprochen, bei Nacht unter der Kirche beizusetzen, warf er sie einfach auf sein Dach, das er sich so abgeteilt hatte, daß ihm keiner der Nachbarn hinaufsehen konnte, und überließ dann den Aasgeiern die weitere Mühe. Natürlich wurde er im Laufe der Zeit entdeckt und saß dann im Zuchthause seine Strafe ab.

Die Aasgeier gehören übrigens unstreitig mit zu Limas Szenerie, denn ohne sie ist keine Straße denkbar. Besonders kann man sie Morgens recht früh emsig an den Rinnsteinen beschäftigt sehen, die dort Nachts für sie hingeworfenen Leckerbissen in Empfang zu nehmen und um irgend ein Prachtstück auch wohl blutige Fehden zu halten. Es fällt dann nicht selten vor, daß irgend ein großer Hund scherzhafterweise zwischen sie hineinspringt, wo sie dann friedlich auf die nächste Kirchenmauer oder das nächste Dach flattern und abwarten, bis der übermütige Hund seinen eigenen Geschäften nachgegangen ist. Wie in allen heißen Ländern, steht schwere Strafe auf den Mord eines so nützlichen Tieres, und wenn sie auch gerade nicht mit ihrem schmutzig grauschwarzen Gefieder, dem nackten Hals und der ganzen eklen Gestalt zum Zierat dienen, so tragen sie doch unendlich viel zur Gesundheit des Ortes bei und verdienen wohl, daß man sich ihrer annimmt.

Die Regierung hat übrigens für die Stadt manches getan, die jetzt eine vortreffliche Wasserleitung, mit fließendem Wasser in fast allen besseren Häusern, und Gas

und Trottoirs durch alle Straßen besitzt. Diese werden ebenfalls von ausgemauerten Rinnen durchzogen. Im ganzen herrscht, bei nicht zu großen Ansprüchen — eine wohltuende Reinlichkeit — doppelt wohltuend, wenn man gerade von Ecuador hierher kommt. Auch zur Verschönerung hat der Staat seine milde Hand geöffnet — wirklich viel, wenn man bedenkt, wie oft die Minister gewechselt werden, und daß sich doch keiner vom Staatsruder anständigerweise ohne eine halbe Million zurückziehen kann. Ein sehr hübscher Spaziergang ist ganz in der Nähe der Stadt gebaut, der zwar eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Kegelbahn hat, aber doch durch das frische Grün seiner wohlgewässerten Pflanzen wohltut. Fast überladen ist er aber mit sonst nicht schlechten Statuen und besonders mit Vasen, die wie eine dichtgedrängte Allee beide Seiten einfassen. Die Form ist etwa vierhundert bei zwanzig. Außerdem, um das Schöne zugleich mit dem Nützlichen zu verbinden, gab man den verschiedenen Vorstädten auch verschiedene Farben, und der Leser kann sich, mit einiger Phantasie, wohl leicht einen Begriff von einer ganz himmelblauen Vorstadt machen, während eine andere grün, eine andere gelb usw. ist. Jedenfalls ist es etwas eigentümliches, denn es fragt sich, ob irgendwo anders in der Welt ein vernünftiger Mensch auf einen ähnlichen Gedanken fällt.

Die Plaza im Mittelpunkte der Stadt ist ein freier, hübscher Platz, mit einem geschmackvollen Springbrunnen, ganz aus Metall, auf dem die geflügelte Göttin auf der Kugel steht; eine Front wird, wie in Quito, durch die Kathedrale eingenommen, zwei durch Kolonnaden, und der vierte Flügel durch das traurigste Palais, das mir je äußerlich vor die Augen gekommen. Es soll im Innern ganz hübsch eingerichtet sein, aber von außen macht es gerade den Eindruck, als ob es irgendwo in einer Provinzialstadt alt gekauft und hier nur hergestellt wäre, weil es, so breit und ungeschickt, eben keinen anderen Platz finden konnte.

Die Plaza wird übrigens, was ich sehr recht finde, nicht zum Markt benutzt, nur Droschken dürfen an bestimmten Stellen halten — denn auch Droschken hat Lima, und zwar ganz vortreffliche zweispännige Equipagen darunter — und die Eseltreiber kommen zum Brunnen, jenen Häusern in kleinen Fässern Wasser zuzuführen, die noch nicht mit einer besonderen Wasserleitung versehen wurden. Die Straßen sind dabei, wie in allen südamerikanischen Städten, Cerro des Pasco ausgenommen, schnurgerade und in Quadraten (sogenannte cuadras) ausgelegt, und die dort eingezogenen Fremden fangen schon an, wie in Europa, jeden nur erdenklichen Luxus auf die Ausschmückung ihrer Verkaufslokale zu verwenden. An den Straßenecken aber sind, wie sie früher als Schutz gegen die Überfälle der Indianer dienten, so jetzt als Schutz gegen zu weit gehende Wagenräder, die alten Kanonen verkehrt in die Erde gegraben, die früher auf den Lehmwällen der alten Stadt lagen.

Diese Lehmwälle bestehen noch, ein wahres Rätsel für jeden, der nicht die Natur dieses wunderlichen Landes kennt, denn besser als alle Belagerungsgeschütze der ganzen Welt würde sie ein einziger solcher Frühling, wie wir sie jetzt gewöhnlich daheim haben, vollkommen rasieren und der Erde gleich machen. Hier aber hat man dergleichen nicht zu fürchten; auch die Indianer sind glücklich vertilgt, und die wenigen übriggebliebenen so im Lande zerstreut und demoralisiert, daß sie keinen Angriff mehr auf die Lehmmauer ihrer alten Stadt unternehmen.

Indianer! Großer Gott, wo sind jene Millionen geblieben, die diesen ganzen weiten Erdstrich früher bewohnten, die eine feste Brücke von Quito nach Lima bauten, Hügel mit Hügel durch Brücken verbanden, und ihren Sonnentempel mit Gold füllten? Die Geschichte hat uns das treulich aufbewahrt: die ersten wurden, um Gottes Reich der Liebe kennen zu lernen und das Kreuz zu verehren, von Feuer und Schwert gefressen, von Pferden

zerstampft, von Hunden zerrissen, und die übrigen spannte man in den Pflug und quälte sie als Sklaven zu Tode. um den kleinen Rest kümmert sich jetzt niemand, sie haben den Namen von Christen und bezahlen den Geistlichen, was sie zu zahlen haben — das genügt vollkommen. Das Ausrottungssystem war aber doch ein klein wenig zu rasch vorwärts gegangen, denn es fehlte plötzlich — genau so wie es auf den westindischen Inseln geschah — an Arbeitern für die Weißen. Sklaven wurden deshalb importiert und wuchsen und gediehen, und als sich Peru endlich mit den übrigen Staaten Südamerikas frei vom spanischen Joche machte (die Südamerikaner sind selber noch nicht einmal darüber einig, ob es zu ihrem Glück gewesen sei oder nicht), gab man auch dieser äthiopischen Rasse die Freiheit, mit der beide Teile jetzt nichts Rechtes anzufangen wissen. Hierbei waren aber jedenfalls die Schwarzen im Vorteil, denn sie brauchten nichts mehr zu arbeiten und arbeiteten nichts mehr, und jetzt füllen sie die Straßen Limas mit Gesindel, machen die Wege um die Stadt unsicher, ja lebensgefährlich, und haben die Bevölkerung durch die letzten Jahre mit Raub und Totschlag in einer steten angenehmen Aufregung gehalten.

Jetzt sahen sich die Peruaner wieder ohne Arbeiter; die Indianer hatten sie totgeschlagen oder totgequält, die Neger freigegeben, Arbeiter m u ß t e n sie haben, aber woher nehmen und nicht stehlen. Das zweckmäßigste blieb da jedenfalls, A u s w a n d e r e r aus anderen Ländern hierher zu bringen, welche die Stelle der Indianer sowie der Neger ersetzen und für die edlen Herren des Landes die nötige Arbeit verrichten konnten. Welche Nation war die passendste? Mit den Engländern, Franzosen und Amerikanern mochte man sich nicht gern einlassen, und die beiden zweckmäßigsten Länder, arbeitsame und gehorsame Untertanen zu bekommen, schienen China und Deutschland, denn weder China noch Deutschland kümmern sich den Henker um ihre Landeskinder, wenn diese einmal das Vaterland verlassen und dadurch den dortigen Re-

gierungen und Verhältnissen eine indirekte Grobheit gesagt haben. Trotzdem wollte man sich mit China nicht gern einlassen. Es ist ein gar fleißiges, aber sonst nichtsnutziges Volk, diese chinesische Nation, und da die Rasse in Peru, von den früheren Piraten, Indianern und Negern abstammend, eben auch nicht gerade ein Mustervolk genannt werden kann, so scheute man sich doch, ein neues nichtsnutziges Reis darauf zu pfropfen. Die „ehrlichen" Deutschen bekamen also den Vorzug, in die Stelle der verabschiedeten Schwarzen einzutreten, und ein gewisser R o d o l f o, ein Peruaner, brachte auch glücklich die erste Sendung hinüber.

Wie es denen dort ging und wie sie behandelt wurden, brauche ich nicht weiter zu erwähnen; die Sache ist damals in Deutschland genug — b e s p r o c h e n worden. Jener Schuft stellte aber die Deutschen ganz ungeniert zum öffentlichen Verkauf aus — um die Leute natürlich nur in Akkord zu geben, wie er es nannte, um sie ihren K o n t r a k t erfüllen zu lassen. Nur erst, wie doch zu viel Lärm geschlagen wurde und die Engländer und Franzosen ebenfalls anfingen, sich f ü r die Deutschen zu s c h ä m e n, legte sich die Regierung ins Mittel und machte dem Skandal ein Ende.

Jene durch den Rodolfo eingeführten Deutschen sind nun im ganzen Lande zerstreut, sehr viele aber in Lima selber geblieben, wo sie fast alle Handwerke vertreten, und wo es fast allen gut geht. Der Deutsche (dem andere Regierungen leider mit Recht vorwerfen, daß sie die besten Untertanen machen — dumme Teufel, die eben gewohnt sind, sich daheim alles gefallen zu lassen und das in der Fremde mit vielem Geschick fortsetzen) ist einmal ein fleißiger, ordentlicher Mensch, und wo es irgend angeht, bohrt er sich ein, klebt fest und wird fett. Geschickt und hartnäckig bei seiner Arbeit, muß er darin bald jede andere Nation überflügeln, und so finden wir denn jetzt, besonders unter den Handwerkern, eine Menge wohlhabender, gut gestellter Leute, die unter den traurig-

sten Verhältnissen in das Land kamen, und sich nur einzig und allein durch eigene Kraft und Ausdauer zu dem hinaufgearbeitet haben, was sie wirklich sind. Außerdem zählt der Kaufmannsstand viele der geachtetsten und besten Namen. — Diese sind auch die einzigen „Auswanderer“ (wenn man sie überhaupt zu diesen zählen kann, da sie fast alle früher oder später wieder in die Heimat zurückkehren), die dem Vaterlande daheim noch fortwährenden Nutzen bringen und in steter tätiger Verbindung mit ihm bleiben.

Jene damalige deutsche Kolonie mißglückte total, wenigstens in dem, zu was sie beabsichtigt worden. In Wirklichkeit hat sie aber P e r u immer Nutzen gebracht — den die einzelnen Haciendenbesitzer für sich speziell daraus zu ziehen hofften — und dem Lande fleißige Handwerker zugeführt. Die Felder lagen aber indessen noch immer brach, die Peruaner selber waren nicht zur Arbeit zu bringen, oder auch nicht zu bekommen, denn Präsident Castilla steckte unter die Soldaten, was er möglicherweise von jungen Burschen auftreiben konnte. Mit Deutschland war die Sache außerdem auf eine lange Zeit verdorben und in den dortigen Zeitungen zu viel Lärm geschlagen. Es m u ß t e jetzt an andere Einwanderer gedacht werden, wenn sich die biederen Peruaner nicht in die traurige Notwendigkeit versetzt sehen wollten, s e l b e r zu arbeiten. Der Präsident also, der sich im Anfang der Einfuhr von Chinesen widersetzt hatte, gestattete jetzt dieselbe, und ganze Schiffsladungen voll chinesischer S k l a v e n kamen in das f r e i e Land, um dessen Äcker gefälligst zu bestellen. Was hilft es, daß sie K u l i s genannt werden (man mußte dem Kinde ja doch einen anderen Namen geben), sie wurden öffentlich verkauft — obgleich das die Peruaner leugnen und nur sagen, daß Leute aufgefordert wurden, den K o n t r a k t auszuführen, den die Chinesen eingegangen waren — und ihren künftigen Herren auf a c h t Jahre übergeben. In dieser Zeit sind sie nicht einen Deut mehr

als Sklaven und können in der Zeit hin und her verkauft werden. Sie bekommen, wenn sie einen schlechten oder strengen Herrn haben, erbärmliche Kost und gute Prügel, und wo nicht schreiende Mißhandlungen vorliegen, bekümmern sich die Präfekten den Henker um sie und ihre Klagen. Nach acht Jahren aber sind sie frei und können dann für sich selber die Welt beginnen. Das tun sie denn auch redlich, errichten heimlich Opiumhäuser und Bordellwirtschaften und schenken Peru aus Dankbarkeit für empfangene Wohltaten eine neue Mischlingsrasse von Cholos und Chinesen, die einem späteren Geschlecht einmal zur Zierde gereichen muß.

In Lima selber findet man jetzt schon ganze Viertel, die fast nur von Chinesen bewohnt werden — schmutzige, dunkle Höhlen, in denen sie mit ihren wunderlichen Sitten und Lastern hausen, und zu bewundern ist nur, daß die katholische Geistlichkeit, die sich in früheren Jahrhunderten so gewaltige Mühe gab, die Heiden auszurotten, den Heiden jetzt wieder vollkommen freien Eintritt in ihr Land gestattet, ja ihnen noch die Passage zahlt, um nur auch ja herüberzukommen.

Lima zählt eine enorme Menge von Fremden in seinen Mauern, und wo man geht oder steht, hört man Deutsch, Englisch oder Französisch sprechen, sieht man Schilder dieser drei Nationen über den verschiedenen Kaufläden, die von ihren Waren gefüllt werden. Die Mode in Lima ist auch ganz europäisch, und das Geschlecht der Peruaner hat sich in dieser Hinsicht vollkommen französiert. Die Männchen laufen im Frack, die Weibchen in der Krinoline herum, und nur das mantillenartig übergeworfene Tuch der letzteren erinnert noch an die „gute alte Zeit" — wie man bei uns immer sagt. Die Limanerinnen haben darin eine ganz besondere Art, es zu tragen, die in keiner anderen südamerikanischen Republik so Sitte ist. Sie ziehen das Tuch vorn über die Stirn herab und wissen dann die Zipfel derartig umzuschlagen, daß vom ganzen Gesicht einzig und allein

das linke Auge frei und unbedeckt bleibt. Anständige Damen dürfen das aber jetzt nur noch am Tage tun, denn Abends ist diese Sitte von leichtfertigem Gesindel usurpiert worden. Sonst sieht man aber auch wirklich nicht das geringste Eigentümliche mehr in der ganzen Tracht der Limaner; selbst das Militär ist in französischem Geschmack gekleidet, mit roten Hosen und einem dachartigen Deckel statt Mütze auf, und wer mit irgend einer unbestimmten Idee hier herübergekommen ist, daß er noch Peruaner mit Federschmuck und Krone finden würde, möchte sich bös getäuscht finden. In der Tat richten sich alle diese Staaten mit ihren Sitten, so unabhängig sie sich auch immer gern hinstellen wollen, doch stets und vollkommen nach Europa, von dem sie auch die kleinste Abweichung in der Mode so rasch aufnehmen, als ihnen der Dampfer das neue Modejournal überbringt. Danach tragen sie schmale oder breite Krawatten, enge oder weite Hosen und biegen ihre Visitenkarten nicht nur an der einen Ecke, sondern am ganzen Rand um — alles wie bei uns, und wenn nicht die Landbewohner, die sich in den Straßen herumtreiben, den Poncho trügen und auf Mauleseln ritten, würde man wenig glauben, daß man sich in Südamerika befände. Selbst die Chinesen hier, die man hier und da als Kellner in den Hotels oder sonst in irgend einer Beschäftigung auf der Straße trifft, haben sich ihrer Umgebung schon großenteils angepaßt, ihren Zopf abgeschnitten und ihre Kopfbedeckung dem europäischen Geschmack entnommen. — Nur ihre geschlitzten Augen und platten Gesichter konnten sie nicht ablegen.

So viel aber auch Deutsche, Franzosen, Engländer durch die Stadt Lima verteilt sein mögen, sämtliche Ecken derselben haben die Italiener in Besitz genommen und dort eine Pulperia oder Materialwaren-Handlung, ein Kaffeehaus oder einen Schenkstand angelegt, in denen sie dem Vorübergehenden durch lockende Ankündigungen und bunte Tapeten Fallen stellen. Natürlich spielt dabei

die italienische Trikolore eine Hauptrolle, und selbst in den Verkaufsläden hängt sie schon hier und da, mit einer Lithographie Garibaldis in der Mitte, als Ware aus. — Die Italiener sind in der Tat ein spekulatives Volk, und haben das mit der israelitischen Rasse gemein, daß sie sich keine Mühe verdrießen lassen, Geld zu verdienen, und Tag und Nacht dabei tätig sind. Sonderbare Tatsache ist es aber, daß ich weder in Deutschland, noch in irgend einer der amerikanischen Städte ein einziges Beispiel kenne, wo ein Israelit einen Schenkstand gehalten hätte. Sie verkaufen alles en detail, aber nur nicht Wein, Bier und Branntwein. In Rußland und Polen sollen sie freilich diesen Verkauf einzig und allein in der Hand haben, es kann also nicht Antipathie sein.

Lima ist als Hauptstadt des Landes natürlich die Residenz des Präsidenten, der einzige Hofstaat aber, den Präsident Castilla hält, sind Soldaten, und diese begleiten ihn in der Tat auf jedem Schritt und Tritt. Geht er durch die Stadt, so folgen ihm einige zwanzig oder dreißig Mann Infanterie mit geladenen Gewehren und aufgesteckten Bajonetten; reitet er, so rasselt ein Trupp von eben der Stärke mit klappernden Säbeln und wehenden Lanzenfahnen hinterdrein. Nimmt er ein Seebad, so steht seine Leibwache indessen draußen auf Posten; fährt er auf der Eisenbahn, so ist sein Wagen der nächste an der Lokomotive, hinter ihm in einem offenen Waggon sitzt die getreue Garde.

Es ist das freilich ein schlechtes Kompliment, das er seinen getreuen „Mitbürgern“ macht, aber er hat in der Tat alle Ursache dazu, denn mehrfach ist ihm schon nach dem Leben getrachtet und dies, besonders in der letzten Zeit, lebhaft bedroht worden. Acht oder vierzehn Tage nämlich, bevor ich nach Lima kam, hatte eine kleine Militärrevolution stattgefunden, die merkwürdigerweise von den Offizieren selber ausging, obwohl der Präsident für keinen Stand seines Reiches so viel getan hat, wie gerade für die Offiziere. Morgens früh mit Tagesanbruch war

ein kleiner Trupp dieser Offiziere mit einer halben Kompagnie Soldaten vor des Präsidenten Haus gezogen und sechs davon bald nachher von den eigenen Soldaten erschossen worden. Den Hergang der ganzen Revolution, die keine halbe Stunde dauerte, erzählte man sich auch auf die allerverschiedenste Art; die gangbarste Version ist die folgende:

Die Offiziere sollen den Soldaten gar nicht gesagt haben, daß sie den Präsidenten gefangen nehmen wollten — denn auf einen wirklichen Mord schien es nicht abgesehen —, und als die Offiziere den Palast oder vielmehr Castillas Privathaus betreten hatten, rief ihnen erst ein gegenüber wohnender Kolonel zu, was das Vorhaben ihrer Verführer sei, und hierauf sollen sie dieselben, als sie wieder in den Hof traten, erschossen haben. Sechs Offiziere wurden in der Tat dabei getötet. — Viel wahrscheinlicher ist dagegen die andere Version, nach welcher jenes berühmte Gewehr, das immer aus Versehen zuerst losgeht, auch hier tätig war; dadurch wurden die Offiziere im Innern des Palastes beunruhigt, weil sie glaubten, ihr Plan sei verraten; der gegenüber wohnende Kolonel ebenfalls, zu welcher Partei er nun auch gehört haben mag, scheint es für nötig gehalten zu haben, seiner Loyalität Worte zu geben, noch dazu, da der General selber auf dem Dache seines Hauses erschien und zu den Truppen sprach, und das Resultat war das angegebene. Die Soldaten können aber nicht so ganz unschuldig gewesen sein, denn während ich selbst in Lima war, wurde jene Kompagnie vollkommen aufgelöst und in kleinen Trupps zu den anderen Regimentern gesteckt, vorher wurde aber mit Sack und Pack eine Zeitlang in der heißen Sonne umhermarschiert.

Die Zahl der Offiziere in Peru ist Legion. Wie mir mitgeteilt wurde, kommt auf je sechzig Mann ein General, die entsprechende Anzahl anderer Stabsoffiziere und etwa zwanzig Leutnants. Unter diesen sieht man ganz junge und unreife Burschen, und ihr point d'honneur

scheint auch von dem europäischen in mancher Hinsicht abzuweichen. In Lima erzählte man sich wenigstens darüber die unglaublichsten Sachen. Daß Offiziere Prügel bekommen haben, weil ihre Gläubiger ungeduldig wurden, scheint mehrfach vorgekommen zu sein, ohne daß ihre Kameraden deshalb irgend eine Indignation gezeigt hätten. Ja, man spricht von Schlimmerem als Tatsache, es ist aber nicht nötig, von allen Menschen das Schlechteste zu glauben.

Das Wort Republik ist übrigens auch in Peru, wie in allen südamerikanischen Staaten, selbst Chile nicht ausgenommen, weiter nichts als ein leerer Schall; es bedeutet nichts weiter, als daß der Staat eben keine Monarchie genannt und nicht mehr vom Mutterlande aus regiert wird; sonst herrschen diese Präsidenten fast alle so unumschränkt, wie ein souveräner Monarch nur herrschen könnte, und die meisten seiner Mitbürger verstehen so wenig von Politik und kümmern sich so wenig darum, wie es ein solcher von seinen Untertanen nur wünschen und verlangen könnte. Nur in Zeiten einer Revolution, oder bei den Wahlen wird das Volk angeredet, und wie es im Frieden zu zahlen hat, ersucht man es bei einem beabsichtigten Regierungswechsel, auch das zu Markte zu tragen, was den geringsten Wert im Lande hat — seine eigene Haut. So war damals in Peru bald die Zeit der Präsidentschaft für General Castilla abgelaufen und ein neuer Kandidat sollte auftreten, da er selber den Gesetzen nach nicht wieder gewählt werden konnte. Mit einer wahrhaft rührenden Unbefangenheit besprach man aber schon in ganz Lima das Resultat dieser Wahl, und die Leute sagten ganz offen und öffentlich: General Castilla wird jedenfalls irgend jemanden „wählen lassen", der von ihm vollkommen abhängig bleibt. — Sucht der sich dann, wie das immer der Fall ist, selbständig hinzustellen, so wirft ihn eine kleine, unschuldige Militärrevolution über den Haufen, und General Castilla, vom Volk im Triumph wieder eingesetzt, wischt

den unbequemen Gesetzesparagraphen, der seiner weiteren Präsidentschaft bis dahin im Wege gestanden, ganz einfach von der Tafel.*)

Präsident Castilla ist ein kleiner, alter Herr mit ziemlich starkem, weißem Schnurrbart, und etwa eine Persönlichkeit wie der österreichische Feldmarschall Heß. Er soll dabei ein ganz zäher, fester Charakter sein, wie er das auch zur Genüge bis jetzt bewiesen, der das ganz richtige Gefühl in Hinsicht seiner Nachbarstaaten hat, indem er sich nicht den Henker um ihre Liebe oder Achtung kümmert, solange sie ihn nur f ü r ch t e n. Jene zarte Rücksichtnahme, wie sie in unserem lieben Vaterlande ein Regentenhaus für das andere empfindet, und sollte es das ihm feindlichste sein, findet hier nicht statt. Der Präsident hat außerdem noch den wahrscheinlich begründeten Ruf: fürchterlich grob zu sein, und besonders soll er seine Minister scharf unter dem Daumen halten. Natürlich bücken sich diese allen seinen Launen, denn s i e haben nur ein paar Jahre vor sich, um r e i ch zu werden, und General Castilla ist der einzige Mann, der sie in ihrem Amt erhalten oder ihnen die Tür vor der Nase zuschlagen kann. — Es soll mir aber keiner mehr von europäischen Hofschranzen als etwas Besonderem reden; d a s Unkraut gedeiht und blüht hier auf dem tropischen Boden einer Republik so üppig wie unter der gemäßigten Zone, und kann so schöne, tiefe Bücklinge machen und lügen, schmeicheln und verraten wie daheim.

Der Präsident ist sehr hübsch, aber doch ganz einfach auf seinem Landsitze in Chorrillos eingerichtet — seine Stadtwohnung habe ich nicht gesehen; das aber, was mir von dem ganzen Ameublement am meisten gefiel, war eine wundervolle indianische Hängematte, mit bunten Federn an den Seiten und an den beiden Enden reich besetzt und verziert. — Der Präsident spielt übrigens sehr

*) General Castilla hat diese Scheintragödie nicht einmal nötig gehabt; der nach ihm gewählte Präsident starb bald, und er ist jetzt wieder am Ruder.

stark, und wenn man alles glauben darf, was man sich darüber erzählt, stehen gar nicht selten außerordentlich große Zahlen auf den bunten Blättern. Eine sehr gute Anekdote charakterisiert übrigens das ganze Finanzwesen Perus vortrefflich. Castilla hatte nämlich in einer Nacht ebenfalls sehr viel verloren, und außer dem, was er bezahlte, bekam sein Finanzminister den Befehl, einen Scheck von 50 000 Dollars auszustellen. Dieser Herr aber wies 60 000 statt 50 000 an, und als dem Präsidenten das Papier zur Unterschrift vorgelegt wurde und er, etwas überrascht, sagte: „Sechzigtausend? ich habe nur fünfzigtausend verlangt,“ erwiderte Sennor Salzeda ruhig: „Allerdings, Exzellenz, ich brauchte aber auch zehntausend.“

Das sind die „guten, alten Zeiten“, die sich alle die armen, geplagten und knapp gehaltenen Beamten eines späteren Jahrhunderts mit Seufzen zurückwünschen werden.

Natürlich war auch die Wohnung des Präsidenten, wenigstens der von einem eisernen Staket umgebene Vorhof derselben, von Soldaten bewacht, und während des Frühstücks mußten sonderbarerweise vier von ihnen aus der Wachtstube heraus und sich, mit aufgepflanzten Bajonetten, auf eine für sie alle viel zu enge und grün lackierte Bank setzen. Zu welchem Zwecke das geschah, habe ich nicht herausbekommen.

Chorrillos ist der vielbesuchte Badeort Limas, von dem sich der Leser aber um Gottes willen keinen exaltierten Begriff machen darf. Er denke sich einen riesigen Schutthaufen, dicht am Ufer der rollenden See, und in diesem Schutt, in Staub und Sand und Lehm eine Zahl kleiner Lehmhütten und niedlicher Sommerhäuser gestellt, die in der Sonne ordentlich zu qualmen scheinen. Dicht daneben — man braucht nur über eine Art von Schindanger zu gehen, auf dem eine Anzahl toter Hunde und Katzen liegen und von Aasgeiern gerupft werden — liegt trostlos und heiß der Kirchhof mit seinen halb gebratenen

Leichen, denen auch kein Strauch den geringsten Schatten und Schutz bietet, denen keine Blume ein freundliches Lebewohl in die heiße Glut hinunternickt. Eine Lehmmauer schließt das Ganze ein, ein paar blau und schwarz angemalte Kreuze stehen darin umher und scheinen den Hals emporzurecken, als ob sie aus dem dunstigen, schwülen Platze hinaus ins Freie wollten — und wären sie draußen, würden sie sich ebenso zurücksehnen, denn draußen sieht es gerade so trostlos aus. Chorrillos müßte übrigens kein Badeort sein, wenn es nicht auch seine Spielhölle besitzen sollte. Die ganze spanische Rasse liebt überhaupt das Spiel, und eine Menge Leute, die ein Geschäft aus dieser Sache machen, treiben sich auch dort umher, weniger geübte Fremde zu rupfen und zu plündern. Ich fand dort unter diesen einen alten Bekannten von dem Dampfer „Themar", der uns von St. Thomas nach Colon gebracht, und auf dem dieser Bursche ein paar Ecuadorianer rein auszog. Er saß, die Hände in den Taschen, auf einer Bank, und neben ihm, keine drei Schritt davon entfernt, zupfte ein Aasgeier einen Knochen ab — die beiden paßten vortrefflich zueinander.

Chorrillos wurde früher nur von Indianern bewohnt, und noch jetzt ist dort ein Indianer die oberste Magistratsperson. Die peruanischen Weißen ließen sich aber nach und nach zwischen ihnen nieder, denn so dicht bei Lima gab es keinen bequemeren Platz für die Seebäder und Seebrise; noch jetzt nennen sie auch ihre Häuser dort, wie es die Indianer tun, „Rancho", und haben dieselben, ziemlich ähnlich den indianischen Hütten, nur natürlich mit mehr Eleganz gebaut. Sonst ist aber die Umgegend so trostlos, wie sie nur an irgend einer Stelle der peruanischen Küste sein kann. Kein Grashalm wächst auf den dürren Bergen, nicht einmal ein Kaktus oder ein Dornbusch, und knöcheltiefer Staub füllt die Straßen, auf die n i e ein Tropfen Regen fällt. Die Häuser selber haben keinen Vorbau und Balkons, nur Verandas im Innern, und es sieht sonderbar aus, wenn man in der

Mittagszeit durch die Straßen geht und weder rechts noch links noch geradeaus — die Sonne stand damals gerade über Kopf — genug Schatten findet, auch nur eine Fliege gegen die sengenden Strahlen zu schützen.

Man fährt von Lima etwa in einer halben Stunde auf der Eisenbahn nach Chorrillos, und es gehört in der Residenz mit zum guten Ton, einen Sommeraufenthalt in diesem reizenden Küstenpunkte von Staub und Sand zu besitzen oder doch wenigstens für die heißen Monate zu mieten. Die h e i ß e n Monate sind aber in der Tat gar nicht so arg, wie man nach der geographischen Lage Limas und der dürren, sonngebrannten Umgebung denken könnte. Ich war gerade zur heißesten Zeit dort, habe aber keinen wirklich heißen Tag erlebt, ja, die Abende waren i m m e r frisch, und man konnte da recht gut einen warmen Rock vertragen. Es ist auch eine wunderliche Tatsache, daß gerade in Lima unsere dicksten heimischen Winterstoffe, Tuchzeug, das einen Viertelzoll dick ist, stete und rasche Abnahme finden. Diese gehen nicht etwa alle in das höhere, kältere Innere, sondern werden in Lima selber getragen. Es ist das aber das nämliche fast mit der ganzen Westküste Südamerikas selbst von Ecuador herunter; die Kordilleren mit ihren riesigen Schneekuppen liegen zu nahe. Kommt der Wind von Westen, so bringt er die kühle Seebrise mit, weht er aber von Osten herüber, wie das meistens der Fall ist, so trägt er die eisigen Lüfte jener Höhen mit ins Tal hinab, und erzeugt dadurch eine ganz andere Temperatur, wie man sie unter der nämlichen Breite an der Ostküste findet. Die Nächte sind stets frisch, und das ist auch wohl die Ursache, weshalb die Weißen oder Europäer in diesen Ländern nicht so rasch erschlaffen, wie sonst unter den Tropen. Die Vegetation ist allerdings einzig und allein tropisch, aber in einem Lande, wo es nie regnet, auch natürlich nichts weniger als üppig, ja, mir kommt es fast wie ein Wunder vor, daß überhaupt noch etwas hier wächst. Nichtsdestoweniger ist der Markt reich mit Früchten bestellt, und

Weintrauben, Bananen, Ananas, Orangen, Feigen, Kaktusfeigen, Pfirsiche usw. bieten reiche Auswahl. Das alles aber, die Bananen ausgenommen, die aber trocken und geschmacklos sind, kommt von der Küste, teils nördlich von Guajaquil, teils südlich von Pisco, und will man wirklich Früchte essen, so kann man sich auch darauf verlassen, daß man schwer dafür bezahlen muß.

Und was bietet Lima sonst? — Du lieber Gott, die Ansprüche der Menschen, wenn sie hier befriedigt werden sollen, müssen s e h r bescheiden sein, denn wer nicht seinen Familienkreis hat, in dem er heimisch ist, mit dem er verkehrt, wird verwünscht wenig finden, an das er sich halten kann. Die Deutschen haben hier wohl einen „deutschen Club" gegründet, ein kleines, freundliches Lokal mit einer kleinen Bibliothek und deutschen Zeitungen, aber wie alles in Lima entsetzlich teuer ist, so auch dieses Institut, an dem sich nur die wohlhabenden Deutschen beteiligen können. Die übrigen sind darauf angewiesen, zu Hause zu bleiben oder jene wenigen Lokale zu besuchen, in denen „schwarzes und weißes Bier" zu zwei Realen die Flasche verkauft und auch wirklich getrunken wird — einem Baier würde es das Herz (und den Magen) im Leibe umdrehen. Außerdem besteht auch noch ein Theater, wo aber die Kunst mehr mißhandelt als geehrt wird. Auch hatte Lima vor einiger Zeit eine deutsche Zeitung, von einem Herrn Haller redigiert und gedruckt; Herr Haller aber wurde krank, und die Zeitung, die sich überdies nur eben über Wasser hielt, ging ein. Allerdings leben genug Deutsche in Lima, die Deutschen im Auslande sind aber nun einmal schwer dahin zu bringen, eine deutsche Zeitung zu halten — obgleich es dieser nicht an Unterstützung gefehlt haben soll. — Ein rechtes Zusammenwirken unter den Deutschen findet überhaupt nicht statt — wir müßten eben keine Deutschen sein, wenn das anders sein sollte. — Zu meiner Freude habe ich aber doch gefunden, daß in Lima wenigstens keine offenen Zänkereien und Streitigkeiten zwischen ihnen bestehen. Die sich nicht

leiden können, gehen einander ruhig aus dem Wege, und dazu ist die Stadt auch groß genug.

Nicht zu den Vergnügungen Limas kann man das neue Zuchthaus rechnen, jedenfalls das beste Gebäude in der ganzen Stadt, das fest und massiv aus Stein ausgeführt, aber noch nicht ganz beendet ist. Man hat es nach dem neuen Zellensysteme errichtet, mit einem weiten, gewölbten Raume — wahrscheinlich die Kirche, in der Mitte, und fünf sternartig auslaufenden Flügeln, in denen die einzelnen Zellen liegen, während das Ganze noch von einer hohen, bewachten Mauer umschlossen ist. Gnade Gott aber den armen Sündern, die diese Zellen einmal, in diesem Klima, bewohnen müssen! Sie sind neun Fuß lang und fünf Fuß breit, gerade lang genug, um eine lange Matratze hineinzulegen, und vier Schritt — wenn sie nicht zu groß sind — daneben hin und her zu machen. Das Gebäude, wie es jetzt steht, kann sich jeder frei ansehen, und möglich, daß es jenem Lima füllenden Gesindel einen heilsamen Respekt vor seinen Schlössern und steinernen Kästen einflößt; das aber wäre auch nötig, denn bis jetzt scheinen sich die Spitzbuben wenig genug aus den peruanischen Gefängnissen gemacht zu haben. Diese waren von ihnen gefüllt, und seit die Todesstrafe abgeschafft worden, mehrten sich die Einbrüche und Raubanfälle und Morde in einer erschreckenden Weise. Natürlich gab es bald gar keinen Platz mehr, die wirklich eingefangenen Verbrecher wegzustecken, und man behauptet allgemein, daß die Polizei, wenn frische Zufuhr ankam, einfach Platz für sie gemacht und die am längsten Sitzenden hinausgelassen habe. Man sah sich auch zuletzt genötigt, die Todesstrafe wieder in Kraft treten zu lassen, und die wohltätigen Folgen dieser Maßregel haben sich seit der Zeit auffällig gezeigt. Den Tod scheinen die Peruaner doch zu fürchten. Der Kirchhof Limas bietet manches Eigentümliche. Der vordere Teil desselben sieht freundlich genug in der dürren, es umgebenden Wüste aus, denn einem deutschen Gärtner an-

vertraut, hat dieser den Eingang zu der stillen Ruhestätte der Toten in einen Garten umgewandelt, dessen Beete durch die hindurchströmende Wasserleitung frisch erhalten werden. Der eigentliche Gottesacker sieht dagegen echt kaufmännisch und ordentlich aus, denn hier liegen die Toten, sauber und regelmäßig in Gefache eingepackt und aufgeschichtet, mit draußen einem Etikett, das Namen und Datum der abgelieferten Schuldverschreibung anzeigt. Man befolgt hier das nämliche System wie in New-Orleans, die Särge in festgemauerte Futterale einzuschieben, und diese dann mit Backsteinen und Kalk luftdicht zu verschließen. Vier übereinander bilden dann stets eine breite Mauer, die einen kleinen, für sich abgeschlossenen Hof umzieht, eine Art von geschlossener, stiller Gesellschaft, die, vollzählig, keine weiteren Mitglieder mehr aufnimmt, und deren Geister nachts einen kleinen, allerliebsten Privatzirkel auf dem gepflasterten Mittelhof halten können. Die reichen Toten wohnen im eigenen Hause, mit todeslänglichem Besitzrechte — die armen dagegen, wie das auch im Leben war, nur zu Miete, und wenn ihre Zeit um ist und keine neue Nachzahlung für sie gemacht wird, müssen sie anderen Frischgekommenen den Platz gönnen.

Der hintere Teil des Kirchhofs sieht nicht so geschäftsmäßig aus, denn hier sind offene, von niederen Mauern umschlossene Stellen, in denen die ärmsten, die unentgeltlich begraben werden müssen, in den rauhen Boden nur eben eingescharrt sind. Der Boden selber besteht hier nur aus Sand und großen Kieseln, und zierliche Gräber sind deshalb auch nicht zu beschaffen — wären sie überhaupt für so arme Teufel nötig. Ein rotes,kleines Kreuz, oft nur aus zwei Splittern Holz zusammengebunden, bezeichnet die Stelle, wo sie liegen (nicht der Toten oder der Hinterlassenen, sondern nur des Totengräbers wegen, um den Platz nicht zu verwechseln), und mit Kalk überworfen, scharrt man sie nach einigen Jahren, wenn der Platz wieder gebraucht werden

sollte, aus und verbrennt hinter dem Kirchhofe die etwa noch vorhandenen Überreste.

Während ich in Lima war, hatten wir auch einige leichte Erdstöße, von denen der eine aber doch stark genug war, daß ich nachts davon aufwachte und mein Bett wackeln fühlte. Ich wußte im Anfange, noch im Schlafe, nicht recht, was vorging; das sicherste Zeichen eines solchen Stoßes aber, besonders in der Nacht, ist das, daß alle Hunde zu bellen anfangen. In Lima befürchtet man aber wenig davon; die Gebäude sind alle schon darauf eingerichtet, und eine stete Gefahr stumpft auch den Menschen zuletzt vollständig gegen jedes Gefühl etwaiger Unruhe ab.

2.

Ein Ritt ins Innere.

Peru hatte ich besonders besucht, um die in Deutschland so oft besprochene deutsche Kolonie am Pozuzu (oder Pozuzo, wie es jetzt in Peru geschrieben wird) zu besuchen. Nach allem, was ich darüber gehört, glaubte ich auch annehmen zu dürfen, daß ich die Kolonie von Lima aus in höchstens acht Tagen erreichen könnte, sollte aber hier bald zu meinem Schrecken, und zwar von Herrn Damian v. Schütz selber, erfahren, daß ich in der jetzigen Zeit (die Regenzeit in den Gebirgen) reichlich sechzehn bis achtzehn Tage gebrauchen würde. Dies war mir eigentlich ein wenig zu viel, und ich überlegte mir schon im stillen, ob ich mir nicht vielleicht den ganzen bösen Ritt schenken könne, da ich es nicht für möglich hielt, daß mir das Resultat Anstrengung und Kosten eines solchen Marsches, über beide Kordilleren hinüber, lohnen könne. Sollte das geschehen, so mußte ich in Lima selber genaue Erkundigungen über den dortigen Stand der Dinge ein-

ziehen, und dazu bekam ich doch sicherlich genügende Gelegenheit. — Wie erstaunte ich jedoch, als ich fand, daß dies keineswegs der Fall sei, denn wenn ich auch ein paar Leute traf, die wirklich dort gewesen waren (Deserteure der Kolonisten), so erhielt ich nach ihren Beschreibungen nur eine ganz verworrene Idee und merkte auch, daß der einzelne besonders die Verhältnisse nur so schwarz als möglich schildern wollte, um sein eigenes Desertieren zu entschuldigen. Die gebildete Klasse von Deutschen in Lima, selbst die zahllosen Konsuln eingeschlossen, wußten gar nichts von der Kolonie, als daß sie existiere. Die meisten hatten in der Tat nur das darüber gehört, was in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gestanden.

Da half also nichts, ich mußte selber hin, denn meinem ursprünglichen Plane wollte ich nicht gleich von allem Anfang an untreu werden. Ich machte mich dabei auf alle nur möglichen Beschwerden gefaßt — aber noch auf lange nicht genug, wie ich bald zu meinem Schaden erfahren sollte. Besonders hatte ich nie gedacht, daß ich je in einem wilden Lande soviel Geld ausgeben müsse, nur um von der Stelle zu kommen, sowie zu existieren.

Vor allen Dingen mußte ich mir in Lima ein Maultier kaufen, und hatte 6½ Unze zu bezahlen, um nur ein einigermaßen gutes und dauerhaftes Tier zu bekommen; aber mein Entschluß war einmal gefaßt, und ich säumte nicht, ihn ins Werk zu setzen. — Am dritten Weihnachtsfeiertage, morgens etwa um zehn Uhr, ritt ich aus, meinen Revolver vorn im rechten Halfter, meine Doppelbüchse ebenfalls geladen an der Seite, denn eine Menge Mordgeschichten waren mir von diesem Wege erzählt, und ich besonders gewarnt worden, die Tour nicht allein zu unternehmen. Tatsache ist es, daß viele Menschen schon in der Nähe von Lima, aber nicht weiter ab als sechs bis acht Leguas, angefallen und ermordet wurden, und es war deshalb immer besser, sich vorzusehen. Außerdem treibt sich auch, seit Aufhebung der Sklaverei, eine Unmasse von Negern hauptsächlich in

Lima und in dessen unmittelbarer Nähe umher, und diesen Burschen ist ebensowenig zu trauen wie den Südamerikanern selber, denn sie sind schon so lange im Lande gewesen, um nicht etwas wenigstens davon zu lernen.

Es ist eine ganz eigentümliche Tatsache, daß man die noch so getreue Beschreibung eines fremden, besonders überseeischen Landes auch mit der größten Aufmerksamkeit lesen mag, und sich doch ein ganz anderes und verschiedenes Bild von dem Lande selber machen wird, das man beschreiben hört, als man es später der Wirklichkeit nach findet. Man mag noch so viel Erfahrung von anderen Ländern auf seiner Seite haben, es hilft alles nichts; die Phantasie, selbst des trockensten Menschen, spielt uns stets einen Streich, und wir sehen uns dann plötzlich in Szenen versetzt, mit denen wir von vornherein vertraut zu sein glaubten, und die uns doch jetzt vollkommen unbekannt und fremd sind. So ging es mir in Peru, dessen Küste ich als dürr und steinig kannte, von dem ich aber geglaubt hatte, daß ich, nur die ersten Hügel überschritten, die ersten Meilen hinter mir, ein herrliches, mit Vegetation bedecktes Land finden würde — und wie hatte ich mich darin getäuscht!

Mein nächstes Ziel, Cerro de Pasco, jene berühmte Silberstadt und auch zugleich die höchste der Welt, für die ich irrtümlicherweise früher Quito gehalten, liegt 5000 Fuß höher als letztere Stadt, also etwa 14 500 Fuß über der Meeresfläche, schon an den Wassern des Amazonenstromes und in etwa nordöstlicher Richtung von Lima. Der Weg zieht sich auch aus Lima, wenn man die Brücke über den Rimak passiert hat, nördlich hinauf bis zu dem kleinen Bergstrom Chillon, den er von da an treu bis zu der Wasserscheide der Kordilleren entgegenführt.

In den Straßen von Lima selber sieht man natürlich nur wenig von dem Charakter des Landes draußen, die dürren Küstenhügel ausgenommen, die kahl und nackt herüberschauen, und eben nicht viel Tröstliches von der nächsten Umgebung versprechen. Und jetzt verläßt man

die Stadt und betritt einen breiten Weg, der ebensogut ein trockenes Flußbett sein könnte, denn er ist mit großen, von Wasser rund und glatt geschliffenen Kieseln bedeckt, deren Zwischenräume allein mit grauem Staub gefüllt sind. An beiden Seiten ist er mit einer niederen, dicken Lehmwand eingefaßt, hinter der hier und da Weiden und auch wohl Fruchtbäume stehen, denn eine der Wasserleitungen, die Lima mit frischem und gutem Wasser versehen, führt hier durch und begünstigt einigermaßen die Vegetation. Sonst ist alles kahl, alles dürr, tot und wüst, und nicht ein Vogel — die eklen Aasraben Limas ausgenommen — zu sehen.

Draußen am äußersten Tore Limas steht noch ein Garten, in dem ein Deutscher einen Schenkstand hat; es ist heute noch Feiertag, und die schwarz-rot-goldene Fahne weht darüber. Gegenüber flattern die italienischen Farben im Winde — eine kleine, scherzhafte Illustration, wie friedlich die beiden Flaggen dicht nebeneinander wehen könnten, wenn jede nur ihr eigenes Wohl im Auge hätte. Dahinter beginnt die Öde, und hier und da, noch nahe zur Stadt, stehen nur ein paar kleine, offene Lehmhütten, in denen Tschitscha, wie altbackenes Brot und Papierzigarren dem reisenden Publikum für schweres Geld zur Verfügung gestellt sind. Wer sich dadurch nicht verführen läßt, reitet weiter und sieht sich plötzlich am Ende des eingezäunten Weges und am Fuße jener dürren Hügel selber, die selbst da, wo sich ein Tal hinein öffnet, nichts, nichts weiter bieten, als Sand, Staub, Steine, sowie hartgebrannte, dürre, rotbraune Erde, auf der die Sonne niedersengend liegt. So weit das Auge die ebene Bahn bestrich, war kein menschliches Wesen zu sehen, nur hinter mir her kam in scharfem Trabe ein einzelner Reiter, dessen Bahn aber von hier links ab nach einem kleinen Städtchen lag. Er zügelte sein Pferd, als er mich überholte, und fragte, wohin ich so allein wolle. Ich nannte ihm mein Ziel, das weit hinter den Kordilleren lag, und er schüttelte den Kopf. „Ich sollte mich in acht

nehmen," meinte er, „denn es treibe sich wieder einmal böses Gesindel im Land umher, dem sie bis jetzt vergebens nachgespürt hätten." Damit bog er seitab und verschwand wenige Minuten später in der Staubwolke, die sein eigenes Tier aus dem trockenen Boden schlug.

„In acht nehmen!" Ich hatte weiter nichts zu tun, zündete mir eine frische Zigarre an und trabte wohlgemut meine Bahn entlang. Mich drängte es nur, die Nähe der Küste zu verlassen, und zwar nicht der möglichen Räuber, sondern dieser traurigen Szenerie wegen, die ja doch im Innern mit einer mehr freundlichen Umgebung wechseln mußte. Eine kleine halbe Stunde mochte ich so durch diese Einöde geritten sein, als ich vor mir Staub aufwirbeln sah, und gleich darauf erkannte ich drei Reiter, die auf meinem Wege Lima entgegensprengten. Es waren, wie ich bald fand, Neger, und ich lenkte mein Pferd nach der rechten Wegseite hinüber, um sie links an mir vorbeipassieren zu lassen. Eine feste Begrenzung des Weges fand aber hier gar nicht statt, wo die Bahn Hunderte von Fuß breit dalag. Die Reiter teilten sich, so daß ich zwei zur Linken und einen zur Rechten bekam; dicht bei mir zügelten sie plötzlich ihre Tiere ein, während einer der ersteren seinen Arm ausstreckte und Feuer für seine Zigarre verlangte.

Die Möglichkeit ist nun, daß es ganz brave und harmlose Menschen waren, die nicht das geringste Böse im Schilde führten; nach allen früher gehörten Mordgeschichten war ich aber nicht gesonnen, ihnen hier allein, einer gegen drei, den geringsten Vorteil über mich zu gestatten, denn „Gelegenheit macht Diebe". Schon vorher hatte ich die Hand unter meinem Halfterdeckel, und den Revolver herausnehmend, sagte ich dem Mann vollkommen ruhig: „Das sei das einzige Feuer, das ich zu vergeben hätte." Er prallte mit seinem Maultier rasch zur Seite, und die anderen beiden lachten laut auf; ich aber gab meinem Tier die Sporen, fest entschlossen, mich auf keine weitere Unterhaltung in Armes Bereich einzu-

lassen. Als ich gleich darauf den Kopf nach ihnen zurückdrehte, sah ich, wie sie noch im Wege hielten. Ich wußte aber recht gut, daß sie mir jetzt nicht mehr folgen durften, denn das wäre ein offener Beginn von Feindseligkeiten gewesen, bei denen sie, meiner Doppelbüchse gegenüber, böse den kürzeren gezogen hätten. Das mochten sie auch recht gut selber wissen, denn ich wurde nicht weiter von ihnen belästigt und hatte sie bald aus dem Gesicht verloren.

Mit meinem Maultier war ich ziemlich zufrieden; wie alle diese Tiere aber, die vortrefflich in Gesellschaft gehen, war es allein ziemlich faul, und ich hatte die Sporen nötig. So erreichte ich denn auch bald den kleinen Bergstrom Chillon, dem ich von jetzt ab entgegenreiten sollte, und fand an dessen Ufer wenigstens etwas Vegetation; immer aber noch weit weniger, als ich erwartet hatte. Das Tal, dem ich aufwärts folgen sollte, lag zu beiden Seiten des Stromes dürr und kahl, und eine Menge von Einfriedigungen, die aus mauerartigen, übereinander gelegten Steinen bestanden, gaben mir Stoff zum Nachdenken, weshalb um Gottes willen Menschen mit der größten augenscheinlichen Mühe und Arbeit eine Anzahl von Plätzen sorgfältig eingezäunt und abgegrenzt hatten, in denen auch nicht einmal ein einziger Grashalm wuchs.

Im „Winter“ sollen diese Berge allerdings ein etwas freundlicheres Aussehen haben, denn obgleich es hier nie wirklich regnet, fällt doch dann und wann, wie mir gesagt wurde, ein feiner Sprühregen, der, mit dem Tau der Nächte, das Gras aus dem dürren Boden ruft und die Hänge mit einem matten, durchsichtigen Grün deckt. Möglich, daß dann diese Einfriedigungen zu Weiden werden, in denen sich kurze Zeit ein paar Maultiere vor dem Verhungern schützen können. So viel ist übrigens sicher, daß sich viele dieser Landstriche durch Bewässerung mit nur einiger Arbeit trefflich verwerten ließen, denn an Wasser fehlt es selbst diesen trockenen Hügeln nicht. Eine

Menge von Quellen entspringen darin, und der Fluß oder Bergstrom selber hat Fall genug, ihn nach vielen Seiten hin zu verwenden. Das aber kostete Arbeit, schwere Arbeit, und dazu ist diese faule spanische Rasse nicht gemacht. Nur den Fremden will sie für sich schaffen lassen, und scheint höchstens dazu gut, eine einträgliche Anstellung mit Würde zu verzehren oder den Tag über die Ellbogen auf dem Ladentisch abzureiben. Selber tätig sein wollen oder können sie nicht, und weite Strecken Landes, die reiche Ernte tragen könnten, werden deshalb so lange unbenutzt und dürr liegen, bis fremde Hände sich ihrer bemächtigen — was jedenfalls im Laufe der Zeit geschieht.

Ich passierte jetzt einige Haciendas, die, von Quellen und dem Chillon selber begünstigt, Pisang, Orangen, Futterkräuter und Zuckerrohr trugen. Überhaupt ist der Boden selber fruchtbar genug, und treffliche Gemüse werden hier und da, besonders von Deutschen, in der Nähe von Lima gezogen. Weiter oben verengte sich aber das Tal mehr und mehr. Der vom Wasser getränkte grüne Streifen Landes wurde schmaler und schmaler, und zog sich endlich nur noch wie ein Band dicht an den Ufern des Bergstromes entlang, während rechts und links die kahlen, nackten Höhen wild und traurig in die blaue Luft hineinstarrten und von ihren öden, sonngebrannten, ja, gebratenen Flächen eine erstickende Hitze ausströmten. Überhaupt war der Weg — von keinem einzigen Baum gegen die Sonnenstrahlen geschützt — nichts weniger als angenehm zu reiten, und erst mit anbrechendem Abend wurde es kühl genug, um mein Tier zu schärferem Schritt antreiben zu können. Vor Dunkelwerden erreichte ich endlich eine Brücke über den Chillon, der hier zu reißend floß, als daß man ihn mit dem Pferde hätte passieren können. An der anderen Seite lag eine Hacienda, Macas, wo ich übernachten konnte, und ich fand dort wenigstens ein gutes Bett, um von den Beschwerden des ersten Tages auszuruhen.

An der Brücke wurde mir von einem Chinesen Zoll abgenommen, und ich sah dicht an der Hacienda eine Menge niedriger, schilfgeflochtener, schmutziger Hütten, die von Chinesen wimmelten. Auf meine Erkundigung sagte mir der „Mayor domo" (der Eigentümer wohnte in Lima, oder befand sich wenigstens gerade dort), daß diese Chinesen sogenannte Kulis seien, die einen achtjährigen Kontrakt hätten und nach dieser Zeit frei wären, um für sich selber etwas anzufangen oder sich auf eigene Hand zu verdingen. Diese hier hatten schon fünf Jahre ihrer Zeit abverdient, und der Mann versicherte, „er sei mit ihrer Arbeit zufrieden".

Von Macas, bis wohin ich noch ziemlich ebenen Weg gehabt, brach ich am nächsten Morgen früh wieder auf und kam jetzt bald in das eigentliche Bergterrain des Landes. Der Chillon hat einen außerordentlich starken Fall, der gar nicht so selten in kleine Wasserstürze ausartet. Das Tal verengte sich außerdem immer mehr, und die Felsen liefen an vielen Stellen schroff und steil bis in das Flußbett nieder. — Dicht bei Macas, am rechten Ufer des Flusses und ziemlich hoch am Berge hinauf, in einer wilden Öde von nackten, unfruchtbaren Wänden, liegt eine alte indianische Stadt mit einem ganz eigentümlich gespenstischen Aussehen. Die Mauern scheinen, soweit ich das aus der Ferne erkennen konnte, von Lehm zu sein; trotzdem aber, daß die Dächer schon lange verfault und niedergebrochen waren, hatten sie doch in einem Lande, wo man keinen Regen kennt, der Zeit Widerstand geleistet, und unheimlich starrten noch jetzt die dunklen, augenartigen Fenster und Türöffnungen, durch die schon lange, lange Jahre kein lebendes Wesen geschaut hatte, aus den weißen, leeren Wänden heraus nach dem Wanderer unten. Noch ließ sich der frühere Marktplatz erkennen — noch die Überreste einer wahrscheinlich von den Spaniern gebauten Kirche, aber kein Fuß betrat mehr jene öffentlichen Plätze und Straßen, kein Haupt neigte sich mehr in jener Kirche dem unbekannten, neugebrachten

und furchtbaren Gott, dessen Name in diesem Erdteil mit Blut getränkt und mit Schrecken umgeben worden. Die bleichen, kahlen Mauern, die von dort herüberschimmerten, kamen mir vor wie ein riesiges Menschengerippe, das da drüben in der Sonne dörrte.

Aber auf diesen Wegen kann man sich nicht vielen Betrachtungen hingeben, denn man muß das Auge auf den Pfad selber halten, der von jetzt an bald steil aufläuft, bald tief abfällt, wie gerade das Terrain selber toll und wild seine Höhen aufgeworfen oder seine Tiefen gerissen hatte. Vom Wegbau haben die Südamerikaner nur eine sehr unbestimmte Idee, die sich darauf beschränkt, die Bahn für ein Lasttier nur möglicherweise passierbar zu machen. Schwierigkeiten im Wege wegzuräumen, fällt ihnen nicht ein; sie umgehen dieselben, wenn auch auf noch so großen Umwegen, und was ihre Tiere dabei unnötigerweise auf- und abklettern müssen, wird gar nicht geachtet. Sprengpulver steht, wie mir gesagt wurde, sorgfältig auf allen Rechnungen, aber wie ein Steinbohrer aussieht, wissen sie schwerlich, wenigstens ist er nie angewandt.

Enger und enger wurde das Tal, aber hier und da zeigten sich jetzt auch einige fruchtbare und angebaute Felder darin, und besonders üppig stand in diesen die Alfalfa, das Futterkraut für die Tiere. Auch Mais und Kartoffeln — denn das tropische Klima lag hinter mir — fand ich in der Nachbarschaft. Übrigens hatte ich mir vorgenommen, heute noch das von Macas vierzehn Leguas entfernte Obragilio, ein größeres Städtchen zu erreichen, um in gutes Quartier zu kommen, und die Nacht brach ein, während sich der Weg noch steil am Flusse hinaufzog. Der Chillon bildete hier fast nur eine Kette von Wasserstürzen, und wundervoll sah es aus, wie die weißschäumende Flut donnernd und kochend aus dem dunklen Schatten der Felsen herausströmte und in tiefen Kesseln dann tief unten wirbelte und gärte. Der Pfad war dabei schmal und rauh, mein Tier mußte halbe

Stunden lang über lose Felsstücke hinwegsteigen und selbst oft klettern; Maultiere haben aber darin einen vortrefflichen Instinkt, und man kann sie sich selber vollkommen ruhig überlassen, ja, je weniger man den Zügel führt, desto sicherer gehen sie. Es wurde aber doch neun Uhr, ehe ich die Stadt selber erreichte, und mit Mühe konnte ich noch Quartier für mich, Futter für mein Tier bekommen. An ein Bett war freilich nicht zu denken, und ich schlief die Nacht — wie schon so viele mal in meinem Leben — mit dem Kopfe auf dem Sattel in meinen Poncho eingewickelt.

Der nächste Tag brachte für mich eine freundlichere Szenerie, denn der wilde Strom schien genug Wasserstaub umherzustreuen, um den Talboden feucht und fruchtbar zu halten; auch wurde mir gesagt, daß es hier sehr häufig regnen solle. Ich hatte also die dürren, trockenen Küstenhänge Perus hinter mir und durfte doch jetzt wenigstens auf grüne Hänge hoffen. Es gibt nichts trauriges, als durch ein ödes Land zu reiten. Die Berge waren auch hier in der Tat mit grünen und Blumen tragenden Büschen bewachsen, und am Wege selber stand in großen duftenden Sträuchern das reizende Heliotrop (Vanille), das seinen Wohlgeruch mit der frischen Morgenbrise ausstreute. Allerliebste Kolibris, purpurrot und grün und von winziger Kleinheit, summten und surrten um die Weidenbüsche des Stromufers, und buntfarbige, zierliche Vögel machten schwache und meist unglückliche Versuche, ein Konzert anzustimmen. Die Vögel Amerikas haben herrliche Farben, aber nur sehr wenige können wirklich singen, und unseren Waldsängern daheim kommt *keiner* gleich, den Mockingbird von Louisiana, der auch die amerikanische Nachtigall genannt wird, vielleicht ausgenommen.

Alfalfa, Mais und Kartoffeln wuchsen hier üppig, blieben aber auf das schmale Tal beschränkt, und nur hier und da hatten sich die Bewohner in die Hänge hinaufgewagt und ordentliche Felder angelegt, die grün und

fruchtbar aussahen. Wenn die Leute hier ordentlich arbeiten wollten, könnten sie gewiß genug ziehen; wenig aber brauchen sie nur zum Leben, und über das wenige hinaus gehen dann auch ihre Anstrengungen nicht, wie man es ja in ganz Südamerika, wie man es bei der ganzen spanischen Rasse findet. Gegen Abend überholte ich einen Arriero, der mit Packtieren nach Cerro de Pasco und weiter nach Huánaco zog. Den Tieren waren die kupfernen Gefäße zu einer Branntweinbrennerei aufgeladen, und einzelne davon trugen riesige kupferne Kessel, die diese Leute mit großer Gewandtheit auf den Packsätteln festzuschnüren wissen. Rauh genug gehen sie freilich mit den ihnen anvertrauten Gütern um, denn rauh ist der Weg und rauh das Volk, und was sich eben nicht gutwillig mit den rohledernen Schnüren befestigen läßt, muß entweder biegen oder brechen. Den Schaden trägt natürlich der Empfänger, weshalb also auch große Vorsicht damit brauchen? Mehrere der kupfernen Gefäße und Röhren waren schon eingebogen, und ein paar der Abzugshähne vollkommen abgebrochen, so daß ich in der Tat nicht weiß, wie sie das im inneren Lande je wieder reparieren können.

Da ich am vorigen Tag einen sehr weiten Ritt mit meinem Tier gemacht und es etwas schonen wollte, so blieb ich an diesem Tage bei den Arrieros, natürlich in der Voraussetzung, daß wir wieder irgend ein bequem gelegenes Haus erreichen würden, in dem wir übernachten könnten. Darin sollte ich mich aber getäuscht sehen. Höher und steiler stieg der Weg hinan; fruchtbare, angebaute Felder hatten wir schon gegen Mittag hinter uns gelassen, und streckenweise mußte ich absteigen und zu Fuß gehen, um meinem Tier einigermaßen den Weg zu erleichtern. Aber wir erstiegen auch jetzt den scheidenden Bergrücken der Kordilleren, in die wir so allmählich hineingekommen waren, daß ich es gar nicht recht merkte, bis mich die kältere Luft darauf aufmerksam machte. Einer Menge von Maultieren und Eseln begeg-

neten wir dabei, oder überholten sie auch, die teils leer von Cerro herunterkamen, teils eine Menge der verschiedenartigsten Waren hinaufschafften. Ganze Karawanen von Eseln besonders trugen jene schweren eisernen, mit Schrauben versehenen Gefäße, in denen das Quecksilber verschickt wird, das sie in Cerro zur Amalgamation gebrauchen. Große Fässer trugen andere und riesige Kisten, ja eins der unglücklichen Tiere hatte sogar ein ganzes Pianino auf dem Rücken, das es von Lima aus in die 48 Leguas — zirka 34 deutsche Meilen — entfernte Bergstadt hinaufschleppen mußte. Wer die Wege selber kennt, sollte das fast für unmöglich halten, aber Maultiere machen fast alles möglich, was in ihr Fach schlägt, und nicht sehr rasch, aber vollkommen sicher verfolgen sie ihre Bahn. Manchmal freilich wird es ihnen doch zu viel, und besonders hier oben, wo die Berge nur höchst dürftig Futter tragen und nichts auf der Gotteswelt mehr zu kaufen ist, verlassen sie nicht selten ihre Kräfte. Die Beweise dazu liegen in zahlreichen gebleichten Maultier- und Pferdegerippen auf den Höhen, und hauptsächlich in der Straße selber, denn so lange sie nur noch kriechen konnten, gönnte man ihnen keine Ruhe. Oft wird ja sogar erst dem toten die bitterschwere Last abgeschnallt, die das arme, von Hunger ermattete Tier zu Boden drückte. Arrieros können nämlich, oder wollen für ihre Tiere kein Futter kaufen, und sobald sie diese Höhe erreichten, wo deshalb auch nie jemand einen Vorrat an Futter einlegt, so treiben sie ihren Trupp von Tieren einfach auf die Weide. Wie gesund die aber für sie sein muß, sah ich am nächsten Morgen, wo der ganze Boden weiß mit Reif bedeckt war.

Diese Nacht, die ich vollkommen im Freien zubringen mußte, fror mich furchtbar, denn eben erst aus einem heißen Klima so recht mitten wieder in den Winter hineinzukommen, wollte meinem Körper gar nicht zusagen. Du lieber Gott! ich wußte ja nicht, was mir noch alles bevorstand, und wie oft ich in den nächsten Wochen das Klima

von heiß zu kalt und von kalt zu heiß wechseln sollte. Nahrungsmittel waren außerdem ebenfalls nicht zu bekommen. Nicht weit von dort, wo wir absattelten, hatte allerdings ein Schäfer seine kleine runde, mit Rasen gedeckte Hütte, in der er die Nacht warm genug liegen mochte, aber nichts weiter als sogenannte Chupa oder Suppe, die er uns anbot, die ich aber, mit der frischen Erinnerung an die ecuadorische Kochkunst, hartnäckig verweigerte. Ich führte etwas Brot und Schokolade bei mir und hielt davon ein frugales Abendbrot. Am nächsten Morgen brachen wir ziemlich früh wieder auf, d. h. die Arrieros begannen mit ihren Tieren sehr früh; ehe sie aber allen die Sättel aufgelegt und die Päcke festgeschnürt hatten, verging doch eine ziemlich lange Zeit und ein schöner Teil vom Tage. Mir selber wurde dabei die Zeit lang, und sobald ich mein Tier fertig gesattelt hatte (wobei mir die Hände froren, daß ich sie abwechselnd in die Tasche stecken mußte), sagte ich den langsamen Arrieros adios und trabte frisch in die wilde, öde Bergwelt hinein. Und wie wild, wie öde sah das hier aus; wie kahl und starr hoben sich die nackten, nur dürftig mit einem gelblichen Grase bewachsenen Kuppen empor, zwischen denen nur manchmal eine einzelne stille Lagune der Szene einige Abwechselung gab! — Und trotzdem war kein einziges wildes, d. h. jagdbares Tier zu sehen. Hoch, hoch über mir, aber weit außer einer Kugel Bereich, kreisten wohl ein paar Kondore, sonst aber — zwei schwarze Bläßenten ausgenommen, die auf der Lagune schwammen — fand ich kein einziges lebendiges Wesen, und ich und mein Maultier schienen in der ringsum ausgestorbenen Schöpfung allein übrig geblieben zu sein.

Ein paarmal, wo es ziemlich steil bergauf ging, stieg ich ab, um es dem Tiere zu erleichtern, und fand dann zu meinem Erstaunen, daß mir das Atmen sehr schwer wurde. Auch Kopfschmerz bekam ich, oder eigentlich keinen wirklichen Schmerz, sondern nur eine Art unangenehmes Zusammenpressen der Schläfe. Freilich

war alle Ursache dazu vorhanden, denn ich befand mich hier, als ich die Höhe endlich erreichte, auf dem höchsten Passe der Kordilleren und 16 000 Fuß hoch über der Meeresfläche. Ich fühlte dabei besonders die beißende Schärfe der Luft, wenn ich den Atem durch die Nase zog, sonst aber von allen jenen Unannehmlichkeiten, von denen mir früher erzählt worden, nichts. Es soll nämlich gar nicht so selten vorkommen, daß Menschen und selbst Maultiere einen wirklichen Krankheitsanfall auf dieser Höhe bekommen, eine Seekrankheit, die von furchtbaren Kopfschmerzen und tödlicher Ermattung begleitet ist. Die davon befallenen Maultiere stürzen plötzlich nieder, und wenn man sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe bringt, zittern sie an allen Gliedern und können sich vor Mattigkeit kaum selber von der Stelle schleppen, viel weniger noch einen Reiter tragen. Man nennt diesen Anfall, wenn ich nicht irre, hier im Lande Wedde, und er muß, nach allem, was ich darüber gehört habe, weit eher in gasartigen Luftströmungen als in der wirklichen Höhe seinen Ursprung haben, da er nie eigentlich auf dem höchsten Punkte des Passes, sondern mehr an dem östlichen Hange der Kordilleren vorkommt.

Der eigentliche Gipfel der Kordilleren zeigt sich aber hier keineswegs so scharf und entschieden ausgeprägt, wie weiter südlich und östlich von Valparaiso, wo man den wirklich scheidenden Gebirgsrücken in einer halben Minute passieren kann. Hier ist die Höhe weit mehr gebrochen und in kleine Hügel und Tiefen abgeteilt; sogar eine Lagune hat sich dort oben gesammelt, und ich fand eigentlich erst, daß ich den wirklichen Hauptgipfel erreicht hatte, als ich plötzlich wilde, mit Schnee bedeckte Hänge vor mir sah, deren weiße Flächen tiefer hinabreichten, als ich mich selber befand. Die Schneegrenze, das heißt die Linie des ewigen Schnees, die in der Schweiz auf etwa 9000 Fuß liegen wird, wenn auch einzelne von ihren Gletschern bis 8000 herunterreichen, liegt wunderbarerweise unter und nahe den Wendekreisen viel höher, als

unter der eigentlichen Linie selber, denn sie beträgt unter dem Äquator 15 000 und unter jenen 16—17 000 Fuß. Woher das kommt, ist noch nicht erklärt, wenn auch für Amerika allein eine Erklärung leicht würde. Gerade unter dem Äquator und in wenigen Graden davon liegen hier nämlich eine Menge sehr hoher, schneebedeckter Berge, und unter ihnen der riesige Chimborazo, der mit einer Masse von 5000 Fuß in die Schneeregion hineinreicht. Natürlich verbreiten diese ausgedehnten Schneefelder auch eine viel größere Kälte als dort, wo diese Kuppen nur vereinzelt emporragen, und müssen deshalb die Schneegrenze auch tiefer in das niedere Land drücken. Die nämliche Erscheinung, wenn auch natürlich in kleinerem Maßstabe, haben wir schon mit der Schweiz und Tirol, denn in dem letzteren Lande, das keine so weite schneebedeckte Flächen hat, wie das erstere, liegt die Schneegrenze ebenfalls höher, und 9000 Fuß hohe Kuppen tragen hier nur im Winter Schnee, und auf dieser Höhe noch das zarteste und süßeste Alpengras.

Von hier ab senkte sich der Weg bald wieder bis zu etwa 14 000 Fuß nieder, führte aber nicht wieder, wie ich gehofft hatte, in fruchtbare Täler hinab, sondern hielt sich auf diesen Höhen, die man hier Punas nennt, und wo nur allein ein dürftiges, vom Reif nicht selten wie gesengtes Gras Schaf- und Lamaherden am Leben erhält. Die Schafe haben wahrhaftig kein leichtes Brot, wenn sie sich an *den* Hängen ihre Nahrung suchen wollen, und die Lamas halten sich lieber in den tiefer gelegenen und sumpfigen Stellen auf, die das Schaf vermeidet. Das Lama hat aber auch breite Hufe oder vielmehr Schalen, mit denen es nicht so tief in den weichen Boden einsinkt, kann auch vielleicht eher das im Wasser wachsende und mehr saure Gras vertragen, als das Schaf. — Diese Kordilleren sind die eigentliche Heimat des Lamas, das aber nicht mehr wild angetroffen wird, sondern überall in zahmen Herden beisammen lebt. Das Vicunna dagegen, eine

kleinere Gattung, kommt hier noch wild vor und läßt sich entweder nicht zähmen, oder ist auch vielleicht zu schwach, irgend eine Ladung zu tragen. — Früher soll es auch Guanacos gegeben haben, deren eigentliches Vaterland Patagonien bis zum 30. Breitengrade hinauf ist, diese sind aber jetzt ausgerottet oder nach dem Süden hinuntergetrieben, wo man sie in zahlreichen wilden Rudeln findet.

Die alten Inkas, deren Erinnerung jetzt nur noch im Munde des Volkes lebt, während ihre einfachen Bauwerke selbst bis auf unsere Tage der Macht der Zeit getrotzt haben, hielt nicht selten große Jagden auf das Vicunna, und zwar auf eine höchst eigentümliche Weise, indem sie dieselben „verlappten". Nach allen Beschreibungen nämlich scheinen sie wirkliche Federlappen gehabt zu haben, mit denen sie, wo sie ein Rudel dieser Vicunnas trafen, dasselbe einkreisten und den Ring immer enger und enger zogen, bis sie die einzelnen Tiere mit dem Lasso sichern oder mit ihren Pfeilen töten konnten. Die Federlappen waren dabei gar nicht so hoch, aber kein Vicunna wagte es, sie zu überspringen. Nur wenn sich ein oder mehrere Guanacos mit im Rudel befanden, was ziemlich häufig der Fall gewesen zu sein scheint, so war die Jagd vergebens, denn diese letzteren übersprangen die Lappen, und sobald eins dieser Tiere hinübersetzte, blieben die Vicunnas auch nicht zurück, sondern folgten dem Beispiel. Die Indianer hüteten sich auch deshalb wohl, ein Rudel einzukreisen, bei dem sie eins der klügeren Guanacos spürten.

Das wilde Guanaco hat eine bestimmte Farbe, wie überhaupt fast alle wilden Tiere — das gezähmte Lama dagegen findet sich von allen Farben, schwarz, weiß, braun, grau, gefleckt, ja selbst getigert, und es gibt kaum etwas bunteres auf der Welt, als eine Herde dieser hübschen, langhalsigen, zottigen Tiere, die nicht scheu, aber doch erstaunt den schönen Kopf emporwerfen, wenn ein einzelner Reiter auf diesen Höhen die stille Öde ihrer

Weiden unterbricht. Es gibt aber gewiß nichts Herzigeres und Lieberes auf der ganzen Welt, als so ein junges Lama mit seiner seidenweichen und dichten Wolle, und ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich eins dieser prächtigen kleinen Dinger hätte mitnehmen können. Aber ich hatte Mühe genug, mich selber vorwärts zu bringen, und überhaupt können die Lamas auch das heiße, trockene Land der Küste gar nicht recht vertragen. Sie kommen allerdings dann und wann in einzelnen Herden selbst bis nach Lima hinunter, aber man treibt sie stets wieder so rasch als möglich zurück in das höhere, kältere Land, das ihre eigentliche Heimat ist, und dessen rauher Luft zu begegnen sie einen ganz anständigen warmen Pelz auf dem Leibe tragen.

Mein Maultier hatte sich oben in der feinen und dünnen Luft ziemlich gut gehalten; beim Bergsteigen schien ihm nur auch die Luft etwas zu fehlen, denn es schnaufte schwer und blieb oft stehen, um sich auszuruhen. Um es nicht zu sehr anzustrengen, machte ich deshalb einen kurzen Tagesmarsch und blieb in dem ersten Tambo, der unten am Fuße des oberen Rücken ziemlich einsam in den Bergen lag. Diese Tambos, kleine, niedrige Lehmhütten, die in größeren Städten wohl auch dann und wann ein Bett für den Fremden und Reisenden haben, sind in dieser Wildnis natürlich nur einfache Nachtquartiere, in denen man höchstens abends eine Kartoffelsuppe und — wenn man Glück hat — ein Stück Fleisch, aber sonst nicht die geringste Bequemlichkeit findet. Wenn man schlafen will, wird einem für die Nacht ein halbes Dutzend trockener Schaffelle anvertraut, auf denen man wenigstens vor der Feuchtigkeit des Bodens geschützt ist; sonst muß man, wie gewöhnlich, seinen Sattel zum Kopfkissen, seinen Poncho zur Decke nehmen, und wenn die Luft recht kalt und eisig über die Schneeberge herüberstreicht, kann man nach Herzenslust unter der dünnen Decke schütteln und frieren.

Überreinlich sind dabei die Nachtquartiere ebenfalls

nicht, und wenn es nicht unumgänglich nötig ist, sollte man sich nie in der Nähe des Herdes aufhalten — wo die Suppe bereitet wird — vorausgesetzt nämlich, daß man etwas eigen in Bereitung der Speisen wäre. Dennoch ist es kein Vergleich mit dem Innern von Ecuador, denn gegen die Bewohner d i e s e s Landes sind die Peruaner wirklich wahrhafte Holländer. Das Hauptnahrungsmittel dieser Höhen sind Kartoffeln (die aber auch aus mehr „tropischen" Gegenden eingeführt werden müssen) und Schaffleisch. Mais bekommen sie ebenfalls dann und wann herauf und dörren ihn mit Fett, wonach er ihnen als Brot dient.

Von diesem Hause aus, Casacaucha, wo ich übernachtete, brach ich am nächsten Morgen ziemlich früh auf, um ein kleines Städtchen, Ualjay, zu erreichen. Der Weg dorthin, der noch immer auf der Puna fortführte, war aber heute sehr schlecht, denn obgleich hoch in den Bergen und an grasigen Hängen hinführend, zeigte sich der Boden doch so weich und sumpfig, daß mein Maultier ein paarmal zu versinken drohte und von da an nur mit der äußersten Vorsicht weiter gebracht werden konnte. Allerdings hat der Staat, da dies der Hauptweg der ganzen Republik ist, den Weg verbessern und an den schlimmsten Stellen ordentlich pflastern lassen. Da dies aber nur mit sehr rauhen Steinen geschehen konnte, die noch dazu kein festes Lager fanden, so drückten sie sich natürlich teils in den sumpfigen Boden ein, teils schoben sie sich auseinander, und eine schönere Gelegenheit, die Beine eines Maultieres zu zerbrechen, gibt es wohl auf keiner Straße der Welt. Unterwegs sah ich nichts als zahlreiche Schaf- und Lamaherden. Die Schäfer wohnen in kleinen runden Hütten, deren etwa vier Fuß hohe Mauer von Steinen aufgebaut ist, auf denen ein spitzes Dach von dick aufeinander gelegten Binsen ruht. Als Brennmaterial dient ihnen dabei der an sumpfigen Stellen abgestochene und in der Sonne getrocknete Rasen, und sie haben im Innern aus Lehm roh zusammgeklebte

und von ihnen selbst aufgestellte Öfen, die so trefflich geformt sind, daß sie tüchtig ziehen und eine höchst wohltätige Temperatur im Innern verbreiten. Rings im Innern der Hütte läuft dann eine Bank, von eben solchen Rasenstücken aufgestellt, die über Tag zum Sitz und Nachts zur warmen Lagerstätte dient. Der Rauch zieht natürlich durch das Dach, oder wo er eben sonst einen Ausweg findet — Schornsteine kommen nicht vor.

Ualjay erreichte ich etwa drei oder vier Uhr nachmittags, und da ich von hier aus noch etwa acht Leguas bis Cerro hatte, beschloß ich, da die Nacht zu bleiben. Ein guter Tambo sollte ebenfalls im Orte sein; vergebens fragte ich aber dort um Nachtquartier; vergebens hielt ich bei jedem nur einigermaßen anständigen Hause, das ich in dem kleinen Städtchen fand, um quarto zu bekommen; niemand wollte den Fremden beherbergen, und „no hay quarto" lautete der Bescheid.

Wäre ich nun ein schüchterner junger Reisender gewesen, so hätte ich jedenfalls diese Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen — keinesfalls etwas angenehmes, da es eine Stunde später scharf zu graupeln anfing und die Nacht tüchtig fror. Ich hatte aber schon genug von der südamerikanischen Rasse gesehen, um zu wissen, wie man sie behandeln muß, und sowie ich meinen Rundritt gemacht und nirgends ein Nachtquartier gefunden, ritt ich vor das beste Haus der Stadt. Dort stieg ich einfach ab, schnallte meinen Sattel ab und trug ihn in das Haus, stellte meine Büchse in die Ecke und erklärte dem Besitzer, der mich vorher selbst ziemlich barsch abgewiesen, daß ich eingezogen sei. Er schien das auch vollkommen in der Ordnung zu finden; über meine vorherige Anfrage wurde kein Wort mehr gesprochen, und der Mann wurde von da an so freundlich, wie er nur sein konnte. Ich bekam sogar etwas sehr seltenes: Für mein Maultier etwas Hafer und Mais, denn draußen auf der Weide war wenig oder gar nichts für dasselbe zu finden. Außerdem entdeckte ich eine Tienda,

in der ich ein Licht, etwas Brot und ein Blech mit Sardinen in Öl kaufen konnte; Schokolade und etwas guten Kognak hatte ich selber bei mir, und wenn der Leser wissen will, wozu ich solche lukullische Vorbereitung an einer so öden Stelle machte, so muß ich ihm einfach sagen, da es Silvesterabend war, den ich an diesem Ort allein und einsam verbrachte. Natürlich wollte ich ihn auf eigene Hand feiern und mir wenigstens einen ordentlichen Grog brauen, um die Gesundheit meiner Lieben und Freunde daheim zu trinken.

Wie dann die Zeit kam, daß daheim die Mitternachtsstunde schlug, und während ich im Geiste die fröhlichen Paare in den erleuchteten Sälen dahinfliegen sah, während ich manches stillen traulichen Stübchens gedachte, in dem sich gute Menschen ein fröhlich „Prost-Neujahr" entgegenriefen — während ich wußte, wie — doch alles läßt sich eben nicht so mit Worten sagen, wie man es in einer solchen Stunde fühlt; als es aber daheim zwölf Uhr war, und während in Ualjay der Hagel auf das Dach niederrasselte und auf das hölzerne Vordach der Veranda schlug, lag ich ausgestreckt auf meinen Schaffellen, den Kopf auf dem Sattel, den dampfenden Grogbecher neben mir, und ein herzlicher gemeintes „Prost-Neujahr" hat niemand aus der weiten Fremde in die Heimat gesendet, die guten Menschen dort zu grüßen.

Sonst schlaf' ich ein, sowie ich den Kopf auf den Sattel drücke — heute ging's nicht, und lange, lange noch lag ich träumend wach, rauchte eine Zigarre nach der anderen und blies den Dampf in das neben mir stehende flackernde Licht hinein.*)

So lag ich, bis es da oben schon sicher zwölf Uhr war, aber in Ualjay blieb alles still und stumm. Das

*) Der Mensch kann nämlich, wie bekannt, nicht im Dunkeln rauchen, so sonderbar das auch für einen Nichtraucher klingen mag. Sobald man den Dampf nicht sieht, weiß man nicht, ob Pfeife oder Zigarre brennt, und demzufolge wäre der Genuß des Rauchens also in der Tat nur eine Einbildung.

alte Jahr war vorüber und ein neues fing an, das etwa wußten die Leute, und weiteres kümmerte sie nicht. Wie hätten sie auch mit irgend einem bestimmten Gefühl das alte Jahr scheiden sehen sollen, da sie überhaupt gar kein bestimmtes Gefühl für Zeit haben. Sie wissen, daß das Jahr 365 Tage hat, das ist alles. Wie rasch diese fliegen oder wie langsam, bleibt sich völlig gleich, denn sowie ein Tag vorbei ist, kommt ein anderer, der genau so aussieht und ganz denselben Wert hat wie sein Vorgänger. Wozu die Tage etwa zu gebrauchen wären, und daß sie doch vielleicht selber in die Welt gesetzt sein könnten, derselben etwas zu nützen, fällt ihnen gar nicht ein.

Daß wir Europäer diesen Zeitabschnitten vielleicht ein wenig zu viel Nachdenken widmen, ihnen vielleicht etwas zu großer Bedeutung beilegen, mag sein; aber so ein neues Jahr ist doch auch immer wieder ein Riesenschritt dem Grabe entgegen, nach dem gemessen unsere Bahn nicht eben lang erscheint, und wenn einem bei einem solchen Schritt dann noch eine ganze Menge von anderen Dingen einfällt — wer kann's dem armen Menschenherz verdenken?

Mein Licht wehte endlich nieder, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, stand die Neujahrssonne schon hoch am Himmel. Da ich übrigens keine Neujahrsvisiten zu machen hatte, störte mich das wenig, ich stand langsam auf, kochte meine Schokolade und sattelte dann mein Tier zum Weitermarsche. Als ich die Tür öffnete, schien und blitzte die Sonne auf die weiß bereiften und behagelten Wiesen und Dächer — Schnee und Eis unter 11° Süder Breite in Peru, wo, allen authentischen Bildern nach, die Leute als einzige Kleidung einen Schurz von rot und gelben Federn und eine ebensolche Krone tragen. Wetter noch einmal, wie fest ich mich in meinen Poncho einwickelte, und wie oft ich die Finger wärmen mußte, bis ich den Sattel wieder aufgeschnallt hatte! Was half es mir jetzt, daß ich den Winter unter den Tropen zubrachte? Ich fror hier in

meinen verhältnismäßig dünnen Kleidern mehr, als ich in Deutschland im kältesten Winter gefroren haben würde. Die aufsteigende Sonne leckte aber bald den Reif von den Hängen, und erst einmal im Sattel, wurde mein Tier wie ich bald warm genug.

Von hier aus führte der Weg bis Cerro de Pasco nur durch eine weite Pampa — eine fast ununterbrochene Hochebene, auf der das Maultier wacker austraben konnte. Trotzdem hier die eigentliche Regenzeit schon länger eingesetzt, war ich doch bis jetzt glücklich verschont geblieben, und selbst die jene Ebene durchströmenden Flüsse hatten sich so niedrig gehalten, daß ich sie alle an den verschiedenen Furten passieren konnte. Ganz merkwürdig ist die Szenerie, die den Reisenden umgibt, wenn er das enge Tal hinter sich läßt, in dem Ualjay noch liegt. Dort öffnet sich die Pampa vor ihm, und rechts und links weichen die niederen Berghöhen mehr und mehr zurück. Diese bestehen aber hier aus den wunderlichst geformten Steinen und Felsblöcken, die sämtlich aussehen, als ob sie teils gemeißelt, teils durch Menschenhände sorgfältig aufeinander geschichtet wären. Dazu ist der ganze Berg nicht etwa ein Fels, sondern Rasenboden, aus dem die einzelnen Steine ordentlich wie herauswachsen. Und was für sonderbare Gruppen bilden sie! Hier steigt ein einzelner Pfeiler, wohl sechzig bis achtzig Fuß hoch, vollkommen isoliert empor, dort sind vier oder fünf Felsblöcke zu einer Art riesigen Menschenfigur, die einen weitausstehenden Hut trägt, aufgeschichtet, und alle möglichen fabelhaften Ungetüme kann sich die nur einigermaßen lebhafte Phantasie aus ihren zerrissenen Gestalten und Formen zusammenstellen.

Man soll nie in der Welt etwas aufschieben! Als ich dort vorbeikam, wollte ich mir ein paar der sonderbarsten Gruppen abzeichnen, verschob es aber auf den Rückzug, und als ich zurückkam, regnete es gerade an der Stelle, was vom Himmel wollte, und ich mußte machen, da ich nach Ualjay hineinkam.

Hier traf ich mit einer kleinen Reisegesellschaft zusammen, die ebenfalls von Lima kam und nach Cerro de Pasco wollte. Es war ein Kaufmann aus dieser Stadt mit seiner jungen Frau, einen kleinen fünfjährigen Burschen vor sich auf dem Sattel, und ein älterer Herr, der sie begleitete — möglicherweise der Schwiegervater. Wir begegneten auch einer Menge von Arrieros, und besonders Lamatreibern, denn Cerro de Pasco ist eine nicht unbedeutende Stadt, die außerdem nichts selber erzeugt, sondern alles, bis auf das letzte, aus der Umgegend muß zugeführt bekommen. Nur das Silber, um dafür zu bezahlen, liegt um sie her im Schoße der Erde, und die Menschen haben sich in einer kalten Einöde angesiedelt, um dieses herauszuwühlen.

Pasco war die frühere Minenstadt, etwa drei Leguas von dem jetzigen Cerro entfernt, die Minen dort gingen aber ein, und die Bewohner von Pasco zogen sich fast alle nach den reicheren Minen von Cerro hinüber, wo sie sich häuslich niederließen. Da aber Cerro ursprünglich von Pasco kam, nannten sie die Stadt, wie es auch daheim nicht selten unsere Schriftsteller tun, Cerro de Pasco. Pasco besteht solcher Art noch immer fort; wir konnten es vor uns an einem kahlen, trockenen Berghange liegen sehen, aber nur noch wenige Einwohner sind dort, mehr aus alter Gewohnheit als eines wirklichen Nutzens wegen, kleben geblieben, und weder Handel noch Gewerbe blühen in der Mutterstadt, die das junge, silberreiche und geadelte Cerro lange überflügelt hat. Auch ein paar Haciendas sahen wir unterwegs; aber die Eigentümer derselben müssen sich auf dieser Höhe einzig und allein auf die Viehzucht beschränken, denn allen Feldfrüchten sind die Nachtreife, die hier das ganze Jahr eintreten, stets verderblich. Auf dieser Höhe kann natürlich weder Sommer noch Winter einen Einfluß haben, und wenn die Sonne auch im Sommer, wo sie über Kopf steht, am Tage etwas wärmer scheinen mag und etwas mehr Schnee von den Gebirgen wegfrißt, so bleibt die Luft doch immer kalt

und dünn, und die Nächte sind stets dem Frost und Reif preisgegeben.

Einen wundervollen Anblick hatten wir aber auf dieser Hochebene, denn wenn sich gegen Mittag der auf den Flächen lagernde Nebel hob, sah ich das herrlichste Pano rama von Schneegebirgen um mich her, das sich auf der Welt denken läßt. Diese schneebedeckten Kuppen schienen allerdings von dort aus, wo wir uns befanden, nicht übermäßig hoch — lag doch die Ebene selber wenigstens 14 000 Fuß über der Meeresfläche —, aber wie ein weißer, zackiger Gürtel spannte sie sich um uns her, oft tüchtige Joche in die Wolken reckend, um deren scharfgerissene Spitzen dünne, schleierartige Nebel schwebten. Tätige Vulkane schienen übrigens nicht darunter zu sein, wenigstens konnte ich nirgends die dunklen Rauchsäulen erkennen, die in Ecuador so manches Schneegefilde überhängen. Die Pampa bildet hier solcher Art einen von mächtigen Hängen eingeschlossenen Kessel, der ebenfalls eine vier Leguas im Umfang haltende Lagune trägt. Alle die Wasser aber, die hier entspringen, nähren schon den Amazonenstrom und fließen in ihm dem Atlantischen Ozean zu.

Diese Lagune weit zur Rechten lassend, zieht sich der Weg, während die Stadt Pasco ebenfalls auf dem rechten Hügelhange liegen bleibt, mehr nach links hinüber, und etwa um drei Uhr nachmittags erreichten wir die Minenstadt Cerro de Pasco.

3.

Cerro de Pasco.

Cerro de Pasco, auf der östlichen Hochebene der Kordilleren gelegen, wird wohl die höchste Stadt der Erde sein, und viel höher haben sich nirgends Menschen angesiedelt, oder könnten existieren, als hier, 14 500 Fuß

über der Meeresfläche. Schon hier können viele die feine, scharfe Luft nicht vertragen, und die meisten Krankheiten, die in den sonst gesunden Gegenden vorkommen, haben in der Lunge und in den Atmungsorganen ihren Sitz. Besonders klagt der neu hinauf Gekommene häufig über Kopfschmerzen und Übelkeiten, und jenes unangenehme Zusammenpressen der Schläfe fühlte ich selber dort, und wurde es nicht eher los, bevor ich nicht wieder tieferes Land erreichte. Desto besseren Appetit behielt ich aber, trotz aller Prophezeiungen des Gegenteils, und blieb mit meinem Magen immer auf dem besten Fuße.

Ganz eigentümlich ist der Anblick von Cerro, wenn man den Gipfel des nächstgelegenen Hügels erreicht, und die ganze weite, von ein paar Lagunen begrenzte Stadt dicht unter sich zu seinen Füßen sieht. Von dort aus erkennt man nämlich nichts weiter, als die dicht ineinander gedrängten, braunroten Ziegeldächer, mit den grauen Lehmmauern der äußeren Häuser, während links davon, und durch eine blitzende Lagune von der Stadt getrennt, die regelmäßigen und sauberen Gebäude einer großen, durch Dampf getriebenen Silberwäscherei und die wie an der Schnur gemauerten, runden Behälter sichtbar werden, in denen die schon gemahlene, silberhaltige Erde von Pferden zu einem dünnen Brei getreten wird.

Das Ganze schließen kahle, graue Bergrücken ein, an denen man hier und da die Minenarbeiter beschäftigt sieht. Cerro liegt auf diese Weise in einem wirklichen Kessel von reichem Gestein, ja, seine Mauern sind auf dem reichsten selbst gebaut, so daß man sogar noch mitten zwischen den Häusern die Einfahrten zu früheren Schachten und Stollen finden kann. Die meisten dieser sind aber, so reich sie sein mochten, ersoffen, und man hat noch nicht Geld genug auftreiben können, ordentliche Dampfwerke anzulegen, um sie vom Wasser zu befreien und frei zu halten.

Diesen Minen verdankt Cerro seine Entstehung, denn die ersten Arbeiter siedelten sich natürlich dicht bei

ihren Arbeitsplätzen an, während neue Einwanderer fortwährend durch neu entdeckte, reiche Schätze herbeigezogen wurden und den Platz vergrößerten. Jetzt zählt die Stadt etwa 12—15 000 Einwohner, und viele Häuser sind, trotzdem alles, was sie beziehen, auf Maultieren hinaufgeschafft werden muß, mit jeder Art von europäischem Luxus ausgestattet.

Natürlich haben sich alle Arten von Handwerkern dort ebenfalls niedergelassen, darunter auch viele Deutsche; ein deutscher Arzt ist ebenfalls hier angesiedelt, wie ein deutscher Uhrmacher und Juwelier, und das gesellige Leben in Cerro scheint nach allem, was ich darüber gehört und davon gesehen, freundlicher und anregender Art zu sein. Freilich sind aber, wie überall, die Deutschen von Cerro ebenfalls in verschiedene Parteien getrennt, die sich einander nicht sehen können. Vielleicht haben sie es nur getan, um ihren Nationalcharakter nicht zu verleugnen, vielleicht aus anderen Gründen. Jedenfalls fand ich hier das nämliche bestätigt, wie schon in so vielen fremden Ländern, wo ich die Deutschen auch entzweit und uneinig traf. Einzeln genommen sind es alle brave, gute Menschen, aber oft nur irgend ein kleines Mißverständnis gibt Anlaß zu Häkeleien; Zwischenträger finden sich immer, die ein rasch gesprochenes und vielleicht gar nicht böse gemeintes Wort auf ihre Weise deuten und weiter tragen, und der Bruch ist unrettbar geschehen, nachdem sich natürlich beide Parteien für schmählich behandelt halten. Jeder glaubt sich im Rechte, keiner will den Schritt zu einer Versöhnung tun, die er selber für unmöglich hält, und der Bruch wird unheilbar.

Die Gegend von Cerro de Pasco erzeugt, wie schon vorher erwähnt, weiter gar nichts als ein dürftiges Gras und Silber. Alles andere, von der Kartoffel, die ihre tägliche Nahrung bildet, bis zu dem Pianino, das die Eingeborenen mit stummem Staunen betrachten, trägt das Maultier auf seinem Packsattel in diese unwirtlichen Höhen. Nichtsdestoweniger ist der Markt von Cerro nicht

allein mit allen Früchten der gemäßigten, nein, sogar auch mit vielen der heißen Zone versehen, und neben der Banane und Ananas liegt die Orange und Limone, die Weintraube, Quitte und Feige, stehen Säcke mit Bohnen und Erbsen, mit Zwiebeln und Mais, und Massen von Kartoffeln aus den nächsten Tälern.

Entsetzlich schwer ist es aber, die Hülsenfrüchte auf dieser Höhe weich zu kochen. Wir machten nämlich den Versuch, einen Kessel mit großen Puffbohnen weich zu bekommen, aber vergeblich. Von morgens acht bis abends vier kochte es, und abends um vier waren die Bohnen noch genau so hart, wie morgens um acht. Eier sind ebenso schwer hart zu bekommen und müssen lange kochen.

Eine eigentümliche Speise bereiten die Eingeborenen hier, der wir Europäer aber keinen Geschmack abgewinnen können. Es sind dies gefrorene Kartoffeln, die absichtlich dem Froste ausgesetzt werden, bis sie vollkommen wässerig sind. Dann preßt man das Wasser, so gut es gehen will, heraus, wonach angeblich bloß der reine, mehlige Stoff zurückbleibt, und verzehrt sie dann, gekocht oder gebraten, mit großem Appetit.

Diese Zubereitungsweise klingt anfänglich ganz vernünftig, daß man nämlich nur die wässerigen Teile der Kartoffel ausfrieren läßt und das Beste und Mehlige zurückbehält. Es ist aber eine von den unzähligen Theorien, die in der Praxis nicht standhalten, und wenn die Leute diese Kartoffeln doch essen und vortrefflich finden, so beweist das nicht etwa, daß sie wirklich vortrefflich sind, sondern daß das Volk einen ganz erbärmlichen und traurigen Geschmack hat, über den sich natürlich nicht streiten läßt.

Cerro selber ist indessen nicht wie die übrigen größeren Küstenstädte gebaut, die fast alle in regelmäßigen Quadraten ausgelegt sind, sondern die Häuser wurden errichtet, wie sich eben das Bedürfnis einer neuen Wohnung herausstellte. Daher kommt es denn auch, daß die Straßen alle, durch kleine, enge Quergäßchen verbunden,

wild und toll durcheinander laufen, daß kein ordentlicher Marktplatz in der Stadt selber ist, weil man erst an einen Markt dachte, als die Stadt schon in der Wirklichkeit fertig war und die Leute Lebensmittel brauchten. Die Stadt sieht auch eigentlich so aus, als ob sie einmal aus Versehen aus einem Sacke heraus über den Hügel ausgeschüttet wäre, auf dem sie jetzt steht, und dessen Eingeweide das gierige Menschenvolk schon längst in allen Richtungen nach edlen Metallen durchwühlt hat.

Die Häuser sind außerdem gar nicht in dem gewöhnlichen spanischen oder südamerikanischen Stile gebaut, der mit seinen weiten und bequemen Hofräumen viel zu viel Platz des wertvollen Silberbodens eingenommen hätte. Der Hofraum ist eng, beschränkt und schmutzig, denn Regen und Schnee gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen, die Zimmer sind niedrig, aber warm mit Öfen oder Kaminen gebaut, und die Wohnungen überhaupt, wenn sie auch in Peru liegen, doch dem kalten Klima angepaßt.

Glücklicherweise wird dort in den Bergen eine ziemlich gute und brauchbare Steinkohle gefunden, ohne die Cerro in der Tat gar nicht bestehen könnte, denn Bäume wachsen nicht auf Leguas im Umkreise, nur in einigen tiefen Tälern unten, und brauchbarer Rasentorf wäre in solcher Masse, wie sie hier nötig ist, gar nicht zu erschwingen.

Wie eine Insel im Weltmeere nur durch Schiffe oder Boote erreicht werden kann, so ist Cerro de Pasco nur durch Maultiere oder Lamas zugänglich, und denen begegnet man denn auch nicht allein auf den Wegen, sondern selbst in den engen Straßen der Stadt zu Hunderten. Maultiere und Esel sind auch daran gewöhnt, betreten Cerro, als ob sie darin zu Hause wären und ursprünglich dahin gehörten, und stehen auch wohl stundenlang allein und unbeachtet an den Ecken der Straßen, ihrer Fracht oder eines Reiters harrend, und ohne sich weiter an das sie umgebende Leben und Treiben zu keh-

ren. Weit anders ist das aber mit den Lamas, die noch immer, so zahm und gutmütig sie auch sonst sein mögen, etwas von ihrer ursprünglich wilden Natur beibehalten haben.

Wenn sie in Scharen von oft zwei- bis dreihundert Stück dichtgedrängt durch die engen Straßen ziehen, werfen sie den zierlichen Kopf mit dem langen Halse bald hier, bald dort hinüber, und werden sich nie gutwillig von einem Fremden berühren oder streicheln lassen. Scheu drängen sie dann zur Seite und geben Raum, und weichen selbst einem Maultiere, das ihre Reihen durchbricht, schüchtern so weit aus, daß sie es nicht streifen.

Zum Lasttragen sind sie übrigens nicht so besonders wertvoll, denn 3 Arobes bis 80 Pfund ist das größte Gewicht, das sie tragen, und bürdet man ihnen mehr auf, so legen sie sich einfach nieder und gehen eben nicht weiter. Müßte man sie auch wie das Maultier füttern, so würden sie nie die Unterhaltungskosten einbringen; so aber kostet ihre Unterhaltung nicht das mindeste, da sie mit dem dürftigsten und geringsten Futter zufrieden sind, und jede Arbeit, die sie dabei leisten, ist Gewinn. Hier in Cerro werden sie besonders dazu benutzt, teils grünes Futter aus den wärmer gelegenen Tälern in die Stadt hinauf zu schaffen, teils die Erze nach den Wäschereien zu transportieren. Auf dem Wege von Lima nach Cerro habe ich nicht ein einziges Mal bepackte Lamas gesehen.

Etwas aber fiel mir in Cerro auf, und das war die Tracht der Eingeborenen und Indianer, die, mit einem spitzen Hute, ganz vortrefflich hätten für Tiroler gelten können. Sie trugen kurze, dunkle Tuchjacken, kurze Tuchhosen bis zum Knie, manchmal auch über dem Knie, geknöpft, wollene graue Strümpfe, die oben bis über die Wade, unten bis an den Knöchel reichten, und nur statt der nägelbeschlagenen, schweren Tiroler Bergschuhe eine Art Sandale von ungegerbtem Leder, das über Hacken und Zehen durch einen Riemen desselben Stoffes zusammengeschnürt ist.

Auch runde Filzhüte trugen viele von ihnen, und wäre es nicht ihrer braunen Hautfarbe wegen gewesen, man hätte sie recht gut für nachgemachte Tiroler halten können. Trug doch auch die Umgebung, mit jenen zackigen Schneebergen, nicht wenig dazu bei, die Täuschung zu vergrößern. So haben sich zwei Nationen, in zwei verschiedenen Weltteilen, die schwerlich etwas voneinander wußten, ihren gleichen Bedürfnissen entsprechend die gleiche Tracht gewählt, und wenn diese sonngebrannten Arrieros das rote oder hellgrüne „Regendach", den unvermeidlichen Schirm der wirklichen Tiroler unter dem Arme gehabt hätten, wäre selbst die Hautfarbe kein Hindernis gewesen. D i e s e Burschen aber verschmähen den Schirm, und wenn es ja regnet, verwandelt plötzlich ein übergeworfener Poncho den Tiroler in den Peruaner.

Eine andere Verschiedenheit ist die, wie sie Lasten tragen. Der Tiroler hat seinen Bergsack oder die „Kraxen", beide mit A c h s e l b ä n d e r n ; er trägt also bloß mit den Schultern und behält dadurch den Kopf und die Brust frei. Der peruanische Bergbewohner dagegen trägt allein auf dem Kopfe — die einzige „Kopfarbeit", die er tut, und diese allerdings eine angestrengte. Was sie zu tragen haben, knüpfen sie einfach in ihren Poncho ein und legen sich dann die beiden oberen, zusammengebundenen Eckzipfel vorn über die Stirn, daß ihnen das Gewicht u n t e r die Schultern auf den Rücken zu liegen kommt.

Viel praktischer haben das die Ecuadorianer, die sich Körbe zu ihren Lasten flechten und dann einen breiten Streifen Baumbast so daran befestigen, daß er ihnen an beiden Seiten Achselbänder liefert und zugleich vorn über ihre Stirn geht. So verteilen sie das Gewicht auf Schultern und Kopf und erleichtern sich dadurch jedenfalls ihre Last.

Keiner dieser Leute geht aber irgend eine längere Strecke, ohne seine C o c a bei sich zu haben, die dem Peruaner dasselbe zu sein scheint, was dem Indier sein Betel

oder Sirih ist. Die Coca ist eine niedere Pflanze, die ein dem Teestrauche nicht unähnliches Blatt trägt. Auch der Geschmack desselben ist dem Tee gleich, und mit einem Aufguß von kochendem Wasser liefert es ebenfalls einen ganz vortrefflichen und starken, wohlschmeckenden Tee, der mir selber sogar noch viel angenehmer und kräftiger schmeckt, als der chinesische. In dieser Art benutzen sie es aber nie, oder doch nur höchst selten, sondern sie stecken sich eine Handvoll der getrockneten Blätter in den Mund, und kauen dann nach Herzenslust so lange darauf herum, bis einzig und allein die feinen Stiele des Blattes übriggeblieben sind. Den Geschmack noch dabei zu würzen, tragen sie einen kleinen langhalsigen Flaschenkürbis bei sich, der mit gereinigtem Kalk gefüllt ist. An dem Stöpsel des Kürbis befindet sich ein langes Hölzchen, das nach innen reicht — wie man an dem Stöpsel eines Pulverhorns oft eine lange Nadel angebracht hat. Dies Holz stoßen sie in den Kalk und lecken es, wenn sie den Mund voll Blätter haben, sauber ab. Stundenlang können sie in dieser Weise dasitzen, ihre Coca kauen, den Flaschenkürbis schütteln und das Stöpselholz ablecken, und selbst auf dem Marsche nehmen sie sehr häufig zu dieser „Erfrischung" ihre Zuflucht.

Man behauptet, daß die Coca etwas sehr belebendes und stärkendes habe; sie soll Hunger und Durst vertreiben und den Gliedern neue Elastizität geben — so sagen die Leute, aber ich weiß es nicht, denn i ch wenigstens habe dergleichen wunderbare Eigenschaften nicht an ihr entdeckt. In den wilden, bösartigen Bergen, die ich später durchkletterte, habe ich Coca gekaut wie ein Indianer, und ich bin dabei hungrig und durstig geworden und müde, daß ich kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte. Als T e e dagegen kann ich ihr meine Achtung nicht versagen, und hierzu wäre sie auch in Deutschland mit Vorteil zu verwenden, wenn Peru nur erst einmal ordentliche Straßen hätte, daß man sie mit einigermaßen zu dem Preis in Verhältnis stehenden Kosten verschicken

könnte. So aber kostet jetzt die Aroba (23 Pfund) im Innern 5 Dollars, und in Cerro schon wird sie mit 15 Dollars die Aroba bezahlt, also zweimal so viel für Fracht, wie der ursprüngliche Wert der Ware beträgt.

Allerdings wird die Coca auch an der westlichen Seite der Kordilleren gebaut und von dort nach Lima geschafft, sie hält aber auch da einen hohen Preis und wäre deshalb keinesfalls ein billiger Ausfuhrartikel, wie denn überhaupt nichts billig ist, was man in Peru zu kaufen bekommt.

Cerro de Pasco ist, wie schon vorher erwähnt, seiner reichen Silberminen wegen berühmt und die Stadt selber steht auf den reichsten. Zum Teil aber sind diese ausgebeutet, zum Teil unter Wasser, so daß sie nicht eher wieder in Angriff genommen werden können, als bis man es der Mühe wert findet, Dampfmaschinen anzuwenden, um das Wasser auszupumpen. Was aber eine solche Dampfmaschine in Cerro de Pasco etwa kosten mag, davon kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jedes einzelne Stück der Maschine auf dem Rücken von Maultieren diese 48 Leguas geschafft werden muß, und daß kein's der Tiere durchschnittlich mehr tragen kann als 280 bis 300 Pfund. Wie viele einzelne Teile gehören aber dazu, wie viele Ladungen müssen bezahlt werden, und keine unter wenigstens 20 Dollars, bis das ganze an Ort und Stelle geschafft und aufgestellt ist. Bis jetzt befindet sich auch nur eine einzige Dampfmaschine in Cerro de Pasco und zwar im Besitz einer englischen Firma Naylor und Conroy, die dort die bedeutendste Silberwäscherei haben. Die Maschine soll aber auch ein rasendes Geld gekostet haben, und der Ertrag muß ein vortrefflicher sein, um die Zinsen zu decken.

Ein deutscher Schmied hat sich jetzt in Cerro niedergelassen, ein fleißiger, ordentlicher Mann, der wenigstens Kessel zusammenstellt und dadurch das Aufsetzen der Maschinen bedeutend erleichtert.

Sonderbar sieht es übrigens in Cerro aus, wenn man noch recht eigentlich in der Stadt und von Häusern schon umbaut, plötzlich noch irgend einen Stollen oder Schacht in den Berg hinein findet, um den man jetzt nur eine Schutzmauer gebaut hat. Wie aber die nächsten Minen ausgearbeitet oder selbst nur in Angriff genommen waren, begannen andere Mineurs in der nächsten Umgebung die Berge zu durchforschen, und bald klang der Hammer und die Brechstange von allen benachbarten Höhen wider.

Außerordentlich viel Silber ist schon aus diesen Minen gewonnen worden, obgleich sie auf die wirklich primitivste Art bearbeitet wurden. Höchst interessant ist es dabei zu sehen, wieviel Mühe und Fleiß dazu gehört, das wirkliche Silber von dem eigentlichen Stein und den gemeineren Metallen, mit denen es verbunden ist, zu trennen.

Es kommt hier hauptsächlich in Verbindung mit Blei, Eisen oder Bronze vor, und das Mineral wird erst durch riesige Mühlsteine zermalmt und klein gemahlen, und kommt dann in runde, eingemauerte Plätze, wo man es mit Salz überstreut, um es dann durch Pferde ordentlich zusammentreten und vermischen zu lassen und mit dem Salz Chlorsilber zu bilden, das sich später am leichtesten mit dem zugesetzten Quecksilber amalgamiert.

Aus diesem Zustande, und von dem Quecksilber vollkommen angezogen und aufgenommen, läßt es sich durchaus rein darstellen, denn das Quecksilber selber ist mit geringer Mühe von dem Silber zu trennen. Zuerst wird diese Masse, die sich jetzt kneten läßt, durch Tücher gepreßt, wo sich ein großer Teil des Quecksilbers ausscheidet, und dann läßt man das übrige unter einer Glocke und über Feuer verdunsten, wodurch am wenigsten von dem Quecksilber verloren geht und das eigentliche Silber sich vollkommen rein herstellt.

Zuletzt wird es dann in große, breite Barren gegossen, von denen jeder ungleich 130—150 Pfund wiegt,

und von denen zwei eine volle Ladung für ein Maultier bilden.

Fast alle diese Minen sind Privateigentum, und soviel ich weiß, besteht in Südamerika noch das altspanische oder mexikanische Minengesetz, das dazu gegeben wurde, den Bergbau zu begünstigen und Leute zu ermuntern, neue Minen aufzusuchen. Den Entdeckern von solchen wird dadurch jede nur mögliche Erleichterung gewährt. Wo sie eine Mine finden, muß ihnen das Land von dem etwaigen Eigentümer käuflich überlassen werden, und zwar nicht zu dem Preise, den das Land durch die Mine bekommt, sondern zu dem sonstigen Werte — in Perus dürren Bergen also fast umsonst. Außerdem muß dem Entdecker von den benachbarten Haciendenbesitzern Holz — wenn es da ist — und Wasser, soweit es gebraucht wird — zu taxieren und mäßigen Preisen geliefert werden, und ist die Mine reich, so kann er seinen Nutzen daraus ziehen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Arbeit an kleinlichen Schwierigkeiten oder Schikanen scheitert.

Zu bestimmten Zeiten nur werden die Barren in Cerro eingeschmolzen und gehen dann in einem gemeinsamen Transport und unter hinreichender militärischer Bedeckung nach Lima hinunter. Die Wege in diesem gesegneten Lande sind nämlich so unsicher, daß man es gar nicht wagen dürfte, einzelne Barren mit einem Arriero abzusenden. Dieser Eskorte schließen sich dann nicht selten noch Reisende an und bilden dadurch einen so Ehrfurcht gebietenden Trupp, daß das Gesindel nicht wagt, ihm ein Hindernis in den Weg zu legen. Man hat wenigstens noch kein Beispiel, daß eine solche Eskorte mit Erfolg angegriffen worden wäre.

Der Silberertrag wurde in dem letzten Berichte der peruanischen Regierung, also vom Jahre 18 . ., angegeben zu

gemünztem Silber	246 650
und Silberausfuhr in Barren . . .	2 103 350
zusammen	2 350 000

Der wirkliche Ertrag soll aber viel bedeutender gewesen sein und ziemlich ansehnlich über 3 Millionen ausgemacht haben. Dem Publikum braucht aber nicht alles auf die Nase gebunden zu werden; viele Soldaten kosten auch viel Geld, und die Bilanz zuletzt muß doch eigentlich stimmen, wenn die Kaufleute nicht einen Heidenlärm darüber machen sollen.

Ebenso behauptet man, daß der wirkliche Nettoertrag des Guano in Peru viel zu gering angegeben würde, und doch hat die Regierung über 15 Millionen eingestanden — ein ganz hübsches Einkommen für ein Land von nur kaum 2 Millionen Seelen, wobei noch ganz hübsche Summen für Salpeter und einige andere Produkte einlaufen.

Cerro de Pasco selber hat weiter keinen besonderen Nutzen davon. Selbst dieser Hauptweg läßt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig und ist weiter nichts, als ein einfacher, rauh genug angelegter Maultierpfad, mit tausend Hindernissen, die außerordentlich leicht schon seit Jahren hätten beseitigt werden können, wenn man nur den kleinsten Teil des Silbers, das die armen Tiere zu Tal schleppen müssen, dazu verwenden wollte. Allerdings wird jetzt sogar davon gesprochen, eine *Eisenbahn* nach Cerro zu legen, und unmöglich wäre das keineswegs, aber — es wird eben nur davon gesprochen. Eine neue Präsidentenwahl oder eine neue Revolution, wo das Militär die Zinsen von dem abtragen soll, was es bis dahin gekostet hat, halten die Gemüter in steter Erwartung und Aufregung, und die Verbesserungen des inneren Landes, die allein Peru heben und ihm eine Zukunft sichern könnten, werden nur stets in den Hintergrund gedrängt. Sie waren ja auch eben nur dem Lande *versprochen* worden.

In Cerro selber gibt es eine Menge von reichen oder doch sehr wohlhabenden Leuten, die natürlich nur den Minen ihr Geld verdanken. Solche Minen sind aber ein sehr unsicheres und gefährliches Geschäft, und ihr

Ertrag steht nicht auf der soliden Grundlage fester Berechnung, sondern auf der höchst ungewissen jener geheimnisvollen Metalladern, die ungesehen durch das innere Mark der Berge laufen. Sie können — niemand weiß es — noch unerschöpflichen Reichtum bergen und mit jeder Rute breiter ergiebiger werden — sie können aber auch schon in der nächsten Klafter in taubes Gestein auslaufen, und dem Minenbesitzer, der vielleicht sein ganzes Kapital auf die Hoffnung gesetzt hat, zerfließt dann sein geträumtes Glück in der eben danach ausgestreckten Hand. Es hat wirklich Ähnlichkeit mit einem Hazardspiel und ist, durch seine teilweisen Erfolge, eben so gefährlich und ansteckend wie dieses. Deshalb finden wir aber auch nirgends einen so raschen und plötzlichen Wechsel von Reichtum zu Armut — und manchmal, wenn auch selten, umgekehrt — wie gerade in solchen Minenstädten, besonders wenn sie auf edle Metalle, wie Gold und Silber, ihren möglichen Erfolg gebaut.

Der Erfolg einzelner reizt außerdem wieder andere an, ihr Glück ebenfalls zu versuchen — haben sie doch die Hoffnung, mit wenigen hundert oder tausend Dollars in ein paar Jahren ein Vermögen zusammenzuschlagen. Natürlich verstehen sie aber selber nichts vom Bergbau und müssen sich auf andere verlassen, die sie nur durch ihre Mittel unterstützen können. Derartige Leute finden auch stets mit Leichtigkeit Männer, die eine fabelhafte reiche Mine entdeckt haben, und nur wegen Mangel an ein paar hundert Dollars die Schätze mußten unbenutzt liegen lassen. Jetzt soll nun die Arbeit unverweilt beginnen, und der Erfolg — was für Luftschlösser die Leute auch in die Wolken bauen! — der Erfolg ist nur zu oft der nämliche: das angelegte Kapital verschwindet sicher, und hier und da werden vielleicht ein paar schwache Versuche gemacht, irgend ein nutzloses Loch mehr in den harten Boden zu brechen; dann ist das gemünzte Silber ausgegeben, anderes hat sich bis dahin nicht gefunden und die Sache ist vorüber.

Trotzdem ist Cerro de Pasco eine ziemlich lebendige und auch reiche Stadt, denn das kleine Kapital ist ja doch nun einmal auf der Welt, um das große vermehren zu helfen, wie der bescheidene Bach nicht den Fluß aufnimmt, sondern diesen nur vergrößern muß. So wird denn auch jährlich in Cerro eine Unmasse von Champagner, Sherry und Kognak verbraucht; in den Fondas stehen Billards, und allen Luxus größerer Städte schleppen die geduldigen Maultiere auf ihren Rücken dem unersättlichen Menschenvolk in diese Bergwildnis zu.

Das betriebsamste Volk von allen sind dabei in Cerro de Pasco die Italiener, die hier sowohl wie in Lima selber sämtliche Ecken der Stadt in Kaffeehäuser und Pulperien oder Materialwaren-Handlungen verwandelt haben. Überall halten sie Getränke, Gebäck, Zigarren, Konfitüren und tausend andere Dinge, an die gar kein anderer Mensch denkt, feil, und ihre Wände schmücken jetzt überall, teils gute, teils erbärmliche französische Lithographien der eben geschlagenen italienischen Schlachten. Sogar eine Menge derartiger Tapeten sieht man schon, sehr bequem bemalt, mit Pulverdampf in der Mitte, einer Reihe roter Hosen links und weißer Uniformen rechts, mit Bombenkugeln über die Landschaft gestreut, als ob es ein paar Wochen nichts weiter als eiserne, drei Fuß im Durchmesser haltende Kugeln geregnet hätte. — Es ist das ein äußerst billiger und doch sehr einträglicher Patriotismus.

Cerro treibt übrigens noch einen sehr bedeutenden Handel mit dem inneren Lande, und kann wirklich als die Niederlage aller jener Hacienden und Pueblos betrachtet werden, die auf 50 Leguas im Umkreis am östlichen Hange der Kordilleren liegen. Alle nur erdenklichen europäischen und nordamerikanischen Waren liegen in seinen Lagern und werden den Detailhändlern Cerros wieder von anderen Detailhändlern abgekauft, die sich sämtlich für ungerecht vom Schicksal behandelt glauben, wenn sie nicht an jedem Artikel 2—300 Prozent ver-

dienen können. Die schlechtesten Waren bekommen diese Binnenstädte überhaupt zugeschickt, Ladenhüter und ausrangierte Modeartikel, denn „für die Kordilleren ist es noch immer gut genug“. Spottbillig und wahrhaft verschleudert ist das modernste und teuerste dagegen, was man in Regentstreet in London findet, wenn man diese Preise betrachtet, und man muß manchmal trotzdem noch froh sein, wenn man den einen oder den anderen Artikel nur überhaupt bekommen kann.

Aus dem inneren Lande kommt dafür Coca und Kaffee, die neben dem Silber eigentlich die einzige Rückfracht bilden, die von Cerro dann und wann verschickt wird, und selbst die Coca verträgt nur nach wenigen Plätzen doppelte Versendung. Die Maultiere, die nach Lima zurückziehen, gehen auch fast immer leer, um dem alles verzehrenden Cerro neue Beute zuzuführen. So ist dieser Ort, der früher nur einigen Minenarbeitern Wohnung gab und ganz allein von dem Ertrag der Bergwerke abzuhängen schien, im Laufe der Zeit ein ganz tüchtiger Handelsplatz geworden, der jetzt, wenn heute sämtliche Bergwerke aufhörten, doch recht gut auch ohne sie bestehen könnte. Nur Straßen muß die Regierung noch bauen, Straße auf Straße nach allen Richtungen von Cerro aus, und wenn sie dann wirklich einen Schienenweg nach diesem Zentralpunkt des inneren Handels legt, dann darf sie hoffen, daß sich ihre an den Quellen des Amazonenstroms gelegenen Ländereien auch einst verwerten lassen. Auf diese Art aber, wie es bis jetzt betrieben, werden sie für ewige Zeiten Wildnis bleiben und einzelne kleine Kolonien wie ebensoviele vollkommen isolierte Inseln nutzlos in ihren Armen halten.

Wo ich auch immer schon gewesen bin, so habe ich doch nur in sehr seltenen Fällen versäumt, den Begräbnisplatz zu besuchen, wo man gewöhnlich irgend etwas Interessantes und Neues findet — das ganz abgerechnet, daß es einen eigenen Reiz für mich hat, zwischen den Reihen der stillen Toten hinzuwandeln und sich die ausgestreckten

starren Glieder unter dem Rasen zu denken, wie sie dort wieder in nichts zurückschwinden, oder — einer neuen Ewigkeit entgegenschlummern. Auch in Cerro d Pasco versäumte ich es nicht, und sollte mich dort reichlich dafür belohnt finden.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, um das Begräbnis eines Kindes mit anzusehen, ein, wie ich später hörte, hier sehr häufiger Fall, da die außerordentlich feine und kalte Luft dem zarten Kindesalter nichts weniger als zuträglich zu sein scheint. Es sollen dort ungemein viel kleine Kinder sterben.

Der Kirchhof selber ist für eine so volkreiche Stadt außerordentlich klein und mit hohen Mauern umgeben. Schmucklos liegen auch die Toten in ihrer kalten, öden Gruft, denn keine Blume kommt in dieser Höhe im Freien fort, und nur dürres, hartes Gras wächst auf den niederen Hügeln. Auch die den Toten gesetzten Monumente lassen viel zu wünschen übrig. Sie mögen herzlich gut gemeint sein, daran zweifle ich nicht im mindesten, ihre Ausführung ist aber nicht von carrarischem Marmor und nicht in italienischer Kunst, sondern weiß getünchter Lehm scheint hier so lange gekratzt und gestoßen zu sein, bis er eine oder die andere Form von Säule oder Urne angenommen hat, die im ganzen auch nur dazu bestimmt schien, unter irgend einer Gestalt mit darauf gemalten schwarzen Kreuzen oder punktierten Kegelkugeln, mit zwei Knochen vorstellenden Kreuzstücken darunter, Namen und Todestag zu tragen.

Mein Begleiter, der schon lange Zeit in Cerro de Pasco lebte, erzählte mir von einigen der hier kürzlich Gestorbenen. Der eine, den sie vorgestern hier eingegraben, war vor einiger Zeit einer der reichsten Minenbesitzer gewesen, der seine Schätze nach Millionen zählte. Natürlich hatte er mehr haben wollen, und war zuletzt so heruntergekommen, daß er von seinen Freunden unterhalten werden mußte.

Dicht daneben stand ein einfacher weißer Stein, das heißt ein viereckiges, von Lehm aufgebautes und weiß angestrichenes Monument mit schon abgestoßenen Ecken und noch ohne Inschrift. Unter diesem ruhten die beiden schönsten Mädchen der Stadt: zwei Schwestern, die nur wenige Tage hintereinander gestorben und hier gemeinsam begraben waren — und keine Blume konnte ihren öden Ruheplatz schmücken.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber jetzt einer Gruppe zugewendet, die eben den Kirchhof betrat, und ich hätte sie nicht einmal gleich gesehen, wenn nicht ein brauner Bursche sehr lebhaft die Violine gespielt. Ich drehte mich nach den hier nicht recht herpassenden Tönen um, und zwar eben noch zu rechten Zeit, um den Leichenzug anzusehen.

Voran ging eine Art Halbindianer, der einen kleinen Tisch auf dem Kopfe trug, und auf dem Tisch lag die Leiche eines kleinen Mädchens, vielleicht vier oder fünf Monate alt. Die Eltern waren zu arm gewesen, dem Kind einen Sarg zu kaufen, aber zu einem kleinen Seidenkleide hatte Rat werden müssen, und künstliche Blumen um die bleiche zarte Stirn ersetzten die fehlenden natürlichen.

Neben dem Tische, den der Träger auf dem Kopfe balanzierte, ging der Mann mit der Violine, auf der er lustige Tanzweisen spielte, denn das kleine, in so zartem Alter gestorbene Kind war ja, dem Glauben der Südamerikaner nach, direkt in den Himmel gegangen und ein Engel geworden, wo es jetzt an Gottes Thron für die Eltern beten konnte.

Hinter dem Zuge folgten sechs oder acht ältere und jüngere Frauen, vergebens suchte ich aber unter diesen eine als die Mutter herauszuerkennen. Traurig sah keine aus, und als sie das Tor eben passiert hatten, kauerten sie sich dort mit der kleinen Leiche nieder, holten die agua ardiente-Flasche vor und fingen an, ganz lustig mitsammen zu trinken. In der entgegengesetzten Ecke

des Kirchhofs waren indessen ein paar Männer beschäftigt, ein kleines Grab zu graben, und darauf warteten sie, um die Leiche dann hineinzulegen.

Es dauerte ziemlich eine Stunde, bis die Leute das Grab tief genug hatten, denn sie sprachen dabei ebenfalls einer Branntweinflasche sehr fleißig zu. Endlich waren sie fertig, und der Zug mit der lustig geigenden Violine bewegte sich dem Grabe zu. Dort setzten sie dicht neben der ausgeworfenen Gruft, die kaum breit genug war, den kleinen, schmächtigen Leichnam zu halten, das Tischchen auf die Erde nieder, und die Totengräber wollten dem Kinde die wahrscheinlich nur gemieteten Blumen abnehmen. Der Pate des kleinen Leichnams aber — denn die Paten spielen in Südamerika eine große Rolle — erklärte, daß er sie bezahlen wolle, und die kleine Tote wurde jetzt, nur mit einem schmalen Kopfkissen unter dem Kopfe, in ihr enges Bettchen hineingelegt.

Hier bemerkte ich etwas, das ich mir nicht erklären konnte, das mir aber mein Begleiter verständlich machte. Die Frauen bespritzten nämlich das leichte Seidenkleidchen des Kindes mit Oel, wodurch es natürlich eine Menge entstellender Flecke bekam. — Weshalb? — Weil in Cerro de Pasco sehr viele Kinder sterben und die armen Leute dort die eben nicht hübsche Gewohnheit haben, solche kleine Leichen, die mit hübschen Kleidern beigesetzt sind, wieder auszugraben und ihres Schmuckes zu berauben. Es ist das kaum glaublich, aber es muß doch leider wahr sein. — Übrigens scheint man in Cerro de Pasco noch kein Fleckenwasser zu kennen.

Das Grab wurde jetzt mit Erde aufgefüllt, die ganze Gesellschaft ging gleich darauf wieder zur Branntweinflasche über und dann mit Musik heim, um dort zu Ehren des „kleinen Engelchens“ ein ordentliches Gelage zu beginnen.

Auf dem Kirchhof lagen außergewöhnlich viel menschliche Gebeine umher, mit denen man an solchen Stellen

doch eigentlich keinen Staat macht, und sie eher aus dem Wege schafft. Ich konnte drei verschiedene Totenköpfe und eine Menge anderer Knochen zählen, und einer der Totenköpfe war noch außerdem oben auf ein Monument gestellt.

„Ich weiß nicht, ob das derselbe Kopf ist," sagte mein Begleiter; „am letzten Allerseelentage, wo die Katholiken alle ihre Kirchhöfe besuchen und eine Art Fest daraus machen, war ich auch hier auf den Kirchhof gekommen, und der Kopf da, oder ein anderer wie er, sah wunderlich genug aus. Irgend jemand hatte ihm ein rotseidenes Taschentuch umgebunden und unter den Unterkinnbacken geknüpft, die Backenknochen waren mit Ziegelfarbe rot gemalt, und zwischen den Zähnen hielt er eine kurze Tonpfeife. Es sah fürchterlich aus, die Leute aber, die vorbeigingen, lachten und amüsierten sich prächtig damit."

Das Wetter, das bis jetzt trocken gewesen, zeigte sich bald drohend. Der Wind begann, und in Nordwesten türmten sich schwere, dunkle Wolken rasch auf. Es sah aus wie ein richtiger Schneesturm, von dem wir fast jeden Tag eine kleine Probe bekamen, und wir hielten es an der Zeit, an den Heimweg zu denken. Gerade, als wir vor den Kirchhof kamen, begegnete uns ein anderer Zug, wiederum mit einer Kinderleiche. Der Zug schien aber noch fideler als der vorige, wie das verstorbene Kind auch jedenfalls reicheren Leuten gehörte, denn es lag in einem mit rotem Zeug und gelben Nägeln beschlagenen kleinen Sarge. Voraus aber gingen drei Musikanten, zwei mit Violinen und einer mit einer kleinen Harfe, wie sie in Ecuador und Peru viel gespielt werden. Die Melodie war dabei die lebendigste, und außerdem ging der Harfenspieler nicht ruhig und ehrbar vor dem Zuge her, sondern t a n z t e richtig zu seiner Melodie, bald nach rechts, bald nach links, und bald sich im Kreise drehend. Ja, selbst der Mann, der den Sarg ebenfalls auf einem Tischchen trug, machte „pas" mit den Beinen und begleitete die Musik im Takte.

Hinter dem kleinen Sarge folgten etwa zwölf Frauen und Mädchen, keine Männer, die etwas weiter zurück, ihre Zigarette rauchend, kamen.

Das vorher gedrohte Schneegestöber begann aber jetzt in vollem Ernst, der Wind pfiff über die kahle Höhe, und wir eilten, um in die Stadt hinabzukommen.

4.

An den Quellen des Amazonenstromes.

In Cerro de Pasco hatte ich einen einzigen Rasttag gemacht, und zwar am 2. Januar 18 . ., mehr freilich meines Maultiers, dem ich hier reichlich Futter kaufen konnte, als meiner selbst wegen. Am 3. morgens war ich aber schon wieder reisefertig, denn auch hier hatte ich nichts bestimmtes über die deutsche Kolonie erfahren können, und mein Weg lag jetzt gen Osten in das ungeheure Quellengebiet des Amazonenstroms hinein, in dem sich, von der übrigen Welt und ihren Beziehungen vollständig getrennt, meine deutschen Landsleute niedergelassen. Schon der Name Pozuzu klang fremd und abenteuerlich, und daß jener Landstrich selbst von den Peruanern nicht oft begangen wurde und außer ihrem gewöhnlichen Geschäftskreise lag, bewies jenes erstaunte „Caramba!", das man regelmäßig auf den Namen Pozuzu zur Antwort bekam, wenn ich diesen Platz als nächsten Bestimmungsort bezeichnete. — Caramba! Die Leute hatten vollkommen recht, und ich habe manchmal selber Caramba! gerufen, wenn ich in Sumpf und Dickicht stak oder an steilen, dornengespickten Hängen auf und ab klettern mußte.

Leute übrigens, die das innere Land kannten, hatten mir schon in Lima den wohlmeinenden Rat gegeben, nicht ohne einen Regierungspaß die Reise anzutreten, da der

Wanderer sonst, dem indolenten Volke gegenüber, weiter nichts als Ärger und Not hat und unendlich viel kostbare Zeit versäumen muß, um die zur Weiterreise nötigen Tiere zu bekommen. Glücklicherweise folgte ich dem Rat und fand das alles später in vollem Maße bestätigt. Da ich nämlich mein eigenes Maultier nicht den ganzen Weg reiten konnte, wenn ich es nicht schon auf der Hinreise totmachen wollte, so war ich genötigt, unterwegs auf den verschiedenen Stationen Tiere zu mieten, und ein Regierungspaß, besonders noch mit einer groß gemalten Überschrift und einem schwarzen Stempel, übte einen sehr wohltätigen Zauber auf alle diese kleinen Unterbeamten aus. Ein Bursche, der sich sonst nicht gerührt, und im Schatten liegend auf die Frage einfach und faul geantwortet hätte: „Ist keins da — morgen vielleicht," sprang jetzt ordentlich, um der Forderung des Fremden zu genügen, und mit einiger Grobheit gelang es mir fast überall — natürlich gegen Bezahlung der gewöhnlichen Kosten — weiter befördert zu werden.

Von Cerro aus nach dem nächsten tiefer und wärmer gelegenen Pueblo mußte ich übrigens mein Maultier noch reiten, weil in Cerro selber die Unterhaltung eines Tieres erstlich enorm teuer ist, und dann die Tiere selber sich in der feinen kalten Luft auch nicht wohl fühlen. Als der beste Platz dazu wurde mir Huariáco genannt, und als ich vom Präfekten in Cerro, der mich sehr freundlich aufnahm, meinen Paß nach dem Innern hatte, brach ich am Morgen des 3. Januar von Cerro auf, den Quellen des Huánacoflusses in dessen Tal hinabzufolgen.

Höchst interessant war dieser Ritt, denn der Weg führte unmittelbar zwischen steilen und mächtigen grauen Felswänden hin, während dicht an dem kleinen raschfließenden Strome Silberwäscherei neben Silberwäscherei angelegt war, um das edle Erz zu zermalmen und auszuwaschen. Dicht an Cerro de Pasco konnte nämlich solche Wäscherei auch an einer Lagune liegen, weil die das Erz zermalmenden Steine durch Dampfkraft in Be-

wegung gesetzt wurden. Wer aber diese nicht zu seiner Verfügung hatte, mußte sich mit der Wasserkraft begnügen, von der hier wirklich und im wahren Sinne des Wortes kein Eimer voll unbenutzt vorüberlief, ja jeder Eimer voll, noch müde von der letzten Arbeit, und über und über von gelbem Lehm beschmutzt, schon wieder in die Speichen eines neuen Rades springen mußte, um den Schaft zu drehen, der den Mühlstein trieb.

Diese Räder liegen dabei alle unterirdisch, und das Wasser fällt nicht von oben auf das Rad, oder läuft darunter hin, wie bei uns, sondern es schießt, vielen Raum ersparend, an der einen Seite vorbei, dadurch ebensoleicht die Speichen des Rades drehend. Auf ähnliche Weise habe ich auch im Lande, und ebenso in Ecuador, mehrere Mühlen gesehen, die alle über einen Brückenbogen gebaut sind, unter dem das Wasser dahinschießt und seitwärts das Rad mit dem aufwärtsstehenden Schafte treibt.

Zahllose Lamas schleppen dazu teils das Gestein herbei, teils die zermahlene Masse in große rundgemauerte und unten dichtgepflasterte Watten, durch welche fließendes Wasser geleitet war, — und hier begann das eigentliche Geschäft einer Menge kleiner, ruppig genug aussehender Ponies, die zu fünfzehn und zwanzig in diesen engen, kaum 18 bis 20 Fuß im Durchmesser haltenden Raum getrieben und darin viele Stunden lang herumgepeitscht wurden.

Aller Anfang ist schwer! Zuerst keuchen und schnaufen sie über die noch harte, bröckliche und rauhe Masse, je länger sie aber darin herumarbeiten, desto weicher wird der Boden, bis sie zuletzt in einem dünnen Brei einfach spazieren gehen.

Die Umgebung sah freilich trostlos genug aus und bestand nur aus kleinen, dürftigen und schmutzigen Hütten, von denen die meisten noch ein kleines peruanisches rot und weißes Fähnchen ausstecken hatten, zum Zeichen, daß dort auch jene erbärmliche agua ardiente aus-

geschenkt wurde. Der Weg aber fiel scharf zu Tal, so scharf, daß ich mich nach einigen Stunden schon in einem verhältnismäßig tropischen Klima befand, denn hier wuchsen die ersten Kartoffeln, hier begann schon etwas Futter für die Maultiere, das auf Eseln und Lamas nach Cerro hinaufgeschafft wird, hier begann schon freundlich grünes Gras an den Hängen, und dicht an dem Bergbach standen wieder Sträucher und tauchen ihre überhängenden Zweige in die rasch vorbeischießende Flut.

Noch etwas weiter unten fand ich Mais und verschiedene Gartengemüse, und gegen Mittag schon öffnete sich das Tal etwas mehr und zeigte breitere grüne Flächen, in denen ganze Scharen von Maultieren und Rindern grasten. Der peruanische Wegebau präsentierte sich aber auch hier mit eiserner Konsequenz, denn wo es mit ein paar Pfunden Pulver möglich gewesen wäre, kleine hindernde Felsblöcke leicht hinwegzuräumen, hatte man es hartnäckig vorgezogen, die Bahn steil daran hinauf oder hinab zu führen — die armen Lasttiere mochten dann sehen, wie sie über solche Stellen hinwegkamen.

Etwa um drei Uhr nachmittags erreichte ich Huriáco, ein kleines freundliches Städtchen, dicht am Ufer des schäumenden Bergstromes gebaut und mit grünen Feldern ringsum, ja selbst die Berghänge hier und da mit grünen Buschstreifen geschmückt, die der Gegend etwas freundliches gaben. Hier also mußte ich Unterkommen für mein Maultier suchen, das dadurch Gelegenheit bekam, sich ordentlich auszuruhen und zu erholen. Das Futtergeld, das man gewöhnlich dafür bezahlt, ist ebenfalls mäßig und beträgt nur 1 Dollar die Woche.

Überhaupt verläßt der Reisende hier, sehr zum Vorteil seiner Kasse, die riesigen Preise der Westküste, die sich bis nach Cerro de Pasco erstrecken, und besonders in den Mieten von Tieren fühlbar sind. Von Lima bis Cerro de Pasco muß man für 48 Leguas 16—18, ja oft 20 Dollars bezahlen. Von hier ab kostet die Legua 1 Real (8 Realen der Dollar), und für einen Führer, der das

gemietete Pferd wieder zurücknimmt, hat man noch 1 Medio oder 1/2 Real die Legua extra zu bezahlen. Ein doppelter Vorteil für den Reisenden, der hier nicht allein einen fest bestimmten, sondern auch billigen Preis erhält.

In Huariáco, da die ganze Stadt keine Fonda oder Posada (im Lande Tambo genannt) besitzt, blieb ich bei dem sogenannten gobernador. Der Titel eines solchen Mannes klingt sehr hoch und voll, die Spanier wie die Deutschen lieben aber volltönende Titel und der gobernador hat etwa dieselbe Bedeutung wie bei uns der Schulze eines Dorfes. — Mein Gobernador also war ein dicker, kleiner, gemütlicher Mann, der in seinem eigenen Hause von der Frau, einer dürren, langen, bissigen Gestalt, nur geduldet schien, und in der Tat bei jeder wichtigen Handlung seines Lebens erst bei ihr anfragen mußte. Diese schien auch mit seinem Dasein gar nicht recht einverstanden, denn nach Vorzeigung meines Passes hatte sie eine lange und sehr lebhafte Unterhaltung mit dem Gatten, der durch häufiges Achselzucken sich vollkommen einverstanden mit ihr zeigte, aber zugleich auch die Unmöglichkeit darzutun suchte, anders zu handeln.

Hätte ich meinen alten Grundsatz befolgt, nie mit Leuten näher zu verkehren, deren Gesicht mir beim ersten Anblick nicht gefällt, so wäre ich wahrscheinlich besser gefahren; so aber erbot sich der Mann, mir mein Maultier die vier Wochen hindurch auf der Weide zu halten, und da ich mein Tier hier wenigstens gut aufgehoben glaubte und von ihm am nächsten Morgen ein anderes bekommen mußte, mochte ich mir weiter keine vielleicht unnötigen Umstände machen.

Die Frau machte endlich gute Miene zum bösen Spiel, denn der Regierungspaß ließ sich nicht wegleugnen. Sie wies mir nun zum Schlafen eine Lehmbank ihrer Vorratskammer an, ohne ein einziges Schaffell zur Unterlage, wie es sonst die ärmliche Hütte bietet. Ich schlief aber die Nacht trotzdem vortrefflich, kochte mir morgens selber einen Becher Tee, und ritt dann auf

einem schon bereit gehaltenen, ziemlich lebhaften Ponie den von hier weit besseren Weg nach Huánaco zu.

So sehr ich aber gehofft hatte, hier unten ein breites, ausgedehntes Tal zu finden, so sah ich mich doch darin immer wieder getäuscht. Bei Huariáco hatte es sich etwas geöffnet, weiter unten zog es sich wieder mehr und mehr zusammen, nichts mehr als eine grüne Schlucht bildend, in der kurze Strecken urbar gemachten Landes lagen. — Aber wärmer wurde das Land, höher wurden die Bäume, und hohe, prächtige, blütenbedeckte Büsche standen überall am Wege und am Rand des Bergstroms. Auch Aloe und Kaktus stiegen höher und höher, bis die ersteren ihren baumartigen Schaft mit Blüten bedeckt in die blaue Luft hinaufstreckten. Ebenso wurden die Stile des schon in hübschen Feldern gepflanzten Mais stämmiger, und gegen Abend sah ich das erste Zuckerrohr.

So fruchtbar diese einzelnen Stellen aber auch sein mochten, so stellte sich doch auch dadurch der Charakter des ganzen peruanischen Landes immer deutlicher heraus. — Schmale, sehr schmale Täler mit herrlicher Vegetation, und rings darum her weite, endlose Bergstriche, die an den westlichen Hängen der Kordilleren nur Sand und Steine tragen, und an den östlichen höchstens dazu dienen können, einzelnen Schafherden Nahrung und Weide zu geben. Das Land ist ungeheuer groß, und wahrscheinlich noch an vielen, vielen Stellen von reichen Metallen erfüllt, aber der Ackerbau hat dort mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die gerade da am mühsamsten zu überwinden sind, wo der Verkehr wie Export der gezogenen Güter am leichtesten wäre: an der Westküste. Dort aber muß das Land künstlich bewässert werden, wenn es wirklich eine Frucht tragen soll, und solche Stellen sucht sich der europäische Auswanderer selten aus, da er eine Menge von anderen Ländern findet, wo ihm die Natur das mehr erleichtert hat.

Diese Nacht blieb ich in dem kleinen Städtchen Am-

bos, wieder bei dem Gouverneur oder Alcalden — ich habe den richtigen Titel leider vergessen — und befand mich hier schon eigentlich recht inmitten des wirklich reizenden und fruchtbaren Huánacotales, das eigentlich die Kornkammer für die Umgegend auf viele, viele Leguas weit bildet.

Hier breitet sich das Tal wirklich zu einer grünen Ebene aus, das der bis dahin schon ganz ansehnlich gewachsene Huánaco durchströmt und bewässert. Reiche Zuckerrohrfelder stehen überall. Mais, Kartoffeln, Futterkräuter, Gemüse gedeihen ebenfalls vortrefflich nebeneinander, und dieser Strich Landes könnte mit dem reichsten der Welt wetteifern, wenn irgend ein Wetteifer überhaupt in dem ganzen Charakter der Peruaner läge. So aber arbeiten sie wirklich nur so wenig wie irgend möglich, um sich eben am Leben und in einem Poncho zu halten, und ein Streben nach mehr und weiter kennen sie gar nicht, oder machen wenigstens, wenn sie es kennen, keinen Gebrauch davon. In jedem anderen Lande der Welt wäre dort auch, wo Peru besonders Mangel an fruchtbarem Boden hat, kein Fußbreit mehr unbebaut, hier dagegen harren noch viele Äcker des Pfluges, um das tausendfältig wiederzugeben, was ihrem Schoße anvertraut wurde.

Von Ambos hierher sind nur fünf Leguas vollkommen ebenes Land, und der Weg größtenteils zwischen Haciendas oder Feldern und Gärten führend. Das war schon an und für sich interessant genug, außerdem aber ritt ich auch heute morgen ein Maultier, das noch nie Zügel oder Sporen gefühlt zu haben schien, sondern wahrscheinlich immer im Trupp mit irgend einem Kasten oder Sack auf dem Rücken gegangen war. Dabei beliebte es von Anfang an, sowie ich es nur mit dem Sporn berührte, rückwärts aus Ambos hinaus und über die ziemlich lange Brücke zu gehen, was einer Anzahl von jungen peruanischen Tagedieben das größte Vergnügen zu gewähren schien. Ich ließ ihm aber ruhig

seinen Willen, bis wir draußen hinter Ambos eine Höhe hinauf zu reiten hatten. Dort hielt ich es scharf im Zügel, stachelte es tüchtig und unerbittlich mit den Sporen, bis wir in gestreckter Karriere ziemlich auf der Höhe waren, und hatte die Genugtuung, mein Maultier, oben angelangt, völlig zahm und brauchbar zu haben.

In Huánaco mußte ich den Subpräfekten sprechen, der mir meinen vom Präfekten ausgestellten Paß weiter zu visieren hatte. Der Subpräfekt von Huánaco war aber der reichste Mann dieser reichen Provinz, besaß eine herrliche Hacienda in einer der schönsten Lagen, etwa anderthalb Leguas von der Stadt entfernt, und schien hier ziemlich unumschränkt zu herrschen.

Da es ein Sonnabend war, hielt ich es nicht für unnötig, auf seiner Hacienda, die ich passieren mußte, anzufragen, ob er sich vielleicht schon heute den dringenden Regierungsgeschäften entzogen habe und in die stille Ruhe des Landlebens zurückgeflüchtet wäre. Ich hatte mich auch nicht getäuscht und wurde von dem Herrn auf das freundlichste aufgenommen.

Besonders erfreulich war mir aber die Nachricht, die ich hier auf meine Anfrage nach dem eigentlichen Weg in die deutsche Kolonie bekam, von dem mir in Lima gesagt worden, daß er vieles zu wünschen übrig lasse.

„Der Weg?“ rief der Subpräfekt, „deshalb machen Sie sich um Gottes willen keine Sorgen. Sie haben von hier aus einen ganz vortrefflichen Weg und können mit der größten Leichtigkeit in drei und einem halben Tage nach Ihrem Pozuzu kommen. Der Weg von hier aus ist gar nichts.“

Das war ein Trost; vergebens suchte ich aber meinen Paß visiert zu bekommen. — „Ja wohl, mit dem größten Vergnügen,“ sagte der Subpräfekt, aber er tat es nicht. Erst hatte er noch einen kleinen Gang durch den Garten zu machen, der ihm etwa anderthalb Stunden raubte, dann mußten wir vor allen Dingen frühstücken, und zuletzt packte er eine alte, unglückselige englische Wanduhr

aus, zu der er glücklicherweise keinen Schlüssel hatte, und suchte den Perpendikel in Gang zu halten.

Es war indessen drei Uhr nachmittags geworden, und ich hatte die Hacienda, die in ihrer inneren Einrichtung in der Tat nichts zu wünschen übrig ließ, schon nach allen Seiten betrachtet. Jetzt konnte und wollte ich nicht länger mehr warten, aber erst auf mein ernstliches und entschiedenes Drängen, indem ich mein Maultier sattelte, aufstieg und erklärte, ich würde im anderen Falle o h n e den Paß wegreiten — was ich aber nicht getan hätte —, bekam ich denselben. Die Leute haben wirklich, alle ohne Ausnahme, keinen Begriff vor irgend einem Wert der Zeit — glückliche Sterbliche, die es jedenfalls sein müssen, denn sie können ja dann auch ihr Fliehen nicht bemerken!

Von hier aus brachte mich ein kurzer Ritt durch einen wahren Fruchtgarten in die eigentliche Stadt selber, die groß und weitläufig genug angelegt ist. Schade aber um das Terrain, das sie auf dem fruchtbaren Boden unnötigerweise einnimmt, denn der Platz mit den öden Häusern der Vorstadt sah wirklich so aus, als ob die halbe Stadt eben durch eine furchtbare Seuche entvölkert wäre.

Jener Ausspruch eines Proletariers 1848 in Berlin fiel mir ein, der da behauptete, es könne nie besser in Deutschland werden, solange noch jemand in der ersten Etage wohne. Der Mann hätte hier sein Paradies gefunden, denn in Straße nach Straße, durch die ich ritt, fand ich wunderbarerweise die erste Etage leer und verödet, und fast überall schaute die blaue Luft aus den leeren Fensterrahmen auf das Pflaster nieder.

Ein paar dieser Etagen hatten Fenster, aber auch hier wohnte niemand, alles hielt sich parterre, und die erste Etage schien den Lüften und Fledermäusen völlig preisgegeben.

Huánaco könnte eine bedeutende Stadt sein, so ist es ein breitgedrücktes Landstädtchen, das in der vollen Sonnenwärme einem Badeort im Winter gleicht, wo Tausende von Wohnungen um ein billiges zu vermieten sind.

Das Land aber zieht fast alle tropischen Produkte, und vorzüglich einen ganz ausgezeichneten Kaffee, der nach Lima geschafft und dort außerordentlich teuer bezahlt wird. Selbst in Lima kostet das Hundert-Pfund oder Quintal gewöhnlich bis 40 Dollars, während man den brasilianischen Kaffee mit Fracht und Steuer um die Hälfte billiger kaufen kann. Die Westküste Amerikas liefert aber auch ein weit besseres Produkt als die Ostküste, und der Kaffee von Huánaco sowohl, wie der Ecuadors steht dem Mokka an Güte nicht nach, und hat selbst den diesem eigentümlichen Geschmack, wenn auch vielleicht nicht so entschieden.

Zuckerrohr gedeiht ebenfalls vortrefflich hier, aber es braucht längere Zeit zur Reife, als in den tiefer und wärmer gelegenen Distrikten, und wird nicht so stark und saftreich.

Für die Coca ist es hier nicht heiß genug; denn diese verlangt noch weit wärmeren Boden, als selbst Zuckerrohr und Kaffee.

Alle diese Gegenden bewohnt ein ganz eigentümlicher Menschenschlag, — keine Weißen und auch keine Indianer, sondern ein wenig von beiden, und oft ein wenig von diesem, oft von dem mehr, bei denen sich der Peruaner dann mit dem Namen Cholo abfindet.

Cholo bedeutet hier das nämliche, was im Norden von Amerika Mestize heißt — Abkömmling von Indianer und Weißem. Des indianischen Blutes, wenn es auch nicht gerade von einem Kazikenstamme kommt, brauchen sich aber die Leute wahrhaftig nicht zu schämen; denn es war zu jener Zeit edler, als das des spanischen Gesindels, das diese Küsten überschwemmte, und das aus wenig besserem Stoffe als Piraten und Mordbrennern bestand. Daß sie sich dabei Christen nannten, kann die Sache nur noch verschlimmern.

Huánaco hat wenigstens den Vorteil eines ziemlich guten Hotels, an welches man in Südamerika nur fol-

gende Bedingungen stellt: ein tapeziertes Gastzimmer mit einem den ganzen Raum ausfüllenden Billard, und einem kleineren Tische mit ein paar Stühlen in die eine Ecke gedrückt, schlechte, teure Küche, und eine Art Bett in eine Rumpelkammer gestellt, wo man noch sehr zufrieden sein kann, wenn einem das Ungeziefer die Nacht die Ruhe auch gönnt, für die man schwer genug bezahlen muß. Nur der Kaffee war ausgezeichnet, und das entschädigte wieder für manches andere.

Am nächsten Morgen hatte mir der Gobernador (der in Abwesenheit des Subpräfekten die Zügel der Regierung in der Hand hielt) fest zugesagt, daß ich zu früher Stunde ein Pferd haben sollte. Wer aber nicht Wort hielt, war natürlich der Gobernador, und als ich um halb sieben zu ihm ging, lag er noch im Bett. Wäre ich nun ein echter Deutscher von altem Schrot und Korn gewesen, so würde ich mich ganz höflich erkundigt haben, wann der Herr Gobernador geruhten aufzustehen, um dann später wieder einmal nachzufragen. Leider hatte ich mich aber zu lange in diesen südamerikanischen Ländern herumgetrieben, um nicht zu wissen, wie man mit diesen Leuten umgehen müsse. Den Regierungspaß, nach dem die Beamten verpflichtet wurden, mir unverweilt Pferde zu schaffen, trug ich in der Tasche, geschah das nicht, so war natürlich nur die Faulheit der einzelnen Beamten daran schuld. Diese zu überwinden, gab es nur ein einziges Mittel: Grobheit — und ich ward grob.

In zwei Minuten hatte ich den Gobernador aus seinem Bett und auf der Straße, gleich darauf wetterte ich vor der Polizei, in einem noch dazu sehr bösartigen Spanisch, die Polizeidiener ebenfalls zusammen, daß sie noch kein Tier herbeigeschafft hätten und brachte endlich das zeitliche Oberhaupt dieses Teils von Peru dahin, daß es selber in den Sattel stieg und in gestrecktem Galopp die Straße hinabflog. Eine halbe Stunde später hatte ich auch richtig ein ziemlich gut gehendes Tier und trabte auf ihm das freundliche Tal hinab, einem anderen kleinen

Städtchen Panao zu, das ich noch an diesem Abend erreichen sollte.

Die Gegend hier ist wunderhübsch; denn die hohen und kahlen Berge liegen zu weit im Hintergrund, um störend einzuwirken, während tausend Blütenbüsche den Weg umstehen und fruchtbare, grüne Felder überall dem Blick begegnen. Außerdem befleißigen sich hier die Leute, einen ganz vortrefflichen „Guarapo" aus dem Saft des Zuckerrohrs zu ziehen, und da er in einer Menge von kleinen Häusern am Wege um ein billiges feilgeboten wurde, so versäumte ich nicht, häufigen Gebrauch davon zu machen.

Der Guarapo hat aber nur zwei oder drei Tage seines kurzen Lebens, in denen er gut, süß und genießbar ist: seine schöne Jugend — nachher wird er alt und sauer, verbittert in seinem Dasein, und zieht sich, noch zwei Tage später, als Essig in das Innere alter steinerner Kruken und Kalabassen zurück.

Übrigens sehe ich nicht ein, weshalb nicht aus unserem Runkelrübensafte ein ebenso guter Guarapo zu machen wäre, wie aus dem Saft des Zuckerrohrs; läßt sich doch ein ebenso guter Zucker daraus kochen, und ich will unseren deutschen „Pflanzern" wenigstens das sehr einfache Rezept angeben, nach dem sie dann selber mit Leichtigkeit einen Versuch machen können:

„Der Zuckersaft wird mit einem Dritteil Wasser gemischt, dann gekocht und viel abgeschäumt, bis er auf die ursprüngliche Quantität des Saftes eingekocht ist. Dann läßt man ihn abkühlen und gießt ihn in ein irdenes oder hölzernes Gefäß zum Gären.

Nach drei Tagen ist er gewöhnlich gut; das erstemal aber, wenn das Gefäß noch keine Säure angenommen hat, geht die Gärung etwas langsamer vor sich. Das Gefäß ist oben zugedeckt."

Das tropische Klima, in dem das Zuckerrohr gedieh, ließ ich aber bald hinter mir, wie ich nur einmal erst rechts von dem Huánacostrom abbog und wieder in die

Berge und die gemäßigte Zone hineinkam. Wieder einmal das Klima gewechselt, und zwar in wenigen Tagen aus der kalten Zone von 14 500 Fuß über der Meeresfläche durch die gemäßigte in die heiße, und jetzt wieder in die gemäßigte hinein, um aufs neue bis an die Grenze der kalten hinauf- und zu der wirklich heißen wieder hinabzusteigen. Der Mensch wird auch durch diesen ewigen Wechsel so konfus, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, in welchem Lande der Erde er sich befindet. Heute muß man den Rock ausziehen, um in der Hitze marschieren zu können, morgen steckt man die Hände in die Taschen und läßt sich den Schnee ins Gesicht peitschen — aber, lieber Gott, unser deutsches Aprilwetter hat uns die letzten Jahre ähnliches gebracht, ohne daß man sich deshalb weit zu bemühen brauchte, und das war auch vielleicht die Ursache, daß ich den Wechsel so leicht und bequem ertrug.

An diesem Abend hatte ich bis zu einem kleinen Städtchen, Panao, zu reiten, wo mir dann dessen Gobernador ein neues Tier verschaffen sollte. Der Weg zog sich aber furchtbar in die Länge, und das fruchtbare Land dahinten lassend, erreichte ich wieder schlechten Weg, Berge — und etwas Neues für mich in Peru — Bäume — die ersten wirklichen Bäume, die ich bis dahin gesehen, wenn ich die wenigen Weidenbäume am Chillon ausnehmen will.

Hier begann Wald, allerdings noch etwas dürftig und das Holz nicht übermäßig stark, aber es war doch Wald, und der lange nicht gehabte Anblick tat den Augen wohl. Ich dachte damals gar nicht daran, daß ich der Bäume über und über genug bekommen könnte, ehe ich mit ihnen wieder fertig wäre.

Gegen Abend überholte ich einen jungen Burschen auf einem Schimmel, der ebenfalls nach Panao wollte, und da sich die Sonne schon dem Abend zuneigte, fragte ich ihn, wie weit wir noch bis nach dem Städtchen hätten. Wir hielten gerade auf einem Berghang, der sich tief und steil in das Tal hinabzog, und ich vermutete, daß Panao

wohl irgendwo da unten am Strom liegen würde. Der junge Bursche deutete aber lachend gerade über das Tal hinüber und rief aus: „Da drüben liegt es ja groß und breit!"

Und da drüben lag es wirklich „groß und breit", denn wie ein weiter, ziegelroter Fleck, von feinen, dunklen Linien die Kreuz und Quer durchzogen, klebte die Stadt mit ihren ausgedehnten Straßen an dem grünen Hang. Aber was für ein Weg noch in das tiefe Tal hinab und an der andern Seite wieder bis zu der Stadt hinauf! — Doch half es nichts; ich sah jetzt wenigstens mein Ziel und gab meinem Tier die Sporen, um nicht unnötige Zeit durch Schauen zu versäumen. Nichtsdestoweniger war es schon stockdunkel, als ich endlich die Stadt erreichte, und da ich den jungen Burschen auf dem Schimmel schon lange hinter mir gelassen hatte, fragte ich jetzt einen und den anderen, denen ich noch in der Straße begegnete, nach dem Gobernador. — Lieber Himmel, was half es mir, daß ich mein bestes Spanisch versuchte und mir mit der Aussprache die größte Mühe gab, die Leute verstanden mich alle miteinander nicht, denn wie ich zu meinem Schrecken jetzt fand, redeten sie nur die Kitchuasprache oder die Sprache der Inkas, und von der verstand ich selber kein Sterbenswort.

Glücklicherweise hatte ein Mann aus einem der benachbarten Häuser meine Not gehört, denn sehen konnten wir einander nicht. Er kam heraus und erbot sich freundlich, mich nach dem Gobernador zu begleiten, da ich denselben nicht in seinem eigenen Hause antreffen würde — heute sei Fest (es war der heilige Dreikönigstag), und da befänden sich sämtliche Honoratioren zu einem Ball versammelt.

Zu einem Ball! Dazu paßte ich prächtig mit Staub und Schweiß bedeckt, und todmüde und hungrig. Ich fragte den Mann auch, da ich diese Nachricht bekam, nach einer Posada, um lieber vor allen Dingen etwas zu essen und zu trinken. Er versicherte mir aber, daß wir

gerade nach der Posada hinwollten, denn dort befänden sich die Gäste, und längeres Weigern hätte nichts geholfen. Wir hatten auch nicht weit zu gehen, denn schon um die nächste Ecke biegend, hörte ich die scharfen Töne einer Violine und fand mich gleich darauf an der Schwelle einer so wunderlichen wie eigentümlichen Szene. — Ich wollte, ich könnte dem deutschen Leser einen recht deutlichen Begriff davon geben.

Der Ballsaal bestand aus einem nicht übergroßen Zimmer, etwa zwanzig Fuß im Quadrat, und wie ich hineinsah, glaubte ich, daß es stockfinster darin sei. Bei längerem Hinschauen erkannte ich aber das Schimmern zweier Talglichter, die an verschiedenen Seiten angebracht waren und ein höchst dürftiges Licht verbreiteten.

In diesem Duster wimmelte es indes von dem Vermuten nach heiteren Menschen, denn alles sprang und hüpfte durcheinander, und die schon vorher gehörte Violine quietschte den Takt dazu. Wie schon gesagt, konnte ich, als ich das Zimmer betrat, nicht das geringste sehen; ich hörte nur, wie ich jemandem vorgestellt wurde, fühlte, wie mir eine oder zwei Personen die Hand schüttelten, und fand mich plötzlich, mit einem großen Glas agua ardiente in der Hand, auf einer sehr niederen Bank sitzen.

Den Branntwein leerte ich auf einen Zug, denn ich war wirklich erschöpft und bedurfte irgend einer Stärkung oder wenigstens Aufregung. Wenn ich aber geglaubt, die Empfangsfeierlichkeit damit beendet zu haben, so hatte ich mich geirrt, denn ein zweites Glas agua ardiente folgte dem ersten, und diesem ein drittes, und alle schienen sich verabredet zu haben, mich so rasch als möglich unter den Tisch zu trinken.

Nach und nach erkannte ich aber meine Umgebung etwas besser und fand jetzt, daß ich zwischen dem Gobernador und Cura oder Priester, also den Honoratioren des Ortes, saß, die dem Feste beiwohnten, um seine Feier wahrscheinlich zu erhöhen. — Aber ich habe hier keine Zeit, die Schrecken dieser Nacht alle zu erzählen, nur so

viel will ich noch sagen, daß ich lange Zeit umsonst versuchte, etwas zu essen zu bekommen. Man trank hier, aber man aß nicht, und endlich, als ich fest darauf bestand, brachte mir eine der Frauen einen schon jedenfalls vorher abgenagten Schafknochen mit einem Stück trockenen Brotes. Ich verschlang die spärlichen Überreste, die ich noch vorfand, schärfte dem Gobernador ein, mein Pferd morgen um sechs Uhr bereit zu halten, und ließ mir dann einen Platz anweisen, wo ich schlafen konnte und nicht fortwährend durch neue Aufgüsse von Branntwein gestört wurde.

Am nächsten Morgen mußte ich den Gobernador allerdings noch aus dem Bett holen, ehe ich mein Tier bekam, denn der Mann hatte nach den Genüssen der letzten Nacht noch nicht ausgeschlafen. Ich kam aber doch verhältnismäßig früh fort und trabte bald, an einem prächtigen und frischen Morgen, in das höher gelegene und ziemlich bergige Land hinein.

Die Kordilleren, die östlich von Chile nur einen einzigen kompakten Gebirgsstock bilden, liegen hier fast wie in zwei Züge gespalten. Der bedeutendste von diesen ist allerdings die eigentliche Wasserscheide, westlich von Cerro, und dort überschreitet man auch den höchsten Paß. Dennoch zieht sich hier wieder eine zweite Kette hin, die aber nicht ununterbrochen fortläuft, sondern in ihren Zwischentälern die am Osthange jener Hauptkette entspringenden Wasser dem Amazonenstrom zufließen läßt. Den Tälern selber kann man jedoch nicht folgen, denn ihre Hänge sind an vielen Stellen nichts weiter als steile, schroffe Felsen, die starr und eisern in den zwischen ihnen dahinstürzenden Strom hineinreichen. Deshalb zieht sich der Weg den höheren Kuppen zu, die leichter einen Übergang gewähren.

Der peruanische Wegebau zeigte sich aber auch hier wieder in all seiner Glorie, denn auf und ab führte der schmale Pfad, kein einziges Hindernis durchschneidend,

sondern sie alle überkletternd. Einem einzigen kleinen, aber unbequemen Felsblock auszuweichen, der mit ein paar Pfund Pulver leicht beseitigt wäre, mußte man oft weite Strecken gerade am Berge hinauf und dann wieder ebenso steil hinab, und es sah aus, als ob nicht Menschen, sondern nur die Tiere der Wildnis diese Bahn ausgesucht und begangen hätten.

Nach kurzem Ritt — denn meine nächste Station war heute nur drei Leguas, wo ich ein anderes Tier bekommen sollte — erreichte ich endlich ein kleines, ärmliches Pueblo, Chagles genannt, und holte hier den Alkalden aus dem Bett, um mir rasch ein Tier zu verschaffen. Er wollte erst nicht aufstehen und behauptete, er sei sehr krank; ich bewies ihm aber, daß er völlig gesund wäre, und eine Stunde später befand ich mich glücklich wieder im Sattel, einen Führer an der Seite, der mich bis Munia, einem anderen Pueblo, bringen und mein Tier dann wieder zurücknehmen sollte.

Die Zwischenzeit, bis das frische Tier kam, benutzte ich zum Frühstück, denn ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts Ordentliches gegessen, und bekam hier ein herrliches Gericht frischer Puffbohnen — im Norden von Deutschland „große" oder „Saubohnen" genannt — an denen ich mich vollständig erholen konnte. Das Klima hier gehört schon ganz dem gemäßigten an, ja, war eigentlich mehr kalt als warm, und das Haupterzeugnis des Bodens die Kartoffel. Mais hatten sie ebenfalls an einigen Stellen gepflanzt, und er gedieh gut; überhaupt schien der Boden fruchtbar, so weit man es eben für gut befunden, ihn urbar zu machen. Da aber diese Menschen alle nur sehr wenig Bedürfnisse kennen und selbst die nötigsten Arbeiten nur ungern und gezwungen tun, so versteht es sich von selber, daß sie den Pflug in keine Scholle Erde brachten, die sie nicht unumgänglich notwendig zu ihrem Leben brauchten — alles andere war vom Übel. Zum Verkauf hatten sie deshalb gar nichts auf der Welt, wie etwas agua ardiente, von dem der

Alkalde oder Teniente nur zwei Flaschen auf Spekulation von Panao bezogen.

Um elf Uhr etwa ritt ich wieder von Chagles fort und bekam jetzt diesen „herrlichen Weg" zu sehen, von dem mir der Subpräfekt in Huánaco nicht genug zu rühmen wußte. So vortrefflich war er angelegt, daß ich von Chagles fort eine Legua steil bergauf und zwei Leguas wieder vollkommen steil hinab mußte. Dort kreuzte ich einen Bergstrom und stieg jetzt wieder eine Legua wie an einer Mauer hinauf, um an der anderen Seite geradeso hinabzuklettern. Von da ab zog sich der Weg nochmals eine Legua steil zu Munia auf, und von da ebenso schroff noch drei und eine halbe Legua höher auf den Gipfel der zweiten Kordillera, dem sogenannten Alto Tambo.

Der Pfad mußte natürlich den ganzen Tag im Zickzack bald auf-, bald abwärts führen, und ich konnte unmöglich im Sattel bleiben, wenn ich das Tier nicht umbringen oder wenigstens zu Schanden reiten wollte. Dadurch rückte ich nur sehr langsam von der Stelle, und der Abend dämmerte schon, ehe ich nur die zweite Höhe vollständig erstiegen hatte.

Den Wald ließen wir schon lange wieder zurück; nur unten am Bergstrom stand dichtes, ziemlich üppiges Gehölz. Hier oben waren die Berge vollkommen kahl, aber mit vortrefflicher Viehweide, wenn die Bewohner dieser Gegend nur eben hätten Vieh halten wollen. So sahen wir kaum ein halbes Dutzend Kühe und ein paar Pferde und Maultiere, die sich in der entsetzlichen Einsamkeit zu langweilen schienen. Ziemlich oben am Hange des Berges begegneten wir aber auch Wild, und ein Hirsch äste sich dort vollkommen vertraut auf etwa hundert Schritt Entfernung. Jedenfalls mußte er uns auf dem offenen Boden, an dem wir mühsam und im Zickzack aufwärtsklommen, schon lange bemerkt haben; ich selber wurde aber erst auf ihn aufmerksam, als er den Kopf hob und nach uns herabäugte.

Rasch riß ich die Büchse von der Schulter, setzte ein

Zündhütchen auf und zielte; aber, lieber Gott! durch das mühselige Steigen erschöpft und vollständig außer Atem, konnte ich das Korn keinen Moment ruhig auf einem Fleck halten und mußte erst wieder Luft schöpfen, ehe ich abdrücken durfte. Der Hirsch indessen, durch unser Stillstehen beunruhigt, zog langsam an dem Hange hin, und ich mußte ihn vielleicht fünfzig Schritt weiter fortlassen. Endlich schoß ich — meinem Begleiter war die Zeit schon furchtbar lang geworden — der Hirsch zeichnete, und wir konnten deutlich sehen, wie er die Kugel mitten auf dem Wanst sitzen hatte — er war waidwund geschossen, denn ich hatte beim Abdrücken noch geschwankt. Mit dem Schuß fuhr er herum und wollte den Berg hinauf — doch das ging nicht mehr; nur zwei Sprünge machte er der Richtung zu und stürmte und stürzte dann halb den ganzen steilen Hang wieder hinunter, an dem wir eben eine volle Stunde Arbeit gehabt hatten, um bis hierher zu kommen.

Das war ein verwünschter Streich, denn der Abend dunkelte bereits, und ich durfte gar nicht daran denken, ihm zu folgen, und doch hätte ich sein kleines, aber hübsches Geweih gern gehabt. Um das wenigstens zu retten, sagte ich meinem Begleiter, er solle das Wildpret morgen auf dem Rückwege für sich mit nach Chagles nehmen, für mich aber den Kopf mit dem Geweih aufbewahren, das ich, wenn ich selber wieder zurückkäme, bei ihm abholen wolle. Das versprach er und hat es vielleicht auch gehalten; da ich aber später von Pozuzu aus meinen Reiseplan änderte und einen anderen Weg nach Cerro einschlug, sah ich Chagles und meinen Hirschkopf nicht wieder.

Durch das alles hatten wir uns aber so aufgehalten, daß wir Munia an dem Abend unmöglich mehr erreichen konnten, wenn wir nicht den steilen Pfad in völliger Dunkelheit zurücklegen wollten. Von dem Rücken des Berges aus arbeiteten wir uns deshalb nur noch in das tiefe und dunkle Tal hinab, in dem eine kleine Hacienda Cormieles lag, und blieben dort über Nacht.

So tief waren wir dabei wieder gestiegen, daß wir uns aufs neue in dem Bereich der Platanos oder Bananen und des Zuckerrohres befanden und von hier aus zog sich der Weg steil und ununterbrochen viereinhalb Leguas an die Grenze der kalten Zone, auf den Rücken der zweiten Kordillera hinauf.

Am nächsten Morgen, etwa um neun Uhr, erreichte ich Munia, und da von hier aus eine öde Wildnis mit keiner menschlichen Wohnung bis zum Pozuzu vor mir lag, gedachte ich, dort Provisionen zu kaufen und den Marsch spätestens am anderen Morgen anzutreten — und wie hatte ich mich geirrt!

Munia ist ein kleines Städtchen, aber in reizender Lage auf einer schmalen Ebene am Berghange, die wie eine Art von Terrasse ausläuft. Das Klima scheint dabei vortrefflich; ich sah ein allerdings sehr kleines Maisfeld, in dem der Mais aber außerordentlich üppig stand. Eine einzige Bananenpflanze trug ebenfalls eine große, fast reife Fruchttraube. Der Platz sollte außerdem das Paradies der Kartoffel sein, und was für ein Volk lebte dort, oder vegetierte vielmehr bloß von gedörrtem Mais und Kartoffeln, ohne sich einen Deut weiter um die übrige Welt zu kümmern!

Einen Alkalden gab es hier ebenfalls nicht, nur einen sogenannten Inspektor — einen Indianer —, der augenblicklich „draußen im Walde" war, um Tablas oder Planken zu „hauen". Hier begann nämlich wieder Wald, der sich an dem vor uns liegenden Hange bis hoch hinauf in den Nebel zog — wie hoch, ließ sich nicht erkenen, da weiße Schwaden den oberen Teil des Berges dicht umlagerten.

Des Inspektors Frau, die einen riesigen Kropf trug und entsetzlich häßlich war, aber die schönsten Pockennarben hatte, schickte ich augenblicklich aus, ihren Mann zu suchen und womöglich mit einem Maultier und Führer zurückzukommen, und machte dann selber die Runde, um Provisionen einzukaufen. Ja — Provisionen —

nichts — nichts auf der Gotteswelt war zu bekommen; die Häuser standen alle öde und leer, kein Mann war im ganzen Ort zu sehen, nur ein paar Frauen mit Kröpfen, und wonach ich auch fragte: Eier, Hühner, Fleisch, Bohnen, Brot, die Antwort lautete unfehlbar in dem ewigen „no hay“ (ist nicht da), was den Reisenden in Südamerika wirklich zur Verzweiflung bringen kann. Nicht einmal eine Mahlzeit war zu bekommen, ein paar abgekochte Kartoffeln ausgenommen, und ich wartete jetzt nur die Ankunft des Inspektors ab, um diesen auf Fouragierung auszuschicken.

Dieser kam endlich und versprach mir, noch an dem Tage ein Pferd zu schaffen, ein Führer würde jedoch, wie er meinte, sehr schwer zu bekommen sein, denn die Leute wären alle im Walde drin, um Planken zu hauen, und er wisse nicht einmal, wo sie stäken — ohne Führer konnte ich aber diesen Weg gar nicht zurücklegen, da oben auf Alto Tambo, wie ich schon gehört, eine weite Pampa lag, die von Hunderten von Pfaden durchkreuzt würde. Nicht einmal eine Himmelsrichtung, der ich folgen konnte, waren die Leute imstande mir anzugeben, denn sie hatten gar keinen Begriff von Nord und Süd — und Lebensmittel? — no hay! sagte der Mann und steckte sich den Mund voll Cocablätter.

No hay! — ich wußte das besser; Hühner hatte ich genug gesehen und wußte ein Mittel, die zu kaufen; schickte also meinen Inspektor vor allen Dingen aus, ein Pferd zu holen und, wenn irgend möglich, einen Führer mitzubringen, nahm dann meine Büchse und ging auf das nächste Haus zu, an dem ich Hühner fand. Natürlich weigerten sie sich dort, mir eines zu verkaufen, aber ich hatte am Pailon gelernt, mit diesen Leuten umzugehen. Ruhig nahm ich einen halben Dollar aus der Tasche und zeigte ihn der Frau, wobei ich ihr sagte, daß ich ihr das Geldstück für ein Huhn geben wolle — verweigere sie es, so schösse ich das erste beste tot und bezahlte gar nichts dafür. Das half; sie sträubte sich zwar noch ein wenig,

wie ich aber die Büchse hob und mich nach einer schönen, weißen Henne umdrehte, besann sie sich anders. Ich kaufte jetzt hier ein junges Huhn und im nächsten Hause auf dieselbe Art ein anderes, außerdem etwas Mais, um ihn zu dörren, und war so wenigstens gegen unmittelbaren Hunger gesichert.

Mein Inspektor kam aber an dem Abend erst spät, wohl mit einem Pferde, aber ohne Führer zurück. Er versprach freilich, am nächsten Morgen sicher einen zu bringen — aber auch das gelang ihm nicht, wenn er sich überhaupt danach bemüht und nicht irgendwo die Zeit in einem Busch geschlafen hatte. Ich versäumte hier noch einen zweiten Tag und mußte, wenn ich nicht noch länger müßig bleiben wollte, endlich mit einem etwa zehnjährigen Jungen fürlieb nehmen, der allerdings den Weg kannte, mir aber auch sonst auf der Welt nichts weiter nützen konnte.

Drei volle Tage mußte ich außerdem, der Beschreibung dieser Leute nach, darauf rechnen, im Walde zuzubringen, denn was mir der Subpräfekt von Huánaco von der Kürze und Güte dieses Weges erzählt, war alles, um das mildeste Wort zu gebrauchen — erfunden. Lebensmittel gab es ebenfalls nicht, denn nur noch ein Huhn war ich imstande aufzutreiben, und ich konnte mich nur auf mein gutes Glück verlassen, das mir bis dahin noch immer treulich beigestanden. So brach ich denn am nächsten Morgen mit meinem Diminutivführer sehr früh auf, und konnte mich jetzt im Bergsteigen ein wenig üben, denn diese Zickzackhöhe hinauf hätte ich mein Pferd gleich in den ersten Stunden ruiniert. Von sieben Uhr morgens bis nachmittags drei Uhr stiegen wir langsam aber stets bergauf, und erreichten erst ziemlich auf der Höhe wieder offene, von wellenförmigen Hügeln geschwellte Grasflächen, die nur hier und da mit kleinen Büschen und einzelnen Felsbrocken überstreut waren.

In meinem Leben habe ich aber kein herrlicheres Pirschterrain gesehen, und da ich außerdem eine Menge

Hirschfährten fand, beschloß ich, jedenfalls hier oben zu lagern und heute abend einen Pirschgang zu machen. Auf der Hochebene, die den Gipfel dieser Kordilleren bildete, stand ein alter Rancho, ein paar in den Boden gesteckte Pfähle, mit dem langen, binsenartigen Grase notdürftig bedeckt. Diesen stellte ich wieder her, zündete ein Feuer an, schleppte eine Quantität trockenes Holz herzu, und war eben damit fertig, als ein tüchtiger Regenschauer niedergoß.

Wir befanden uns mitten in der Regenzeit, glücklicherweise war ich aber bis hierher trocken durchgekommen, und durfte mich jetzt wahrlich nicht beklagen, wenn ich auch ein paarmal tüchtig ausgewaschen wurde — hatte ich das alles doch vorher gewußt. Aber auch der Regen war mir nur zum Vorteil, denn etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang klärte es sich wieder auf, und ich hatte die herrlichste Gelegenheit zum Pirschen, die ich auch wahrlich nicht versäumte. Es war ein wirklich lang entbehrter Genuß, mit der wackeren Büchse im Arm in diesem wundervollen Terrain hinzuschreiten, nur der Jäger kann das ganz mit mir fühlen, und ich kam eigentlich viel zu früh zum Schuß. Ein geltes Tier hatte in einem der kleineren Seitentäler gesessen, und stand eben auf, als ich mich hinter einem rauhen Felsblock auf einem der ihm nächsten Hügel pirschte. Da ich vortrefflichen Wind hatte, konnte es mich natürlich nicht wittern und fing an, sich zu äsen; ich durfte aber die Gelegenheit nicht vorbeilassen; denn wir mußten Lebensmittel auf unserem langen Marsche haben. — Nach dem Schuß sprang es noch etwa zwanzig oder dreißig Schritt hinter den nächsten Hügel, wo ich es aber gleich darauf, als ich den abgeschossenen Lauf wieder geladen hatte, schon verendet fand. Ich nahm jetzt die beiden Keulen und den Ziemer heraus und mit zum Feuer, das übrige irgend einem Kondor überlassend, der zuerst am nächsten Morgen hier vorbeistreichen würde. Auf dem Rückwege hätte ich noch einen Spießer schießen können, an den ich etwa hundert

Schritt hinankam, aber das wäre Mord gewesen, und ich wanderte geraden Weges zum Lager zurück, wo mein kleiner Führer nicht wenig über die schnelle Jagd staunte.

Jetzt hatten wir zu leben, und wenn mich auch die Nacht auf dieser Höhe schmählich fror, brauchten wir doch nicht dabei zu hungern. Das Pferd fand hier oben gleichfalls reichliche Weide, und da wir von hier ab den ganzen Weg bergunter haben sollten, glaubte ich die Reise von jetzt ab rasch beenden zu können — aber ich kannte die peruanischen Wege noch nicht vollständig. Allerdings ging der Weg bergab, und steil genug, was man aber hier im Lande einen Weg nennt, das würde in Europa zum Beispiel eine Wolfsschlucht heißen, und ich fand bald, daß mein Pferd, selbst ohne Reiter, kaum imstande war, dieser furchtbar rauhen Bahn zu folgen. Ein Weg war allerdings durch den jetzt wieder beginnenden Baumwuchs gehauen, aber der ganze steile Hang bestand einzig und allein aus einzelnen Felsblöcken, über die hinab die Bahn — vollkommen rücksichtslos, wer dabei den Hals brach — führte. Nach etwa einstündigem Marsch hielt ich jedoch einen Felsblock von nur vier Fuß Höhe nicht mehr für das geringste Hindernis, um ein Pferd darüber hin zu führen, und wenn es nicht unten, wo es wieder auftreten mußte, bis an die Knice in den Schlamm sprang, konnte man ganz zufrieden damit sein. Wo der Weg dabei nur auf eine kurze Strecke eben wurde, war jedesmal ein tiefer, flüssiger Schlamm, in den das arme Pferd oft bis an den Gurt einsank und sich nur mit der furchtbarsten Anstrengung wieder herausarbeiten konnte.

Das war der vortreffliche Weg, von dem der Subpräfekt in Huánaco so rühmlich gesprochen, und ich fand auch später aus, weshalb das geschehen war, denn die Südamerikaner tun nichts ohne Grund. Es galt nämlich, der neuen deutschen Kolonie am Pozuzu den kürzesten Weg nach Cerro, der für sie einzig und allein von Nutzen sein konnte, zu entziehen und ihren Verkehr auf einem gewaltigen Umweg über Huánaco zu lenken,

und ich bekam später Beweise, wie man kein Mittel verschmäht hatte, das ins Werk zu setzen.

Der Wald war hier ziemlich dicht, wo er sich aber einmal, durch eine plötzliche Felsspitze unterbrochen, lichtete, so daß man einen etwas freieren Blick gewann, zeigte sich überall ein tiefes, enges Tal, in dessen zusammengepreßter Schlucht wilde Bergwasser dahinströmten. Hier hatte ich auch den Pozuzu erreicht, dessen gelbe, regengeschwellte Flut ich dann und wann unter mir erkennen konnte. Gegen Abend kreuzten wir gleichfalls einige Bergströme, die noch von dem letzten Regen angeschwollen, aber doch zu passieren waren — freilich durfte man sich nicht scheuen, nasse Füße bis zu einer ungewöhnlichen Höhe zu bekommen.

Mein kleiner Führer versicherte mir, er kenne den Weg genau, und wir würden die Nacht eine gute Hütte erreichen; als es aber dunkelte, fanden wir nur die Pfähle einer früheren Hütte vor, und es war jetzt nicht mehr daran zu denken, ein ordentliches Dach herzustellen. Die Nacht regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte; wir wurden durch und durch naß. Zu meinem nicht geringen Staunen hörte ich aber in der Morgendämmerung, ganz dicht bei uns, einen Hund bellen. Es zeigte sich jetzt, daß wir kaum hundert Schritt vor einer guten, trockenen Hütte gelagert hatten, die wir noch recht wohl hätten erreichen können. Ein Indianer war von Pozuzu gestern abend hier herüber gekommen, nach Vieh zu sehen, das hier weidete, und hatte ein vortreffliches Feuer angezündet. Dort frühstückten wir zusammen und setzten dann, da er ebenfalls zurückging, in seiner Begleitung unseren Weg, nur oberflächlich abgetrocknet, fort.

Da wir die steilsten Höhen hinter uns hatten, wurde der Weg hier etwas besser. Der Baumwuchs war prachtvoll, und die überhaupt üppige Vegetation verriet schon gegen Mittag, das wir uns wieder den Tropen näherten.

Besonders häufig stand hier eine weiße, sehr schöne lilienartige Kelchblume, freilich geruchlos. Unser neuer

Begleiter nannte sie Asafran, und es zeigte sich, daß es wirklich der echte Safran sei. Die Wurzel war hellgelb, mit safranähnlichem Geschmack, und der Aussage des Indianers nach wurde auch viel davon gesammelt und nach Cerro de Pasco und Huánaco versandt, wo man die Arobe (25 Pfund) mit 8 Dollars bezahlte. — Man hätte hier eine Arobe in ganz kurzer Zeit sammeln können.

Außerdem zeigte sich hier, während das Gestein bis jetzt meist Porphyr und Granit gewesen war, der hier und da von sehr feinen Quarzadern durchzogen wurde, häufig ein feiner Rötel, der zunahm, je mehr wir uns dem Pozuzu näherten. Besonders böse war dieser an Abhängen zu passieren, denn der Fuß glitt davon ab, als ob man auf nasse Seife getreten wäre.

Der Charakter des peruanischen Landes, wie ich es bisher gefunden, hatte sich überhaupt hier ganz verändert und glich der westlichen Küste nicht mehr im mindesten. Das Land hier aber lag auch unter dem Einfluß häufiger Regen und glich mit seiner üppigen Vegetation schon weit eher den atlantischen Küstenländern, zu denen es ja auch, seiner geographischen Lage nach, eigentlich gehörte. Nur den Übergang bildete es zwischen den kahlen, steinigen Höhen der Kordilleren und den fruchtbaren, aber ungesunden Niederungen des gewaltigen Amazonenstromes.

Nur eins begriff ich nicht recht, wo in diesen engen Tälern eine ordentliche Kolonie Platz haben sollte, und weit konnten wir überdies nicht mehr davon entfernt sein. Öffnete sich vielleicht das Tal weiter unten? Denn der Indianer zeigte mir schon den Einschnitt, in dem die Kolonie liegen sollte. Wenn ich mich aber auch einmal umschauen wollte, so tauchten wir immer gleich wieder in solche Dickichte und Schluchten ein, daß ich alles übrige der Zeit zur Entwickelung überlassen mußte. An dem Abende waren wir auch gar nicht mehr imstande, die Kolonie zu erreichen, aber zu dem Pozuzu kamen wir hinunter, der, wild und reißend in sein enges Bett gezwängt, über eine Menge zerstreuter Felsblöcke hinüberbrauste,

die er sich selber in toller Laune in den Weg gerollt. — Wie ähnlich dem Leben manches Menschen, der sich in blinder Wut und Leidenschaft selber die größten Hindernisse in den Weg wirft und dann, indem er darüber stolpert, tobt und räsoniert!

Die Nacht blieb ich bei dem Indianer — oben im Hause waren zwei Frauen, die ebenfalls ganz anständige Kröpfe hatten — und der braune Bursche erzählte mir viel von der Kolonie: wie die Leute im Anfang viel Mangel und Sorge ausgestanden und sich jetzt so tüchtig herausgearbeitet hätten, daß sie die besten Lebensmittel in Masse zögen. Er war auch am Mairo gewesen — 15 Leguas von hier, bis wohin man den Amazonenstrom mit Dampfbooten befahren kann — und schilderte das Land als außerordentlich fruchtbar, aber — auch heiß und ungesund, mit sehr vielen Moskitos und Indios bravos, das heißt: bösen und wilden Indianern, in der Nähe.

Das Wort bravo hat überhaupt im Spanischen — wenigstens hier in Südamerika — eine sehr ausgedehnte Bedeutung und heißt nicht allein gut und tapfer, sondern wird auch jeder recht entschieden ausgesprochenen Eigenschaft beigelegt. Ein recht ungezogenes Kind, recht zäher, nichtswürdiger Schlamm, recht böse Dornen, die fassen und nicht so leicht wieder loslassen, sie alle sind bravos, und für uns, die wir dem Worte doch eigentlich einen anderen Sinn beilegen, kommen da oft sehr komische Zusammenstellungen heraus.

Die Nacht regnete es wieder, was vom Himmel herunter wollte, gegen Morgen klärte es sich aber auf, und wenn es auch seine Schwierigkeit hatte, das Pferd an den nassen Lehmwänden hinunterzubringen, erreichten wir beide doch ohne Arm- und Beinbruch die untere Talsohle. Dort konnte ich jetzt Betrachtungen über die Schiffbarkeit des Pozuzu anstellen, an dem ich nur s e h r wenig Stellen sah, wo ich es hätte selber wagen mögen, hinüberzuschwimmen. Er bildete fast eine un-

unterbrochene Reihe von Stromschnellen, in denen nicht einmal das leichteste Boot oder Kanoe hätte leben können.

Das Tal blieb ebenfalls noch immer so eng, daß der Weg an einzelnen Stellen bis an den Rand des Flußbettes selber hineingedrängt wurde, während er an anderen wieder, wie in Verzweiflung, den schroffen Hang im Zickzack steil hinauflief. Nur an einer Stelle breitete es sich ein wenig aus, und dort lag auch eine kleine Farm, in der Zuckerrohr, Platanos und Papayas gezogen wurden. Wieder mußte ich mehrere sich in den Pozuzu ergießende Bergströme kreuzen, die ich, jetzt im Sattel, passierte, und das Pferd hatte Mühe, den starken Strom derselben zu stemmen. An Brücken schien man aber noch nie gedacht zu haben, und wenn ja einmal eine hinübergeworfen war, hatten sie doch immer in der nächsten Regenzeit die mächtig anschwellenden Wasser wieder mit fortgerissen.

Um zehn Uhr morgens etwa führte der Weg plötzlich gerade in das Strombett hinaus, auf eine weite Bank dort zusamengewaschener Kiesel und Felsblöcke, und hier zum erstenmal sah ich die merkwürdige Brücke über den Pozuzu, von der ich schon so viel gehört, und die ich jetzt selber passieren sollte.

Auf der Kiesbank war ein hohes Gestell von jungen Bäumen, Stangen und gedrehten Bastseilen errichtet, und von diesem aus eine einzige starke Rebe nach dem gegenüberliegenden, steilen Felsufer gespannt. Sie mochte etwa so stark sein wie eines Mannes Arm, jedenfalls stark genug, um einen Mann zu tragen. Das unangenehme war nur, daß sie über den ziemlich breiten Strom auch sehr weit gespannt sein mußte, wodurch sie in einem beträchtlichen Bogen hing, an dem man bei fortwährendem Schwanken erst hinab und dann wieder hinauf mußte. Daß schon ein paar Leute heruntergefallen waren, trug ebenfalls nicht dazu bei, eine Art von unangenehmem Gefühl zu beseitigen — doch hier am Ufer

war ich einmal, hinüber mußte ich, und je schneller das also geschah, desto besser.

Am anderen Ufer konnte ich schon urbar gemachte Felder, mit Zuckerrohr und Plantanos bepflanzt, erkennen; vergebens schrie und rief ich mich aber heiser, vergebens schoß ich selbst ein paarmal meine Büchse ab, die Kolonisten aufmerksam zu machen, daß Besuch kam — es hörte niemand, und bis drei Uhr nachmittags lag ich dort auf der Kiesbank, abwechselnd in der heißen Sonne und dann wieder unter einem Gewitterschauer, bis endlich ein paar Indianer zufällig von dort kamen und auf unsere Seite wollten. Diese mußten nämlich von dort herüber eine Art Bock mitbringen, der an die Rebe gehängt wird und in den man sich setzt, wodurch der Uebergang bedeutend erleichtert wird. Wird dann noch von der anderen Seite mit einem Seil durch Ziehen nachgeholfen, so kann man sich auf der Welt gar nichts Bequemeres wünschen. — Alle diese Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, mein Gepäck mit Zaum und Sattel in zwei Packen geschnürt und zuerst befördert, daß ich doch sehen konnte, wie ich mich ungefähr da draußen ausnehmen würde, und dann befahl ich meinen Leib meinem alten, getreuen Schutzgeist, der wahrlich schon ein saures Brot bei mir gehabt hat, und glitt in höchst unangenehmen Rucken auf die andere Seite hinüber.

Dicht am anderen Ufer machte ich dazu die eben nicht behagliche Entdeckung, daß die Rebe eigentlich zu kurz gewesen war, weshalb man sie einfach schräg abgeschnitten und angestückt hatte. Leichtsinnigerweise schien das nur durch ein paar eingeschlagene Drahtstifte geschehen, wonach man das ganze mit etwas Messingdraht verband. Dieser hatte sich aber zum Teil aufgewickelt und der Stiftverband ebenfalls so weit nachgegeben, daß der Schnitt fast einen halben Zoll auseinanderklaffte. Jetzt war es aber zu spät, etwas an der Sache zu ändern — noch ein Ruck, und ich war darüber,

zwei mehr, und ich konnte den äußersten vorstehenden Pfahl des anderen Ufers berühren, und noch ein Ruck, und ich war sicher am anderen Ufer in der lang' und mühselig genug erstrebten deutschen Kolonie Perus — am Pozuzu!

5.

Die deutsche Kolonie am Pozuzu.

Ich muß gestehen, daß mich ein ganz angenehmes Gefühl der Sicherheit beschlich, als ich diese Ironie einer Brücke hinter mir hatte und wieder einmal festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte. Jetzt begriff ich auch, weshalb mir niemand, weder in Lima, noch selbst in Cerro de Pasco, genaue Auskunft über dies Fleckchen Erde geben konnte, denn der Weg, den ich hierher zurückgelegt, war wahrlich keine Vergnügungstour. — Und der Subpräfekt von Huánaco, der mir so freundlich versicherte, ich würde einen ausgezeichneten Weg hierher finden! — Das aber hätte ich vorher wissen können, und dessen Erklärung war natürlich weiter nichts als eine jener liebenswürdigen peruanischen Phantasien, die den Fremden so oft und angenehm durch ihre Extravaganzen überraschen.

Doch ich erging mich dort am Ufer natürlich nicht in langen Betrachtungen. Pferd und Führer hatte ich selbstverständlich am anderen Ufer lassen müssen, um von dort ihren Weg so gut als möglich zurückzufinden, und es galt jetzt vor allen Dingen, in die deutsche Ansiedelung einzudringen, denn bis jetzt hatte ich noch kein deutsches Wort gehört, und fand mich bitter getäuscht, als ich selbst die erste Farm erreichte und dort erfuhr, daß sie das Eigentum eines Peruaners sei. Da ich aber den ganzen Tag nichts gegessen, als früh am Morgen mein letztes Stück Wildpret, so stärkte ich mich hier erst

an einer Tasse wahrhaft köstlichen Kaffees, auf dem Grund und Boden selbst gewachsen, und an den herrlichsten Bananen, die ich in meinem ganzen Leben gekostet — und ich hatte diese Frucht doch in Brasilien, Ecuador, Indien wie auf den Südsee-Inseln in aller Vollkommenheit gefunden. Auch traf ich ein paar deutsche Jungen hier, die in die Kolonie gehörten, und einer von diesen erbot sich, meine Satteltasche und Ponchos hinüberzutragen. Die Sonne war noch etwa eine Stunde hoch, und er meinte, wir könnten die Kolonie bis dahin noch recht gut erreichen.

Dorthin brachen wir jetzt auf — denn ich schlug das gastliche Anerbieten des Peruaners, bei ihm zu übernachten aus — und kamen, nicht weit von dort entfernt, wieder ziemlich nahe an der Brücke vorbei, wo ich die verschiedenen Hütten gesehen.

Hier wohnte ein Tiroler an der äußersten Grenze der Kolonie, und wenn ich auch einen kleinen Umweg machen mußte, um ihn aufzusuchen, wollte ich doch an seinem Hause nicht vorbeigehen.

Ich hatte es nicht zu bereuen, und es war ein wunderliches, halb wohltuendes, halb schmerzliches Gefühl, hier, mitten unter den breiten Bananenblättern und Kaffeebäumen, einen echten Tiroler, mit spitzem Hut und Joppe, in seiner Sonntagstracht zu finden, der mit einem etwas verblüfften Gesicht, aber darum nicht minder herzlich, mein „Grüß Gott" erwiderte.

„Ja, wo kömmet den S i e her?" rief er endlich aus; „das ist ja fast eine Ewigkeit, daß kein deutscher Landsmann bei uns gewesen ist. Waren denn Sie das, der da drüben heut den ganzen Tag geschrieen hat?"

„Das ist nicht übel, also habt Ihr hier mein Schreien gehört, und keiner ist zur Brücke gekommen."

„Ja, ich hab' mer wohl gedenkt, daß es ein Deutscher sein könnt," meinte der Mann gutmütig, „weil er halt „Hol über!" gerufen hat."

„Und geschossen hab' ich wieviel Male."

„Ja, schnellen haben wir's auch gehört," lachte der Tiroler, „ein paarmal ist's halt net losgange."

Hatte der Bursche sogar das Versagen meiner abgeblitzten Zündhütchen gehört, wußte, daß ein Deutscher da drüben sei, der herüber wollte, aber dennoch keinen Fuß gerührt, „denn mit der Wurzel (wie sie die Brücke nennen) hab' ich net gern was zu schaffen," sagte er, „das ist ein verflixtes Ding von einer Brucken."

Patroß, wie der Mann hieß, war wirklich ein Charakter und hatte, wie ich später erfuhr, hier in Peru schon ganz wunderliche und interessante, ja, sogar romantische Schicksale durchgemacht, wenn er selber auch nichts weniger als romantisch aussah.

Bald nach ihrer Ankunft hier war ihm die Frau mit dem jüngsten Kinde davongelaufen und in das weite Land hineingezogen, er wußte selbst nicht wohin. Aber das Kind zog ihn nach. Er folgte und suchte umher, fand endlich die Spur und traf nach langer Irrfahrt sein treuloses Weib tot und sein Kind bei fremden Leuten, die es aber lieb gewonnen hatten und bei sich behalten wollten. Aber er mochte sich nicht wieder von ihm trennen und zog mit dem Kinde in die Kolonie zurück, wo er jetzt eine Art Junggesellenwirtschaft führt.

Einen ganz ähnlichen Fall hatte ich einst in Australien gehört, nur daß dort dem nacheilenden Vater das Kind gestorben war, und der arme Mann allein zu seinem kalten Herde zurückkehren mußte.

Von hier ab zog sich der Pfad gerade in den Wald hinein; hohe, herrliche Bäume, die mit tropischer Üppigkeit die nicht zu steilen Berge bestanden. Ein paarmal lief der schmale Pfad allerdings auch echt tirolisch und etwas halsbrechend an der steilen Bank eines anderen, sich in den Pozuzu ergießenden Flusses hin, weiter oben konnte ich aber schon die offenen Felder der eigentlichen Kolonie erkennen, und noch vor Sonnenuntergang hatte ich die ersten freundlichen Gebäude derselben erreicht. Und doch, wie ganz anders hatte ich mir diese Kolonie ge-

dacht — auf einer weiten, prächtigen Ebene ausgebreitet, die Häuser nach Art eines deutschen Dorfes, aber von Gärten umgeben, die Kirche und das Wirtshaus — die in jedem deutschen Dorfe dicht beieinander stehen — in der Mitte. Ein so geeigneter Platz mußte nach meiner Meinung für eine Kolonie ausgesucht sein, die man sonst doch wahrlich nicht hätte, über beide Kordillerenrücken hinweg, in eine richtige Wildnis zu legen brauchen. Und wie ganz anders fand ich hier die Situation!

Die Kolonie lag, wie ich jetzt fand, nicht in einer weiten Ebene, wo die Kolonisten genügenden Raum gefunden hätten, ihre Felder und Weideplätze nach allen Seiten auszudehnen, sondern in einem ganz engen Tale, einer sogenannten quebrada oder Schlucht, wo an vielen Stellen das steile Ufer bis zum Wasserrande lief, zu dem es sich schroff hinabsenkte und an solchen Stellen natürlich jede Niederlassung unmöglich machte. Da nur, wo die Biegung des Flusses nach der anderen Seite hinüberdrängte, ließ sie auf dieser Seite kurze, aber immer beschränkte ebene Stellen. Auf diesen, in langer Reihe den Strom hinauf, war die hier und da durch scharfe Hügelrücken unterbrochene Kolonie angelegt und schlängelte sich auf etwa anderthalb Leguas Entfernung am Ufer hinauf.

Der erste Teil der Kolonie, den ich an diesem Abend erreichte, war in eine solche kleine Böschung der Berge, wenn ich sie so nennen darf, gebaut. Jeder der Kolonisten hatte einen schmalen Streifen Land mit gleich breiter Front am Flusse erhalten, auf dem er, so weit er wollte, auch zurück und in die Berge hinaufarbeiten konnte. Für jetzt aber war die Kolonie noch zu jung, als daß sie schon so schwer zu bearbeitendes Land in Angriff genommen hätte. Die Kolonisten begnügten sich vorderhand, das flache Land urbar zu machen, das um ihre Hütten lag, und hierin war für die wenigen Jahre Unglaubliches geleistet.

In Lima hatten mir einige Leute gesagt, die Kolo-

nisten am Pozuzu wären ein faules Volk; die Männer rauchten den ganzen Tag ihren selbstgebauten Tabak und die Frauen müßten alle Arbeit verrichten.

Der erste Teil war allerdings richtig. Die Männer rauchen in der Tat den ganzen Tag ihren selbstgebauten Tabak — und die sechsjährigen Jungen ebenfalls — aber mit kurzen Pfeifen im Munde haben sie in den wenigen Jahren den ganzen Wald von ihrem Flachlande rein abgefegt und den Boden in einen Fruchtgarten verwandelt. Die Frauen legten dazu auch nicht die Hände in den Schoß, und wo sie nicht daheim mit den Kindern zu tun hatten, jäteten sie und pflanzten draußen im Felde, und man brauchte wirklich nur einen Blick auf diese Felder zu werfen, um auch zu wissen, daß deutsche Hände darin tätig gewesen.

Hier nun, in dem ersten Teile der Kolonie, wohnten die Tiroler. Die ganze Kolonie besteht nämlich nicht allein aus Tirolern, sondern auch aus Rheinländern, die sich aber, wenngleich dicht aneinander grenzend, doch, jede Landsmannschaft für sich, angesiedelt haben. Ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den mein plötzliches Erscheinen auf die eine Frau machte, deren Hütte ich betrat.

Die Hunde schlugen an, als ich mit meinem Führer näher kam, und sie stand in der Tür. Ich war ihr aber schon zu nahe, als daß sie Zeit zum Schauen oder Überlegen gehabt hätte. Mit meinem „Grüß Gott" trat ich jetzt auf sie zu und bot ihr die Hand, und halb ihre Hand mir entgegenstreckend, sagte sie fast erschreckt: „Ja — grüß Gott? — Seit denn Ihr ein Deutscher von daheim?" und ein paar große Tränen traten ihr in die großen, guten Augen. — „Ach," fuhr sie nachher fort — „wir sitzen hier so weit weg in der Welt, daß ich schon gar nicht mehr geglaubt habe, noch ein anderer Deutscher könnte zu uns kommen!"

Es lag etwas ungemein Rührendes in den wenigen, leise gesprochenen Worten. Die Frau selber war eine

junge Tirolerin, schlank gewachsen, mit dunklen, vollen, in Zöpfen geflochtenen Haaren. Sie wäre hübsch gewesen, wenn sie nicht ein ziemlich dicker Hals, fast wie ein Kropf, entstellt hätte. Der Mann kam gerade vom Felde herein, ein junger flinker Tirolerbursch mit ein paar Spielhahnfedern am Hute — ebenfalls mit einem verdächtig dicken Halse. Welch ein herzliches „Grüß Gott" mir der entgegenrief, und wie er mir die Hand drückte! Natürlich sollte ich gleich hinein und Kaffee trinken — die jungen Kaffeebäume standen schon als Aushängeschild, mit Früchten dicht bedeckt, um die Hütte herum — aber ich entschuldigte mich für heute, da ich noch den Mittelpunkt der Ansiedelung, die Pfarrwohnung aufsuchen wollte, und es war indessen spät geworden. Ich sagte aber den Leuten, daß ich einige Zeit in ihrer Kolonie bleiben wolle und sie jedenfalls auf ein andermal zum Kaffee besuchen würde.

Nicht hundert Schritte davon war die nächste Hütte, der Mann war ebenfalls ein Tiroler, die Frau aber, wie ich später erfuhr, die einzige „Protestantin" in der Kolonie, mit kleinen schwarzen Augen, dichten Augenbrauen und schwarzen Haaren, sprachen den echten Frankfurter Dialekt.

Wieder eine Einladung zum Kaffee und dieselbe Entschuldigung — ebenso im dritten Hause, wo eine andere Tirolerfamilie mit entschieden ausgesprochenen Kröpfen wohnte.

Gleich dahinter war die Wohnung des Gobernadors, eines Peruaners, dessen Titel wichtiger klang, als die bescheidene Stellung eigentlich rechtfertigte. Wieder eine Einladung zum Kaffee — es war, als ob mich die guten Leute im Kaffee ersäufen wollten.

Für den Gobernador hatte ich einen Brief von seinem Sohne, der ihn krank verlassen und den ich unterwegs getroffen. Er freute sich sehr, gute Nachricht von ihm zu bekommen, und ich mußte wenigstens ein Glas Kognak trinken.

Von hier aus lief wieder ein scharfer Hügelrücken bis dicht zum Flusse nieder, der die Ansiedelung eine kurze Strecke unterbrach. Auf der anderen Seite öffnete sich dagegen eine schmale, aber etwas längere Ebene, und dort zeigte mir jetzt mein Führer ein einzeln stehendes niederes Holzgebäude, das er mir als die Kirche der Kolonie vorstellte. Gleich dahinter lag die Wohnung des Pfarrherrn.

Die Szenerie war wundervoll. Zur Linken floß der Strom, weiße Schaumwellen über die ihm im Wege liegenden Felsen schleudernd, und steil, aber mit dichter Vegetation bewachsen, stiegen seine gegenüberliegenden Ufer bis zu den hohen, wunderlich ausgeschnittenen Kuppen empor — zur Rechten lag ebenfalls dichter Wald auf leise ansteigenden Höhen. Der ebene Strich in der Mitte, über den das Auge frei und und unbehindert schweifte, war durch deutschen Fleiß in einen Fruchtgarten verwandelt.

Wohl zeigten noch, besonders rechts nach dem Walde zu, eine Masse abgestorbener Waldriesen, die ihre nackten Arme wie zornig gegen den Himmel ausstreckten, daß hier die Kultur erst begonnen, sich einen Weg zu bahnen, und keineswegs schon alle Hindernisse beseitigt habe; aber in dem tiefen und kühlen Schatten breitbreitblättriger Bananenstämme lagen tief versteckt die Hütten der Ansiedler, rechts und links von niederen Kaffeewäldern und Yukabüschen umgeben, deren dunkles Blaugrün durch die lichten Felder hochwüchsigen Maises gehoben wurde.

Und aus den Bananen heraus scholl ein frischer, herzlicher Jodler, der mir fast so vorkam, als ob ich in einem unserer beschneiten Fichtenwälder den Ruf eines Papageien gehört hätte. Bananen und Jodeln — es paßt eigentlich nicht recht zusammen, und Auge und Ohr müssen sich erst daran gewöhnen, um solch' widersprechende Dinge zu vereinigen.

Alles verriet übrigens den vollkommen tropischen

Charakter des Landes, nicht allein die warme, milde Luft und der tiefblaue Himmel, sondern auch die zahlreichen Palmenkronen, die überall aus dem Laub der Wälder herausschauten und gar wunderlich gegen das sie dicht umschließende Laubmeer abstachen. Zum Überfluß schrie auch noch ein Trupp schwarzer Affen am anderen Ufer drüben ihr melodisches Abendlied. Das Tal herab kam ein großer Schwarm von Papageien, ihren gewöhnlichen Schlafplatz für die Nacht aufsuchend, leise flüsterte dazu der Wind in den feinen, zitternden Blättern des Zuckerrohres.

Und wie still das Tal hier, von hohen Bergen eingeschlossen, lag, wie weit ab von der Welt, wie weit ab von daheim jene Tiroler, die sonst so fest an ihren Bergen hängen. Es überkam mich ordentlich ein wehmütiges Gefühl — ein Gefühl, als ob ich selber jetzt hier bleiben müsse und — wie diese armen Auswanderer — jede Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat hinter mir abgeschnitten sähe. Aber das war auch nur ein Moment; ich konnte mich heute abend überdies nicht lange bei Betrachtungen aufhalten, denn es fing an zu dunkeln, und ich eilte raschen Schrittes der nicht mehr fernen Pfarrwohnung zu.

Der Pfarrer, noch ein ziemlich junger Mann, empfing mich allerdings etwas erstaunt — denn die Leute hier sind nicht eben gewohnt, Fremde bei sich zu sehen — aber doch freundlich, und bald saß ich in seinem kleinen, allerdings etwas beengten, aber gemütlichen Häuschen, in dem sich in kurzer Zeit eine ganze Menge Nachbarn sammelten. Das Gerücht, daß ein Fremder angekommen sei, hatte sich rasch genug verbreitet, und jeder wollte etwas Neues von der Welt — von daheim hören.

Aber, lieber Gott, was konnte *ich* ihnen Neues bringen. Daß ich selber schon acht Monate von daheim fort war, wäre das wenigste gewesen; keine Nachricht drang in *diese* Einöde, keine Zeitung, nicht einmal ein Brief war seit Jahren für irgend einen der Kolonie

angekommen, und alles, was ich ihnen von da draußen hätte erzählen können, wäre ihnen **neu** gewesen, aber — es interessierte sie nicht, denn es betraf lauter Dinge, die sie nicht kannten. Ich brachte das Gespräch auf eine Menge von Dingen und wollte im Anfang selber nicht glauben, was ich mit eigenen Augen sah, aber ich mußte mir zuletzt eingestehen — daß diese Leute in ihrer eigenen Heimat nie mehr abgelegen von der übrigen Welt gelebt hatten, wie hier am Pozuzu.

Über ihr eigenes Dorf und dessen nächste Nachbarschaft konnte ich ihnen keine Auskunft geben, kannte keinen Menschen, dessen Namen sie mir nannten — und von der übrigen Welt wußten sie nichts und — mehr noch — kümmerten sich nicht darum.

Wie ich später fand, bestand die Bibliothek dieser Leute nur aus ein paar Gebetbüchern, Brevieren, mit vielleicht einer spanisch-deutschen Grammatik — weiter lasen sie nichts, hatten nie etwas weiter gelesen, und lebten jetzt hier wieder in demselben engen Kreise, den sie daheim verlassen, und mit dem sie nur jener dünne Faden verband — der Strich, den sie über das Meer gezogen.

Es ist bekannt, wieviel damals in Deutschland besonders gegen die Auswanderung der Tiroler nach Peru geschrieben wurde, wie man Gründe und Tatsachen hervorhob, um ihnen von einem solchen Schritte abzuraten. Die „Allgemeine Zeitung" und andere Blätter brachten diese Artikel; ich selber hatte mit daran gearbeitet, und wir alle hielten diese Tiroler, als sie **trotzdem** gingen, für ein entsetzlich obstinates Volk, das eben auf keine Vernunftgründe hören **wollte**, und mit Palmen und Affen im Kopfe der alten Heimat ruhig den Rücken kehrte — und wie unschuldig waren diese Leute!

Die Entdeckung hatte auch für mich etwas Demütigendes, aber die Tatsache kam klar zutage, daß **kein einziger der ausgewanderten Tiroler,**

und selbst der Rheinländer, auch nur ein Wort von unseren Ermahnungen und Warnungen gelesen hatte.

Der Pfarrer sagte mir allerdings etwas zögernd, er glaube, er habe einen Artikel darüber gelesen, aber es war das jedenfalls nur eine Höflichkeit, entweder gegen mich oder gegen sich selber.

So viel ist sicher: die guten Deutschen hier hatten nichts, gar nichts in der Welt von all' unseren Warnungen und Ermahnungen gelesen oder gehört, und mit den Schilderungen des fremden, freien Landes vor sich, von Steuern gedrückt, von unteren Beamten aus der Haut geärgert, mit keiner Aussicht dabei, es in der Heimat je zu etwas zu bringen, ja noch ohnedies fortwährend in Sorgen und Schulden, kein Wunder, daß sie ihre sonst so schöne Heimat verließen und dem für sie fabelhaften Peru zuwanderten.

Und fühlten sie sich hier glücklich? — Es war mir interessant, sie alle einzeln zu verhören, und ich beschloß deshalb, in den nächsten Tagen einen Ausflug durch die ganze Kolonie zu machen. Den nächsten Tag mußte ich freilich schon für einen Ruhetag lassen, denn ich war von dem langen Ritt und furchtbar beschwerlichen Marsche der letzten fünf Tage wirklich zum Tod erschöpft.

Eine andere wunderbare Tatsache sollte ich aber hier noch ebenfalls erfahren: in der ganzen deutschen Kolonie war — kein Wirtshaus und weder Branntwein noch Bier, von Wein gar nicht zu reden. Der Pfarrer selber hatte keinen Platz für mich in seinem kleinen Hause, aber einer der Tiroler, eine Art Autorität unter den übrigen, erbot sich freundlich, mich aufzunehmen, und in seinem Hause hatte ich zugleich erwünschte Gelegenheit, eine Musterwirtschaft des Pozuzu kennen zu lernen.

Ein ordentlich gutes Gebäude stand eigentlich noch nirgends, denn die Kolonie war zu jung, und alle diese Wohnungen hatten die Ansiedler nur in der ersten Zeit

gebaut, um ein notdürftiges Unterkommen zu haben. Mein Gastfreund, Gstier, hatte jedenfalls das beste von allen. Es war groß und geräumig, aus Holz zwar, aber stark, wenn auch dem Klima angemessen luftig gebaut, mit einem großen Raum unten, in dem auch der echte Tiroler Kochherd stand, einer Schlafkammer daneben und oben neben dem Boden einer anderen Kammer für die Mädchen. Der ganze Boden war dazu gedrängt voll mit schweren trefflichen Maiskolben behangen; Bohnen und Tabak gab es ebenfalls genug, über dem Herd hingen zum Gebrauch im Hause zwei mächtige Fruchttrauben der Bananen mit ihren herrlichen goldgelben Schoten. Etwas getrocknetes Fleisch fehlte auch nicht; Fleisch schien aber im ganzen rar zu sein, obgleich dafür die Hühnerzucht desto üppiger blühte.

Ich esse sehr gern junge Hühner und frische Eier, aber die alten lebendigen Hennen und Hähne soll der Henker holen, denn unverschämteres Gesindel gibt es nirgends, wenn sie nur je einmal Zutritt zu einem Hause gewonnen haben. So gewöhnte sich denn auch ein alter Hahn daran, mir morgens, noch vor Tagesgrauen, auf das Bett zu steigen und dermaßen in die Ohren zu krähen, daß ich jedesmal wild und erschreckt in die Höhe fuhr. Selbst die Hühner scharrten und gackerten um mich herum, weil sie die Hobelspäne meines Bettes gebrauchten, ihr Morgenei hineinzulegen, bis ich endlich in Verzweiflung aufstand.

Und wie trefflich hatten sich die Leute schon mit ihrer Kost eingerichtet und hineingefunden. Daß die deutschen Kolonisten, was Lebensmittel betraf, über nichts zu klagen hatten und noch weniger Mangel litten, sah ich überhaupt.

Freilich war das nicht immer so gewesen, und wenige Kolonisten haben eine schwerere Zeit durchgemacht, um es zu etwas zu bringen, als diese armen Leute, und keine andere Nation der Welt hätte so ruhig und geduldig dabei ausgehalten, wie diese Deutschen.

Die erste Veranlassung zu ihrer Auswanderung gab ein Deutscher, Damian v. Schütz, dessen Name damals so häufig in deutschen Blättern genannt und angegriffen wurde. Die peruanische Regierung wünschte nämlich, so rasch als möglich ihre Ländereien an den Wassern des Amazonengebietes, also an dem östlichen Hange der Kordilleren, zu kolonisieren und eine regelmäßige Verbindung durch den Amazonenstrom mit dem Atlantischen Ozean herzustellen. Die Deutschen sind in der ganzen Welt als die „besten Kolonisten" bekannt: ein Kompliment und zugleich eine Grobheit, denn fremde Regierungen verstehen darunter genau dasselbe, was unsere deutschen Regierungen unter „guten Untertanen" verstehen, d. h. die Deutschen sind enorm fleißig, und bekümmern sich nicht im geringsten um Politik. Die peruanische Regierung war deshalb auch gern erbötig, einen Kontrakt einzugehen, nach welchem auf ihre Kosten eine große Anzahl von Auswanderern nach Peru befördert werden sollte, und Herr v. Schütz erbot sich, dieselben hinüberzuliefern.

Die Versprechungen der peruanischen Regierung waren auch ausgedehnt genug — und wer die Peruaner kennt, wird mir zugestehen, daß sie es an Versprechungen nie fehlen lassen. Man ist aber bei diesen Regierungen nie sicher, daß das versprochene auch gehalten wird, besonders, wenn sich die Erfüllung einige Zeit hinausschieben kann — ja, man ist nicht einmal gewiß, ob in der Zeit die besagte Regierung noch am Ruder ist, und nicht vielleicht schon eine zweite und dritte ihre Stelle eingenommen hat, die sich natürlich an keine der von dem vorigen Regime eingegangenen Verpflichtungen gebunden glaubt. Alle solche Kontrakte mit südamerikanischen Republiken bleiben deshalb stets ein sehr unsicheres Ding, bei dem der ehrliche Mann vielleicht nicht immer, aber doch gewöhnlich den kürzeren zieht.

Damian v. Schütz beging den großen Fehler, daß er nicht allein an den Bestand, sondern auch an die Zuver-

lässigkeit der peruanischen Regierung glaubte; er hätte aber wissen müssen, daß der Präsident selber, wenn er auch zu diesem das größte Vertrauen hatte, die Leitung der Geschäfte nicht in Händen hat, und gnade Gott jedem, der mit einem südamerikanischen Minister irgend einer Republik zu tun bekommt.

Eine Hauptbedingung, die Herr v. Schütz stellte, war die, daß in jenem fernen Landstriche, bis zu der Zeit, wo er mit den Kolonisten eintreffen würde, eine gute Straße hergestellt werden sollte, damit die Kolonisten mit ihrem Gepäck den Ort ihrer Bestimmung leicht erreichen könnten. — Das wurde ihm natürlich bestimmt zugesagt, und er warb jetzt in Deutschland für die Kolonie.

Als er endlich das erste Schiff mit Kolonisten, 300 an der Zahl, unterwegs hatte und vor ihnen in Peru eintraf, fand er noch keinen Spatenstich an dem neuen Weg getan. Der Präsident Castilla sagte ihm aber, daß das Geld dem Präfekten in Cerro de Pasco — bis wohin ein Maultierpfad bestand — angewiesen sei, und veranlaßte v. Schütz, selber hinaufzugehen und den Weg in Angriff zu nehmen. Das geschah; in Cerro de Pasco stellte sich aber heraus, daß der Präfekt das ihm angewiesene Geld eigenmächtig zu anderen (angeblich militärischen) Zwecken verwendet habe. v. Schütz mußte jetzt nach Lima zurück, um neues Geld anzuschaffen, und damit verstrich natürlich die kostbare Zeit — die Auswanderer trafen ein, und der lange, überdies schwer herzustellende Weg war kaum begonnen.

Die Auswanderer *waren* aber einmal da und mußten in das Innere geschafft werden, denn die Regierung hatte eine Ahnung, daß sie, wenn in Lima oder an der Küste gelassen, sich bald zerstreuen, keinesfalls aber eine Kolonie im inneren Lande bilden würden. Geschah das, so war das ganze Überfahrtsgeld nutzlos aus dem Fenster geworfen.

Von da begann die schwere Zeit für die armen Kolonisten; der Marsch ins Innere, in dem man nicht einmal

einen genauen Platz wußte, auf dem sie vorderhand untergebracht werden konnten. So nahe nur als möglich schaffte man sie zu der Stelle, wo man ihre Niederlassung wünschte, und suchte dann ihre eigenen Kräfte zu benutzen, um an Ort und Stelle zu gelangen, indem man sie, natürlich gegen versprochenen Lohn, zu dem Straßenbau selber verwandte.

So gelangten sie endlich in etwa acht oder neun Leguas Entfernung von ihrem jetzigen Aufenthalt, wo sie, durch die Ungeschicklichkeit der Beamten, zeitweilig an dem Abhang eines Berges einquartiert wurden. Von dort aus sollten sie den Weg zu dem Pozuzu selber machen, und hier war es, wo sie das allerschwerste zu durchleben hatten.

Hier blieben sie fast zwei Jahre, und von hier aus begannen sie ihre erste Ansiedelung am Pozuzu, zu dem einzelne die nötigen Lebensmittel auf dem Rücken hinabtrugen und dort das Land urbar machten, sowie die verschiedenen Früchte auspflanzten, bis ihre mitgebrachten Provisionen aufgezehrt waren. Dann mußten sie wieder den langen beschwerlichen Weg zurück, um sich neue zu holen.

Ein Unglück betraf sie hier ebenfalls. Eines Nachts, bei einem furchtbaren Unwetter, hatte sich der Bergstrom, der dicht an ihnen vorbeischoß, wahrscheinlich durch eingeschwemmte Baumstämme oder Felsblöcke gedämmt. Plötzlich brach er los, und alles mit sich fortreißend, was er erfaßte, begrub er sechs der Unglücklichen in seiner zischenden Flut und wusch anderen die Hütten zusammen, daß sie alles verloren, was sie auf der Welt besaßen, und nur mit großer Mühe noch das nackte Leben retteten.

Eine Frau wurde durch die Flut nach unten gespült, aber es gelang ihr, eine Wurzel zu erfassen, und dort hing sie bis Tagesanbruch über dem kochenden Strudel und den unter ihr hinschießenden Wassern, bis sie am nächsten Morgen von den Gefährten entdeckt und heraufgezogen wurde.

Der Jammer soll herzzerreißend gewesen sein, als in der Dunkelheit der Nacht und dem Aufruhr der Elemente, bei dem Rauschen und Donnern des Wassers und dem Brechen der Bäume Frauen ihre Männer und Kinder ihre Eltern, Männer ihre Weiber und Lieben suchten. Und hier und da zwischen all dem Jammer und Elend eine jubelnde Szene des Wiederfindens, die alles andere um sich her in dem einen Moment von Glück und Seligkeit vergaß.

Arme Menschen — so weit von eurer Heimat entfernt, mit Not und Mangel kämpfend, und dann noch diesen Jammer zu ertragen! Wie mancher mag in der Zeit schwer bereut haben, daß er die Heimat je verlassen hat, und hätte der Schritt dann noch ungeschehen gemacht werden können, wenige von ihnen, vielleicht keiner wäre in dem verheißenen Peru geblieben. Aber das war zu spät; jetzt galt es auszuharren und das unvermeidliche eben zu ertragen.

Noch später kam eine andere arme Frau, die dieses Unglück überlebte, auf höchst traurige und eigentlich viel schrecklichere Weise um, denn hier war es zum Teil mit die Herzlosigkeit ihrer Gefährten, die ihren Tod herbeiführte oder doch wenigstens beschleunigte.

Ein Teil der Auswanderer war von dem zeitweiligen Aufenthaltsorte in den Bergen nach dem Pozuzu hinuntergestiegen, um dort auf ihren begonnenen Farmen zu arbeiten. Die Lebensmittel wurden aber aufgezehrt, und fünf oder sechs von ihnen mußten zurückkehren.

Unter ihnen war eine kleine, schwächliche Frau, die lange schon krank und noch nie recht stark gewesen war, deren Körper aber jetzt den Beschwerden zu erliegen drohte. Ihr Mann selber war noch am Pozuzu, und alle rieten ihr ab, den langen, beschwerlichen Weg zu unternehmen; aber sie wollte fort. Die Leute dort sagen jetzt, ihr Mann, ein Schmied seiner Profession nach, habe sie immer rauh und schlecht behandelt, und ihr Herz sei mehr gebrochen gewesen als ihr Körper. Wie dem auch

sei, ihr Mann ließ sie, schwach wie sie war, ziehen, und die Leute rückten zusammen aus.

Ich bin den Weg später selber gegangen; es war ein schmaler, rauher Waldpfad, der sich noch einige Leguas weit in dem warmen Tal hinzieht. Dann, nachdem er einen Bergstrom gekreuzt, steigt er etwa fünf Leguas steil an dem Rücken der zweiten Kordillera auf, höher und höher, bis hoch oben in der kalten Luft die unten so mächtigen Bäume zu niederem, verkrüppeltem Buschwerk zusammenschrumpfen und hartes Gras und eine stachelige Zwergaloe allein den Boden bedecken.

Der Weg ist für einen gesunden und kräftigen Menschen beschwerlich, denn ich weiß mich selbst nicht zu erinnern, daß ich je auf einem Marsche müder geworden wäre, als hier. Die arme Frau fühlte denn auch bald, wie ihre Kräfte nachließen, und sie konnte nicht so rasch vorwärts kommen als die übrigen. Drei Frauen waren noch bei ihr und zwei Männer, und eine Zeitlang trieben diese sie an, sich zusammenzunehmen, daß sie bei ihnen bleiben könne, denn sie wollten noch vor Nacht ihre Hütten in den Bergen erreichen. Die Unglückliche tat ihr möglichstes, bis es zuletzt nicht mehr ging.

Von allen ihren Gefährten hatte keiner Herz genug, bei ihr auszuharren, und als sie fanden, daß ihnen die arme Frau zu langsam ging, riefen sie ihr nur zu, bald nachzukommen, und ließen sie allein in der öden, kalten Wildnis zurück.

Die Leute erreichten spät in der Nacht ihre Hütten — aber die Frau folgte ihnen nicht — kam auch nicht am anderen Morgen, und gegen Mittag machten sich ein paar von ihnen mit Lebensmitteln und etwas Branntwein auf, um ihr entgegenzugehen und sie heimzugeleiten — sie hatten nur nötig, sie dort zu begraben, wo sie ihre Leiche fanden.

Von der Stelle, wo sie gestern allein zurückgeblieben, hatte sie sich noch aufgerafft und war in Nacht und Dun-

kelheit höher und höher den steilen Berg hinauf geklettert — bis sie nicht weiter konnte. Dort war sie mitten im Wege liegen geblieben, und so fanden sie die Gefährten mit ausgestreckten Armen auf dem Gesicht liegend.

Dort am Wege ist jetzt ihr einsames Grab; freudlos, wie sie in der Welt gestanden, liegt sie in dem peruanischen Walde, der ihr alles geboten, was er ihr versprochen — eine neue Heimat.

Das schien aber das letzte Unglück zu sein, das die Kolonisten betroffen hat. Von da ab besserte sich ihr Zustand merklich, denn die am Pozuzu gepflanzten Früchte reiften rasch, und sie konnten endlich in die wärmer und bequemer gelegene Kolonie selber hinabziehen, um dort ihre Arbeit mit Ernst und Erfolg zu beginnen.

Die peruanische Regierung schien damit allerdings noch immer nicht recht einverstanden, denn der Pozuzu war eigentlich gar nicht der Ort, den sie im Anfang im Auge gehabt, da er nicht unmittelbar an einer schiffbaren Stelle der Tributarien des Amazonenstromes lag. Die Deutschen ließen sich aber auf keine weiteren Verhandlungen ein, denn Jahre waren vergangen, in denen sie ein elendes, unstetes Leben geführt, und die noch überdies bei der Kolonie ausgehalten, sehnten sich danach, endlich einmal eine feste Häuslichkeit zu bekommen.

Die Kolonisten waren nämlich lange nicht mehr alle beisammen, denn viele derselben, besonders die jungen, unverheirateten Leute, die durch keine Familienbande gehalten wurden, waren durch die überstandenen Beschwerden abgeschreckt worden und hatten sich, irgendwo im Lande ein Unterkommen suchend, nach allen Richtungen hin zerstreut. Von den 300 Kolonisten (Männer, Frauen und Kinder gerechnet), von denen, wenn ich nicht irre, 296 gelandet und 4 unterwegs gestorben waren, zählte die Kolonie jetzt nur noch 143 Köpfe, und zwar etwa zwei Dritteile Tiroler und ein Dritteil Rheinländer. Viele von den Weggelaufenen leben gegenwärtig in Lima, wo es ihnen ganz gut geht, und sie scheinen sich

auch weiter keine Gewissensbisse darüber zu machen, ihren Kontrakt gebrochen zu haben. Der Staat hatte ihnen ebenfalls nicht gehalten, was er i h n e n versprochen, und die Regierung mochte auch wohl einsehen, daß sie „rechtlich" nichts gegen die Kontraktbrüchigen ausrichten könne; es wurde wenigstens keinem derselben etwas in den Weg gelegt.

Was nun die Kolonie selbst betrifft, so liegt sie auf 10° südlicher Breite, meiner Schätzung und der dortigen Vegetation nach zwischen drei- und viertausend Fuß über der Meeresfläche — eher vielleicht noch etwas höher als niedriger. Das Klima ist — überall von hohen, bewaldeten Bergen umschlossen — ziemlich heiß, aber doch nicht zu heiß zur Arbeit. Es muß auch gesund dort sein, denn trotzdem die Kolonisten jetzt schon drei Jahre in dem Tale leben, ist noch keine ernstliche Krankheit unter ihnen vorgekommen und kein Erwachsener gestorben. Vielleicht trägt das aber auch viel dazu bei, daß sie gar keinen Arzt in der Kolonie haben.

Nur kleinen Kindern scheint das Klima nicht zuträglich zu sein, denn fast alle, die dort geboren, sind auch, mit Ausnahme von einem oder zweien, bald wieder nach der Geburt gestorben. Doch mag das auch in zufälligen Ursachen seinen Grund haben, und müßte sich jedenfalls erst nach längerer Erfahrung bestätigen.

Daß die Kolonisten übrigens keine ärztliche Hilfe haben, ist keines Menschen Schuld als des Arztes selber, der es ebenso machte wie verschiedene Handwerker: sich nämlich die Passage bezahlen ließ und dann sein Glück auf eigene Hand zu finden suchte. Was scherten ihn die Kolonisten, bei denen er früher einmal versprochen hatte auszuharren, was die Kolonie, an der er selber kein Interesse nahm. Es gibt aber leider viele solche Menschen, die in sich selber gar keine moralische Verpflichtung tragen, und so lange vollkommen mit sich zufrieden sind und glauben recht gehandelt zu haben, solange sie nicht vor Gericht gebracht und verurteilt werden.

Natürlich hat die Kolonie auch keine Apotheke, nicht die geringste Medizin, und ein Peruaner — derselbe, bei dem ich zuerst einkehrte — scheint der einzige zu sein, der bis jetzt bei vorkommenden leichten Krankheiten die Leute wieder zusammengedoktert hat. Es versteht sich von selbst, daß er Naturkuren mit ihnen vornimmt.

Die Luft ist, wie gesagt, über Tag, und besonders bei Sonnenschein, sehr warm, die Nächte sind dafür kühl und angenehm, denn die mit Schnee bedeckten Kordilleren liegen zu nahe, um ihren Einfluß nicht auch auf dies Tal auszuüben. Natürlich wirken kühle Nächte in einem heißen Klima immer wohltätig auf den Menschen, denn der Körper kann nie so erschlaffen und von Kräften kommen.

Sonst ist aber auch die Lage der Kolonie so unglücklich gewählt, wie nur irgend möglich, denn von Lima, der Haupt- und Seestadt des Landes, viel zu weit entfernt, um ihre Produkte dorthin absetzen zu können, liegen auch noch acht bis neun Leguas auf der anderen Seite zwischen ihr und den schiffbaren Wassern des Amazonenstromes. Der Pozuzu selber ist nicht schiffbar und kann nicht schiffbar gemacht werden, denn selbst bei niedrigem Wasser ist es mit Lebensgefahr verbunden, mit einem Kanoe von einem Ufer zum andern überzusetzen. Wie alle diese Bergwasser der Kordilleren, besteht er aus einer Reihe von Stromschnellen und kleinen Katarakten, die, so romantisch und wild sie aussehen, und so interessant sie für den Reisenden und Maler sein mögen (wenn er sie nicht zufällig zu passieren hat), jeden Verkehr auf ihnen unmöglich machen und dem Handel sogar nicht selten ein vollständiges Hindernis in den Weg legen.

Für die Kolonie am Pozuzu besteht aber in diesem Augenblick noch nicht einmal ein Maultierpfad als Verkehrsstraße, ausgenommen über diesen Strom hinüber und nach dem Tal von Huánaco, das ebenfalls alle die Produkte des Pozuzu erzeugt, und wohin also ein Absatz

derselben gar nicht möglich oder doch keineswegs vorteilhaft ist.*)

Die damalige Lage der Kolonie war insofern ungünstig, als sie nicht Raum genug bot, sich auszubreiten, denn das flache Land derselben ist sehr beschränkt, und die ganze Kolonie, wie schon gesagt, eigentlich in wenig mehr als eine Schlucht hineingelegt. Doch sind die sie umschließenden Berge an den meisten Stellen nicht übermäßig steil und werden sich jedenfalls zu Kaffee- und Kakaopflanzungen eignen. Der Kakao wächst nämlich an vielen Stellen wild, und der Kaffee, von der besten Qualität, gedeiht außerordentlich.

Der peruanische Kaffee ist überhaupt berühmt, wenn er bis jetzt auch noch sehr wenig exportiert wird. Man bezahlt in Lima selber den Quintal (100 Pfund) Huánacokaffee mit 40 Dollars, während der brasilianische zu einem viel billigeren Preise um Kap Horn gebracht werden kann. Der Pozuzukaffee aber, der erst in diesem Jahre bei den Deutschen zur Reife gekommen ist, steht dem Huánaco in keiner Hinsicht nach, ja, übertrifft ihn eher noch an Güte und gedeiht ganz außerordentlich. Die jungen Bäume waren fast alle erst drei Jahre alt, aber mit Kaffeekirschen im wahren Sinne des Wortes bedeckt, und versprachen eine außerordentlich reiche Ernte.**)

Das Tal ist aber nicht an allen Stellen gleich weit, und den engsten und steilsten Teil haben eigentlich die Tiroler bekommen, und zwar nach ihrer eigenen Wahl — freilich waren sie unschuldig daran. Als nämlich die ersten Kolonisten hinübergingen, um sich den Platz anzu-

*) Die Verhältnisse haben sich seit der Zeit am Pozuzu sehr gebessert. Es führen zwei gute Wege dorthin. Der Weg zum Mairo ist ebenfalls vollendet — Dampfschiffe befahren schon den Strom, und die Kolonie hat sich kürzlich von Lima selbst aus sehr verstärkt.

**) Die den Mairo heraufkommenden Dampfer haben den Pozuzukaffee an Ort und Stelle mit 5 Dollars per Aroba (25 Pfund) bezahlt.

sehen, war noch alles so mit dichtem Urwald bestanden, daß man eigentlich gar nichts sehen konnte. Durch das Dickicht nach den verschiedenen Seiten hinzudringen, war ebenso schwer, und die Leute begnügten sich damit, ein wenig links und rechts von dem schmalen indianischen Pfade, den sie vorfanden, abzuschweifen.

Unterwegs nun hatten sich die Rheinländer und Tiroler, wie es scheint, nicht besonders vertragen können — damals waren es noch „Österreicher und Preußen", und man kam aus dem Unfrieden nicht heraus. Um hier nun, an Ort und Stelle, alle Häkeleien zu vermeiden, beschloß der Pfarrer, ein sehr vernünftiger und auch ziemlich freisinniger Mann, beide Nationalitäten soviel als möglich voneinander getrennt zu halten, und dazu eignete sich dies enge Tal vollkommen. Die Kirche sollte mit der Pfarrwohnung zu diesem Zwecke soviel als möglich in die Mitte gelegt werden, und auf einer Seite von ihr die Tiroler, auf der anderen die Rheinländer wohnen.

Den Tirolern wurde von den Rheinländern, die mit dieser Einteilung außerordentlich zufrieden waren, die Wahl gelassen, und sie entschieden sich für diesen Teil, zunächst der Brücke, während die Rheinländer hinter ihnen ihre Plätze angewiesen bekamen. Wie sich aber später herausstellte, öffnete sich dort das Tal beträchtlich, so daß manche der Rheinländer noch einmal so viel brauchbares und bequem zu bearbeitendes Land bekommen haben wie ihre Nachbarn. Die Einteilung war aber einmal geschehen, und die Tiroler zeigten sich vernünftig genug, nicht gegen eine Wahl zu murren, die sie selber getroffen.

Dies alles selber zu sehen, führte ich am zweiten Tage meines Aufenthaltes am Pozuzu meinen Plan aus, die ganze Kolonie von Anfang bis zu Ende zu besuchen und mit allen Leuten mich einzeln zu besprechen. Ich bekam dadurch am besten und leichtesten einen Überblick.

Das Wetter begünstigte mich dabei ebenfalls; der Himmel war klar, der Weg trocken, und die einzige

Schwierigkeit, die ich auf meinem Zuge zu überwinden hatte — so komisch das auch klingen mag — der Kaffee.

Ich weiß nicht, wie viel Hütten und Häuser ich an dem Tage besuchte, ich weiß aber, daß ich nicht aus dreien von ihnen fortkam, ohne Kaffee getrunken zu haben. und so herzlich boten es die Leute an, so weh schien es ihnen zu tun, wenn sich der „deutsche Herr" weigerte, etwas bei ihnen zu verzehren und ihre Gastfreundschaft zu kosten, daß ich das Angebotene zuletzt nicht ausschlagen konnte und wollte.

Dabei hatten sie noch außerdem keine Tassen, sondern kleine Humpen von der Größe eines mäßigen Waschbeckens, die ohne Erbarmen bis zum Rande gefüllt wurden. — Ich bin ein ganz vortrefflicher Kaffeetrinker und kann meine Portion vertragen; an dem Tage war es mir aber doch beinahe zu viel geworden, und ich dankte meinem Gott, als ich es abends glücklich überstanden hatte.

Die Kolonisten leben dort aber gar nicht so schlecht. In den meisten Häusern war Milch und Butter. Zucker machen sie ebenfalls alle von ihrem Zuckerrohr, einen ziemlich gereinigten braunen oder gelben Zucker, hier Chankaka genannt (der rapadura Ecuadors). Die Yukawurzel gedeiht ebenfalls wunderbar und enthält viel mehr Nahrungsstoff und ist viel schmackhafter als die Kartoffel. Für Kartoffeln selber scheint das Klima zu warm zu sein, obgleich sie fortkommen, und ebenso kann im Tal kein Weizen gebaut werden. Die Ansiedler sprechen aber davon, auf den benachbarten Höhen Land urbar zu machen, wo sie jedenfalls beide Feldfrüchte ganz vortrefflich ziehen können.

Ihr Brot backen sie jetzt von Maismehl, und da sie Eier in Menge haben und von dem guten Yukamehl darunter mischen (unvermischt eignet sich das letztere nicht zum Backen), so gewinnen sie dadurch ein ganz vortreffliches Brot.

Eine andere Frucht, die sie mit Vorteil bauen, ist der Reis, und zwar in trockenen Feldern. Bohnen ge-

deihen ebenfalls sehr gut, Zuckerrohr hat hier seine Heimat, und der Mais läßt ebensowenig etwas zu wünschen übrig.

Der Baumwuchs der Kolonie ist außerordentlich üppig, und es stehen mächtige Bäume nicht allein in der Niederung, sondern auch an den Hängen der Berge. Viele davon haben freilich ein leicht faulendes, schwammiges Holz, das besonders rasch von den Würmern angegriffen wird. Das aber bietet wenigstens den Vorteil, daß sie in den Feldern nicht lange im Wege liegen, sondern rasch von Wurm und Wetter zerstört werden. Es gibt aber auch viele harte und feste Hölzer, die sich vortrefflich zum Häuserbau und zu Pfosten eignen.

Ein wunderbarer Baum steht auch noch dort, den die Ansiedler, da sie keinen anderen Namen haben, den Giftbaum nennen. Der Baum kommt dort sehr häufig vor und wächst zu großer Höhe und einem gewaltigen Umfang; seine merkwürdige Eigenschaft aber — denn das Holz scheint wertlos — ist der Saft, der in großer Menge, wenn angebohrt, herausquillt. Dieser Saft ist giftig; er zieht wenigstens, wo er die bloße Haut berührt, große Blasen und überraschte einen der Kolonisten auf das unangenehmste. Die Leute hatten nämlich einen dieser Bäume umgehauen, und einer der Leute setzte sich vertrauungsvoll mit seinen dünnen Kleidern auf den eben abgehauenen Stumpf. Die Folgen waren für ihn höchst nachteilig, und er hatte über eine Woche daran schwer zu leiden.

Dieser Baumsaft soll aber zugleich auch medizinische Kräfte besitzen und vor allem ausgezeichnet gegen Zahnschmerzen wirken. Die Leute behaupten sogar, daß ein damit gefüllter hohler Zahn vollständig auseinanderbricht. Leider konnte ich nicht Zeuge einer solchen Kur sein, habe mir aber ein Fläschchen davon mitgenommen, um den Saft in Deutschland untersuchen zu lassen.

Außerdem wächst noch dort in der Nähe die Safranwurzel, die in Cerro de Pasco mit 8 Dollars die Arobe

(25 Pfund) bezahlt wird und sich gewiß mit Vorteil anpflanzen ließe. Manche andere wertvolle Pflanzen und Kräuter mag es ebenfalls geben, aber es bleibt dies jedenfalls erst einer späteren Zeit vorbehalten, um diese alle kennen zu lernen und zu benutzen.

Es ist dabei erstaunlich, wie rasch alles wächst. Das Zuckerrohr gibt schon nach sechs Monaten überreichen Saft, um Chankaka und Guarapo, ein angenehmes Getränk, davon zu machen; der Mais liefert in drei Monaten junge Kolben zum Genuß und reift vollkommen in vier; der Reis braucht sechs Monate; die Yukawurzel ist im ersten Jahre vollkommen, und selbst die Banane oder der Pisang (platano) braucht nur zwölf Monate, um aus einer kleinen, schmächtigen Pflanze zu einem mächtigen Schaft emporzusteigen und ihre prachtvolle Fruchttraube zur Reife zu bringen.

Eine dieser Fruchttrauben war kürzlich gewogen worden und hatte das enorme Gewicht von 4 Aroben und 9 Pfund oder 109 Pfund gegeben.

Meine Wanderung fing ich heute von der Pfarre an, die, da die Kolonie mehr Tiroler als Rheinländer hat, nicht ganz genau zwischen beiden Nationalitäten, sondern noch zwischen Ansiedelungen der Tiroler steht. Der erste, den ich hier besuchte, war ein alter Böttcher, der mit seiner Frau und zwei Töchtern in einer kleinen, aber ganz nett hergerichteten Hütte wohnte und mehr auf seinem Geschäft als in der „chagra“ arbeitete.

Chagra heißt hier nämlich eine kleine Ansiedelung oder ein Gut, und ebensowenig als der Deutsche in Amerika für seine Ansiedelung dort je einen deutschen Namen gebrauchen würde, und stets farm und statt ja yes sagt, so nennt es der deutsche Ansiedler unerbittlich chagra und sagt si statt ja.

Hier übrigens, wie in allen den anderen chagras, um das Wort einmal beizubehalten, konnte man deutlich genug sehen, was deutscher Fleiß geleistet hatte. Ein

peruanischer Urwald an dieser Seite der Kordilleren ist kein Kinderspiel; die Bäume stehen dick und mächtig; der Boden ist mit Wurzeln durchzogen, und selbst, wenn gefällt, strecken sie die starren, weitästigen Arme über ein breites Terrain von niedergequetschtem Unterholz. Die Deutschen hatten aber alle diese Hindernisse mit ihren keineswegs musterhaften Werkzeugen beseitigt. Der Grund war „klar" gemacht worden, Unterholz und Gebüsch weggeräumt und alles regelmäßig und ordentlich gepflanzt worden, wie es unsere Landsleute von daheim schon nicht anders gewohnt sind.

Daß sie nicht alles das in der kurzen Zeit hatten allein machen können, versteht sich von selbst, denn zwei Hände sind bei solcher Arbeit wenig. Aber die deutschen Bauerfrauen wissen ebenso gut mit anzugreifen, und das besonders scheint den Peruanern imponiert zu haben, daß sie die Frauen bald ebenso fleißig mit im Feld arbeiten sahen wie die Männer. Die Pflanzen wuchsen, als sie nur Licht, Luft und Boden bekamen, von selber, und keine dieser Familien braucht jetzt mehr Nahrungssorgen zu fürchten, denn nachdem einmal ihr Land instand gesetzt ist, ziehen sie mit leichter Mühe weit mehr, als sie irgend verzehren können.

Die einzige, wirkliche Arbeit macht ihnen jetzt nur noch das Unkraut, das in dem fruchtbaren Boden natürlich außerordentlich wuchert. Sind ihre Kaffeebäume freilich nur erst einmal ein paar Jahre älter, so hält deren Schatten schon das Unkraut von selber unter, ebenso wie in den Bananengärten keine Schmarotzerpflanze mehr aufkommen kann. Mais- und Reisfelder sind aber stets der Sonne zu sehr preisgegeben, und in diesen wird sich die Arbeit immer gleich bleiben. Es ist indes ein altes Sprichwort, daß, wo viel Unkraut wächst, da wächst auch gute Frucht, denn auf dürrem, schlechtem Boden hätten sie diese Ernten nimmer erzielen können.

Diese Leute nun befanden sich vollkommen wohl und schienen — worüber ich schon nicht mehr erstaunt war,

da ich manche andere der Kolonisten getroffen hatte — sich durchaus zufrieden auf diesem von der Welt abgeschiedenen Platze zu fühlen. Ja, je weiter ich zwischen die Kolonisten hineinkam, desto mehr und fester fand ich diese Ansicht bestätigt.

„Wenn wir nur eine Straße nach Cerro de Pasco hätten," sagten sie, und es war das die einstimmige Klage von allen — „eine Straße, daß jemand zu uns kommen und wir etwas verkaufen könnten — und nachher vielleicht einen Doktor" (sonderbar, niemand wünschte sich einen Advokaten), „so verlangten wir es auf der ganzen Welt nicht besser."

Den nämlichen Ausspruch hörte ich von allen Kolonisten, und wenn ich auch in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt nicht hätte mit ihnen tauschen mögen, muß man doch immer berücksichtigen, welche Leute hier von Deutschland versammelt waren. v. Schütz hatte in Tirol wie in den Rheinlanden die ärmste Klasse der Bevölkerung ausgesucht, Leute, die genötigt gewesen waren, sich ihr Brot mit schwerer Handarbeit zu verdienen, und dabei aus der Hand in den Mund lebten. Diese kannten freilich keine anderen Bedürfnisse als eben solche, die ihren unmittelbaren Lebensunterhalt betrafen, und wo ihnen der so leicht und vollkommen wie hier geboten wurde, waren sie zufrieden.

Aber ich machte auch hier noch eine andere, schon früher erwähnte Entdeckung, die mich, wenn ich aufrichtig sein soll, überraschte. Ich hatte nämlich, nach allen den in Deutschland über Damian von Schütz erschienenen Berichten und Anklagen nichts anderes erwartet, als das schlimmste über ihn bestätigt zu hören: daß er nämlich die Leute hierher nur gegen ein gewisses Kopfgeld geschafft und, nachdem dieses einkassiert, sich nicht weiter um sie bekümmert habe.

Daß er ganz und gar kein Kopfgeld für die Auswanderer bekam, sondern nur bei dem Erfolg der Kolonie dadurch beteiligt war, daß ihm eine gewisse Strecke Land

in deren Nachbarschaft versprochen wurde, ersah ich erst später in Lima aus dem Kontrakte selber. Hier aber, wo ich auch das Gespräch auf v. Schütz brachte, versicherten mir die Leute, daß er brav und ehrlich an ihnen gehandelt und sein möglichstes getan habe, seine Versprechungen zu erfüllen. Lange Zeit hatte er unterwegs mit ihnen gelebt, ihre Entbehrungen geteilt, ja, selbst kein Opfer gescheut, ihnen dann und wann, wenn die Regierung mit ihren Lieferungen lässig war, persönlich auszuhelfen. So war er gezwungen gewesen, da es ihm selber an Geld fehlte, seine Uhr zu verkaufen und selbst seinen Siegelring zu versetzen, nur um Lebensmittel für die Kolonisten anzuschaffen, und manche derselben konnten ihn nicht genug rühmen.

„Ich wollte nur," sagten mir mehrere, „er besuchte uns einmal wieder am Pozuzu, daß wir ihm sagen könnten, wie dankbar wir ihm sind. Er möchte dann bei uns bleiben, solange er nur irgend wollte."

In Cerro de Pasco hörte ich ebenfalls das günstigste Urteil über ihn; die Deutschen dort versicherten mir, er sei ein Ehrenmann und habe getan, was in seinen Kräften stand — und selbst mehr, da er seine eigenen pekuniären Mittel völlig dadurch erschöpfte. Die Regierung habe ihn aber schmählich im Stiche gelassen, und weder den Einwanderern noch ihm selber den zehnten Teil von dem gehalten, was sie versprochen. Der damalige Präfekt aber (der jetzt Minister ist) und der Sekretär der Finanzen hatten die Gelder, die von dem Präsidenten regelmäßig ausgezahlt wurden, in ihre Taschen gebracht, und der Finanzsekretär wahrscheinlich auch jene Summen unterschlagen, die als Arbeitslohn für den Wegbau den Deutschen geschickt wurden. Diese konnten wenigstens für einen Teil ihrer Arbeit die Bezahlung nie erhalten.

Der Finanzsekretär mußte allerdings bald nachher seine Stelle niederlegen, da ein kleines Defizit von 26 000 Dollars einiges Aufsehen machte. Seine Freunde, die mit ihm unter einer Decke staken, und das nämliche

Schaf schoren, ließen ihn aber nicht im Stiche, und er hat jetzt wieder einen viel besseren Posten in Lima selber.

Welche Fehler nun Damian v. Schütz auch in der Wahl der Kolonie und darin gemacht haben mag, daß er den peruanischen Versprechungen traute und das Schicksal von so vielen Deutschen auf die Erfüllung südamerikanischer Versprechungen setzte, man kann und darf ihm nie den Vorwurf machen, daß er unehrlich gegen seine Landsleute gehandelt und seinen eigenen Vorteil dabei allein im Auge gehabt habe.

Er selber hat auch seinen Glauben an die Regierung am teuersten bezahlen müssen, denn diese hielt ihm ebensowenig ihre Versprechungen wie den Kolonisten, und er wollte damals gerade, mit Hilfe eines Konsuls, versuchen, das Ministerium zu zwingen, ihm wenigstens die gemachten Auslagen wieder zu erstatten — mit Hilfe eines Konsuls!

Unter den Tirolern fand ich übrigens auch einen jungen Mann, der, wie es deren überall gibt, eigentlich nur deshalb unzufrieden schien, weil er über nichts wirklich zu klagen hatte. Er lebte allein mit seiner jungen Frau auf seinem kleinen Grundstück, das er fleißig bearbeitet hatte, und wo alles vortrefflich stand und gedieh. Er war gerade mit seiner Frau im Felde beschäftigt, Mais abzunehmen, den er vor vier Monaten erst gepflanzt hatte, und prachtvolle Kolben standen dort, die er jetzt einzuheimsen hatte.

„Und wie geht's hier? — Wie gefällt euch das Land?" fragte ich ihn.

„O! es geht halt nicht schlecht," meinte der Mann, „wir sind gesund und haben zu leben, wenn — wenn es halt nur ordentlich wachsen wollte hier."

„Ordentlich wachsen wollte?" — Das war ein neuer Einwurf, denn das schien mir bis jetzt das allereinzige, was eben zugunsten dieser Kolonie sprach: die ungeheure Keimkraft und Fruchtbarkeit dieses Bodens, auf dem man sich kaum an eine Jahreszeit zu binden brauchte und

jahrein und jahraus nur pflanzen und ernten konnte — „aber, um Gottes willen, ihr Leute," warf ich dem Manne ein, „über das Wachstum könnt ihr euch doch kaum beklagen. Zuckerrohr reift in sechs Monaten, Mais in vier, die Banane gibt euch in einem Jahr ihre wundervolle Frucht und treibt in der Zeit einen achtzehn Fuß hohen Baum oder Schaft von zwölf bis vierzehn Zoll im Durchmesser."

„Ja, schon recht," sagte der Tiroler — „es wächst; wenn's aber bei uns in Tirol so langsam wachsen tät, so müßten wir halt alle verhungern."

Dagegen ließ sich nicht streiten, der Mann schien das aber ganz ernstlich zu meinen und selber zu glauben, und die ganze ihn umgebende üppige Vegetation konnte ihn keines Besseren belehren.

Weiter hin wohnte ein anderer Tiroler, dessen Haus ich aber nicht betrat, denn er galt als das „schwarze Schaf" in der Gemeinde. Seine Lebensgeschichte war wie die so manches anderen, der „freiwillig" nach Amerika auswandert; „he left his country for his country's good," das heißt: die Gemeinde, in der er lebte, schoß die Reisekosten bis zum Einschiffungshafen zusammen, um ihn nur los zu werden, da er ihnen dort wohl genug Sorge und Ärger gemacht haben mochte.

Auch hier in der Kolonie hatte der Bursche schon wieder eine Menge böser Streiche verübt, sich Veruntreuungen zu schulden kommen lassen und wenige Tage vorher eine Engländerin, deren Mann gerade in Cerro de Pasco war, im Felde draußen mit einem Stocke geschlagen. Die Kolonie wollte ihn jetzt los sein, und der „Gobernador" war angegangen worden, eine Eingabe deshalb zu machen.

Von hier an kamen mehrere Stellen, wo man Viertelstunden weit durch den Wald gehen mußte, ehe man wieder Kolonisten antraf. Die Kolonie der Rheinländer war dadurch etwas weiter auseinandergezogen. Dafür weitete sich aber auch hier das Tal so viel mehr, und ich fand bald, daß meine rheinischen Landsleute keineswegs

an Fleiß den Tirolern nachstanden. Ihre kleinen Ansiedelungen waren wacker bearbeitet, viele Äcker Land klar gemacht, und die Ernten standen überall vortrefflich.

Nur e i n Mann schien hinter den übrigen zurückgeblieben zu sein. Er hatte erst sehr wenig Land urbar gemacht, auffallend weniger als alle übrigen, und zog deshalb auch keinen solchen Überfluß an Lebensmitteln wie die übrigen. Er trug aber keine Schuld dabei, denn er hatte schon einen kränklichen Körper mit herübergebracht und war die ganze Zeit über leidend gewesen, so daß er eben nur das notwendigste arbeiten konnte.

Ich war in der letzten Ansiedelung angekommen, bei Leuten, die eine Anzahl erwachsener Söhne hatten und deshalb auch imstande gewesen waren, ihr kleines Gut von allen Seiten zugleich in Angriff zu nehmen. Sie hatten das meiste Land urbar gemacht, weite Anpflanzungen von Mais, Reis, Tabak, Zucker, Kaffee und Bananen und befanden sich vollkommen wohl und behaglich in ihren neuen Verhältnissen.

In Deutschland waren es arme Leute gewesen, die, wie sie mir selber sagten, aus Schulden und Sorgen nicht herausgekommen und täglich mehr das wenige schwinden sahen, was sie noch als Eigentum betrachten konnten. Hier dagegen fanden sie, daß sich ihre Aussichten von Tag zu Tag besserten; ihre Lage war vollkommen sorgenfrei, und ihre Kinder gingen einer freundlichen und gesicherten Zukunft entgegen.

Der ärmere und kränkliche Nachbar, der etwas vom Wege abwohnte, kam zu ihnen, während ich dort war. Sein Bericht über sich selber klang wahrhaft rührend.

„Ich bin krank und elend," sagte er, „und es ist möglich, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe; wenn ich aber wüßte, daß ich morgen schon sterben müßte, würde ich ruhig und zufrieden aus der Welt gehen, denn ich weiß jetzt, daß meine Kinder nach meinem Tode — nicht zu b e t t e l n brauchen, wie das in Deutschland der Fall gewesen wäre. Auf meiner kleinen chagra ist noch nicht

viel getan, aber doch schon genug, um uns alle am Leben zu erhalten, und wenn sie nachher nur halbwegs fleißig sind, können sie leicht etwas ordentliches daraus machen."

Es war das gerade kein Kompliment für Deutschland, aber charakteristisch genug für die gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Kolonisten.

Körperlich wohl befanden sich die Leute fast alle, eins ausgenommen, das dem Fremden um so mehr und schneller auffallen mußte, da es sich unmöglich verstecken ließ: sie hatten nämlich fast alle, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, ganz anständige Kröpfe.

Bei den Tirolern war mir das nicht so aufgefallen, denn ich wußte, daß besonders in Steiermark der Kropf daheim ist, und glaubte natürlich, die Leute hätten sich dieses etwas überflüssige Anhängsel mit herübergebracht. Als ich aber die Grenze der Rheinländer — ein kleiner, klarer Bergbach — überschritt, fand ich hier das nämliche, und zwar hatten alle diese den Kropf erst bekommen, seit sie sich an dem Pozuzu niedergelassen, viele von ihnen sogar erst im letzten Jahr. Einige wollten auch nicht einmal eingestehen, daß es ein wirklicher Kropf sei, und meinten nur: „sie könnten ihren Hemdkragen nicht mehr zuknöpfen". Der Kropf war aber da und ließ sich nicht wegleugnen, und die Ursache ließ sich eben nur in dem Wasser vermuten, das sie tranken.

Selbst an den Kindern zeigten sich bereits Spuren dicker Hälse, bei manchen ganz entschieden ausgesprochen, und vollkommen frei davon war fast kein einziger Erwachsener. Wie man sich aber mit der Zeit an alles gewöhnt, so schien der Kropf auch den Kolonisten nicht die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen, besonders da sich keiner vor dem anderen zu genieren hatte; sie klagten wenigstens nicht darüber.*)

*) Es scheint, daß die Kröpfe in der Kolonie jetzt nachlassen; neuere Nachrichten darüber bestätigen es wenigstens, und die Leute befinden sich wohler, da sie nicht mehr wie früher auf dem Erdboden schlafen.

Schon früher habe ich erwähnt, daß ich fast bei allen Ansiedlern Milch und Butter fand. Die Kühe dazu verdanken sie aber nicht der Sorge der Regierung, sondern der Freigebigkeit eines deutschen Landsmannes, Renner mit Namen — wenn ich nicht irre, ein Hamburger, der schon lange in Lima lebt — und sich dort ein Vermögen erworben hat.

Auf die uneigennützigste und edelste Weise nahm er sich der deutschen Kolonisten an, und nicht allein mit Worten, sondern in der Tat, indem er ihnen das beste gab, was ihnen in jener Zeit ein Mensch hätte geben können: Milch für ihre Frauen und Kinder.

Er setzte ein Kapital aus, mit dem jede Familie oder vielmehr jeder Ansiedler eine Kuh, ein paar Schweine und ein paar Ziegen bekommen sollte. Größere Familien bekamen sogar zwei Kühe, und so gründete er den ersten Viehstand in der Kolonie und sicherte sich die Dankbarkeit aller dieser armen Leute, denen er damit eine ganz unbeschreibliche Wohltat erwies. Allerdings hatte es noch bedeutende Schwierigkeiten, das geschenkte Vieh, das in Huánaco angekauft wurde, über den Pozuzu zu schaffen, obgleich das bei niedrigstem Wasserstand geschah. Ein Kanoe mit fünfundzwanzig kleinen Schweinen wurde auch gegen die Felsen geschleudert und zerbrach, so daß sich die darin rudernden Indianer nur mit genauer Not retten konnten. Alles andere aber kam glücklich hinüber, und die Kühe und Schweine schienen sich vortrefflich zu befinden.

Nur mit der Schweinezucht sah es nicht besonders aus, denn sonderbarerweise wollten die jungen Ferkel nicht recht gedeihen und starben rasch wieder weg. Nur wenige blieben am Leben, um den einmal gewonnenen Stamm wieder fortzupflanzen, während sich die schon ausgewachsen herübergeschafften vollkommen wohl zu befinden schienen.

Ganz verunglückt war die Zucht der Ziegen in diesem warmen Tale. Die meisten starben bald nach ihrer

Ankunft oder wurden so hinfällig, daß sie ohne weiteres geschlachtet werden mußten. Das Klima sagte ihnen nicht im geringsten zu, und in die dichtbewaldeten Berge konnten sie ebenfalls nicht hinauf, denn dort würden sie sich wohler befunden haben.

Es ist das ein großer Nachteil für die Kolonie, daß sie keinen Weidegrund für ihr Vieh hat. Selbst die wenigen Kühe müssen eingesperrt gehalten und gefüttert werden, und die Ansiedler sprechen davon, oben auf dem nächsten Gebirgsrücken den Versuch zu machen und Land frei zu arbeiten, das dann nachher vielleicht recht guten Weidegrund für wenige Stücke geben könnte. Das alles ist freilich mit vieler Mühe und Schwierigkeiten verbunden. — Aber auch hier unten im Stalle gedeihen die Kühe vortrefflich, da genug Mais und anderes treffliches Futter für sie vorhanden ist, und für das übrige wird auch mit der Zeit Rat werden.

In dem letzten Hause fand ich übrigens, was in den anderen Ansiedelungen fehlte, Fleisch genug, denn die jungen Leute gingen hier fleißig auf die Jagd, und hatten noch wilde Schweine und eine große Art Wald- oder Rebhühner häufig genug in ihrer Nachbarschaft, um die Jagd zu lohnen.

Auch der Tapir hält sich hier auf und drückt seine Fährten manchmal dem weichen Boden ein. Die Indianer nennen ihn „die große Bestie". Sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein. Da er aber gewöhnlich nur nachts seine tiefversteckten Schlupfwinkel verläßt, so kommt er dem Jäger nur höchst selten und zufällig zu Gesicht. Vor einiger Zeit wurde einmal in der Nähe des Pozuzu ein Junges gefangen und als Merkwürdigkeit nach Cerro de Pasco, 14 500 Fuß über der Meeresfläche, geschafft. Natürlich konnte es die dortige feine und kalte Luft nicht vertragen und starb gleich den nächsten Tag.

Wie ich schon früher erwähnt habe, liegt die Kirche, ein kleines, sehr einfaches hölzernes Gebäude, ziemlich im Mittelpunkte der Kolonie, um keinem der Kolonisten

den Kirchweg zu weit zu machen. Der „Pfarrer" ist ein Tiroler und, soweit ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, ein für die Kolonie vortrefflich passender und sehr vernünftiger Mann, der auch bei seiner kleinen Gemeinde sehr beliebt zu sein scheint. Ganz ohne Häkelei kann aber auch selbst am Pozuzu eine deutsche Kolonie nicht bestehen; die bis jetzt vorgekommenen Mißverständnisse beschränkten sich aber immer nur auf Kleinigkeiten und waren durch das verständige Betragen des Pfarrers rasch beseitigt worden. Rheinländer und Tiroler hatten sich hier auch — nicht mehr in so gezwungen enger Berührung miteinander, wie an Bord des Schiffes — näher und besser kennen gelernt, und vertrugen sich jetzt prächtig miteinander. Gab es deshalb eine Zänkerei, so war es nur unter den eigenen Nationalitäten, nie gegeneinander.

Übrigens hatten sie auch ihre weltliche Obrigkeit, um etwaige Mißhelligkeiten zu schlichten. Als oberste weltliche Behörde am Pozuzu galt allerdings der Gobernador, ein verunglückter Minenspekulant, der von seinen Freunden diesen Posten mit 50 Dollars monatlichem Gehalte bekommen hatte und dafür wenig oder gar nichts tat. Die Deutschen nämlich haben für sich selber zwei sogenannte „Bürgermeister" gewählt, die Rheinländer einen und die Tiroler einen anderen, die bei schwierigen Fällen zusammentreten und mit dem Pfarrer eine Art von Dreigericht bilden. Dies System hat sich bis jetzt vortrefflich bewährt und als ausreichend gezeigt.

Schädlicher für sie war die Ernennung des Gobernadors, von Regierungs wegen, zum „Direktor der Wege", wozu er einzig und allein gemacht wurde, um noch weitere 50 Dollars Gehalt beanspruchen zu können, ohne daß er das geringste von irgend einem Wegebau verstand oder sich auch die kleinste Mühe deshalb gegeben hätte. Er sagte mir selber einmal, daß er nirgends hinginge, wo er nicht reiten könne, was so viel hieß, als daß er sein Haus nicht verließ, denn es gab am Pozuzu weder Pferde noch Maultiere noch Esel. Natürlich

waren die 50 Dollars, welche die Regierung zum Nutzen der Kolonie ausgab, geradezu aus dem Fenster geworfen.

Alle Klagen der Kolonisten, die ich auf meiner Wanderung hörte, waren aber nie gegen die Zentralregierung oder den Präsidenten gerichtet, sondern stets gegen die unteren Beamten. Die Leute wußten, daß Geld genug für ihre Kolonie bewilligt sei, aber mit Recht beschwerten sie sich darüber, daß die unteren Beamten, ohne Kontrolle gelassen, eben tun konnten, was sie wollten, und keine von ihren Klagen zu dem Präsidenten selber gelangte.

Die Ursache war auch klar genug, denn den Ministern konnte nichts ungelegener kommen, als derartige Dinge, in welche sie selber vielleicht verwickelt waren, oder die doch andere ähnliche aufrühren konnten, zur Sprache zu bringen, und das Bequemste blieb für sie immer, sie einfach tot zu schweigen. So war zum Beispiel den Leuten versprochen worden, ihr Gepäck, als sie sich endlich am Pozuzu niederließen, gut und sicher an Ort und Stelle hinunter zu schaffen. Das geschah auch, indes, wie alles andere, ohne die geringste Aufsicht der Regierung, so daß jenes peruanische Gesindel, in dessen Nähe die armen deutschen Auswanderer gewohnt hatten, von deren Gütern plünderten, was sie irgend konnten, sobald die Eigentümer nur den Rücken kehrten. Solcher Art war einem der Kolonisten sein ganzes Eigentum in fünfzehn Koffern und Kästen gestohlen worden, ohne daß er bis jetzt das geringste wieder bekommen hätte.

Was den Kolonisten mit ihrem Wegebau besonders zum Schaden gereichte, war, daß die meisten der unteren Beamten in dem fruchtbaren Huánacotale teils selber Besitzungen, teils intime Freunde hatten, für die es zu einer Lebensfrage wurde, wenn die Kolonie wuchs und gedieh und selbständig mit der zunächst gelegenen größeren Stadt Cerro de Pasco in direkte Verbindung trat. So oft deshalb auch ein solcher Weg in Angriff genommen wurde (und er war schon an drei verschiedenen Stel-

len begonnen), so oft vereitelten ihn die Intrigen der Huánaco-Haciendenbesitzer. Einmal wurden die Arbeiter sogar durch Militär fortbeordert, und bis jetzt hatten sie erreicht, was sie wollten, daß nämlich der einzig passierbare Weg — und Gott weiß es, der war schlecht genug — von Pozuzu aus über Huánaco, und noch dazu etwa zwanzig Leguas aus der Richtung nach Cerro de Pasco führte.

Alle Waren nun, welche die Kolonisten notwendig brauchten, mußten sie statt in Cerro de Pasco in Huánaco kaufen, während sie die Huánaco-Kaufleute erst selber von Cerro holten. Natürlich hatten sie doppelte Preise dafür zu zahlen, und ihre eigenen Produkte waren in Huánaco fast wertlos, da dies Tal genau das nämliche erzeugte, wie das am Pozuzu.

Daß der Präsident von diesen Verhältnissen nichts wußte, glaubten alle, und ich versprach den Kolonisten, nach Lima zurückgekehrt, den Präsidenten selber aufzusuchen und ihm ehrlich und unumwunden den Stand der Dinge auseinanderzusetzen. Es war dies das einzige Mittel, um eine Abhilfe für alle diese Übelstände zu finden, denn der Präsident hatte die deutsche Kolonie begünstigt und es dem Staate viel Geld kosten lassen, sie herüber zu bekommen. Es konnte ihm also jetzt nicht gleichgültig sein, daß sie, so behandelt, einfach vegetierte und dem Staate Peru ebensowenig Nutzen brachte, als ob sie oben im Monde läge.

In der ganzen Kolonie war, aus dieser Ursache, auch wirklich nicht ein einziger Dollar bar Geld, das ausgenommen, was der Gobernador und der Pfarrer als Gehalt beziehen. Der Geistliche ist nämlich vom Staate besoldet und bekommt 50 Dollars festes monatliches Gehalt, das er, da er nicht selber im Felde arbeitet, auch ziemlich wieder für Arbeitslohn verausgabt. Dort allein können die Ansiedler dann und wann ein paar Dollars Geld verdienen, wenn sie eben auf kurze Zeit bei ihrem

Pfarrer in Tagelohn gehen, und das geschieht denn auch, wenn sie einmal notwendig Geld brauchen.

Mit den Kolonisten waren eigentlich zwei Geistliche über See gekommen; der eine von ihnen hatte es aber für vorteilhafter gehalten, auf eigene Hand zu leben und Privatmessen zu lesen, wobei er mehr Geld zu verdienen glaubte. Jedenfalls ist der eine für die Kolonie vollkommen genügend, und auch jetzt schon imstande, der peruanischen Nachbarschaft beizustehen, da er sich die spanische Sprache rasch angeeignet hat und sie ziemlich fließend spricht und schreibt.

Der Geistliche hier in diesem abgelegenen Tale ist aber auch für die benachbarten Indianer eine große Hilfe, da sie alle der katholischen Kirche angehören und besonders an den Formen derselben hängen. Einen Teil ihres alten Glaubens tragen alle diese Stämme auf den neuen über, und es gehört ein gewisser Takt des Geistlichen dazu, mit ihnen zu verkehren. So lassen sie außerordentlich gern Messen für Verstorbene lesen, oder einfache Gebete für sie sprechen, bei denen aber der Name des Verstorbenen stets laut und deutlich genannt werden muß. Und selbst das genügt ihnen noch nicht, denn um ja kein Mißverständnis möglich zu machen, halten sie es für unumgänglich nötig, daß irgend ein Teil des Verstorbenen bei dem Gebete gegenwärtig sei. Manchmal begnügen sie sich mit einem Kleidungsstücke, das er getragen; für weit wirksamer halten sie aber das Gebet, wenn ein Körperteil der Leiche dabei gegenwärtig ist, und kurz vorher, ehe ich an den Pozuzu kam, hatte einer der benachbarten Indianer den Geistlichen angesprochen, für einen verstorbenen Verwandten eine Messe zu lesen, und ihm zu diesem Zwecke den Schädel des Toten, in ein Tuch gebunden, mitgebracht.

So bildete die Kolonie hier, mit allem fast erzeugend, was sie selber brauchte, eine kleine, abgeschlossene Welt für sich, denn selbst Kleider und Schuhe konnten sich die Leute selber schaffen, wenn sie nur erst einmal die

nötigsten Feldarbeiten hinter sich hatten; die Baumwolle gedieh vortrefflich, und jedenfalls war Gerbstoff genug in den Wäldern, auch ihre Häute zu gerben und Schuhe daraus zu bereiten. Eine Menge Hilfsmittel, die ihnen zu Gebote standen, kannten sie nur noch gar nicht und mußten erst, von Tirol nach den Tropen verpflanzt, lernen, welche Reichtümer die Natur ihnen hier zur Verfügung stellte.

So hatten sie bis jetzt die wildwachsenden Kakaobäume, ohne sie zu kennen, abgehauen, und der Gobernador, der etwas mehr, aber doch nicht genug davon wußte, eine Anpflanzung von jungen Stämmen auf freiem Felde und mitten in der Sonne gemacht. Natürlich waren die Pflanzen alle eingegangen, und er hatte jeden weiteren Versuch eingestellt, weil er das Klima dem Kakao nicht für zuträglich hielt. Ich konnte ihnen darüber genaue Auskunft geben, da ich den Kakaobau ja in seiner Vollkommenheit in Ecuador kennen gelernt, und die neuen Versuche, welche die Ansiedler jetzt mit dieser lohnenden Nutzpflanze machten, sind später auf das günstigste ausgefallen.

Außerdem liefert die Schale der Kakaofrüchte einen vortrefflichen Gerbstoff, den die Kolonisten sehr gut verwerten können.

Auch der Tabak gedeiht vortrefflich am Pozuzu, leider haben die Leute aber mit sehr schlechtem Samen angefangen, Tabaksamen, den die Tiroler aus ihrer eigenen Heimat mitgebracht hatten, und der nur einen sehr leichten und mittelmäßigen Tabak liefert. Mit gutem Havannasamen bin ich überzeugt, daß sie ein recht gutes und kräftiges Blatt ziehen könnten, wenn es auch dem westindischen nie gleichkommen wird. Sonderbar, daß in Südamerika kein guter und aromatischer Tabak gezogen werden kann, denn selbst der beste von Neu-Granada und Ecuador — Ambalema und Esmeraldas, hält nicht einmal einen Vergleich mit dem Domingo aus, und ist, wenn auch wohlschmeckend, doch zu leicht und ohne Gehalt.

Die Coca gedeiht dagegen am Pozuzu vortrefflich, jene eigentümliche Pflanze, die das Hauptexistenzmittel des peruanischen Indianers und Eingeborenen bildet, und wird einmal später einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Pozuzu bilden.

Ein Vorteil für die Kolonisten ist es jedenfalls, daß kein Wirtshaus existiert. Jede Familie hat dagegen ihr kleines Stück Feld mit Zuckerrohr bepflanzt, aus dessen Saft sie ihren Zucker für den Kaffee kochen und ihren guarapo brauen. Ist aber erst einmal ein direkter Weg nach Cerro de Pasco eröffnet, und können die Leute erst ihre Produkte für bares Geld verkaufen, dann wird auch ein Wirtshaus nicht fehlen, um ihnen das bare Geld, oder doch einen Teil desselben, wieder abzunehmen.

Unter so vielen Tirolern hatte ich natürlich geglaubt, ein paar tüchtige Zitherspieler zu finden, und mich eigentlich schon darauf gefreut. Wie ich hörte, waren auch ein paar mit herübergekommen; aber die jungen Leute hatten fast alle die Kolonie verlassen, als sie sich gerade in Trübsal befand, und die Verheirateten, wie das nun einmal so in der Welt geht, spielten keine Zither mehr. Ein einziges solches altes Instrument war übriggeblieben und hing, mit noch vier oder fünf Saiten bespannt, bei Gstier im Rauch, „um die feuchte Luft davon abzuhalten“. Sie war vollkommen schwarz geräuchert und heiser und weigerte sich hartnäckig, irgend eine Stimmung wieder anzunehmen.

Ich blieb über eine Woche in der Kolonie und machte mehrere kleine Abstecher nach den verschiedenen „chagras“; die Leute nahmen mich überall und immer gleich freundlich auf, und ich hätte ihnen keinen größeren Gefallen tun können, als recht viel bei ihnen zu verzehren und über Nacht zu bleiben. Fast alle erzählten mir dabei ihre Lebensgeschichten, und so einfach diese waren, so rührend waren sie oft.

Bei allen dasselbe alte Lied — Arbeit und Schulden, aus denen sie sich nicht herausfinden konnten, und die

sie Jahr für Jahr sich mehr über dem Kopf zusammenwachsen sahen. Was half es, daß sie dagegen ankämpften; alles, was sie tun konnten, war, sich über Wasser zu halten, und die Strömung nahm sie dabei weiter und weiter mit. „Da sind wir denn ausgewandert," lautete der stete Refrain; „wir wußten, schlechter konnte's einmal nicht werden, und wenn wir hier auch gerade keine Schätze sammeln, haben wir doch zu leben."

Was nun einmal hier aus ihnen werden sollte, wußten sie selber noch nicht recht. Die Kinder wuchsen außerdem fast ein wenig zu frei auf, denn eine eigentliche Schule hatten sie gar nicht. Der Pfarrer unterrichtete die Kinder nur zu unregelmäßigen Zeiten in dem Notwendigsten, was sie brauchten. Allerdings war ein wirklicher Lehrer in der Kolonie, der aus der Rheingegend mit herübergekommen war, und den die Rheinländer jetzt zum Bürgermeister gewählt hatten. Er mochte des Schulamtes aber wohl schon — was ich ihm auch eigentlich nicht verdenken kann — in Deutschland überdrüssig geworden sein, und er schien nicht gesonnen, hier in Peru wieder mit der nämlichen Quälerei anzufangen.

Die Kinder lernten aber arbeiten und nebenbei ein wenig schreiben, lesen und rechnen, und das übrige fand sich von selber. Während sie heranwuchsen, wuchsen auch die Felder um sie her, und ihre Eltern sahen, während sie den Wohlstand der heraufschießenden Jugend sicherten, selber mit Ruhe einem sorgenfreien Alter entgegen. Sie konnten ihre Kräfte auf keine besseren Zinsen legen.

Es tat mir ordentlich leid, wie ich von den guten Leuten wieder Abschied nahm. Es hatte mich viele Mühe und viel Geld gekostet, sie in ihrer Abgeschiedenheit aufzusuchen, ich hatte einen schweren Rückweg vor mir, um Lima wieder zu erreichen, aber ich bereute die darauf verwandte Zeit dennoch nicht, denn ich glaube, daß meine Anwesenheit ihnen in mancher Hinsicht genützt hat, und daß sie mir ein freundliches Andenken bewahren werden.

6.

Der Rückmarsch aus dem Amazonengebiet.

Den Kolonisten am Pozuzu hatte ich versprochen, für ihre Interessen, hinsichtlich des neuen Wegebaues, einzustehen. Um das aber auch wirksam tun zu können, war es unumgänglich nötig, das für den Weg bestimmte Terrain selber zu sehen. Dann erst konnte mein Bericht bei dem Präsidenten auch Berücksichtigung verdienen.

In dieser Richtung war ich aber nicht einmal imstande, ein Packtier mitzunehmen (wie sich später zeigte, hätte mir kaum ein Hund auf dieser Bahn folgen können), sondern ich mußte meinen Sattel und unsere Provisionen von bezahlten Trägern schleppen lassen. Glücklicherweise bekam ich aber einen Indianer, Leon Carthagena, zum Führer, und das war, wie mir alle Kolonisten sagten, der einzige Mann in der ganzen Umgegend, der jene Berge genau kannte — und was dazu gehörte, fand ich später selber.

Daß ich dabei wieder bösartige Strapazen durchzumachen hatte, wußte ich im voraus, denn es war mir schon zuviel von diesem erst begonnenen Wege erzählt worden. Ich machte mir aber weis, daß sich das nicht ändern lasse, und brach am 21. Januar mit einem Führer und zwei Lastträgern, die meine Sachen und Provisionen tragen mußten, nach dem nächsten, fünf Tagereisen entfernten Städtchen Huancabamba auf. Alle Kolonisten hatten mir auf das freundlichste Provisionen für den Weg angeboten, und ich hätte genug bekommen können, um ein halbes Jahr davon in den Bergen zu leben; natürlich nahm ich aber nur das notwendigste, und selbst dies auf die kürzeste Zeit berechnend, denn nach allem, was man mir über diesen neuen Weg erzählte, sollte es nicht geringe Schwierigkeit haben, nur mit einem kleinen Pack durch dessen Dornen und Gestrüpp zu kommen.

Zum Führer hatte ich glücklicherweise einen Mann, der jede Schlucht dieser wilden Berge kannte. So viel hatte er sich aber schon den Sitten der weißen Rasse angepaßt, daß er — nicht Wort hielt. Er versprach mir nämlich, schon den Abend vorher an dem bestimmten Sammelplatze zu sein, um mit Tagesgrauen den Marsch antreten zu können, kam aber erst am nächsten Nachmittag. Trotzdem wanderten wir noch aus, die Reise wenigstens zu beginnen, und lagerten die Nacht etwa eine Legua von der Kolonie entfernt, an dem ersten Bergstrom, den wir erreichten — zugleich auch dem einzigen, den wir bis Huancabamba zu passieren hatten.

Hier war alles dichter Wald, und zwar fast ausschließlich Laubholz, mit verhältnismäßig nur sehr wenigen Palmen. Selbst vom Fluß ab zog sich aber der Weg auf der scharfen Kante eines abzweigenden Hügelrückens, steil sogar den Zickzack verschmähend hinauf, und dadurch ließen wir denn auch bald die tropische Natur hinter uns und gelangten wieder in ein gemäßigtes Klima, mit einer ganz ungemäßigt kalten Nacht. Auf dieser scharfen Bergkante konnte sich außerdem auch keine Quelle halten, und wir waren genötigt, an dem Abend das Wasser zu benutzen, das, einer braunen Pfütze gleich, in einer Vertiefung des Bodens aus Gefälligkeit stehen geblieben war.

Leon Carthagena phantasierte dabei sehr viel von Wild, von Hirschen, Truthühnern, Bären und Tapiren (hier „das große Beest" genannt), ja, ließ sogar ein paarmal ahnen, daß wir möglicherweise einen Tiger, ganz sicher aber einen Kuguar oder Löwen in unserem Weg finden würden. — Es war alles nicht wahr; der Wald — eine Wildnis, die nur selten eines Menschen Fuß betritt — schien wie ausgestorben, und nicht einmal einen Affen sahen wir den ganzen ersten Tag — nachher hätten sie überdies in der Kälte nicht mehr leben können.

Allerdings kreuzte ich den ersten Abend, wo ich noch einen kleinen Pirschgang machte, die Fährte eines Tapirs, der hier ziemlich hoch in die Berge geklettert war, bekam

den alten Burschen natürlich nicht zu sehen und mußte leer und ohne Beute zu unserem Lager zurücksteigen. Später fand ich auch noch einmal die Spur eines Bären, aber nicht das leiseste Zeichen eines Kuguars oder Jaguars. Desto reichlicher trafen wir unten dicht am Pozuzu noch die Stellen, wo die Seynos, die es hier wie in Ecuador gibt, den Grund aufgebrochen hatten, die Seynos selber aber waren nicht zu Hause, und wir durften uns auch nicht ihretwegen in der ungewissen Hoffnung länger aufhalten, einem Rudel etwa zu begegnen. Meine Reise war ja überhaupt kein Jagdzug, und mit einem nützlicheren Zweck im Auge, mochte ich meine Zeit nicht unnötig verschwenden.

Mir war früher gesagt worden, ich würde die Reise vom Pozuzu nach Huancabamba in drei Tagen machen können, darin sollte ich mich aber getäuscht sehen, denn das stellte sich bald als unmöglich heraus. Überhaupt bestand hier gar kein eigentlicher Weg, sondern nur ein schmaler, oft kaum erkennbarer Pfad, den man früher einmal mit dem Messer ausgehauen und über dem die Büsche schon lange wieder zusammengewachsen waren. Nicht einmal eine Axt schien hier tätig gewesen. Wo ein Baum umgestürzt lag, mußte man entweder darüber hinwegsteigen oder darunter hinkriechen, und an vielen Stellen bildete dichtgeflochtenes und mit Moos vollkommen ausgefülltes Wurzelwerk den alleinigen Boden, auf dem man hinschritt. Das war das unangenehmste Marschieren, denn man konnte nie deutlich erkennen, wohin man trat; der Bergstock glitt fortwährend an den glatten Wurzeln ab und fuhr wie in das Bodenlose hinein, und rutschte man einmal mit dem Fuße, so konnte man sich auch fest darauf verlassen, daß man im nächsten Augenblicke mit dem Beine in irgend einem Loche stak, während man darüber auf einer Wurzel ritt. Natürlich regnete es die ganze Zeit, und wenn es auch einmal ein paar Stunden aufhörte, blieb sich das vollkommen gleich, denn durch die nassen Büsche mußte man sich überall drängen,

und bekam das, was sie sich an schweren Tropfen aufgehoben, redlich überliefert.

Der ganze Weg war überhaupt nur eine Bahn, die sich Indianer und Eingeborene gesucht hatten, um von dem Pozuzu aus Huancabamba zu erreichen. Dabei folgten sie dem Bergrücken, wie dieser sie führte, und erkletterten jede nur erreichbare Spitze, um von dort aus wieder einen freieren Überblick zu bekommen und die Richtung nicht zu verlieren. Dorthin mußte man ihnen überall nachklettern, und das einzige Interessante blieb dabei, den regelmäßigen Wechsel der Vegetation zu beobachten, während man mit einer Unbefangenheit durch die verschiedenen Klimate fortwährend auf und ab stieg, die wirklich rührend schien.

Unten im Lande der dichte, bösartige Wald mit seinen über den Pfad geworfenen Stämmen, aber doch wenigstens mit festem Boden. In diesem Walde kam man dann noch in einer bestimmten Höhe, durch die man bald hinauf-, bald hinabstieg, in einen Streifen breiten Rohrgrases, eine Art hohes Schilf mit weichem, dickem Stiel. Darüber kam lichterer Wald mit vielem Wurzelwerk, und in diesem, nur etwas höher, begann das nichtswürdigste, zäheste und längste Rohr das Unterholz zu füllen.*) Wie unzerreißbar harte Stricke legte es sich überall quer über den Weg, oder hing von oben wie Schlingen herunter, in denen man sich den Hut, manchmal auch den Kopf fing. Alle zehn Schritt weit, während man ununterbrochen beschäftigt war, es aus dem Weg zu biegen, blieb man sicher mit Arm oder Bein oder Gewehr darin hängen, und es war völlig genügend, selbst den geduldigsten Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Wo dies Rohr aufhörte, wurde der Boden schon kälter und die Vegetation mehr verkümmert. Niederes, knorriges Knüppelholz stand hier mit verwachsenem, immer-

*) Das nämliche, was ich später in Chile unter dem Namen Kila fand

grünem Gebüsch, und die höchsten Bergrücken, Cuchillos oder Messer genannt, waren ganz offen, nur mit langem Gras oder einer anderen vegetabilischen Malice bedeckt. Diese bestand in einer Art von Aloe, die den Boden an manchen Stellen dicht bedeckte, und ihre kleinen, feinen, dunkelbraunen Stacheln wie bröckelige Nadelspitzen in Fuß und Hand des Wanderers bohrte. Gnade Gott, wenn man einmal auf dem oft glatten Boden ausglitt und sich mit der Hand irgendwo stützen oder halten wollte, man konnte sich dann sicher darauf verlassen, daß diese wie gespickt von den feinen Nadeln war.

So ging es die ganze Strecke bergauf und bergab, durch alle Streifen dieser wechselnden Vegetation hinauf und hinunter, und die Nächte lagen wir regelmäßig auf irgend einer kalten Höhe unter einem höchst mittelmäßigen Grasdach entweder im flutenden Regen oder schneidend kalten Winde, und uns fror, daß die Zähne klapperten.

Doch ich will den Leser nicht mit den Einzelheiten dieses traurigen Marsches ermüden, auf dem ich naß und fast mit zerfetzten Kleidern, sonst aber vollkommen gesund, Huancabamba endlich am fünften Tage erreichte. Auf dem ganzen Wege stand kein Haus, obgleich wir einige reizende, wenn auch kleine Täler kreuzten, in denen sich recht gut eine Plantage hätte anlegen lassen. Erst in den letzten Leguas kamen wir auf besseren Weg, wo man nämlich begonnen hatte, diesen ordentlich und bequem anzulegen.

Huancabamba gehört schon wieder der warmen Zone an und ist ein reizendes, breites Tal, in dem eine Menge von Produkten gezogen werden könnte. Selbst jetzt liegen dort mehrere Haciendas, in denen Zuckerrohr und Platanos gebaut werden. Im Verhältnis wird aber doch noch wenig genug angepflanzt, und die Leute begnügen sich eben mit dem, was sie zum eigenen Leben brauchen. Beständen freilich *gute* Wege, wäre der Verkehr ein leichterer und sicherer, so würden auch hier mehr Anstrengungen gemacht werden, denn einem *sicheren*

Gewinn widersteht selbst die Faulheit des Südamerikaners nicht. Wo aber alles auf Maultieren mühselig transportiert werden muß und die Wege oft so schlecht sind, daß die Maultiere unterwegs stürzen, ist neben dem Gewinn das Risiko zu groß, und dem sind sie nicht gewachsen.

Von Huancabamba aus konnte ich jetzt doch wenigstens wieder in den Sattel, wenn ich mich auch die beiden ersten Leguas mit einem Esel begnügen und daneben herlaufen mußte. Drei Leguas von dort aber erreichte ich ein kleines Städtchen — wenn ein Platz mit fünf Häusern so genannt werden kann —, das Lukanow hieß, und von wo ich ein Maultier bekommen sollte. Von hier aus hatte ich zwölf Leguas weit keine menschliche Wohnung und mußte dort übernachten. — Bis Lukanow war auch das Tal ziemlich weit, und einzelne Hacienden lagen dort entlang. Huancabamba selber besteht eigentlich nur aus Hacienden, die zerstreut über einen ziemlichen Flächenraum liegen, und herrliche Weiden bewässert der Huancabambastrom. Von Lukanow aus aber wird das Tal wieder ganz eng, die schroffen, jedoch dichtbewaldeten Uferhänge ragen steil in den schäumenden Bergstrom nieder, und an einzelnen Stellen stürzen kleine Wasserfälle von dem äußersten Gipfel der Seitenwände so jäh nieder, daß sie nur an wenigen Plätzen die Wand berühren.

Dicht am Flusse, über den oberhalb Huancabambas eine schmale Brücke führt, läuft der Weg hin, seiner Flut aufwärtsfolgend, bis er seine aus dem Schnee der Kordilleren sprudelnde Quelle erreicht. Der Ritt durch den wilden Wald, durch den der Bergstrom schäumte, war einsam. Die einzigen lebenden Wesen, die ich traf, waren unten im wärmeren Tale einzelne Schwärme von Papageien, während weiter oben in der kälteren Luft auch diese verschwanden. Stunde auf Stunde ritt ich so einsam und ohne Führer fort, und spähte dabei vergebens umher, in dieser öden Wildnis doch wenigstens irgend

einer Jagdbeute zu begegnen — umsonst, es war alles wie ausgestorben, und ein einzelner Kondor, der hoch über mir den Kordilleren zustrich, schien ebenfalls nach Beute ausgewesen zu sein und die Sache in Verzweiflung aufgegeben zu haben.

Je höher ich stieg, je niederer wurde aber die Holzung; schon näherte ich mich wieder der kalten Zone mit ihren gelben, glatten Grasflächen und kalten Regen und Winden. Um Mittag etwa erreichte ich das vollkommen offene Land, wie zugleich ein hochgelegenes, langes Tal, das eingeschlossen in zwei kahlen Hügelketten lag. Auch der Bergstrom war jetzt so klein geworden, daß man ihn überall hätte mit Leichtigkeit kreuzen können. Leise nur murmelte er durch die trostlose Öde hin und schien ordentlich ungeduldig dem tieferen Tale zuzudrängen, wo er wußte, daß er mehr tolle und wilde Spielkameraden bekam und mit ihnen in lustigen Sätzen über die Felsen fliegen konnte.

Um zwölf Uhr ließ ich mein Tier ein wenig rasten und frühstückte selber etwas, denn ich hatte in Lukanow auf ähnliche Weise ein Huhn gekauft, wie in Munia, und gleich abkochen lassen; dann ritt ich wieder weiter und hatte wenigstens die Abwechselung meines Weges, daß ein feiner, kalter Regen fiel. Und was für eine furchtbar öde Wildnis lag hier um mich her! — Kein Baum mehr, kein Strauch, nur starres, durcheinander geworfenes Granitgestein mit gelben, halb abgestorbenen Grasflächen um mich her, neben mir den rieselnden Bach und über mir den grauen, bleiernen Himmel. Ein paar Raubvögel waren dazu meine einzigen Gefährten, die irgend einer verirrten Maus vielleicht nachspähten, oder auch selber nur aus Versehen in diese Einöde gekommen waren. Wie kalt der Regen mir dabei entgegenschlug! Ich wickelte mich fest in meinen Poncho, es dem Maultier überlassend, sich den festesten und besten Pfad auszusuchen; denn da der Berghang keinen bedeutenden Fall mehr hatte, sammelte sich hier oben das Wasser und bil-

dete eine Unzahl jener gefährlichen Stellen, die auf der Oberfläche hart und sicher aussehen, wo aber das Maultier plötzlich bis an den Bauch versinkt und oft kaum sein eigenes Gewicht wieder in die Höhe bringen kann.

Stunde nach Stunde verging so, Meile nach Meile legte ich zurück und fand mich plötzlich in einem Felskessel, an dem der Weg steil empor zu führen schien. Rechts türmten sich außerdem hohe Schneegebirge auf, aus denen die Luft eiskalt herüberstrich, und als ich unter diesen hinzog, donnerte gerade eine Lawine in eine der Schluchten nieder. Ich hörte den furchtbar prasselnden Laut, der die Felsen erdröhnen machte, und sah die Lawine selber, wie sie oben einen steilen Hang niederschoß und dann hinter aufragenden Bergspitzen verschwand oder zerstiebte. So hoch aber lagen diese Berge noch über mir, daß mir das Ganze nicht größer schien, als wir daheim gewohnt sind, die Schneemassen bei Tauwetter von steilen Dächern niederschießen zu sehen. Wo ich mich übrigens befand, war ich außer aller Gefahr, denn so weit herüber hätten sie nie ihre stürzenden Massen senden können.

An dem Fuße dieser schneebedeckten Höhen, wie fast überall an solchen Stellen in den Kordilleren, lag eine grüne Lagune, die das Schneewasser der Kuppen sammelte und in den Huancabamba hineinleitete. Hinter ihr zog sich der Pfad über den eigentlichen Rücken der Kordilleren hin, und daß ich dabei bedeutend höher stieg, merkte ich schon an dem schneidenden Schneegestöber, in das sich hier der kalte Regen verwandelte. An manchen Stellen deckte sogar noch alter Schnee den Boden und füllte die Schluchten aus, in die er hineingeweht worden, ohne daß ihn die Sonne je wieder erreichen konnte. Die Luft war außerdem sehr fein und scharf, und mein Tier, das ich kaum am Zügel nachziehen konnte, keuchte und schnaufte und wollte kaum von der Stelle. Endlich erreichte ich die Höhe, ohne selbst nur durch irgend eine Aussicht belohnt zu werden, denn die Wolken lagen dicht

um mich her und verdeckten mir selbst die allernächsten Hänge.

Wo der Weg die äußerste Spitze erreichte, steht, wie bei allen solchen Stellen in Peru, ein einfaches, hölzernes, oft nur aus zwei Stücken zusammengebundenes Kreuz, und diese Sitte hat mir immer sehr gefallen. Es kam mir stets vor wie ein verkörpertes, aus aller Brust heraufgeholtes „Gott sei Dank!“ das da oben in der freien Luft steht, und weit leuchtet es dem Reisenden schon oft entgegen. Der schlichte Südamerikaner — der „zivilisierte“ reitet natürlich gleichgültig vorbei — zieht auch jedesmal seinen Hut vor diesem einfachen Zeichen unserer Religion und murmelt auch wohl ein kurzes Gebet, und wie deutlich beweist dies, daß, um den Sinn des Wanderers auf kurze Zeit einer anderen Welt zuzulenken, eben nur solch ein einfaches, schmuckloses Symbol nötig ist, und das Auge des Wanderers nicht, wie in Europa, bei jedem Schritt und Tritt durch Karikaturen beleidigt wird, die, gemalt oder in Holz geschnitzt, unseren Heiland vorstellen sollen. Was ihnen an Wahrheit der Form abgeht, sucht dabei der Künstler durch aufgestrichenes Blut zu ersetzen, und wo er vielleicht bezweckt, das Mitleid zu erregen, erregt er nur Ekel und Widerwillen. — Ich dachte an jene sogenannten „frommen“ Bilder, als ich das einfache hölzerne Kreuz hier oben auf der Kuppe dieser Kordillere stehen sah, konnte mich aber weder bei dem Gedanken noch bei dem Kreuze lange aufhalten, denn die Zeit verging, und ich vermutete noch eine weite Strecke Weges vor mir, ehe ich, aus Schnee und Eis hinaus, wieder warmes und kultiviertes Land erreichen konnte.

Beim Hinunterreiten von der Kordillere — denn als ich die steilste Stelle hinter mir hatte, war ich wieder aufgestiegen — hätte mir aber leicht ein böser Spaß geschehen können, denn die Schnalle an dem Schwanzriemen meines Sattels hatte sich, ohne daß ich es bemerkt, gelöst, und gerade an einem recht unangenehmen Platze, wo

mein Maultier plötzlich stehen blieb und eine steile Wand von vielleicht 60—80 Fuß Höhe niedersah, glitt der Sattel nach vorn, und ich behielt eben nur Zeit, mich an der Seite hinunter zu werfen. Sonst sind diese Berge aber lange nicht so bös zu passieren, wie die Kordilleren Chiles; sie sind beschwerlicher, aber haben sehr wenige wirklich gefährliche Stellen, noch dazu, da hier der Schnee nicht so überhand nehmen kann.

Den eigentlichen Rücken der Kordilleren bildete eine schroffe, bröckelige Felsmasse, auf der nur hier und da selbst dürftiges Gras wuchs; dann, von einer langen Lagune der anderen Seite ab, flachte sich das Tal wieder etwas aus, und ein kleiner Bergstrom begann hier nach Westen zu strömen. Er tat aber nur so, als ob er dem Stillen Ozean zuwollte, denn weiter unten mußte er wohl gegen die kompakten Massen der Hauptkordillere anprallen, die ihn wieder zurückwarfen, dem Amazonenstrom zu.

Und wilder und wüster wurde nun die Bahn, der ich zu folgen hatte; der Schnee verwandelte sich wieder in einen scharfen, peitschenden Regen, der mir die Glieder erstarren machte, und in der weiten, trostlosen Öde, die mich umgab, hätte man mit größter Leichtigkeit verzweifeln können. Endlich, es mußte vier Uhr nachmittags sein, entdeckte ich eine menschliche Gestalt, etwas seitab vom Wege, in einem bunten Poncho und mit einem schwarzen Hunde hinter sich. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Indianer sei und rief ihn an, um zu erfragen, wie weit ich noch bis zu den nächsten Häusern hätte. Kaum hörte der Bursche aber meine Stimme, als er auch scheu herumfuhr und nach ein paar Sätzen wie in den Boden hinein verschwand. Der Lump kam auch nicht wieder zum Vorschein und mußte sich mit seinem Hunde hinter dem einen oder anderen Felsen versteckt haben.

Ich weiß mich kaum zu erinnern, daß ich je, körperlich wie geistig, einen elenderen Tag erlebt habe. Ich

war fast gleichgültig dagegen geworden, als ich gegen Abend endlich die Vegetation sich bessern und sogar über dem jetzt größer gewordenen Strom, an der anderen Seite desselben, Kartoffelfelder sah. Aber keine menschliche Wohnung zeigte sich noch, und als ich mit Sonnenuntergang endlich das erste Haus erreichte, schien es ein so wüster Aufenthalt, wie die Szenerie selbst, die es umgab. Ich beschloß auch, lieber noch weiter, bis zu dem nächsten Pueblo Watschong zu reiten, wo ich jedenfalls mehr Bequemlichkeiten erwarten durfte — ich hätte ebensogut die Nacht hier bleiben können.

Die Leute hier sagten mir allerdings, es sei nur noch eine Legua, aber sie rechnen hier die Legua zu hundert Quadras, was 30 000 Fuß, also ein Fünftel mehr als eine deutsche Meile macht, während die eigentliche Legua nicht einmal voll drei Viertel einer solchen hält. Ich ritt auch Stunde auf Stunde bergauf und bergab an dem schäumenden Bergstrom so dicht hin, daß dessen Fluten über den Weg spritzten, und dann wieder hoch über ihm einem schmalen Pfade folgend, daß er unter mir aussah wie ein blitzendes, weißes Band. Mein armes Tier war zuletzt so todmüde geworden, daß ich abstieg und es führte. Ein paar sehr schmale, schwankende Brücken, die wir zu passieren hatten, zwangen mich fast, bei ihnen liegen zu bleiben, denn mein Maultier scheute sich anfangs, darüber hinzuschreiten. — Und weiter, immer weiter führte der Weg. Es mußte schon zehn Uhr sein, denn der Mond ging auf, und da sich der Pfad ein paarmal geteilt hatte, konnte ich jetzt kaum anders glauben, als daß ich den rechten verfehlt und einen falschen betreten hätte. Unter solchen Umständen war es jedenfalls das beste, die Nacht zu bleiben, wo ich mich eben befand. Nur um vorher noch einen letzten Versuch zu machen, ob ich nicht doch vielleicht in der Nähe einer Wohnung sei, in der ich wenigstens vor dem Regen geschützt blieb, schoß ich den einen Lauf meiner Büchse ab — erschrak aber auch fast über den plötzlichen Erfolg, denn dicht neben mir schlug ein Hund

an. Ich befand mich unmittelbar an Watschong und hatte wenige Minuten später ein ordentliches Haus erreicht, in dem ich zu übernachten beschloß. Allerdings schlief alles, und die Leute im Innern schienen auf mein Anklopfen wenig zu achten; dagegen gab es aber ein Mittel. Dicht vor dem einen Fenster feuerte ich meinen anderen Lauf ab und bearbeitete dann die Tür dermaßen mit meinem Kolben, daß ich in kurzer Zeit die ganzen Inwohner entsetzt und im tiefsten Negligee um mich versammelt sah. Ich war auch nicht blöde genug, diesen Moment unbenutzt vorüber zu lassen.

Einen der Leute schickte ich augenblicklich ab, um den Alkalden aus dem Bette zu holen, ein anderer mußte mein Maultier übernehmen, um es in einen Portrero zu bringen, und einen dritten hielt ich fest, mir einen Platz zu zeigen, wo ich etwas zu essen kaufen könnte, denn ich war nicht allein fast erstarrt von Nässe und Kälte, sondern auch fast verhungert. Der Bursche, den ich mir ausgesucht, wollte allerdings Schwierigkeiten machen und meinte, es sei schon fast Mitternacht, und da wäre nichts mehr in Waschtong zu kaufen — aber vergebens, ich wußte das besser, und eine Viertelstunde später hatte ich richtig wenigstens eine Flasche agua ardiente und eine Quantität hartes Brot erbeutet, mit dem ich mich diese Nacht begnügen mußte. Bei dem Alkalden fand ich dann ein Nachtquartier, nahm ihm das Versprechen ab, mir früh am anderen Morgen ein frisches Tier zu verschaffen, und verbrachte die Nacht elend genug in meinen nassen Kleidern und auf ein paar dürftigen Schaffellen.

Diesen ganzen Tag war ich ohne Führer geritten, für den nächsten Morgen aber bedang ich mir einen solchen aus, denn wie ich hörte, führte der Weg über die offenen Punas nach Cerro de Pasco und war bei den vielen Beipfaden leicht zu verfehlen.

Zehn Leguas bis Cerro — aber ich kannte schon die entsetzlichen, endlosen Leguas, wo man an einer stundenlang reiten konnte, und wegmüde durch die weite,

traurige Öde verfolgte ich den ganzen Tag meine Bahn, um die Nacht, noch anderthalb Leguas von der Minenstadt entfernt, in einer Schafhütte zu verbringen. Diese Punas dehnen sich auf ganz ungeheure Strecken in den Kordilleren aus und sind weiter nichts als mächtige Hochebenen, die aber zu kalt liegen, um irgend eine Vegetation zu gestatten. Nur ein ziemlich dürftiges Gras wächst dort, denn alles andere würde den häufigen Nachtfrösten erliegen, die hier das ganze Jahr herrschen und weder Sommer noch Winter anerkennen. Für Weiden eignen sie sich aber vortrefflich, und Schaf wie Lama scheinen sich sehr wohl auf ihnen zu befinden. — Ganze Herden von Lamas trafen wir auch hier an, und ich hatte meine Freude an den schönen, schlanken und zierlichen Tieren, die der toten Landschaft doch einen etwas lebendigeren Ausdruck gaben. Schafe weideten ebenfalls hier zu Tausenden, und ihre Weiden sind, der natürlichen Formation dieser Gebirge nach, sehr bequem durch einzelne Seitentäler abgeteilt, von denen jedes sein frisches Wasser und gewöhnlich auch eine Lagune hat.

Diese Punas sehen auch gar nicht so aus, als ob man sich in den Kordilleren eines Tropenlandes befände, denn mit dem steten Nebel, der darauf lagert, bleibt selbst von einem der Hügelrücken aus die Fernsicht auf die benachbarten Schneekuppen stets verdeckt, und da sich der Weg ziemlich eben darin fortzieht, kann man sich des Gefühls kaum erwehren, daß man in irgend einem nordischen, verwünscht kalten Land und auf einer Heide sei, die ebenso gut Lüneburg wie Peru heißen könne.

Hier oben, hoch hineingebaut in die kalten, öden Punas, ohne irgend eine bestimmte Jahreszeit, ohne Sommer, ohne eigentlichen Winter, ohne Vegetation, ohne Baum, ohne Strauch, nur von den starren, grauen Felsen überragt, zu denen die Schneekuppen in grimmer Majestät niederstarrten, fand ich die Ruinen einer alten Indianerstadt, deren Inwohner nur allein von Jagd und Viehzucht gelebt haben mußten. Deutlich waren noch

die Mauern ihrer früheren Hütten zu erkennen — rund gebaut, wie sie die Schäfer noch jetzt hier aufstellen, ebenso noch die Mauern, die den ganzen Platz umgeben und vielleicht auch gegen die Einfälle anderer Stämme geschützt hatten. Rechts hatte die alte Plaza gelegen, mit einem größeren Gebäude für den Inka, oder auch vielleicht für den Tempel, und westlich, außerhalb der Stadtmauer, hatte ein weiter, runder, ebenfalls abgeschlossener Raum gelegen, in dem sie vielleicht ihre Spiele hielten oder ihre Feste feierten.

Sehr zum Erstaunen meines Führers, der sich wahrscheinlich gar nicht denken konnte, was ich an den dürftigen Überresten vergangener Heiden so zu bewundern fand, hielt ich eine lange Weile an der Stelle und ritt dann langsam durch diese alten Wohnplätze der Toten, bis mich der kalte Wind endlich weiter trieb. Sonderbar aber, daß sich Menschen auf solcher unwirtlichen Höhe ansiedeln, daß sie einen solchen Platz zu ihrer Heimat wählen sollten, wo sie in den warmen Tälern doch ebenso viel Weide für ihr Vieh und ein viel milderes Klima fanden — oder war auch hier das Klima in früheren Jahrhunderten wärmer gewesen, wie wir eine solche Veränderung in Europa nachweisen können; hatten sich vielleicht die Berge selber höher und höher in die kalte Luft hineingehoben? Es sind das Rätsel in der noch immer schaffenden und immer tätigen Natur, die der Mensch eben nicht imstande ist zu lösen, und über die er sich höchstens den Kopf zerbrechen kann.

Die Lagunen *könnten* der Landschaft etwas Freundlicheres geben, wenn sie eben imstande wären, anderes wiederzuspiegeln als grauen Himmel und grauen, rauhen Fels. Nicht einmal Flug- und Wasserwild belebt sie, denn ein paar Bläßenten ausgenommen, sah ich nie etwas auf ihrer Fläche schwimmen. Es gibt dort oben in den Bergen eine große, weiße und schwarze, wilde Gans, aber sie geht sonderbarerweise nie auf das Wasser, sondern hält sich stets an den höheren Berghän-

gen auf, wo sie sich wahrscheinlich das junge und feinste Gras zu ihrer Nahrung aussucht. Der sonderbare, trompetenartige Ton, den sie zuzeiten, besonders morgens und abends ausstößt, tönt dann von allen Seiten, und im Anfang konnte ich gar nicht herausbekommen, wo er eigentlich herrühre, bis ich die weißen Punkte an den Wänden entdeckte. Auch ein möwenartiger Vogel kommt an einzelnen Lagunen, aber nicht häufig, vor. Sonst fand ich weder die Fährte eines Hirsches noch die Spur eines einzigen wilden Tieres auf diesen Höhen, Reinecke ausgenommen, der an dem Rand. der Lagunen gern auf- und abzuschnüren schien, um vielleicht eine der armen Bläßenten zu belauern, die ebenfalls am Ufer ihrer Nahrung nachgehen.

Mit einbrechender Dunkelheit sahen wir wieder mehrere Schäferhütten beisammenliegen und hielten darauf zu, um in einer von ihnen die Nacht, so gut das eben anging, zu verbringen. Mein Führer schritt neben mir her, und ich warf zufällig einmal den Blick nach dem rechts neben uns hinlaufenden Hang hinauf, als ich dort einen Fuchs bemerkte, der mit der größten Ruhe den Hang herunter und gerade auf uns zu geschlendert kam. Er mußte dabei ganz in Gedanken sein, denn er sah uns nicht einmal, obgleich wir kaum mehr als zwanzig Schritt von ihm entfernt waren und uns doch auf der vollkommen freien Puna fortbewegten. Mein Führer hatte den Fuchs ebenfalls nicht bemerkt, denn ich mußte ihn ein parmal leise anrufen, ehe er stehen blieb und auffah. Sowie ich mein Tier aber anhielt, wurde Reinecke stutzig, hob rasch den Kopf, äugte scharf herüber und drehte sich dann langsam ab, um den Weg, den er gekommen, zurückzugehen. Er schien aber dabei keineswegs in Eile und glich aufs Haar einem Menschen, der auf einem Spaziergange ganz unerwartet jemandem begegnet, dessen Gesellschaft ihm nicht gefällt, und der langsam umdreht, um einen anderen Weg einzuschlagen.

Rasch war ich indessen aus dem Sattel gesprungen,

denn ich wußte nicht, wie mein Maultier das Feuern vertragen würde. Vergebens suchte ich aber in allen Taschen nach einem Zündhütchen; das einzige, das sich fand, hatte sich mit irgend einer Krume vollkommen ausgefüllt, und Reinecke ging indes ruhig seiner Wege — es war zum Verzweifeln. Mein Begleiter indessen, der wohl merkte, woran es fehlte, rief plötzlich, nicht sehr laut, aber doch deutlich genug, daß es der Fuchs hören konnte: „Tom!" Reinecke blieb auch richtig stehen — ob er nun selber Tom hieß oder sich nur für den Namen interessierte —, äugte herum und schien sich die Sache eine Weile zu überlegen, die Gesellschaft gefiel ihm aber noch immer nicht, und er setzte seinen Weg wieder fort. „Tom!" rief mein Führer noch einmal, und er rief noch einmal, aber selbst diese Gefälligkeit half mir nichts, denn ich fand durchaus kein Zündhütchen und gab den Fuchs auf.

Dieser hatte auch in der Tat lange genug auf mich gewartet und wäre wenige Minuten später außer Schußweite gewesen. Da mußte er plötzlich irgend ein Mauseloch oder sonst einen interessanten Gegenstand ganz in seiner Nähe entdecken, denn er drehte sich plötzlich, ohne weiter die geringste Notiz von uns zu nehmen, rechts ab und verschwand hinter einer niederen Erhöhung an jener Stelle. Jetzt sprang ich an meine Satteltasche, wo ich die Schachtel mit Zündhütchen stecken hatte, fand diese und wollte jetzt versuchen, mich an den Erdrand, der indes kaum achtzig Schritt entfernt war, anzupirschen. Sobald aber mein Führer sah, daß ich schußfertig war, rief er einfach wieder: „Tom!" und wahrhaftig, der Fuchs trat im nächsten Augenblick so gehorsam auf den Rand des kleinen Erdwalls, als ob er auf den Ruf dressiert wäre. Armer Reinecke! Es war dein letzter Spaziergang gewesen, denn die Kugel traf ihn mitten auf den Stich und schlug ihm das Rückgrat entzwei. Niemand war übrigens mehr erfreut über den Schuß als mein Führer, der den Fuchs augenblicklich holte und mich um

das Fell bat. Es war sehr hübsch grau und rot gemischt, der Fuchs aber kleiner als die unsrigen, sonst diesen aber vollkommen ähnlich.

Bis wir jetzt die Hütten erreichten, war es völlig dunkel geworden, trotzdem wurden wir aber ganz freundlich von ein paar Frauen, welche die erste bewohnten, aufgenommen. Sie bereiteten uns nach besten Kräften eine recht gute Suppe von Kartoffeln und Schaffleisch, ihre gewöhnliche und alltägliche Kost.

Die Hütten sind übrigens dem nahen Klima jener Punas vollkommen angemessen, denn ringsum fest verschlossen, haben sie einen so schmalen und niederen Eingang, daß ich kaum meinen Sattel hindurchzwängen konnte und seitwärts folgen mußte. Ein recht dicker, alter Herr wäre auch rettungslos ausgeschlossen und könnte sich höchstens die Nacht, indem er den Ausgang verstopfte, die Füße wärmen. Das einzige Unangenehme in diesen Hütten ist der Rauch, der das ganze Innere des spitzen und dicken Binsendaches vollkommen ausfüllt und bis etwa vier Fuß über dem Boden in dichter, die Augen beißender Schicht lagert. Man ist deshalb auch kaum imstande, aufrecht darin zu stehen, und die Bewohner kauern in diesen Höhlen, die sie nachts mit ihren Hühnern und Hunden teilen, stets auf den Boden nieder.

Mitten in der Nacht weckte mich mein Führer, um mit dem vollen Mondschein unseren Weg fortzusetzen und Cerro de Pasco früh am Morgen zu erreichen. Dem Monde nach war es etwa drei Uhr morgens, und bald darauf schritten wir durch die stille, öde Wildnis unsere einsame Bahn entlang. Es war ein prachtvoller Morgen, oder eher eine prachtvolle Nacht; kein Luftzug ging, kein Regen oder Schnee fiel, und da ich in der warmen Hütte meine den Tag über vollkommen durchnäßten Kleider wieder ordentlich getrocknet hatte, konnte ich den Marsch doch wenigstens etwas behaglicher fortsetzen.

Um sieben Uhr morgens erreichten wir denn auch endlich den letzten Felsenrücken, zu dessen Füßen das eng

zusammengedrängte Cerro so freundlich liegt, wie eine Stadt in einem Felsenkessel liegen kann. Die dicht darangeschmiegte Lagune gibt ihm aber etwas Lebendiges, was noch durch zahlreiche Lamaherden vermehrt wurde, die in die Stadt zogen, teils um Futter hineinzubringen, teils um von dort aus an ihre tägliche Arbeit geschickt zu werden. Auf dem Felsrücken spazierten ein paar Raubvögel umher, die sich hier oben ziemlich häufig aufhalten, und die mich deshalb besonders interessierten, weil sie genau so aussahen, als ob sie einen schwarzen Frack und eine weiße Weste trügen. Ich habe schon vier von ihnen auf einem großen Stein zusammensitzen sehen, als ob sie da eben zu einer Partie Whist zusammengekommen wären.

Von Cerro aus schickte ich noch an dem nämlichen Tage einen Boten nach Huariáco ab, um mein eigenes Maultier von dort zu holen, und da ich meinem Gobernador dort nicht recht traute, erbat ich mir einen Brief von dem Subpräfekten (der Präfekt selber war abwesend), daß mir der Herr in Huariáco keinen Streich spielen konnte. Es zeigte sich später, daß es nicht unnötig gewesen war.

Mit ein paar Worten muß ich aber des Subpräfekten erwähnen, der in Cerro de Pasco nachmittags und abends oft stundenlang an irgend einer beliebigen Hausecke in das Blaue starrend, als ein lebendiger Beweis gilt, wie in diesen Republiken öffentliche und einträgliche Stellen besetzt werden. Schon bei meinem ersten Besuch in Cerro war er mir aufgefallen. Ich saß in der Stube des Präfekten, als ein wohlbeleibter Mann mit einem furchtbar dummen Gesicht, einem struppigen, gemeinen Schnurrbart, schwarzen, glatten und über die Stirn gekämmten Haaren, den Hut weit zurückgeschoben, in das Zimmer schweigend eintrat und hinter sich einen Stuhl herschleifte, auf den er sich, ohne eine Silbe zu sagen, ohne einen Menschen zu grüßen, niederließ. Er legte dabei seine flachen Hände vorn auf die Knie und schien sich

zu überlegen, zu welchem Zwecke er eigentlich geboren wäre. Ebenso schweigend stand er etwa nach einer Viertelstunde wieder auf, schleifte den Stuhl fort und verschwand spurlos von der Szene.

Die in Cerro allgemein verbreitete Meinung war, daß er — einen Sparren habe, und man erzählte sich von ihm die komischsten Geschichten. So hat er einem Maultier, das nach einem seiner Bekannten geschlagen, fünfundzwanzig aufzählen und es vierundzwanzig Stunden einsperren lassen. Ein auf der Straße stehendes Wasserfaß, an dem er sich im Vorbeigehen den Rock schmutzig machte, wurde ebenfalls für zweimal vierundzwanzig Stunden auf die Polizei geschafft und dann dem Eigentümer zurückgesandt, und eines Nachts, als ihm die Mäuse den Zwieback anfraßen, den er auf einem Tische in der Stube liegen hatte, warf er seine goldene Uhr nach ihnen. — Man erzählt sich noch viel mehr Tollheiten von ihm, ich führe aber nur das an, was mir fest verbürgt wurde. — Und kann ein solcher Mann Subpräfekt sein? — Und warum nicht, wenn sein Vetter Vizepräsident ist? Wenn sein Vetter nicht Vizepräsident wäre, wäre er vielleicht in einer Irrenanstalt.

Den dritten Tag erst kam mein Maultier zurück, und zwar als ein neuer Beweis peruanischer Ehrlichkeit. Jener Lump von Gobernador nämlich hatte es, anstatt es in seinem Portrero zu füttern und ausruhen zu lassen, wie er versprochen, arbeiten lassen oder geritten, denn es war mager und — das schlimmste — der Rücken aufgerieben. Dabei verlangte der unverschämte Bursche noch mehr Futtergeld, als ich mit ihm ausgemacht. Ich schrieb ihm statt dessen einen sehr freundlichen Brief.

Am nächsten Tage sattelte ich mein Maultier sehr vorsichtig, daß ich den Schaden nicht schlimmer machte und dem armen Tiere nicht wehtat, und ritt durch die offenen Pampas der nächsten Station Ualjay zu. Dicht vorher, ehe ich den Platz erreichte, bekam ich aber ein furchtbares Beispiel peruanischer Roheit und Grausamkeit zu sehen,

das kein Heide der Welt teuflischer hätte ausführen können, als diese Menschen, die sich Christen nennen und vor jedem Kreuz den Hut abziehen. In Peru ist es Sitte, daß, wenn unterwegs ein Maultier stürzt oder verendet, ohne daß der Eigentümer dabei ist, der Arriero oder der, der das Tier gemietet hat, ihm die Ohren ab- und das gebrannte Zeichen aus der Hüfte schneidet, um dieses als Beweis dem Eigentümer zurückzubringen. Dicht am Wege nun fand ich ein Maultier, das etwa zehn oder zwölf Schritt links vom Pfade lag. Die Ohren waren ihm abgeschnitten, ebenso ein viereckiges Stück Haut aus der Hüfte gelöst, auf dem das gebrannte Zeichen gestanden hatte. Jetzt arbeiteten ein paar ekelhaft zottige Schäferhunde an dem Leibe des Tieres herum und hoben, als sie mich ankommen hörten, die blutigen Schnauzen gegen mich. Von weitem hatte ich schon gesehen, daß sich die Beine des Maultieres bewegten, aber auch zugleich die Hunde bemerkt und geglaubt, daß diese es durch ihr Zerren und Reißen bewirkten. Jetzt, wie ich dicht hinkam, wieherte in der Ferne ein anderes Maultier, und entsetzt griff ich meinem Tier in die Zügel, denn das arme, unglückliche Geschöpf vor mir lebte und antwortete mit kläglich winselnder Stimme dem Laut.

Scheu und verdrossen, den Schweif eingekniffen, als ob die Kanaillen recht gut wüßten, was sie da verübt, zogen sich die beiden Hunde von dem Opfer menschlicher Niederträchtigkeit zurück, bereit natürlich, sowie ich den Platz verlassen würde, zu ihrem Mahl zurückzukehren. Das aber mußte ich jedenfalls seiner Qual entheben. Wohl hatte ich meine Büchse, ehe ich Cerro betrat, abgeschossen und gereinigt und noch nicht wieder geladen, denn es war nicht wahrscheinlich, daß ich hier irgend ein Wild zum Schuß bekommen würde, aber ich stieg augenblicklich ab, lud den einen Lauf und machte mit einer Kugel den Leiden des unglücklichen Geschöpfes ein rasches Ende. Das Maultier mußte jedenfalls einem

Zuge Arieros angehört haben, denen ich an diesem Tage begegnet war, und die von Obrajilio kamen.

In Ualjay blieb ich die Nacht und wollte von dort einen Führer durch die fatalen Sumpfstellen haben, die auf dieser Strecke lagen, aber es war nicht möglich, denn jedes männliche Wesen war in dem ganzen Ort betrunken. Wie mir gesagt wurde, feierten sie das Fest Candelaria auf eine jedenfalls sehr würdige Weise. Nachdem ich ein paar alten Frauen eine Menge Geld hatte geben müssen, um nur etwas Futter für mein armes Tier zu bekommen, übernachtete ich diesmal in dem Tambo und setzte am nächsten Morgen meinen Ritt allein und ohne Führer fort. Ich mußte eben sehen, wie ich durchkam.

Unterwegs schoß ich eine von den wilden Gänsen, mehr eigentlich, um einmal ein Exemplar ordentlich in der Nähe zu besehen, als um es zu essen, was mir auch später, trotz mehrfachen Versuchen, nicht gelang. Ich fand zwei zusammen in der Puna und schoß den Gänserich, der mit ausgespannten, halb schwarzen, halb weißen Flügeln etwas über fünf Fuß maß. Auffallend kurz war der Schnabel, aber breit wie bei jeder anderen Gans. Auch die Schwimmhäute fehlten nicht, obgleich ich den Vogel, wie schon früher erwähnt, nie im Wasser gesehen habe. Ich schnitt mir die besten Stücke heraus und ließ sie mir an dem Abend in Pacamayo, am Fuß der Kordillera, erst kochen und dann braten — doch umsonst. Das Fleisch, das einen leisen Trangeschmack hatte — nicht zu viel, nur eben genug, um es unschmackhaft zu machen — ließ sich nicht kauen; es war wie Gummielastikum, und ich mußte es zuletzt wegwerfen, was ich zum Besten eines Schäferhundes an der anderen Seite der Kordillera tat. — An diesem Tage fand ich in der Puna einen sehr hübschen, weiß und rot gestreiften Poncho und machte es möglich, den Eigentümer desselben, der in Obrajilio wohnte, zu erfragen. Zum Dank dafür wurde mir später in einem anderen kleinen Städtchen, unterhalb Obrajilio, mein Regenmantel vom Sattel

gestohlen, als ich nur eben abgestiegen war, um mir ein paar Zigarren zu kaufen. Ein würdiger Peruaner, der ebenfalls die dreitägige Candelaria feierte, schien ihn gebraucht zu haben.

Die Kordillera passierte ich diesmal vortrefflich und bei günstigem Wetter — viel besser als mein Maultier, dem, ziemlich auf der Höhe, etwas Blut aus den Nüstern kam, und das ganz entsetzlich schnaufte. Ich stieg natürlich ab und führte es, und es schien sich auch bald wieder zu erholen. — Was für ein einsamer Ritt über diese wilden Berge, wie tot, wie öde alles um den Wanderer, und wieviel lange, lange Tage hatte ich schon in diesen weiten, kalten und trostlosen Punas zugebracht! Ich bekam eine ordentliche Sehnsucht nach grünen Büschen und Blumen und schritt wacker aus, um den westlichen Hang der Kordillera zu erreichen, von wo an, wie ich wußte, der Weg scharf und ununterbrochen ins wärmere Land führte. Auch mein Maultier schien zu ahnen, daß wir jetzt wieder besserem Futter entgegengingen, denn es ließ sich heute weit besser führen, als es je getan, und bald hatten wir die in den Gipfel eingesenkten Lagunen erreicht, ließen den Schnee der hohen schroffen Kuppen mit seinem rauhen Luftzug hinter uns, und mit ihnen die Quellen des Amazonenstromes. — Aber nicht mit traurigem Herzen schied ich von ihnen, rief ihnen nur noch einen Gruß zu, den sie dem alten Atlantischen Ozean von mir bringen sollten, pflückte zum Andenken an den Platz ein paar, selbst dort oben in 16 000 Fuß Höhe wachsende Alpenblumen und zog dann fröhlich meines Weges talab.

Und kaum war ich hundert Schritt gezogen, so traf ich auch schon einen alten Bekannten von früher her: den jungen Chillon, der hier als kleine sprudelnde Quelle aus dem Felsen sprang und mir versprach, mich treulich bis nach Lima zu geleiten. Hinter mir drein sandten die rauhen Berge freilich noch einen kalten Gruß von Hagel und Regen; aber es dauerte nicht lange, der

Himmel klärte sich wieder auf, und rasch näherte ich mich jetzt wenigstens der gemäßigten Zone, der kalten auf Monde hin den Rücken kehrend.

Was für ein eigentümlich prächtiges Gefühl das ist, aus solch kalter Höhe nach so langer Zeit hinabzusteigen und nun das allmähliche Wachsen der Vegetation zu beobachten, deren Zunehmen man bei rasch sinkendem Wege fast mit jedem hundert Schritt bemerken kann! Hier wird eine kleine, lebendig gefärbte Blume sichtbar, die man lange nicht gesehen und schon fast vergessen hatte, dort ein Strauch, der sich an der vor dem Luftzuge geschützten Seite irgend eines Felsbrockens herausgedrängt. Das Gras wird dazu grüner und höher, und ganze Büschel großer gelber Sternblumen hängen plötzlich über den Weg herab. — Und immer neues kommt dazu; einzelne kleine Vögel haben sich schon bis hier heraufgewagt und zwitschern gar so lieb ihr einfach schmucklos Lied, und zwischen ihnen freute mich besonders ein kleiner, ganz allerliebster sächsischer Briefträgervogel, gelb mit blauen Aufschlägen, der eine ganze Weile mit mir am Wege dahinzog, als ob ich ihn ebenso interessiere, wie er mich.

Jetzt schlängelt sich der Pfad zum Flußbett nieder, und wo die Flut den Boden netzen konnte und die tiefere Schlucht vor den rauhen Winden der Schneeberge geschützt blieb, da keimt es grün und üppig hervor, höher und höher, so daß schon in kurzer Zeit die Zweige der Weiden den Hut streifen und immer stärkere und vollere Stämme zeigen. — Und hier beginnt auch wieder der Mensch dem Boden Nahrung abzuzwingen. Die Kartoffel ist da immer die erste Frucht und fängt mit kleinen eckigen Feldern an, wo der schmale Grund den ersten Anbau gestattet; schmale Streifen von Alfalfa, dem Futterkraut, folgen, und ganz allmählich findet man sich jetzt den spitzen Blättern des Mais gegenüber, der in der Pflanzenwelt das Verbindungsglied zwischen gemäßigter Zone und den Tropen bildet und seine Felder später mit

denen des Zuckerrohrs vermischt. Jetzt hat man keine Kälte mehr zu fürchten, kein Schneegestöber mehr und keinen Hagelsturm, und das Maultier selber trabt rascher dahin, wo es der Weg nur irgend gestattet, denn es weiß jetzt, daß es an diesem Abend endlich wieder einmal gute und süße Nahrung findet.

Überall trifft man hier an dem Wege die Ruinen vergangener indianischer Städte; kahle Steinmauern mit eingestürzten Dächern und Wänden, aber nicht selten durch ihren Umfang große, volkreiche Dörfer kündend. Deren Bewohner mußten jedenfalls fleißiger gewesen sein, als die jetzigen, sonst hätten sie den dürren Bergen schwerlich die genügende Nahrung abzwingen können. Damals lebten Tausende in diesen Tälern, die jetzt fast wie verödet liegen, und hier kann man wirklich nicht einmal sagen, daß sie die Kultur vertilgte, um einem tätigeren, frömmeren Volke Raum zu geben. Die Kultur hatte nichts mit jenem Raub und Mord zu tun, mit dem die ersten Eroberer über dies arme Land herfielen. Es war allein die Gier nach Gold, die jenen Unglücklichen die Bibel entgegenhielt, und hinter dieser Dolch und Schwert in ihr Herzblut tauchte.

Die Nacht schlief ich in Obrajilio, wo ich die Silbereskorte von Cerro de Pasco überholte. Die mächtigen Barren waren in einem der kleinen, zu diesem Zwecke besonders mit starken Eisengittern versehenen Häuser aufgeschichtet. Die bestimmten Beamten hielten dabei Wache, und vor der Tür stand eine Anzahl Militär mit seinen roten Hosen und schmutzigen Gesichtern zum Schutz. Man traut den wackeren Leuten unterwegs nicht und gebraucht jede nur mögliche Vorsicht, um das Silber sicher zu stellen — und zu dieser Sicherstellung wird so ziemlich das ganze Silber — auf gesetzlichem Wege natürlich — verwandt.

Früh von dem kleinen Städtchen wieder aufbrechend, von wo der Pfad dem steil abstürzenden Bergstrom ebenso steil und rauh folgt, kam ich nicht allein in die

üppige Vegetation hinein, die den Fluß umdrängte, sondern auch fast wieder hinaus, denn weiter nach Lima zu, wo er ganz aufhört, fällt schon sehr wenig Regen, und der Pflanzenwuchs hält sich nur sehr dicht zum Strom. Nur wo sich das Tal manchmal weitet, findet man freundliche und grüne Felder, die von den kahlen, nackten Höhen überragt werden. An diesem Tage sah ich eine Menge von Kondoren, die um die Kuppen der Nachbarhöhen kreisten. Ich zählte einmal acht von ihnen zusammen auf einer Stelle, aber sie blieben viel zu hoch, als daß ich ihnen mit einer Kugel hätte beikommen können. Wild gibt es hier gar nicht; in den kahlen Bergen kann sich nichts Lebendiges halten, und es ist ein ganz eigenes trostloses Gefühl, mit dem man diese weiten öden Strecken überschaut, die wie gestorben und getrocknet in der Sonne dörren — Berg-Leichen. — In den Museen liegen die getrockneten Überreste des Volkes, das sie einst bewohnte, sorgfältig als Mumien aufbewahrt, viel sorgfältiger, als man die Lebenden einst behandelte, und draußen um sie her liegt das tote Land, die Hände auf der Brust gefaltet, und starrt den blauen, wolkenlosen Himmel mit den leeren Augenhöhlen an.

Die nächste Nacht blieb ich diesmal in Magdalena, einer größeren Estancia mit großen Räumlichkeiten und Preisen für Reisende. Ich bekam aber wenigstens ein gutes Bett und sattelte mit Tagesanbruch wieder, um Lima so früh wie möglich am nächsten Tage zu erreichen. Noch vor mir war die junge Dame vom Hause, ein allerliebstes Frauchen mit rabenschwarzem Haar und feurigen Augen, aufgestanden. Die Sonne war noch nicht heraus, und jenes durchsichtige Dämmerlicht füllte die Luft, das dem kommenden Tage vorhergeht. Leise rauschte der Morgenwind durch die hohen Bäume, die eine vor dem Hause heraussprudelnde Quelle überschatteten, und unter der breiten, von einer niederen Lehmmauer umgebenen Veranda stand das junge, schöne Weib, das Haar aufge-

löst, dessen dichte Massen sie mit einem Kamm zu teilen suchte, und neben ihr auf dem Tische stand — ein großes, blau geblümtes Nachtgeschirr, das sich als ein Lavoir herausstellte, und in das die junge, schöne Frau den Kamm dann und wann mit einem sinnenden Lächeln eintauchte — es war ein reizendes Bild, das ich nie vergessen werde.

Nachtgeschirre spielen überhaupt in Südamerika eine bedeutende Rolle. Man sieht sie nicht allein da, wohin sie gehören, sondern auch oft unter Blumen halb versteckt, auf Stühlen und Tischen, an Hausecken und auf Dächern. Keine eingeborene Frau der Cholos steigt an Bord eines Dampfers, ohne ein solches Instrument in der einen Hand und ein oder zwei Kinder auf dem Arm zu tragen, und im Geiste sehe ich die alte würdige Mulattin auf der Plaza in Lima noch in diesem Augenblicke vor mir stehen, die, am linken Arme einen Korb, mit einem ältlichen Herrn sich unterhielt, und mit der rechten Hand, in der sie ein solches Hausgerät offen trug, auf das lebhafteste dabei gestikulierte.

Eine Quelle, die bei Magdalena ziemlich armstark aus dem Berg herausbricht und kristallhelles, kaltes Wasser hat, soll trotzdem eine sehr böse und gefährliche Eigenschaft besitzen. Wie mir nämlich mehrere Ärzte versichert haben, erzeugt sie sehr häufig einen bösartigen, warzigen Hautausschlag über den ganzen Körper, der mit der größten Vorsicht kuriert sein will, wenn er nicht schlimme Folgen und für Jahre einen siechen Körper hinterlassen soll. Da ich übrigens nie Wasser trinke — wenn ich nicht notgedrungen muß — so fürchtete ich mich nicht vor der Quelle und trabte ruhig vorbei, der Seeküste zu.

Heute fand ich auch wieder etwas, was ich lange nicht gesehen — Staub, von dem ich mich bald vollkommen eingehüllt sah. Es war ein heißer, trockener Ritt in der Sonne, die tüchtig senkrecht niederstach; aber ich hatte mein Ziel jetzt auch bald erreicht. Die peruanischen

Kordilleren mit ihren kalten, öden Punas lagen hinter mir, die Bahn lag eben voraus, das Tal weitete sich mehr und mehr. Schon konnte ich die Stelle erkennen, wo sich die letzten Berge im Westen dem Ozean zu abdachten, und jetzt — nachmittags um drei Uhr etwa — erkannte ich die Kirchtürme von Lima, von denen ich nie geglaubt hatte, daß ich sie je mit solcher Freude begrüßen würde.

7.

Ein Überblick über die jetzigen Verhältnisse Perus.

Solange der Karneval dauerte, war es nicht möglich, in Lima etwas auszurichten. Man traf in der Tat keinen Menschen zu Hause; alle Geschäfte waren geschlossen, und die Leute, die sich nicht selber an dem Unfug beteiligen wollten, waren sämtlich nach Chorillos geflohen.

Nach dem Karneval ging ich aber ernstlich daran, den Präsidenten der Republik, wie ich es den Kolonisten versprochen, aufzusuchen, wenn ich auch damals gar nicht geglaubt, welche Schwierigkeiten ich dabei zu überwinden haben würde.

Zuerst wandte ich mich an verschiedene Minister, um mir eine Audienz zu verschaffen, und der eine von ihnen, der Minister des Innern, Sennor Morales, weigerte sich sogar entschieden, mich anzumelden und fragte mich, was ich denn so wichtiges mit dem Präsidenten zu sprechen hätte, daß es nicht durch den natürlichen Kanal, die Minister, gehen könne. Zwei andere waren schon mehr Peruaner und versprachen mir fest, mich einzuführen, dachten aber natürlich gar nicht daran, ihr Wort zu halten.

Mit diesem Hin- und Herfahren und Herumlaufen rückte der Tag heran, an dem ich mit dem Dampfer Peru

verlassen wollte, um nach Valparaiso und Chile zu gehen. Mit der gehörigen Zähigkeit aber begabt, einen einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufzugeben, beschloß ich, lieber diesen Dampfer zu versäumen und den nächsten erst zu benutzen, aber den Präsidenten jedenfalls zu sprechen. Ich vermutete nicht mit Unrecht, daß er von den Lumpereien seiner Beamten nichts wisse und der Kolonie, die er immer begünstigt hatte, selber beistehen würde, wenn er erst einmal wirklich erführe, wie die Sachen ständen.

Kurz vorher war ein neuer Posten in Peru geschaffen und ein Direktor der öffentlichen Bauten ernannt worden. Dieser Herr, der auch etwas Englisch sprach, interessierte sich besonders für den Straßenbau der neuen Kolonie und war mir, wie er mir sagte, dankbar für die Notizen, die ich ihm darüber gab. Ihm, wie dem Sohn des Kriegsministers, einem jungen tüchtigen Manne, der sich lange in England aufgehalten und sich von dort auch eine Frau mit herübergebracht, hatte ich es besonders zu danken, daß ich meinen Zweck endlich erreichte. Es wäre aber wahrhaftig mit weniger Schwierigkeiten verbunden gewesen, eine Audienz beim Kaiser von China zu erlangen.

Jedenfalls mußte ich nach dem Badeort Limas, nach Chorillos hinausfahren, wo ich dort beim Präsidenten zum Tee eingeführt wurde, und Zeuge sowohl als Mitwirkender bei einer der langweiligsten tertulias oder Teegesellschaft des Landes war. Der Präsident hatte aber trotzdem keine Zeit für mich, und nachdem ich bis halb elf gesessen und endlich aufstand, um fortzugehen, versicherte mir der Direktor, Seine Exellenz sei jetzt gerade mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt, und morgen würde sich gewiß eine andere und passendere Zeit finden.

Seine Exzellenz war auch in der Tat dringend mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt — aber am Spieltisch, wie ich durch eine offene Seitentür erkennen

konnte. Heute war also wirklich nichts mehr zu machen, und ich mußte die Nacht in dem teuren, langweiligen Chorillos bleiben. Übrigens wollte ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Lima zurück, denn wenn ich irgend etwas auf der Welt hasse und mich nie dazu verstehen würde, so ist es das Antichambrieren, zu dem eine ganz besondere Leibesbeschaffenheit gehört. Am Bahnhof schon fing mich aber der Direktor, der sich wirklich für die Sache zu interessieren schien, noch ab und lud mich beim Präsidenten zum Frühstück ein, wo ich dann alles viel leichter und ungenierter mit ihm besprechen konnte.

Den alten Herrn fand ich denn auch heute nichts weniger als grob, wie er mir früher geschildert worden, und wovor ich mich nicht im mindesten fürchtete, denn ich wollte nichts von ihm für m i ch erbitten, sondern ihm nur selber und seinem Lande nützen. Er war freundlich und vollkommen ungeniert, wie ich die Menschen am liebsten habe, und wie man am besten mit ihnen verkehren kann. Ich konnte mit ihm offen von der Leber weg sprechen, und wenn auch der vorsichtige Direktor, der manchmal dolmetschen und aushelfen mußte, manches zu mildern suchte, arbeitete ich mich mit meinem eigenen Spanisch doch, so gut das eben gehen wollte, durch.

Er wußte, wie ich es mir gedacht hatte, nicht ein Wort von den Intrigen, die gegen einen direkten Weg der Kolonie im Werke waren, und beauftragte in meiner Gegenwart den Direktor der öffentlichen Bauten, dafür zu sorgen, daß der Weg jetzt unverweilt in Angriff genommen werde. Außerdem hatte ich ihm auch, als einzigen möglichen Menschen, um die Sache wirklich mit Erfolg durchzuführen, meinen indianischen Führer Leon Carthagena zum Weg-Inspektor vorgeschlagen, denn der bisherige Weg-Direktor, ein verunglückter Minenspekulant, der nicht das geringste von solcher Arbeit verstand und sich noch weniger darum bemühte, verzehrte auf Kosten der Kolonisten seine fünfzig Dollars monatlich

und tat auf der Gotteswelt weiter nichts, als daß er sich selber am Leben erhielt.

Damit war meine Audienz beim Präsidenten Castilla beendet; aber ich freue mich, bestätigen zu können, daß e r wenigstens sein Versprechen wirklich gehalten, denn noch in Buenos Aires erhielt ich einen Brief von einem Freund aus Lima, worin mir dieser schrieb:

„Ihr Besuch bei dem Präsidenten scheint Erfolg gehabt zu haben. Es sind für den Weg nach dem Pozuzu über Huánaco monatlich 1000 Dollars und für den (direkten) Weg über Huancabamba monatlich 500 Dollars bewilligt worden. Auch ist Leon Carthagena zum Weg-Inspektor ernannt worden."

So war denn alle meine Mühe und Ausdauer doch nicht vergebens gewesen.

So weit meine eigenen Fahrten in Peru, denn dies abgemacht, dachte ich an weiter nichts, als mich so rasch als möglich wieder einzuschiffen. Vorher aber möchte ich noch einen Rückblick auf Peru werfen, denn ein Gesamtbild des Gesehenen kann man sich immer am allerleichtesten entwerfen, wenn dasselbe als abgeschlossenes Ganzes hinter uns liegt.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, so scheint die Lage Perus mit seinem breiten Küstenstrich am Stillen Ozean, mit seinen ungeheuren Landstrichen im Amazonengebiet, der auch östlich von den Kordilleren einen Verkehr zu Wasser gestattet, eine außerordentlich günstige zu sein, und doch hat wohl kein Land der Welt mit größeren Terrain- und Bodenschwierigkeiten zu kämpfen, als gerade Peru.

Die ganze ausgedehnte Westküste schon, mit all ihren Häfen und breiten Hängen, ist ohne künstliche Bewässerung fast vollkommen nutzlos, da hier, im äußersten Norden des Reiches vielleicht ausgenommen, nie ein Tropfen Regen fällt. Das eigentlich fruchtbare und bewaldete Land liegt fast sämtlich an dem Osthange der Kordilleren, und alle die für die Küste bestimmten Produkte, alles,

was zu Schiffe ankommt und nach dem Innern geht, muß durch das Maultier, und deshalb mit großem Kostenaufwand und Zeitverlust, transportiert werden.

Dazu sind die Täler dieser Kordilleren zum Teil sehr schmal, die Hänge dagegen steil und geschluchtet, und nur auf dem Gipfel derselben, wo weite Hochebenen liegen, findet sich viel flaches Land, aber in so großer Höhe, daß die kalte eisige Luft keine andere Vegetation gestattet, als dürftiges Gras.

Der reichste Teil des weiten Landes liegt jedenfalls in Südosten, wo breite Täler und ausflachende Ebenen mit reicher Vegetation eine Menge der kostbarsten Produkte erzeugen. Der Nutzen aber, den sie jetzt dem Staate selber damit bringen, ist verhältnismäßig ein sehr geringer, denn die wenigsten davon vertragen den weiten Transport nach der Westküste, und die Schiffahrt auf dem Amazonenstrom stößt immer noch auf eine Menge teils vorhandener, teils erst erschaffener Schwierigkeiten.

Trotzdem hat keine südamerikanische Republik reichere Einkünfte, als gerade Peru, und was ihm die Natur auf der einen Seite entzogen, hat sie ihm auf der anderen wieder durch jenes wunderbare Rohprodukt den Guano, zurückerstattet. Freilich ist der Guano ein Geschenk, das dem Staate nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren gemacht zu sein scheint, um sich in dieser Zeit herauszuarbeiten und selbständig zu werden, wie man einem Knaben und jungen Mann die Kosten der Erziehung bestreitet, damit dieser im Alter für sein eigenes Fortkommen sorgen kann. — Wehe ihm, wenn er die Zeit versäumt und das ihm ausgesetzte Kapital nutzlos vergeudet, er wird im Alter schwer dafür zu büßen haben — und eine solche Vergeudung findet jetzt in der Tat in Peru statt.

Der Staat bezieht jährlich, ohne seine Einnahmen des Zollhauses wie der verschiedenen anderen Sporteln und Monopole, nur vom Guano allein einen Nettogewinn von zwischen 16—20 Millionen jährlich, und das

Geld, richtig verwandt, könnte dem ganzen Lande zum Segen werden. Alle diese 16 Millionen aber — mit Ausnahme des „wenigen", was Präsident und Minister für sich selber brauchen — verschlingt das Militär und die Flotte, und außerdem werden dem Lande, das kaum $2^1/_2$ Million Einwohner hat, durch das nutzlos gehaltene Militär gerade die besten Arbeitskräfte hartnäckig entzogen.

Peru hat von keinem anderen Lande etwas zu fürchten, denn selbst seine Grenzstreitigkeiten mit Bolivia ließen sich auf eine vernünftige Art regeln und ausgleichen; aber es bedroht alle anderen, unterstützt heimlich und offen durch Geld und Kriegsschiffe die Revolutionen in benachbarten Staaten, und läßt dadurch diese, während es sich selber aufreibt, nie zu Ruhe und Frieden kommen.

Ecuador zum Beispiel, ein Land mit reichen Mitteln, aber schwachen Kräften, könnte jetzt, da es seine Revolution hinter sich und den damals von Peru unterstützten Usurpator Franco vertrieben hat, seine ganze Energie auf Ackerbau und Kultur richten; Peru aber hat seine Kriegsschiffe vor Guajaquil liegen und droht fortwährend mit einem neuen Überfall, wenn Ecuador nicht so gut sein und ihm die südöstliche Hälfte seiner ganzen Republik abtreten will.

Peru selber wird durch diese kriegerische Stellung allerdings nicht im geringsten beunruhigt, und da der Präsident als unumschränkter Herrscher niemanden bei seinen Plänen zu Rate zieht, so weiß und erfährt das übrige Land auch nur sehr wenig davon. Desto mehr aber spürt es den direkten Schaden, der ihm dadurch erwächst, denn mit all seinen ungeheuren Einkünften rückt es in fünfzig Jahren nicht so weit vor, wie andere in fünf.

Es ist wahr, in Lima selber ist manche Verbesserung geschehen, manche nützliche Einrichtung ins Leben gerufen, wie zum Beispiel Gas, Wasserleitungen und die

beiden kurzen Eisenbahnstrecken nach Callao und Chorrillos; das ganze innere Land aber liegt vollkommen hilflos da, und erbärmliche Maultierpfade verbinden allein die verschiedenen Distrikte miteinander, die natürlich nur sehr wenig Verkehr halten können. Und selbst auf diesen Maultierpfaden sind die Brücken über reißende Bergströme nur schmal und ohne Geländer und überhaupt auf das dürftigste hergestellt, so daß die sonderbarerweise an jeder Brücke fast aufgestellten kleinen Holzkreuze gar nicht so fälschlich den Reisenden ermahnen, ein Vaterunser zu beten und seine Seele Gott zu empfehlen.

Zu gemeinnützigen Unternehmungen hat der Staat überhaupt, trotz all seinen Millionen, kein Geld, und wo man wirklich einmal etwas darauf verwendet, fällt es einem ganzen Schwarm von raublustigen Beamten in die Hände, so daß wenig davon sein eigentliches Ziel erreicht oder zu seiner eigentlichen Bestimmung verwandt wird.

In keinem Lande der Welt ist wohl auch in dieser Hinsicht die Korruption größer als in Peru. Das Unglaublichste soll darin geleistet worden sein, als vor einiger Zeit die Regierung jenes Gesetz erließ, das den in dem spanischen Kriege Geschädigten vollen Ersatz ihrer Verluste gewährte. Die Betrügereien liefen damals nicht mehr in die Hunderte und Tausende, sondern in die Hunderttausende, und von den verschiedensten Seiten wurde mir in Lima erzählt und bestätigt, daß man denen, die Ansprüche zu machen hatten, mit klaren Worten sagte, welche Summe sie *fordern* müßten, wenn sie die wirkliche erhalten wollten. Wer zum Beispiel nur 5000 Dollars glaubte geschädigt zu sein (und die Frage, ob er 500 Verlust erlitten), wurde angewiesen, 20 000 anzugeben, und konnte sich dann darauf verlassen, seine Interessen in den besten Händen zu wissen. Der Guano bezahlte dann bald darauf 20 000 Dollars, der Mann bekam seine 5000 und das übrige verschwand.

Jetzt ist freilich kein so profitables Engrosgeschäft zu machen, und die Sache muß mehr im kleinen betrieben werden, was sie natürlich viel mühsamer und undankbarer macht — und was hätte mit diesen Millionen für Peru selber ausgerichtet werden können! Die Entdeckung einer Betrügerei in diesen Staaten ist aber fast unmöglich, weil alles so fest zusammenhängt und so tief verwickelt in irgend eine derartige Sache ist, daß keiner wagt, an dem faulen Balken zu rütteln, aus Furcht, das ganze Gebäude könne ihm selber bei der Gelegenheit auf den Kopf fallen.

Bei uns in Europa mag auch manches derartige vorfallen, und die neuere Geschichte hat sogar manche höchst fatale Data der Welt übergeben. Der Unterschleif wird aber wenigstens nicht so offen, nicht mit einer so bodenlosen Frechheit betrieben, und die entlarvten Betrüger nicht noch hinterher, anstatt sie zu bestrafen, belohnt, wie zum Beispiel ein Kassenbeamter von Cerro de Pasco, der seinen Posten dort, bedeutender Unterschleife wegen, niederlegen mußte und eine viel bedeutendere Stellung in Lima selber dafür bekam. Das natürlich kann die Ehrlichkeit nicht ermutigen, noch vor Unterschleifen abschrecken.

Überhaupt hab' ich, so leid es mir tut, das einzugestehen, nicht die geringste Achtung vor dem Charakter nicht allein der Peruaner — denn die Ecuadorianer scheinen mir nicht um ein Haar besser — sondern dieser sämtlichen spanischen Republiken, Chile vielleicht ausgenommen. Welche Achtung *kann* man auch vor einem Menschen haben, der sein gegebenes Wort bricht? Er wird selbst einen feierlichen Schwur nicht halten, und die Herren dieses Bodens sind so daran gewöhnt, *alles* zu versprechen, was man von ihnen haben will, oder um einer augenblicklichen Unbequemlichkeit aus dem Wege zu gehen, daß sie in der nächsten Minute schon gar nicht mehr daran denken, viel weniger sich verpflichtet erachten, das Versprochene zu halten.

So weit es sie nun selber betrifft, ist das gar nicht so gefährlich, denn sie kennen einander zu genau, und wenn ein Peruaner von dem anderen ein Versprechen bekommt, so weiß er vorher, daß das alles ist, was er erwarten darf. Der Europäer dagegen, der mit anderen Grundsätzen herüberkommt, befindet sich diesen Leuten gegenüber im größten und entschiedensten Nachteil, und das ist es besonders, was jeder deutschen Kolonie im Wege stehen wird.

Ein anderer Übelstand ist der schnelle Wechsel der Regierung, die völlige Unsicherheit irgend eines bestehenden Gouvernements, von denen jedes einzelne nicht auf das Gefühl des Volkes, sondern nur auf seine Macht und die Furcht vor den Bajonetten begründet ist. Irgend eine Gesellschaft oder ein einzelner Unternehmer, der eine Kolonie gründen wollte, mag heute mit der Regierung einen festen Vertrag über alle zu erfüllenden Bedingungen abschließen, aber bis die neuen Einwanderer ankommen, liegt das Regiment in anderen Händen, die dieser Sache völlig fremd gestanden. — Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß die frühere Regierung das erfüllt hätte, was sie zugesagt, aber die jetzige braucht sich nicht die geringste Unbequemlichkeit zu machen, da sie gar nicht bei der Sache beteiligt war, und alle Reklamationen fallen in den bodenlosen Abgrund der Papierkörbe.

Trotzalledem bietet das Land dem Einwanderer viele und große Vorteile, wenn er nur eben selbständig auftreten kann und von den Eingeborenen nichts erwarten und erhoffen will. Er darf aber auf keine Teilnahme für sich rechnen, denn die südamerikanischen Republiken verachten nun einmal die arbeitenden Klassen, die für sie nur noch immer die Stelle der freigegebenen Sklaven ersetzen. Mit Stolz sieht ein solcher guter Mann auf einen noch so tüchtigen Handwerker nieder, während er einen Ladenschwengel, der sich den ganzen Tag hinter seinem Ladentisch herumräkelt und Ellen Band mißt,

mit der größten Achtung behandelt. Aber die Sache ist die: er hat den Arbeiter, und besonders den europäischen, nötig, er kann in der Tat gar nicht mehr ohne ihn existieren, da er nicht allein dessen Hände, sondern auch seine Intelligenz braucht, und deshalb muß er sie nicht allein in das Land lassen, sondern auch darin zu erhalten suchen, oder aller Reichtum des Bodens würde ihm von da an wenig nützen.

Europäische Hände treiben mit den Nordamerikanern seine Mühlen und Maschinen, legen seine Schienenwege an und halten sie im Gang, bauen seine Wasserleitungen, bearbeiten seine Bergwerke, liefern ihm alle Bequemlichkeiten, die er nun einmal zum Leben nötig hat, bringen alle Erfindungen der alten Welt in seinen Bereich und müssen ihm doch endlich wohl die Überlegung verschaffen, daß er ohne sie in seinem eigenen Lande verwünscht wenig ausrichten könnte.

Kommt nun ein deutscher Arbeiter in dieses Land, und kann er sich nur im geringsten dazu verstehen, seine ihm angeborene Schüchternheit und die verdammte Höflichkeit gegen alles, was einen besseren Rock trägt, abzugewöhnen, wird er sich nur ein wenig seines eigenen Wertes bewußt, und hat er nur die erste Zeit überstanden, in der er alles glaubt, was man ihm dort verspricht, dann hab' ich auch nicht den geringsten Zweifel, daß er sich sein eigenes Fortkommen gründen und es selbst in Peru weit rascher und sicherer zu etwas bringen wird, als im alten Vaterlande.

Trotz seiner dürren und unfruchtbaren Westküste ist Peru ein reiches Land, das recht gut selbst ohne Guano bestehen und gedeihen könnte, aber freilich nicht so, wie die Arbeit dort jetzt betrieben wird. In seinen Bergen liegen noch Massen kostbarer Metalle, selbst seine kältesten Hochebenen können noch Millionen von Schafen und Lamas Nahrung geben, und in seinen schmalen Tälern sogar, die breiten fruchtbaren Pampas des

Ostens gar nicht gerechnet, hat noch eine große ackerbauende Bevölkerung Platz.

Auch das Klima des ganzen Landes, seine tropischen Ebenen sowohl wie seine kalten Höhen, ist nicht ungesund, ausgenommen vielleicht sumpfige Strecken im Norden und das flache Land an den dem Amazonenstrom zufließenden Wassern, wo in den Pampas häufige Fieber herrschen sollen. Die Hitze ist selbst in den sonngebrannten Höhen Perus nicht so groß, wie man sich denken möchte, denn die riesigen Schneeberge der Kordilleren liegen zu nahe und kühlen die Luft ab, ja, die Nächte sind gewöhnlich selbst in der heißesten Zeit frisch und kühl, so daß man recht gut eine Decke vertragen kann. Die ganze schmale Westküste wird durch die Nähe der Gebirge abgekühlt, deshalb möchte ich es aber doch keinem Europäer raten, in der Nähe Limas schwere Feldarbeit zu verrichten; er würde es nicht lange aushalten und einen siechen Körper davontragen. Weiter im Lande drinnen darf er sich aber jeder Arbeit ungescheut unterziehen, ohne schlimme Folgen fürchten zu müssen.

Die Produkte Perus sind ziemlich mannigfacher Art — alles natürlich nur Rohprodukte — aber doch noch lange nicht genügend erzeugt, um mit ihrem Export den Import zu decken — den Guano freilich nicht dabei gerechnet. Silber, Kupfer und Gold sind die wichtigsten Erze, deren Gewinnung aber noch auf die roheste Weise betrieben wird. An Wolle wird jährlich für etwa eine Million Dollars verschifft, aber die meiste Wolle so weit von der Küste entfernt gezogen, daß es auf den erbärmlichen Wegen nicht möglich ist, ein an und für sich so billiges Produkt zu transportieren, ohne es unmäßig zu verteuern.

General Castilla beabsichtigt allerdings, eine Eisenbahn nach Cerro de Pasco über die 16 000 Fuß hohen Kordilleren anzulegen, und ich bin fest überzeugt, daß die Ausführung möglich ist; dann aber muß freilich anders als auf die gewöhnliche Art damit verfahren wer-

den. So hat ein Weg, welcher von dem etwa 200 Fuß hoch gelegenen Chorrillos hinunterführt, und zwar durch ganz einfachen Lehmboden, auf einer Ausdehnung von vielleicht 600 Schritt, dem Staat über 90 000 Dollars gekostet, während er selbst mit den schweren Arbeitslöhnen in Peru mit 6000 Dollars leicht und einfach herzustellen gewesen wäre. Soll diese Eisenbahn also nicht wieder einen Vorwand für die Unterbeamten bis zum Minister hinauf liefern, ihre eigenen Säckel auf Kosten des allgemeinen Wohles zu füllen, so muß die Ausführung eines solchen Werkes ehrlichen Händen übergeben werden, die der Präsident dann freilich wird zusammensuchen müssen.

Eine Eisenbahn aber, nach Cerro geführt, würde einen fabelhaften Umschwung in dem Export der peruanischen Produkte hervorbringen, denn alle die in der Nähe dieser Stadt liegenden tiefen und herrlichen Täler der Osthänge fänden dann auf einmal den reichsten Markt für ihre Produkte und könnten mit Leichtigkeit das Zwanzigfache von dem ziehen, was sie jetzt liefern. Aber eine solche Bahn kostet viel Geld, besonders in Peru, und wenn sie selbst mit Hilfe der ungeheuern Guano-Einnahmen errichtet werden soll, muß der kriegerische Präsident für ein paar Jahre das Soldatenspielen sein lassen und sich den segensreicheren Arbeiten des Friedens widmen. Er braucht dann auch nicht mehr die steten Mordversuche zu fürchten, sondern das Land wird ihn noch in späteren Jahren segnen und sein Andenken ehren.

Einen wunderbar vorteilhaften Boden hat Peru ebenso wie das Nachbarland Ecuador für den Kaffee, der hier in ausgezeichneter Qualität gezogen wird. Besonders ist das Huánacotal seines Kaffees wegen berühmt, den man in Lima selber gern mit vierzig Dollars das Hundert-Pfund bezahlt, und der dem Mokkakaffee an Güte vollkommen gleichsteht. Auch die deutsche Kolonie am Pozuzu hat Kaffee gebaut. Die Bäume waren aber noch zu jung und trugen in diesem Jahr zum erstenmal

Früchte, mit denen sie im wahren Sinne des Wortes bedeckt standen. Der Kaffee am Pozuzu — denn es besteht auch dort eine ältere Plantage, die schon Kaffee zieht — steht dem von Huánaco in nichts nach, und alle jene Täler der Osthänge, bis an die Pampas des Mairo und der übrigen Zuflüsse des Amazonenstromes hinab, würden durch den Bau einer Eisenbahn bis Cerro plötzlich der Seeverbindung und dem Welthandel zugänglich gemacht.

Auch der Kakao ist ein Produkt, das einen nicht zu langen und teuren Maultiertransport verträgt. In vielen Teilen des Landes wächst er wild, wäre also dort mit Leichtigkeit ordentlich anzupflanzen und zu kultivieren.

Darin steht aber Peru sehr gegen Ecuador zurück, daß dieses letztere, neben einem noch größeren Reichtum an Produkten und viel umfangreicheren Flächenraum fruchtbaren Bodens, eine Menge kultivierten Landes mit einer nicht unbedeutenden und fleißigen Bevölkerung besitzt, die durch das Eröffnen eines ordentlichen Weges bis zur Küste dieser zugeführt wird, und für die dadurch das in der Nähe des Hafens liegende Land einen höheren Wert erhält. Peru dagegen muß erst einen weit kostspieligeren Weg in das Innere bauen — denn die jetzt bestehenden Maultierpfade können wahrhaftig nicht Wege genannt werden —, um den verschiedenen Ländereien Menschen und Kultur zuzuführen. Sein bestes Land liegt noch immer mit seinen Produkten viel bequemer für den Atlantischen als für den Stillen Ozean.

Peru ist ebenfalls reich an vortrefflichen Hölzern, diese aber sind sämtlich so gelegen, daß an Export nicht gedacht werden kann.

Vorteilhaft für das Land sowohl wie für den Pflanzer wäre der Anbau von Baumwolle, die in Peru vortrefflich gedeiht und selbst an der Westküste gezogen werden könnte. Allerdings müssen die Felder künstlich bewässert werden, was in vielen der nördlich von Lima gelegenen Teilen mit ziemlicher Leichtigkeit geschehen könnte. Aber die Baumwolle verlangt, so wenig Schwie-

rigkeit ihr Anbau hat, bei der Ernte und zum Pflücken viele Hände und ist aus dem Grunde am vorteilhaftesten mit Sklavenarbeit zu ziehen; ja, diese Tatsache bildete früher das wichtigste Bollwerk der Sklavenstaaten Nordamerikas gegen die nördlichen Staaten und fiel am allerschwersten wider die armen Schwarzen ins Gewicht.

Peru hatte früher einen enormen Reichtum an Alluvialgold, der die Spanier damals zuerst hinüberlockte und so vielen tausend unglücklichen Indianern das Leben kostete. Es wird auch jetzt noch Gold dort gewaschen, und der in den jährlichen statistischen Berichten angegebene Betrag beläuft sich auf etwa eine Million Dollars. Vor einiger Zeit tauchte auch einmal das Gerücht auf, es seien neue Goldfelder in Peru entdeckt worden und lieferten enorme Schätze, so daß der alte goldberühmte Name Perus*) selbst viele so oft getäuschte und vorsichtig gemachte Kalifornier verleitete, in die peruanischen Berge „prospektieren" zu gehen. Das Land scheint aber die gehegten Erwartungen nicht befriedigt zu haben, denn sie alle kehrten, nachdem sie sich in den öden Bergen eine Zeitlang ohne Erfolg herumgetrieben, vollkommen enttäuscht zurück.

Desto reicher ist das Land an Silber, Eisen, Kupfer, Salpetersäure, Kohle, deren Minen ordentlich auszuarbeiten aber erst einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Nur der Salpeter wird schon jetzt fleißig in Angriff genommen und jährlich etwa für drei Millionen Dollars ausgeführt.

Ein großer Übelstand war damals in Peru das schlechte Geld, das allein kursierte und die Kaufleute fast zur Verzweiflung brachte. Alles Gold, alle Dollars waren nämlich wie in den Boden hinein verschwunden, aus dem sie nur mit den furchtbarsten Prozenten und einzeln wieder hervorgezaubert werden konnten, und die

*) Auf den Südsee-Inseln hat sogar das Gold überhaupt den Namen dieses Landes bekommen, und heißt Perú.

einzige Verkehrsmünze bildeten halbe Dollarstücke. Aber auch von diesen waren die wenigsten Peruaner, sondern das meiste Boliviamünze, und von den peruanischen Halbdollars wurden sogar die von Arequipa nicht einmal in Lima genommen. In Bolivia scheint zugleich eine recht einträgliche Industrie von falschen halben Dollars zu bestehen, die man in Masse auf den Markt wirft, und da selbst das echte und sogenannte peruanische und bolivianische Gold zum großen Teil mit Kupfer versetzt ist und bedeutend weniger Wert hat,*) als ein halber Dollar Chiles, Mexikos oder Nordamerikas, so kann man sich denken, welche traurige Konfusion daraus erwachsen mußte, mit diesem wertlosen Gelde fortwährend zu verkehren, und wie schwierig und zeitraubend nur allein das Zählen, Sortieren und Verschicken war.

Kleines Geld zum Wechseln ließ sich fast gar nicht auftreiben, und als ich nach Lima kam, kursierten dort statt halber Realen oder Medios und Quartidios oder Viertelrealen einzig und allein durchschnittene Realen und Medios, und zwar nicht etwa die gleichen Hälften, sondern mit einem tüchtigen Stück aus der Mitte heraus minus. Als ich aber sechs oder sieben Wochen später aus dem Innern zurückkehrte, waren diese durchschnittenen Medios und Quartidios plötzlich außer Kurs gesetzt, ohne der Bevölkerung irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Kleine Münze mußten indes die Leute haben, und einige der angesehensten Gasthäuser, „Hotel Maury“ und „American“, prägten selber kupferne Medios mit ihren Namen, die gern und willig in der Stadt genommen wurden.

Die Regierung Perus ist allerdings erbärmlich, aber ich glaube auch, daß es außerordentlich schwer ist, d i e s e s

---

*) In neuerer Zeit ist übrigens eine neue Münze in Silber und Gold eingeführt, und die einzelnen Silbersols haben allerdings nicht den vollen Wert der mexikanischen Dollars, aber sind doch ziemlich gut.

Volk in einer republikanischen Form zu regieren, die für dasselbe eher zum Fluch geworden. Die Masse ist zu roh und ungebildet und **m u ß** von einer stärkeren Hand und einem klügeren Kopfe geleitet werden, die ganze schöne Bedeutung einer wirklichen Republik fällt also schon von vorherein über den Haufen. Da die Beamten dagegen nur immer auf sechs Jahre gewählt werden, also nur eine sehr kurze Zeit haben, Reichtümer zu sammeln, so hat sich dadurch ein System gebildet, welches das Land zugrunde richtet, indem es wenige einzelne nach der Reihe mit seinem Herzblut auffüttert und erhält. Was an Geld aufgebracht werden kann, geschieht, aber nur um in die Taschen gewissenloser Menschen zu wandern, und das Volk selber, welches den Namen zu seiner Regierung hergibt, sieht alles vor seinen eigenen Augen geschehen, ohne ein Wort hineinreden zu dürfen.

Bei einer Monarchie träte ein ganz anderes Verhältnis ein, und zwar nicht für das Volk im allgemeinen, für das nur eben der Name verändert würde, sondern für das Heer von Stellenjägern, die jetzt um die eine Regierung her wie beutegierige Wölfe auf der Lauer liegen, um zu warten, bis sich die eine Partei satt gefressen hat und sie selber an die Reihe kommen. Bei einer Monarchie bleibt die Regierung festbestehend, der Fürst selber hat ein Interesse daran, das Land zu heben und zu verbessern, das einst sein Sohn erben soll, und der Staat wird nicht, wie jetzt nach vollendeter Präsidentenwahl als ein erobertes Terrain betrachtet, in dem die Soldaten sechs Jahre Zeit bekommen, um zu plündern und Beute zu machen.

Bolivar selber soll noch vor seinem Tode bereut haben, daß diese Staaten durch ihn frei wurden, denn er sah schon damals, wie sich alles gestaltete. Da aber war es zu spät, und die Sache muß jetzt ihren Gang gehen — zum Verderben der Republiken, die mit ihrem jetzigen Treiben, ihren ewigen Revolutionen und Korruptionen auf die **Länge der Zeit nicht** selbständig bestehen **k ö n n e n.**

Die in München angefertigte vortreffliche Reiterstatue Bolivars hätte einen besseren Platz auf der Plaza gefunden, als dort, wo sie jetzt steht, auf dem nicht einmal gleichwinkeligen Konstitutionsplatze (die frühere Plaza de la Inquisicion). Man hat ihr aber die Stelle vor dem Hause der Abgeordneten angewiesen, und das würde in jedem anderen Lande der Welt eine hohe Bedeutung haben, den Abgesandten des Volkes den Befreier ihres Vaterlandes stets vor Augen zu halten. Hier geht es an den Herren ziemlich spurlos vorüber; sie wollen frei sein, ja, und viel Geld verdienen, Vaterland und Volk aber mag zum Henker gehen.

Ein betriebsames Volk hätte das ganze Land schon lange in „einen Fruchtgarten umgewandelt“. Die jetzigen Herren des Landes benutzen die Fruchtstämme aber allein zu Feuerholz, um ihren eigenen Herd zu wärmen, und das Volk muß seine Bäume noch dazu selber abhauen und herbeischleppen.

Ein Hauptprodukt Perus ist der Wein, der schon von den Spaniern hier außerordentlich gepflegt, und dessen Kultur sogar durch grausame Mittel, auf Unkosten anderer Provinzen, beschützt wurde. So ließ die spanische Regierung damals in Ecuador alle Weinstöcke ausrotten und verbot die Kultur der Rebe dort auf das strengste, nur damit Peru das Monopol des Weinbaues behielt.

Die Weintrauben, die ich in Pisco oder vielmehr in dessen Hafen fand, war eine sehr süße, rote und eine ganz vortrefflich schmeckende Malagatraube mit länglichen, weißen, großen Beeren.

8.

Von Callao nach Valparaiso.

Wieder in See! — Was für ein wechselndes Leben das eines Reisenden ist — das heißt, eines Reisenden, der eben nicht in Wein oder Knöpfen macht. Heute hoch auf der Kordillere, fest in den Poncho eingehüllt, um einem wütenden Schneegestöber Trotz zu bieten, und die Zügel des Maultieres fest in den halb erstarrten Fingern — und wenige Tage später wieder an den heißgebrannten, sonngedörrten Küsten des unfruchtbarsten Tropenlandes der Welt hinfahrend, von jeder europäischen Bequemlichkeit umgeben.

Freilich, dieser Wechsel des Klimas hält den Körper, dieser Wechsel der Szenen den Geist frisch und kräftig, und wenn man so recht mitten in dem fremdartigen, tätigen Leben schwimmt, erträgt sich ein solches Dasein auch am leichtesten. — Erträgt sich? — ich weiß mich noch recht gut der Zeit zu erinnern, daß ich mich mit allen Kräften meiner Seele danach sehnte — aber, daß ich mich ihr eben nur zu erinnern weiß, zeigt ja, wie sie hinter mir liegt, und daß ich die eigentlich tolle Wanderlust, die ein echter Reisender immer haben sollte — verloren. Ich bin seit der Zeit älter, ich bin ruhiger geworden; die fremden Länder haben außerdem jenen unbeschreiblichen Reiz der Neuheit verloren — ich finde überall ähnliches, schon gesehenes, und fange an, eine Menge von Dingen mit Gleichgültigkeit zu betrachten, die einen noch neuen Reisenden in Entzücken versetzen würden.

Früher nahm ich mir auch mehr Zeit und fuhr mit Segelschiffen dorthin, wohin sich gerade eine passende Gelegenheit bot, jetzt gehe ich mit Dampfern von Land zu Land. — Wie aber jede Blume fast ihren Honig hat, so suche ich mir den auch nach Kräften herauszuziehen, und eine Dampferfahrt gewährt neben anderem auch den

Vorteil, daß man sich von allen gehabten Strapazen ordentlich und entschieden ausruhen kann, ehe man ein neues und vielleicht wieder wildes und mühsames Leben beginnt.

Mit diesem Gefühl war ich auch am 20. Februar auf der Eisenbahn von Lima nach dem etwa drei Leguas entfernten Seehafen Callao gefahren. Ich hatte alles hinter mir, ganz Peru, und eine zehntägige Seereise auf einem ziemlich großen und bequemen Dampfer konnte mir die von dem langen Ritt und mühseligen Marsch wie zerschlagenen Glieder wieder ordentlich stärken und kräftigen.

Indessen ich mich ausruhe, können wir uns aber doch ganz bequem umsehen, denn eine solche Mischung von Passagieren bietet stets manches Interessante.

Der Dampfer selbst, die „Lima", ist einer der größten, die den Stillen Ozean befahren, kommt aber trotzdem denen des Atlantischen Ozeans nicht gleich. Auch die innere Einrichtung desselben ist, wenn auch geschmackvoll und elegant, doch lange nicht so bequem wie die des „La Plata". Das einzige wirklich Unangenehme war das Zusammenschlafen vieler in einem großen Salon. Allerdings sind die einzelnen Betten durch Seitenwände voneinander getrennt und durch Gardinen abgeschieden, aber die Seekrankheit aller — dieses furchtbarste Seeungeheuer — hört man so deutlich, als ob die Leidenden alle dicht vor dem Bette lägen, und der gesunde Mensch muß da schon einen recht guten Magen und sehr gesunden Schlaf haben, wenn er das alles ohne schlimme Folgen überdauern will.

An Bord des Dampfers nachmittags um vier Uhr etwa angekommen, fand ich schon eine ganz hübsche Partie Passagiere daselbst. Es schien aber noch bequem Raum für alle, denn nichts ist schrecklicher an Bord eines Fahrzeuges, als wenn es vollgedrängt von Passagieren ist. — Plötzlich feuerte der Dampfer einen Kanonenschuß ab — das Zeichen der baldigen Abfahrt —, der die unglücklich-

sten Folgen für uns hatte. Die weite Bai schwärmte plötzlich von kleinen und größeren Booten, von denen die meisten leichtgekleidete Damen trugen — ganze Schwärme lieber, herziger Gesichter kamen herangeschwommen, einzelne darunter mit verweinten Augen, die weißen Taschentücher noch dann und wann dagegen gedrückt, andere, um ihnen das letzte Geleit zu geben und bei der Gelegenheit auch selber einmal eine kleine Bootfahrt auf Salzwasser zu machen.

Das Boot eines französischen Kriegsschiffes, von dessen Kapitän selbst geführt, brachte ein junges Ehepaar an Bord; der Mann Franzose, die junge Frau Peruanerin. — Das arme, kleine Weibchen war noch blutjung und hatte jetzt wahrscheinlich zum erstenmal im Leben die Ihrigen verlassen, zum erstenmal im Leben wirklich Schmerz empfunden, und sie weinte wirklich wie ein Kind schon im Boote, die Treppenleiter herauf und bis hinein in die Koje. — Aber die Glocke läutete, die Schaluppe des französischen Kriegsschiffes schoß jetzt heran, um die Koffer der jungen Leute auszuladen — rasch nur die Sachen an Bord, die Räder fangen schon an zu arbeiten, die Glocke hat zum zweitenmal getönt. — Ein Boot mit drei oder vier peruanischen Offizieren legt noch an, und der oberste derselben sucht augenblicklich den Kapitän auf. Ein Papier wird übergeben, das der Kapitän kopfschüttelnd liest. Die Räder stehen wieder, und über die stille Bai herüber schwimmt ein mit roten Hosen und blauen Jacken bis zum Rande gefülltes, großes, unförmliches und fast riesenhaftes Ding von einem Boot, aus dem noch zum Überfluß eine Menge von Bajonetten und blanken Knöpfen herausblitzen.

Eine ganze Schiffsladung peruanischer Soldaten! — und die sollen wir doch nicht etwa alle an Bord nehmen? — gewiß — den ganzen W a l d aufrecht stehender, wild genug aussehender Gestalten, zu denen die an dem Boden des Fahrzeugs kauernden Frauen und Kinder recht gut das U n t e r h o l z bilden konnten.

Ein peruanischer Krieger zieht nie ohne seine Familie in den Krieg, und die Regierung weiß das auch schon, denn bei allen Transporten spielen Frauen und Kinder, die wieder ihrerseits Schafe und Hunde mitführen, eine sehr bedeutende Rolle.

Das Boot, oder die Launch, wie ein solches unförmige Fahrzeug genannt wird, kam indessen langsam näher und mußte dabei noch von einer kleinen Jolle bugsiert werden — und was für ein buntes, tolles Gemisch von menschlichen Wesen bildete den Inhalt! — Nach einer flüchtigen Zählung enthielt es etwa 100 Soldaten und die entsprechende Anzahl Offiziere — in Peru etwa 18 bis 20, denn auf je 50 Mann gehört ein General. Einige 30 Frauen kletterten jetzt ebenfalls zutage, jede ohne Ausnahme mit einem Kinde wenigstens auf dem Rücken, manche auch noch eins oder zwei an der Hand. Was sie aber auch trugen oder schleppten, als die Launch endlich langseit lag und diese menschliche Fracht ausgeladen wurde, mit was sie überhaupt auch immer bepackt sein mochten — ein Nachtgeschirr trug noch jede in der Hand, sei es von Porzellan oder Blech, und eine höchst komische Karawane bildeten sie, als sie nach Einschiffung der Soldaten in langer Reihe, also bepackt, folgten.

Die Soldaten hatten ihre Gewehre — ziemlich gut aussehende Musketen — fast alle in rote Tuchfutterale eingeschlagen, und die sämtliche Mannschaft wurde jetzt auf das Vorcastle oder Vorderdeck beordert, um dort überzählt zu werden. Dann überließ man die „Familien“ sich selber, ihre eigene Einrichtung nach besten Kräften zu treffen.

Die Offiziere kamen natürlich in die Kajüte zu liegen, und ein trauriger aussehendes Korps ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen. Der ganze Platz wimmelte aber von ihnen, und wenn auch nur auf drei Tage — denn sie gingen nach einem der südlich gelegenen peruanischen Häfen, nach Ysley — genügte das doch vollkommen, um das ganze Dampfboot ungemütlich zu machen.

Die „Lima" hatte indessen kaum ihre lebendige Fracht an Bord, der nur noch ein verhältnismäßig sehr kleines Zubehör an Reisesäcken und eingeschnürten Bündeln folgte, so wurde das Tau abgeworfen, die Räder fingen an einzuschlagen, und der Koloß bewegte sich langsam durch das Wasser. Wir hatten auch in der Tat keine Zeit mehr zu versäumen, denn es war indessen schon fast dunkel geworden, und die Ausfahrt aus der Bai von Callao erfordert, einer weit vorstehenden und unter Wasser fortlaufenden Landzunge wegen, viele Vorsicht.

Auf dieser Landzunge stand früher das alte Callao, als im Jahre 1746, wenn ich nicht irre, ein furchtbares Erdbeben diese Gegend heimsuchte. Callao war damals eine Festung und von Mauern umschlossen, so daß der Kommandant die Tore schließen konnte. Dies geschah aus irgend einem Grunde, vielleicht nur, weil sich der Altspanier über die Furcht seiner Gefährten oder der Indianer, die wohl flüchten wollten, hinwegsetzte. Er mußte das aber schwer büßen, denn entweder stieg die See oder das Land sank. Die Meinungen darüber sind noch geteilt, nur das Resultat blieb dasselbe, denn Callao verschwand in derselben Minute vom Erdboden, und die Wellen schlugen und wälzten sich darüber hin.

Von allen Bewohnern der Stadt wurden nur ganz zufällig ein paar gerettet, alle anderen kamen in dieser fürchterlichen Stunde um.

Eine versunkene Stadt! — Aber es kann sich an eine versunkene peruanische Stadt keine poetische Erinnerung knüpfen, denn man weiß, daß die Häuser in diesem Klima, in dem es nie regnet, alle aus Lehm bestehen, und nach ein paar Tagen etwa war diese versunkene Stadt also schon jedenfalls zu einem sanften Brei zusammengewaschen, der weiter keine Spur hinterließ, als Schmutzstreifen am Ufersand.

Das Quarterdeck der „Lima" wimmelte indessen von Damen und Offizieren. — Welcher Unterschied freilich zwischen unseren geschniegelten Leutnants und diesen

ruppig aussehenden Burschen! Das Boot schoß in dem vollkommen glatten Wasser der Bai lustig dahin. Jetzt hatten wir die Landzunge, die sich bis dahin der Schwellung des Ozeans entgegengestemmt, hinter uns, und die „Lima“ fing an, sich auf den gewöhnlichen, breiten Dünungswellen des Ozeans zu heben und zu senken. Die Bewegung war auch eine so gemäßigte, wie sie möglicherweise nur auf See stattfinden kann; dennoch verschwanden Damen wie Offiziere plötzlich durch die natürlichen Versenkungen, die ersteren vollständig aus Sicht, bis nach Tagen selbst ihre Züge aus der Erinnerung verwischt waren, die letzteren zu einem ganz entsetzlichen öffentlichen Leben unter Deck, bei dem sie „Jesus Christus“ stöhnten und unbeschreibliche Dinge ausführten. — Ich habe in der Tat, bei vollkommen ruhiger See, nie ein so vollständig seekrankes Korps gesehen, wie diese armen unglücklichen Landoffiziere mit ihrer ganzen Truppe — denn auf das Vorderdeck durfte man gar nicht gehen, wenn man sich nicht auf acht Tage den Appetit verderben wollte. — Glücklicherweise hatte ich einen gesunden Schlaf, und die Schrecknisse dieser Nacht glitten harmlos und still an mir vorüber.

Am nächsten Morgen näherten wir uns einem der interessantesten Punkte der Küste, der Schatzkammer Perus, jenen kleinen, dürren und doch so wichtigen Chincha-Inseln, von denen der berühmteste Guano kommt.

Eigentlich ist es das wunderlichste Einkommen, das ein Staat möglicherweise haben kann, und das nicht das am wenigsten auffallende dabei, daß die unfruchtbarste Küste der Welt fernen Weltteilen Fruchtbarkeit liefern konnte. — Schon von weitem sahen wir die trockenen Höhen der Inseln von einer großen Anzahl von Masten umgeben, und nur der auf dem Wasser liegende Dunst verhinderte, daß wir sie deutlich erkennen konnten. Es bildete sich sogar eine Art von Fata Morgana, die in einer Luftspiegelung die Berge auf den Kopf stellte, und die

einzelnen — wie sich später zeigte, gar nicht sehr spitzen Gipfel zu langen Türmen in die Höhe zog. Näher gekommen, nahm die rotgraue Erde der Inseln aber bald ihre natürliche Form an, und ich konnte nach und nach einige fünfzig Schiffe zählen, die zum Teil eben ihre Ladung einnahmen, zum Teil schon im Begriff standen, wieder auszusegeln.

Eigentlich hatte ich mir den Guano bis dahin vollkommen weiß gedacht, denn die Plätze, die ich bis dahin mit geringen Ablagerungen dieses „Produktes" gesehen, sahen wie beschneit aus. Die wirkliche Farbe des Guano ist aber eine Art lichten Rotbrauns oder Braunrots, und wie viele Jahrtausende gehörten dazu, die mächtigen Schichten anzuhäufen, an denen jetzt das rührige Menschenvolk hackt und gräbt und schaufelt und karrt, um die Umrisse jener Insel wieder herzustellen, wie sie vor Jahrtausenden waren von der Sonne beschienen worden.

Das zu bewerkstelligen, und mit dem Guano so rasch als irgend möglich aufzuräumen, hat man sogar schon Schienenwege da oben angelegt, und der Staub des aufgeschütteten Düngers hängt wie eine leichte Wolke über den Inseln und fällt, noch weit draußen in See, schon stark auf die Geruchsnerven — überhaupt soll es für die Schiffe das unangenehmste sein, was es nur an Ladung gibt.

Von See aus kann man übrigens recht deutlich die eigentliche Guanodecke erkennen, die jetzt in verschiedenen Schichten abgestochen wird, und ich taxierte sie an der höchsten Stelle, nach den daran arbeitenden Menschen, auf etwa 90—100 Fuß, das aber nur an der *höchsten* Stelle, der eigentlichen Bergspitze, während sie nach rechts und links ablief.

Der Guano schlägt sich teils in staubige Brocken, teils in großen harten Stücken los, die nur durch das auf sie pressende Gewicht so fest zusammengedrückt wurden und

sich, ein paarmal umhergeworfen, wieder lösen und bröckeln. Von oben hat man dann Leinwandschläuche angebracht, die in die unten anlegenden Boote führen, und der trockene Guano stürzt durch diese hinab, unten angelangt nur eine feine gelbliche Wolke des scharfen Staubes in die Höhe sendend. Da aber eine ganze Menge von Booten zugleich ihre Ladung haben wollen — und es soll Zeiten geben, wo Hunderte von Schiffen an den Inseln liegen, so mußten auch die verschiedensten Vorkehrungen getroffen werden, um sie alle zu befriedigen. So sieht man denn hier und da hohe hölzerne Werfte ausgebaut, von denen ab Schienenwege nach der schon tief ausgegrabenen Guanoschicht führen. Dort stehen die Arbeiter, den Guano loszuhauen und auf große zweiräderige Karren zu laden, die auf dem Schienenwege durch ein einzelnes Maultier gezogen werden. Am Ende des Werftes dann und über dem Boot, zu dem ein Schlauch hinunterführt, angekommen, wird der Karren, der oben im Gleichgewicht ruht, in die Höhe gekippt, und die Ladung schießt ohne weitere Mühe von selber in die Tiefe.

An anderen, bequemer und näher gelegenen Stellen arbeiten die Leute mit Schiebkarren. Noch andere liegen so bequem und dicht zur Verladung, daß der Guano an der einmal glatt gehauenen Wand nur eben losgestoßen zu werden braucht und von selber hinunterrutscht.

Draußen vor den Inseln nehmen indessen die etwas vom Ufer abliegenden Schiffe ihre Ladung ein. Die Launchen oder Schaluppen führen ihnen nacheinander den Guano langseits, und der Rumpf des Schiffes ist schon darauf eingerichtet, um die Ladung so rasch wie möglich an Bord zu bringen. Man hat nämlich dicht über der Wasserlinie eine Luke hineingeschnitten, unter dieser legen die Boote an, der Guano wird in Körbe geschaufelt und dort eingehoben und ausgeschüttet, und im Innern des Schiffes dann zu gleicher Zeit von schon bereitstehenden Arbeitern ausgebreitet und festgestampft.

Schiff nach Schiff füllt sich so mit dieser wunderlichen Fracht, und wenn eine solche Schiffsladung auch nur ein sehr kleines Loch in den Berg macht, so macht sie doch eben ein Loch, und wo Tausende von Schiffsladungen jedes Jahr an diesem kleinen Raume hacken und wühlen, läßt sich das Ende dieses reichen Schatzes nicht allein schon voraussehen, sondern auch ungefähr berechnen. Einige haben freilich den Vorrat noch als so bedeutend taxiert, daß er selbst bei gesteigertem Bedarf ein volles Jahrhundert ausreichen würde. — Andere aber, und das Resultat von deren Berechnungen klingt sehr verschieden, schätzen die vorhandene Masse auf höchstens noch für zwanzig Jahre ausreichend.

Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte, denn eine Berechnung einer solchen Bergkruste, von der man gar nicht genau wissen kann, wie die Felsen darunter liegen, und ob sie steigen oder abfallen, kann natürlich nur höchst ungenau und auf das Geratewohl sein. Jedenfalls kommt mir aber der peruanische Staat mit diesem Guanoverbrauch wie ein Mann vor, der nicht von den Zinsen seines Kapitals lebt, sondern das Kapital selber schon angegriffen hat, im stillen dabei seine Berechnung machend, wie lange er wohl noch leben kann, und ob das Vermögen zu seinem Leben ausreicht. — Nach ihm dann die Sündflut.

Ungeheure Summen bringt der Guano jedenfalls ein, und trotzdem die Regierung in der letzten offiziellen Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Guano 15 875 350 Dollars als Nettogewinn angibt, behauptet man doch, daß an dieser Summe noch drei oder vier Millionen fehlen, die irgendwo, vielleicht in den Uniformen, stecken oder nach Neu-Granada, Ecuador oder Bolivia gewandert sind, um die Nachbarstaaten in einer gesunden und angenehmen Aufregung zu halten.

Interessant ist es nach diesem Bericht, zu sehen, welche Massen in den verschiedenen Ländern verwertet sind. Aus England und den nordeuropäischen Staaten sind dem-

nach 9 459 114 Dollars gewonnen worden, in Frankreich 1 851 869. — Die Vereinigten Staaten stehen mit 3 707 785 Dollars auf der Liste; Mauritius — wozu wahrscheinlich andere Inseln noch gehören, mit 709 731. — Diverse andere Verkäufe lieferten außerdem noch 146 851, um die Summe rund zu machen, und wenn man bedenkt, daß dazu auch viele Schiffsladungen an die peruanische Küste selber gehen, die der Staat für das eigene Land unentgeltlich abläßt, so kann man sich etwa berechnen, welch' enorme Quantität dieses Stoffes nur in einem Jahr verladen und verschickt wird.

Die eigentliche Guano tragende Gruppe der Chinchas besteht aus drei nicht sehr großen Inseln, die durch schmale Kanäle voneinander getrennt sind und es den Schiffen gestatten, ziemlich dicht unter dem Land zu ankern. Ähnliche Inseln liegen noch in der Nachbarschaft, aber sie tragen eben keinen Guano — wenigstens nicht so viel, da es sich der Mühe lohnte, ihn zusammenzukratzen. Übrigens hat sich schon eine ordentliche kleine Kolonie auf der Hauptgruppe niedergelassen, und eine Stadt ist entstanden, die fast ebensoviele Schenkstände enthält wie Häuser. Natürlich herrscht hier, durch die ewig wechselnden Schiffe, ein sehr reger Verkehr, und von Lima selbst aus besteht schon eine regelmäßige Postverbindung. Diese wird auch dadurch sehr erleichtert, daß sich eine der bedeutendsten Küstenstädte, Pisco, seines Weines und seiner Früchte wegen berühmt, den Chinchas gerade gegenüber befindet.

Pisco selber liegt allerdings eine Strecke weit im Lande drin. Der eigentliche Hafen besteht nur aus einer kleinen Gruppe sonngedörrter, schattenloser Häuser. In den Hafen ist aber ein treffliches eisernes Werft hinausgebaut, das das früher erschwerte Landen von Passagieren und Gütern sehr erleichtert. Wenn der Staat nur mehr solcher Bauten für die Millionen seines Guano anlegen ließe, so könnte das eigene Land doch wirklich Nutzen davon haben.

In Pisco kam eine Anzahl Frauen an Bord gefahren, die Körbe voll herrlicher Weintrauben und Pfirsiche, Apfelsinen und Bananen mitbrachten. Die biederen Töchter des Landes wissen aber vortreffliche Preise für ihre leichtgewonnenen Güter zu fordern, und man kann keineswegs sagen, daß sie blöde sind. In Pisco wurden wir übrigens eine Menge von Passagieren los, die teils ihre Einkäufe in Lima gemacht hatten, teils von Lima hieher gingen, um Landesprodukte aufzukaufen und nach den verschiedenen Häfen zu verschicken. Pisco erzeugt besonders einen vortrefflichen Wein, der, aus Xeres-trauben gezogen, diesem spanischen Weine, wenn er dem echten auch nicht gleichkommt, doch außerordentlich ähnlich ist. Der beste davon heißt nach dem Eigentümer einer sehr bedeutenden Weinhacienda, Pliaswein, und wird in Lima in Masse, unter Xeres-Etiketten, als echter Sherry verkauft und getrunken.

Gern hätte ich Pisco selber einmal besucht und mir seine Weingärten angesehen, aber es war nicht möglich, denn die Stadt liegt zu weit von der See ab, und wir selber hielten uns nur kurze Zeit da auf. Dem Fremden mag es dabei sonderbar vorkommen, daß alle diese Hauptstädte der Küste nicht unmittelbar als Hafen an der See liegen, sondern alle noch ihren besonderen und eigenen Hafenplatz haben, wie ja auch Lima, zu dem als Hafen Callao gehört. Das aber hat noch seinen Grund aus den Zeiten der Spanier, als die Küsten selber durch häufig da herumkreuzende Seefahrer unsicher gemacht wurden, und die Piraten nicht selten die zunächst der Küste gelegenen Städte überfielen, plünderten und zerstörten. Da zog man es vor, die eigentlichen Städte mit ihren Niederlagen von Waren und angehäuften Reichtümern weiter in das Land zu verlegen, und da die Freibeuter es doch nicht wagen durften, ihre Schiffe so lange zu verlassen, um einen größeren Raubzug zu unternehmen, blieben sie von da an ziemlich sicher.

Nun sollte man glauben, daß, als die Ursache dieser

Furcht wegfiel, die Städte auch im Laufe der Zeit ihre natürliche Lage dicht an der See wiedergewonnen hätten, indem sich die Kaufleute alle dorthin zogen und die bisherige Hauptstadt dadurch von den wohlhabenderen Leuten verlassen wurde. Dem ist aber nicht so, denn der eigentliche reiche Stand der Eingeborenen hatte einmal in den alten Landstädten Fuß gefaßt, und die europäischen Kaufleute, besonders die Detailhändler, mußten schon an diesem Orte bleiben, wo alle ihre besten Kunden wohnten. Die Engroshändler allerdings hätten es erzwingen können, denn die Detailhändler m u ß t e n zu ihnen kommen, und mit den sonstigen Käufern hatten sie ja doch nichts zu schaffen. Da einige aber in die Hauptstadt zogen, um es den Detailhändlern bequem zu machen, wollten sich die übrigen nicht zu weit aus dem Weg halten und blieben ebenfalls dort, so daß die eigentlichen Hafenstädte nach wie vor zu wenig mehr als Niederlagen benutzt wurden, neben denen sich Schiffsmakler und Kaffee- und Schenkwirte ansiedelten. Wo es ging, wurde dann die Hauptstadt mit der Hafenstadt sogar durch Eisenbahnen verbunden, wie zum Beispiel in Lima und Arica, und diese behielten trotz des benachbarten Hafens ihre Bedeutung und Größe als Hafenstadt fort.

Von Pisco aus legten wir nicht wieder an bis Ysley, dem Hafen der im Innern des Landes gelegenen größeren Stadt Arequipa, und hier wurden wir glücklicherweise die Soldaten mit dem Generalstab los. Die Ausschiffung war dabei viel interessanter als die Einschiffung, und die unglücklichen Landsoldaten, die wenig gute und gesunde Stunden an Bord gehabt, schienen selber froh, wieder festen Grund und Boden betreten zu können. Und wie bleich und hohlwangig sahen die meisten von ihnen aus!

Vom Land aus war wieder eine große Launch abgestoßen, um die sämtlichen Soldaten aufzunehmen, während die Frauen, Kinder, Schafe und Hunde in Privatbooten befördert wurden, und von diesen aus ein förmliches Raubsystem nach Passagieren eingeleitet wurde. Drei bis

vier von diesen legten sich nämlich mit dem scharfen Bug dicht an die Treppe des Dampfers, und sowie die armen Frauen, ihre Kinder auf den Rücken gebunden oder im Arme, vorsichtig die schwankende Schiffsleiter niederstiegen, wurden sie auch von dem nächsten und behendesten ohne weiteres um den Leib gefaßt und in eins der Boote mehr hineingeworfen als gehoben. Die Hunde flogen meist vom Deck herunter und mußten zusehen, wie sie mit unzerbrochenen Beinen unten ankamen.

Und wie traurig lag dazu der öde Ort in der brennenden Sonne, wie traurig und verloren sieht überhaupt diese ganze peruanische Küste aus, an der das ganze Jahr kein einziger Tropfen Regen fällt und die Sonne nicht weißer auf den dürren Boden brennen kann, als ihr die Strahlen von dort zurückgeworfen wurden. Über die Stadt hinüber, auf der eine dicke Staubkruste lag, dehnten sich die zerrissenen trockenen Berge aus, und in den einzelnen Vertiefungen konnte man Maultiertrupps erkennen, die müde auf ihre Ladung warteten und gar nicht daran dachten, in *dieser* Gegend nach einem Grashalm zu suchen.

Links von der Stadt lag eine Partie hellgelber Guano aufgeschichtet, den Fahrzeuge dort gelandet hatten, und der jetzt auf Maultieren in das Innere geschafft wurde. Schon die alten Inkas hatten das getan und recht gut die vortrefflichen Eigenschaften dieses Düngmittels gekannt, wenn sie es auch natürlich nicht in solchen Massen verwenden konnten. — Ein paar Schiffe lagen ebenfalls dort, die teils Güter für Arequipa gebracht, teils eine Partie Wollballen an Bord nehmen wollten, die da drüben aufgeschichtet waren. Wolle bildet überhaupt einen der Hauptausfuhrartikel des Landes, die sonst im ganzen ziemlich beschränkt sind: Wolle, Salpeter, Silber, Guano und etwas Gold. Alle anderen Produkte werden im Lande verbraucht, oder doch nur so unbedeutend ausgeführt, daß sie kaum gerechnet werden können.

Mich dauerten die armen Soldatenfrauen, die jetzt mit ihrer Last auf den Schultern und mit bloßen Füßen über diese kahlen, sonngebrannten Höhen hinüber mußten. Doch sie sind daran gewöhnt — ist doch ihr Los von Jugend auf ein hartes, und Beschwerden wie Mangel gehören zu ihrem Leben wie Licht und Luft.

Der Kapitän des Dampfers, ein alter, prächtiger Engländer, stand, als ich ihnen nachschaute, neben mir und sagte: „Well, Sir, ich fahre nun schon lange Jahre an dieser Küste und habe Hunderte und Tausende von diesen Leuten in meiner Zeit herüber und hinüber befördert, aber nie Not und Ärger mit ihnen gehabt, nie einen Streit unter ihnen selber gesehen. Sie sind immer gut gelaunt, folgsam und ruhig, und folgen ihren Oberen auf das Wort."

Er hatte ganz recht; die Peruaner sind auch ein gutes, harmloses Volk, und dasselbe kann man fast von allen Völkern der Westküste sagen, und woher dann diese ewigen Kriege, dieses ununterbrochene Soldatenspielen, das nur des Landes Mark aussaugt und Leben und Eigentum seiner Kinder gefährdet und verzehrt? — Es ist die alte Geschichte in fast allen Republiken der Welt, wo der Wechsel eines Präsidenten auch den Systemwechsel und — die Hauptsache — den Wechsel einträglicher Stellen mit sich bringt. Diese Stellenjäger, dies vornehme Proletariat in Glacéhandschuhen, sind der Fluch eines jeden Landes, denn sie *haben* kein Vaterland und betrachten den Boden, den sie ihre Heimat nennen, nur als einen Schwamm, der so lange gedrückt werden muß, als er noch Gold oder Silber gibt.

Ich sage gar nicht, daß dies nämliche Gesindel in Monarchien fehlt; es blüht dort ebenso üppig und trägt ebenso giftige Früchte. Aber es kann, durch den stabilen Stand der Dinge eingeschränkt, nicht so übermäßig wuchern und Schößlinge treiben, und wenn es auch für sich die besten Säfte des Landes in Anspruch nimmt, saugt es den Boden doch nicht so vollständig aus.

Und wieder neigt sich der Bug vom Lande ab, denn ein Kanonenschuß hat schon vorher das Zeichen zur Abfahrt gegeben und alle Passagiere vom Ufer zurückgerufen, und wieder dampfen wir an der Küste hinauf. Die Reise selber ist hier mit einem Dampfer auch eine wirkliche Küstenfahrt, denn man verliert die kahlen Küstenberge nie aus Sicht, ja man kann fast fortwährend die Brandung des Meeres an den steilen, unwirtlichen Felsen erkennen. Ein Genuß würde das auch sein, wäre es eine freundliche Szenerie, der man so folgte; so aber streift das Auge nur über kahles, nacktes, in Schluchten zerrissenes Steinland, und der ermüdete Blick ruht viel lieber auf der bewegten blauen und lebendigen See, die im Vergleich mit diesem Lande nicht mehr so monoton erscheint.

Unser nächstes Ziel war Arica, das man mir schon vorher als den freundlichsten Punkt der Küste geschildert hatte: in diesem Lande eine sehr billige Eigenschaft, und ich erwartete nicht viel davon. Ich hatte mich auch nicht getäuscht. Nördlich von der kleinen Stadt liegen allerdings einige Gärten, auch Bäume stehen darin, aber man hegt nur die Vermutung, daß sie grünes Laub tragen, so dicht ist dieses von einer nie abgewaschenen Staubschicht überdeckt. Die Häuser stehen dabei ebenso tief und trocken in dem heißen Sande, und die es umgebende Szenerie je weniger man darüber sagt, desto besser.

In der Bucht von Arica war das Wasser vollkommen still, und da wir beinahe vier Stunden dort liegen blieben, um eine Menge Fracht einzunehmen und zu löschen, so erholten sich die meisten unserer Kranken vollkommen. Aus allen Kojen kamen, zwar noch etwas blaß und angegriffen, doch freundlich liebe Gesichter zum Vorschein, und schüchtern wagten sie sich auch heute an die Tafel, um die erste ordentliche Mahlzeit an Bord einzunehmen. Besonders haben wir eine prächtige Familie aus Valparaiso an Bord mit einem gar zu reizenden kleinen Kinde, das sich aus der Seekrankheit gar nichts gemacht hat. Kinder werden überhaupt am wenigsten davon angegriffen.

Die arme, kleine, junge Frau, die der französische Kapitän an Bord gebracht, zeigte sich auch auf kurze Zeit; aber bei der ersten Bewegung des Fahrzeuges flüchtete sie wieder in ihre Koje zurück, deren Tür sich seitdem nicht wieder geöffnet hat.

Und wie die Passagiere wechselten! Man könnte jeden solchen Stationspunkt eigentlich in einem kleineren Maßstabe ein Menschenalter nennen, in dem eine ganze Generation ausstirbt und durch eine neue ersetzt wird. Nur einige Greise, die den ganzen Weg aushalten, überdauern ganze Geschlechter.

Als solche „Stammgäste", die ebenfalls nicht an der Seekrankheit litten, da sie direkt von England herüberkamen und ihre Schuld schon im Atlantischen Ozean abgetragen hatten, konnte ich eine Anzahl von Geistlichen betrachten, den chilenischen Erzbischof mit einigen höheren Priestern, die nach Chile zurückkehrten; dann noch außer unseren kranken Damen einige sehr nette Chilenen und Franzosen. In Arica bekamen wir aber noch einen etwas geheimnisvollen und nichts weniger als angenehmen Zuschuß in einer alten jugendlichen Donna, die in Samt und Seide an Deck gefegt kam und einen Schwarm von rätselhaften jungen und älteren Leuten hinter sich hatte. Einige ihrer Begleiter mußten in zweiter Klasse kampieren, die meisten aber quartierten sich in der Kajüte ein, und die Dame selber tat gleich vom ersten Augenblick an, als ob sie das ganze Schiff gekauft hätte und uns anderen nur eigentlich noch aus einer Art von lächerlicher Gutmütigkeit an Bord behielte.

Diese „Donna", die sich für eine Altspanierin ausgab, war äußerst elegant und modern angezogen; Kleider machen aber nicht immer Leute, denn sie war noch keine Viertelstunde an Bord, als wir alle, die wir ein wenig zusammenhielten, darüber einig schienen, nie auf der Welt ein frecheres, unangenehmeres und fataleres Frauenzimmer gesehen zu haben. Sie konnte auch nur mit ihren jungen Begleitern verkehren, mit denen

sie an Bord gekommen war, und die sie zuzeiten wie Dienstboten behandelte. — Niemand weiter gab sich mit ihr ab. An Bord faßte aber das Gerücht Wurzel, daß die ganze Gesellschaft eine an der Küste auf und ab ziehende Schauspielergesellschaft sei. Die Frau selber war jedenfalls eine antike französische Grisette, die leider nicht mehr seekrank wurde. Über solche Schwachheiten schien sie erhaben.

In dieser Nacht passierten wir den berühmten Salpeterhafen Perus, Iquique, von wo aus jährlich für mehrere Millionen Salpeter ausgeführt wird.

Stilles Wetter und mondhelle Nächte! Wie herrlich es sich da auf einem dieser Dampfer an der Küste fährt, während man mit einem Segelschiff fortwährend gegen den steten Südwind kreuzen muß. Der Himmel, der bis dahin nur dünne Nebel zeigte, war jetzt vollkommen heiter, und die südliche Sternenwelt stand in voller Pracht — aber man kann sich auf nichts mehr verlassen, selbst nicht unter den Sternen, denn alles wechselt; dürfen wir uns da beklagen, wenn es unter den sterblichen Menschen geschieht? — Man sagt, der Mensch bekommt nur einmal Heimweh, denn wenn er nach längeren Jahren die Heimat wieder betritt, die er noch treu im Gedächtnis behalten, wie er sie verließ, so findet er alles dort so verändert und fremd, daß er sich nicht mehr in der neuen Umgebung wohl fühlen kann. Sein Auge will da nichts Neues sehen, sein Herz verlangt das Alte, und darin unbefriedigt, wird er das zweite Mal mißtrauisch gegen sich und die ganze Welt. Er fand den Kreis seiner Freunde zerstreut, viele tot, andere verheiratet oder fortgezogen, und wenn noch dort, mit anderen Interessen und Stimmungen; fand Eisenbahnen, wo er früher seine stillen Landplätze und Gärten wußte, fand rauchende Schornsteine, wo sonst die Sonne durch flüsternde Baumschatten fiel — fand Höflichkeit, wo er Herzlichkeit erwarten konnte, und wendet sich traurig von dem fremden Treiben ab, das ihn auf allen Seiten umfängt.

Man sollte doch nun glauben, daß das unter den Sternen nicht möglich wäre. Mein Lieblingsstern an dem ganzen südlichen Himmel war ein Stern erster Größe, mit wunderbar herrlich rotfunkelndem Licht, die Maja placida, die dicht unter dem südlichen Kreuze stand, und als ich von der letzten Reise zurückkehrte und sie am südlichen Himmel mehr und mehr versank, war es, als ob ich von einem lieben Freunde Abschied nahm, glaubte ich doch damals, daß ich den südlichen Himmel nie wiedersehen würde. — Jetzt nun, auf der ganzen Reise nach Süden, wo ich recht gut wußte, welchen neuen Beschwerden und Entbehrungen ich entgegenging, freute ich mich fast allein auf diesen Stern und auf sein liebes Licht, und jetzt? — Er war fort und tot. — An seiner Stelle, die ich mir so genau gemerkt, stand freilich noch ein Diminutivstern*), kaum erkennbar unter den anderen, aber es war meine Maja placida nicht mehr; sie war alt und bleich geworden, und bei der geringsten rauhen Luft, wo sie früher siegreich durch alle Nebel geblitzt, zog sie sich fröstelnd in die blauen Räume des Äthers zurück. — Und doch hatte ich sie noch lieb und hätte weinen mögen, daß sie so alt und schwach geworden.

Aber das sind tolle Phantasien an Bord eines Dampfers, wo der Mensch mehr zu tun haben sollte, als sich um tote Sterne zu bekümmern, besonder wenn er immer von frischen und natürlich augenblicklich seekranken Passagieren umgeben ist.

Was für ein elendes Geschöpf so ein Landmensch ist, wenn er hinaus auf die See kommt, und wie erbärmlich und mitleiderregend er überall umherliegt, sich selbst und seiner Umgebung zum Ekel! Wenn ich aber auch sonst vielleicht nicht zu den hartherzigsten gehöre, mit Seekranken kann ich einmal kein Mitleid haben und gehe an ihrem Jammer unberührt — aber nichtsdestoweniger

*) Die Maja placida ist in der Tat seit etwa 1854 aus einem Stern erster Größe zu einem Stern vierter Größe zusammengeschwunden.

äußerst vorsichtig vorüber, denn man hat da schreckliche Beispiele.

Von Iquique aus verließen wir die peruanische Küste, die sich etwas unverschämt hier in einem langen Streifen vor den größten Teil Boliviens legt. Bolivia verlangt auch mit Recht Arica, den ihm geographisch notwendig zustehenden Hafen, für sich, und wenn ihn Peru auch noch eine Weile halten kann, wird es ihn zuletzt doch der Nachbarrepublik überlassen oder sein ganzes Land ewig auf Kriegsfuß halten müssen. Das kann aber nur geschehen, solange der Guano anhält, der mit seinen Millionen jährlichen Ertrages imstande ist, so viele Faulenzer zu füttern, die mit Musketen spazieren gehen; geht der einmal aus, so nimmt die Sache von selber ein rasches Ende.

Cobija erreichten wir bei Nacht, im hellen, wundervollen Mondenschein. Ein Kanonenschuß weckte die schläfrigen Bewohner der Stadt, daß sie erschreckt in Booten zu uns herausgefahren kamen. — Und was für ein eigentümlicher Anblick das war, diese mondbeschienene, wunderliche Minenstadt, in einer öden, nackten Wildnis von Sand und Stein und geborstenen oder übereinander geschüttelten Felsmassen. Rechts, wo ein felsiges, zerrissenes Vorgebirge in die See hinauslief, standen ein paar Schmelzöfen, die mit ihren rotglühenden Augen neugierig nach uns herüberstarrten. Links davon schmiegten sich die niederen grau-hölzernen Häuser wie scheu und ängstlich dicht zusammen und verschwammen im Hintergrund mit den gleichfarbigen Hängen des rauhen, kahlen Bodens, wo die großen, einzelnen Felsblöcke genau solche Schatten warfen, wie sie selber.

Eine Anzahl Schiffe lag dabei in der stillen Bucht, Fahrzeuge, die Waren hierher gebracht hatten, Waren und Lebensmittel (denn dieser Boden erzeugt nichts weiter als starre Metalle), und Kupfererz dafür als Fracht mit fortführten. — Schlafende Kolosse, die mit der Dünung der See wie träumend herüber und hinüber

schaukelten, um erst, wenn sie ihren Bauch gefüllt, die Flügel wieder auszubreiten und einer anderen, freundlicheren Umgebung zuzueilen. Eine trostlosere konnten sie überhaupt auf der ganzen Welt nicht finden.

Und wieder donnerte ein Kanonenschuß über das Wasser, das Zeichen der Abfahrt; die noch an dem Dampfer hängenden Boote weichen rasch zurück, die Räder rauschen, der Bug des großen, anscheinend schwerfälligen Fahrzeugs bewegt sich langsam vom Lande ab, und jetzt gleiten wir wieder, die Flut um uns her aufwühlend, an der kahlen Küste hin, dem Süden, dem kalten Süden schäumend zu.

Am nächsten Morgen lag die chilenische Küste an unserer Linken, aber ebenso rauh und kahl, wie sich Peru und Bolivien gezeigt, ja, hier oben liegt sogar ein Landstrich, den die Bewohner dieser Gegend eine Wüste nennen, und man kann sich da etwa denken, wie das Land aussehen muß. Weite, harte Salzflächen decken auch hier in der Tat den Boden, das Salz in festen Schollen wie Eis gelagert, und Sand und totes Gestein, soweit das Auge reicht. Diese Wüste Atacama trennt Bolivien von Chile, und das ist eine Grenze, wegen der die beiden Republiken wohl schwerlich je in Streit geraten werden.

Am ganzen nächsten Tage berührten wir keinen Hafen, und erst in Caldera liefen wir wieder an. — Wie schon vorher erwähnt, hatten wir auch den chilenischen Erzbischof an Bord, der hier von der Geistlichkeit empfangen wurde und an Land fuhr, um eine große Messe zu halten. Er war in Rom gewesen und kehrte jetzt nach Chile zurück. Ein ganzer Zug von Leuten empfing ihn auch am Ufer und begleitete ihn in die Kirche.

Caldera ist ebenfalls ein sehr wichtiger Minenplatz, ja, einer der bedeutendsten in Chile, denn von hier aus geht eine Eisenbahn nach den berühmten Minen von Coquimbo, das im Innern liegt und in der Nachbarschaft nicht allein Silber, sondern auch bedeutende Massen von Kupfer hat. Die Kupferminen haben sich nämlich,

mit einigen Ausnahmen natürlich, im ganzen viel einträglicher gezeigt, als die Silberminen, und scheinen überhaupt weit mehr Sicherheit zu bieten. Bei Coquimbo hat sich das ebenfalls wieder bewiesen, denn der Silberertrag verringerte sich dort in den letzten Jahren auffallend, während der des Kupfers in eben dem Maße stieg und den ganzen Ausfall deckte.

Cobija war der letzte Hafen, den wir bis dahin anliefen. Hatten wir bis jetzt, wenigstens seit wir die peruanischen Krieger an Land gesetzt, ein ziemlich gemütliches Leben an Bord gehabt, so wurden wir nun von einem wahren Schwarm von Passagieren überflutet. Diese schienen aber wirklich nur an Bord gekommen zu sein, um sich augenblicklich ins Bett zu legen und in ein Nachtgeschirr hineinzusehen, denn der Dampfer war kaum wieder in See, als in dem unteren Salon an jeder Seite eine doppelte Reihe solcher Unglücklichen lag, die traurige Gesichter schnitten. Von hier aus dauerte die Reise noch höchstens vierundzwanzig Stunden, und mit der Gewißheit erträgt man nachher schon manches. Gegen einen scharfen Südwind mußten wir freilich ankämpfen, und die Kranken fanden eine Entschuldigung in der etwas höher gehenden See, welche die früheren, bei vollkommen stillem Wetter, nicht gehabt.

Cobija wird als der freundlichste Punkt der nördlichen chilenischen Küste betrachtet. Cobija selber liegt allerdings, wie die anderen Städte, auch nur in traurig ödem Gestein. Links davon, am Ufer hinauf, sieht man aber Bäume und angebaute Felder. Weintrauben, Pfirsiche und Wassermelonen wurden uns von hier aus zum Verkauf gebracht.

Chile.

1.

Valparaiso.

Valparaiso ist der erste Platz in fremden Ländern, den ich, nach langer Abwesenheit, zum zweitenmal betreten habe. Aber nicht ungern wandte ich die Schritte dorthin zurück, denn die Erinnerung an jene Stadt war mir ja immer eine gar liebe und freundliche gewesen. Außerdem hatte sich der Ort selber durch zwei furchtbare Feuersbrünste und durch ein rasches Anwachsen der Bevölkerung, wie ich schon vorher gehört, sehr zu seinem Vorteil verändert und vergrößert, und es bleibt immer interessant, eine solche Veränderung zu beobachten.

Wie es nun dabei mit Kindern geht, die wir fortwährend um uns haben, und deren rasches Emporwachsen wir kaum bemerken, weil eben der Unterschied von einem Tage unmerklich ist, so auch mit einer Stadt, deren allmähliche Ausdehnung dem Inwohner nie so auffällig werden kann, als dem Fremden, der sie, wie ich, seit elf Jahren nicht gesehen. Dennoch war ich auf solche Veränderung nicht vorbereitet.

Wir hatten, wie vorerwähnt, am 1. März die Höhe von Valparaiso erreicht, konnten aber die Küste, deren Brandung mit ihrem Donnern bis zu uns herüberdrang, noch nicht sehen, denn ein dichter, zäher Nebel lag totenstill auf dem Wasser. Endlich, etwa um elf Uhr morgens,

wurde der blaue Himmel über uns sichtbar, bald darauf kam eine leichte Brise, und plötzlich riß es vor unseren Augen wie ein Schleier auseinander. Dort glänzte der hohe, weiße Leuchtturm, dort breitete sich die Stadt selber wie ein Amphitheater — Häusermassen über Häusermassen — um den weiten, blauen Hafen aus.

Rasch drehte sich jetzt der Dampfer, der Einfahrt selber entgegenhaltend. Deutlicher und klarer wurde das freundliche, jetzt von aller Sonne beleuchtete Bild, und wenn ich auch darauf vorbereitet war, eine große Veränderung in der Stadt zu finden, hatte ich sie doch wahrlich nicht so groß erwartet.

Das war Valparaiso nicht mehr, eng an den Hafen geschmiegt mit seinen verrufenen Vorstädten voll kleiner, in die Schluchten geklebter Baracken. Über der Stadt lag eine andere, größer als die erste; den Platz (sonst ein einsamer Ritt nach dem Leuchtturm hinaus) füllten Straßenreihen, und links über die Almendral hin und weit in die Hügel hinein breiteten sich die roten Dächer und freundlichen, weißen Straßenreihen aus. Selbst der Felsen, auf dem der Gottesacker liegt, und um dessen Fuß sich sonst, mitten in der Stadt, nur ein schmaler Pfad schlang, auf den früher nicht selten die Brandung hinaufspritzte, lag jetzt hinter stattlichen Gebäuden versteckt.

Hätte ich nicht gewußt, daß die vor mir liegende Stadt Valparaiso sei, ich würde sie nie von selber wieder erkannt haben, wenn auch die nämlichen kahlen, jetzt nur mit dürftigem Grün bedeckten Hügel sie einschlossen. — Zu weiteren Betrachtungen blieb mir aber in diesem Augenblick keine Zeit, denn der Dampfer schoß rasch in die sonnige Bai, die Valparaisos Hafen bildet, zwischen alle die dort ankernden Schiffe hinein, und eine wahre Flotte von Booten (fast lauter Walfischboote) kam zu uns heraus.

Diese Boote laufen allerdings jeden dort einkommenden Dampfer an, um Passagiere an Land zu setzen, und man ist von dem Augenblicke an, wo diese Bootsleute das

Deck betreten, seines eigenen Koffers nicht mehr sicher. Heute hatte ihre übergroße Zahl aber noch eine ganz andere, dem Erzbischof geltende Ursache, und wer ihn nicht eben wirklich empfangen wollte, war wenigstens neugierig, ihn zu sehen und der ersten Begrüßung beizuwohnen.

Der Erzbischof galt nämlich, wie ich später erfuhr, auch in politischer Beziehung als eine hervorragende Persönlichkeit, und zwar als eine mehr hitzige als wirksame Opposition gegen die Regierung, die, der Meinung des Klerus nach, eine viel zu freisinnige Richtung zugunsten der Fremden und des Protestantismus nahm. Man hatte auch, als eine Art von Demonstration, einen feierlichen Empfang für ihn am Ufer bereiten wollen, der aber von den Behörden unterdrückt oder vielmehr nicht gestattet wurde. Damit mußte sich die Opposition allerdings zufrieden geben, aber eine Begrüßung an Bord konnte die Regierung nicht verhindern, und Boote nach Booten schwärmten zu uns heraus, bis sich eine ordentliche Promenade von ihnen wohl fünfzig Schritt breit, um den ganzen Dampfer bildete. Ich glaube kaum, daß ein einziges an Land zurückgeblieben war.

Die geistliche, mit einem grünen Baldachin etwas phantastisch überspannte Gondel kam ebenfalls heran, in der ein gerade so wie der Erzbischof in Lila-Samt und eine Spitzenmantille gekleideter Priester saß. An Bord fiel er dem Erzbischof feierlich um den Hals, während die übrige Geistlichkeit vor ihm niederkniete und ihm die Hände oder die Spitzenmantille küßte. Die Seeleute lachten; aber was verstehen die von solchen Dingen. — Mit meinem eigenen Gepäck beschäftigt, fand ich einige Schwierigkeit, aus diesem Gewirr hinauszukommen, aber es gelang endlich, und als ich die Landung betrat, kam mir schon mein alter Gastfreund, Herr Fehrmann, entgegen, der mich in früheren Jahren so freundlich aufgenommen und mich auch jetzt wieder auf das herzlichste in sein Haus einlud.

Kaum waren wir dort angelangt, so hörten wir Geschrei auf der Straße und sahen eben noch, wie die mit vier Pferden bespannte Staatskutsche des Erzbischofs, von einer Schar zerlumpter Straßenjungen jauchzend umgeben, vorbeirollte. War das die verunglückte Demonstration zugunsten des Erzbischofs, so hatte sie ein gar trauriges Ende genommen. Die Regierungspartei selber hätte nichts Sinnreicheres ausdenken können, um den ihr widerspenstigen Geistlichen lächerlich zu machen, und ich glaube kaum, daß es den Erzbischof gefreut hat, in einer vierspännigen Staatskarosse, von einigen fünfzig zerlumpten Straßenjungen umtobt, durch die Straßen Valparaisos zu rollen.

In Herrn Fehrmanns Hause ward ich so herzlich aufgenommen, als ob ich in dem Kreise meiner eigenen Familie gewesen wäre — aber, lieber Gott, wie die Zeit fliegt: sein kleines Töchterchen, das damals sieben Jahre zählte, fand ich als verheiratete Frau wieder; der kleinste Bursche, der damals kaum erst laufen konnte, war in Europa in einem Handlungshause — wir werden alt mit der Zeit, und eben die Kinder sind unsere besten Zeitmesser, die uns an die Ewigkeit mahnen. — Aber Segen auf ihre lieben Häupter, denn während sie mit der einen Hand in die Zukunft deuten, trägt ihr Bild auch wieder den Spiegel unserer eigenen Jugend, und wohl dem Menschen, der selber eine Jugend hatte. Nur der darf wirklich trauern, dem diese Zeit ewig und unwiederbringlich gestohlen wurde.

Von Lima nach Valparaiso — es gibt wohl keine zwei anderen Seestädte in ganz Südamerika, die so gründlich voneinander verschieden sind, wie diese beiden. Lima trägt noch ganz den spanischen Charakter einer Binnenstadt, obgleich es jetzt durch die Eisenbahn kaum eine halbe Stunde von der See entfernt liegt, während sich Valparaiso kaum durch mehr als die Ponchos der Peons von irgend einer europäischen Hafenstadt unterscheidet.

Englische und deutsche Firmen findet man in dem

Geschäftsteile der Stadt fast an jeder Tür, und selbst die Häuser sind weit mehr in europäischem Geschmack und fast alle zweistöckig gebaut, als ob die Kordilleren nicht dicht nebenbei ihre unterirdischen Feuerstätten hätten und jeden Augenblick einmal die Stadt ebenso wie Mendoza jetzt, über den Haufen schütteln könnten. Aber so ist das geschäftige Menschenvolk, das, ähnlich den Ameisen, die ihm eben zerstörte Heimat unverdrossen und mit frischen Kräften aufbaut — und selbst auf der Lava seine neue Heimat gründet, immer nur der Zukunft hoffend entgegenschaut und die Vergangenheit eben als Vergangenheit betrachtet.

Das ganze Leben hat sich in der Zeit in Valparaiso verändert, und der altspanische Charakter der Stadt, schon damals mehr als irgend wo anders an dieser Küste verwischt, ist so weit in den Hintergrund gedrängt, daß man ihn kaum noch in einzelnen Zügen erkennen kann.

Den Poncho, die Nationaltracht, sieht man nur noch bei den unteren Klassen, und wenn man einen eleganten Reiter noch zu Pferd mit einem Poncho sieht, so ist das fast jedesmal ein Fremder. Die Damen kleiden sich ganz nach dem neuesten Pariser Geschmack, hinter dem sie höchstens sieben bis acht Wochen — die Zeit, die der Dampfer braucht, um zu ihnen zu gelangen, zurück sind. Den Straßen selber hat die Verbesserung am wohlsten getan, denn überall findet man jetzt breite, schöne Trottoirs, und die Läden sind in europäischem Geschmack mit großen, kostbaren Scheiben eingerichtet.

Auffallend stark ist die Zahl der Deutschen in Valparaiso, und das Wort „Deutsches Bierhaus" findet man infolgedessen auf einer großen Anzahl von Schildern. Deutsches Bierhaus, in dem aber nicht etwa deutsches, sondern in Valparaiso und Valdivia selber gebrautes Bier nach südamerikanischen Verhältnissen zu einem billigen Preise ausgeschenkt wird, denn die Flasche kostet nur einen Real. Nicht allein die Deutschen trinken dort Bier, sondern selbst die Peons haben begonnen, ihrem nichtswür-

digen Agua ardiente oder ihrer magenverderbenden Tschitscha etwas zu entsagen. Besonders bei Volksfesten soll man Scharen von ihnen um gemütliche Bierflaschen gelagert sehen, und das ist jedenfalls ein Fortschritt in ihrer Kultur.

Deutsche Schuhmacher, deutsche Schneider, deutsche Tischler, kurz, alle Handwerke sind fast von Deutschen vertreten, wenn auch die echt deutschen Namen manchmal ein wenig komisch auf den Schildern in ihrer spanischen Umhüllung klingen. Hier und da findet man denn auch wohl einen, der aus den Vereinigten Staaten oder von Kalifornien hierher gezogen ist und nie versäumt, auch ein paar englische Worte zur Erklärung seines Berufes hinzuzufügen. Aqui se compra oro, oder auch: here is English spoken, was ich in früheren Zeiten so oft in den Fenstern bemerkt fand, scheint fast ganz verschwunden. — Alles hat sich zivilisiert: die Droschkenkutscher, die früher ihre Pferde in Gauchomanier an den Gurt spannten, fahren jetzt mit europäischem Geschirr; die Nachtwächter pfeifen den späten Wanderer nicht mehr, wohin er geht, durch die Stadt. Wie es sich in einer südamerikanischen Republik gehört, wird jetzt auch noch, selbst nach dem Tode, der gehörige Unterschied zwischen der Geldaristokratie und dem Proletariat gemacht. Verschwunden ist nämlich von dem die Stadt überragenden Gottesacker jene furchtbare Kuhle, die ihr nacktes Entsetzen, dicht neben prachtvollen Marmorbüsten, dem blauen Himmel entgegengähnte. Die Munizipalität scheint sich derselben geschämt zu haben; es wurde mit den a r m e n Toten doch ein wenig zu summarisch verfahren — oder die N a c h b a r s c h a f t war den r e i c h e n Toten auch vielleicht nicht angenehm. So viel ist sicher, die Kuhle ist von d e m Kirchhof verschwunden und für sie ganz besonders ein anderer, weiter zurückgelegener Platz ausgesucht. Gottes a c k e r kann man ihn freilich nicht nennen, auch nicht Kirchhof, denn es liegt keine Kirche dabei, und der A c k e r paßt ebenfalls nicht auf diese Art von Begräb-

nissen, wo in ein etwa 20 Fuß tiefes Loch Leiche auf Leiche ohne Sarg gehäuft ist, bis die Gesellschaft den ihr gestatteten Raum ausfüllt und mit einer Erdschicht bedeckt wird. Dadurch gewinnen die chilenischen Republikaner aber den doppelten Vorteil, daß die besseren Klassen, wenn sie die Gräber ihrer Lieben besuchen, nicht Nasen und Gesundheit durch eine höchst unangenehme Ausdünstung des Proletariats beleidigt bekommen, und daß ferner die Armen am Tage des letzten Gerichts (eine große Zeitersparnis, wenn man bedenkt, daß es der l e t z t e Tag ist) gleich sauber von ihren Besseren abgeschieden sind.

Republiken! Es ist ein eigenes Ding um eine Republik, und so wunderschön der Grundgedanke ist, so echt menschlich und rechtlich: das Recht jedes einzelnen eben anzuerkennen und zu würdigen, so wenig ausführbar sind sie stets in nackter Wirklichkeit. Solange die Menschen nicht auf einer wenigstens etwas gleichen Stufe von Bildung stehen, wird sich eine wahre Republik als das, was sie sein s o l l t e, nie durchführen lassen. Eine wahre Karikatur aber auf den Namen sind alle Republiken Südamerikas.

Um aber wieder auf Valparaiso selber zurückzukommen — brauchen wir nur den steilen Hügel hinunterzusteigen, auf dessen Kuppe der Gottesacker liegt, die er so vollkommen bis an den schroffen Abhang ausfüllt, daß vor einiger Zeit einmal nach anhaltend heftigem Regen eine Ecke der Mauer mit einem Teil der Gräber abstürzte und auf die unten stehenden Häuser niederschmetterte. Es geschah dabei das etwas Ungewöhnliche, daß die Toten sich gewaltsam an den Lebenden vergriffen und drei derselben ohne weiteres ebenfalls totschlugen. — Eine entsetzliche und unheimliche Gesellschaft, die einem solcher Art nachts in das Haus bricht und sich ungebetenes Quartier macht!

Früher war, wie gesagt, die See nur durch einen schmalen Fahrweg von diesem Felsen getrennt, jetzt hat sich das alles aber mächtig verändert, denn eine breite

Straße ist hier durch Ausfüllen entstanden und eine Reihe von trefflichen Gebäuden nach dorthin aufgeführt, wo früher die Flut schäumte. Es wäre leichte Arbeit und ein unberechenbarer Vorteil für die Stadt gewesen, den ganzen Hügel in das Meer zu werfen, aber freilich hätte man dann den ganzen Kirchhof mit hineinwerfen müssen, und das ging nicht gut an.

Ein mächtiges, langes, weißes Gebäude, die Douane mit den in Bond liegenden Waren, steht jetzt an der westlichen Seite der Stadt, höchst geschmacklos, aber wahrscheinlich sehr praktisch. Die Romantik eines Ortes geht freilich durch solche Bauten verloren, eine Geschäftsstadt braucht aber auch keine Romantik, und schon der Name Valparaiso oder Tal des Paradieses ist, ohne Übertreibung, ein einfacher Luxus.

Daß ich übrigens in einer reinen Geschäftsstadt war, sollte ich schon den Tag nach meiner Ankunft erfahren, denn die größte Handelskrisis, die Valparaiso je betroffen, brach in St. Jago, der Hauptstadt des Landes, durch den Bankerott einer Reihe verwandter Häuser los. Der Bankerott belief sich, nach den ersten Angaben, auf nahe an 6 Millionen und stieg bis sechs Wochen später auf 8 Millionen — eine riesige Summe für einen so kleinen Kreis und ein Beweis, wie blühend das Geschäft Chiles ist, daß der Verlust derselben noch so ertragen werden konnte.

In dieser Zeit hörte man aber in Valparaiso in der Tat kein andere Summe nennen, als 2 Millionen, 4 Millionen, 6 Millionen, 500 000 Dollars — 600 000 usw. Es ging alles en gros, und das Gerücht, wie es bei solchen Dingen stets der Fall ist, vergrößerte natürlich noch die Tatsachen und warf dunkle Schatten auf ganz sichere, ehrenvolle Namen. Wie es scheint, war der Bankerott aber dadurch zu einer solchen Höhe angewachsen, daß mehrere sehr reiche Familien für einander gutgesagt und sogenannte pagares mit unterzeichnet hatten. Eine hielt dadurch die andere noch eine Zeitlang über Wasser, bis

sich die Sache eben nicht länger halten ließ und alles miteinander zusammenbrechen mußte.

Interessante Data echt chilenischer Buchhaltung kamen dabei zutage, nach denen ein mit einer sehr bedeutenden Summe kompromittiertes Haus seine Bilanz in vier Jahren nicht gezogen hatte. Andere schienen gar keine oder sehr unvollkommene Bücher geführt zu haben, und es mußte eine Kommission ernannt werden, um nur erst einmal die Bücher zu orden und den wahren Stand der Aktiva und Passiva zu erfahren.

Die Bankerotte stiegen, wie gesagt, auf 8 Millionen; ehe ich aber noch Valparaiso wieder verließ, wurde das Resultat der Beratungen bekannt, und es hieß, daß der schwerste Bankerott, wenigstens der mit seinen Ziffern am meisten ins Gewicht fallende, nur etwa 40 Prozent Verlust geben würde. Die Befürchtung war gewesen, daß sie statt 60 nicht 25 Prozent bezahlen würden.

Die Familien, welche der Hauptbankerott einschloß, waren fast lauter reiche Haciendenbesitzer von St. Jago, die in den vergangenen Jahren durch die Goldentdeckung in Kalifornien und Australien ihre Besitzungen zu einer nie geahnten Höhe hatten anwachsen sehen. Beide Länder verlangten und brauchten Massen von Produkten, denen Chile vor allen Ländern in der Nachbarschaft genügen konnte, und mit dem Verdienst und Gewinn stieg natürlich der Luxus zu rasender Höhe. Wahre Paläste wurden in St. Jago gebaut, drei und vier Equipagen und eine Menge von Reitpferden gehalten. Europa mußte sie mit seinem Luxus überschwemmen, und die Leute scheinen gehandelt zu haben wie die Goldgräber in Kalifornien selber, die bei einer gefundenen reichen Grube den Schatz für unerschöpflich hielten.

Kalifornien aber gerade, das sie im Anfange gehoben, stürzte sie wieder, denn es zeigte sich bald als ein wunderbar reiches und fruchtbares Land auch für den Ackerbauer, der seine Felder blühen und gedeihen sah. Je mehr Einwanderer dort eintrafen, desto mehr Land wurde in An-

griff genommen, so daß das Unerhörte und nie Geglaubte geschah, daß nämlich Kalifornien Kartoffeln nach Chile ausführte.

Wenn auch nicht in dem Maße, wuchs aber doch auch in Australien der Ackerbau, und die beiden Märkte verloren, wonach das Grundeigentum natürlich wieder auf seinen — vielleicht unter seinen Wert zurücksinken mußte. Der Gewinn davon wurde wieder geringer — aber der übertriebene Luxus hörte deshalb nicht auf. Die Herren hatten dazu fast unbeschränkten Kredit, und anstatt diesen jetzt für ihre Haciendon zu verwerten und vielleicht das durch Fleiß wieder gut zu machen, was ihnen äußere Zufälligkeiten nicht mehr zuführen wollten, verschwendeten sie nach wie vor die Summen, bis ihre ganzen Spekulationen mit einem Donnerwetter über ihnen zusammenbrachen.

Die Haciendon werden jetzt wahrscheinlich größtenteils verkauft werden, bei solchen Gelegenheiten aber oft auch um einen Spottpreis verschleudert, und es hieß schon in Valparaiso: wer einen Palast billig kaufen wolle, solle nach St. Jago gehen.

Mochte es vielleicht an dieser bewegten Zeit in der Handelswelt liegen, aber für europäische Neuigkeiten schienen sich die Leute außerordentlich wenig zu interessieren — wenn sie nicht eben direkt ihren Verkehr berührten. Daß Gaeta genommen sei, brachte etwa die nämliche Aufregung hervor, als wenn wir in Deutschland hören, Spanien habe ein neues Ministerium. Man ging darüber flüchtig hin und beachtete es nicht weiter. Desto mehr sehnte ich mich selber nach Kunde von Europa, besonders als ich später von Valdivia nach Valparaiso zurückkehrte und solange nichts von Deutschland gehört hatte.

Der deutsche Klub in Valparaiso hatte sich in den elf Jahren bedeutend vergrößert und verbessert. Der Klub liegt in dem Geschäftsteil der Stadt und umfaßt ein sehr geräumiges Lokal mit Lesezimmern, Bibliothek, zwei

Billards und Restauration. Die deutsche Fahne weht freilich nicht mehr darin, wie früher, aber die Leute hängen deshalb nicht weniger an Deutschland, wenn sie sein idealistisches Sinnbild auch nicht mehr aufgepflanzt haben.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß keine Nation in der Welt so sehr an ihrem Vaterlande hängt, wie die deutsche.

In den letzten zehn Jahren ist die Auswanderung nach Chile ziemlich bedeutend gewesen; wenn aber die Einwanderer sämtlich nach den neu in Chile angelegten Kolonien gelenkt wurden, zog die Hauptstadt, wie das stets der Fall ist, ebenfalls eine Menge an. Handwerker besonders, die daheim gewohnt waren, in großen Städten zu arbeiten, fühlen sich selten in einer neuen Kolonie wohl, weil sie das Interesse nicht an dem zu bearbeitenden Boden selber nehmen. Sie säen nichts aus, machen deshalb auch keine Ernte, und wenn ihnen nicht gleich von Anfang an eine reiche Kundschaft zuströmt, werden sie mißvergnügt. Die Landsleute, mit denen sie über See gekommen sind, wollen ihnen ebenfalls nicht jene „amerikanischen" Preise bezahlen, auf die sie gerechnet und gehofft haben, und sie sind dann gewöhnlich die ersten, die sich von der jungen Kolonie abwenden und nicht eher ruhen, als bis sie wieder ihr großgemaltes Schild in irgend einer belebten und gepflasterten Straße aushängen sehen. In Valparaiso geht es aber fast allen gut, wenigstens allen, die ich gesprochen habe; überhaupt haben sie in Chile vernünftige Gesetze und volle Sicherheit des Eigentums — mehr, als manche andere südamerikanische Republik von sich sagen kann, und verdienen sich ein schönes Geld.

Der Beweis hierfür ist auch der, daß manche gemeinnützige Anstalten von den Deutschen gegründet werden. So haben sie jetzt eine Sparkasse für Dienstboten und Handwerker errichtet, die sich eines guten Gedeihens erfreut und solches Vertrauen genießt, daß selbst schon Chi-

lenen ihr erspartes Geld dort niederlegen. Sie zahlt sechs Prozent Zinsen und legt in der Bank zu acht Prozent die Gelder an, ihre Unkosten mit den zwei Prozent Nutzen bestreitend.

Auch einen Wohltätigkeitsverein haben sie gestiftet, mit einer Kasse von 15 000 Dollars, die aber leider durch Unvorsichtigkeit der Verwaltungsbehörde mit in den jetzigen Monstre-Bankerott kamen. Die zugestandenen sechzig Prozent bringen allerdings einen großen Teil zurück. Der Verlust ist aber doch immer bedeutend und wird die Leute künftig vorsichtiger machen.

Der deutsche Kaufmannsstand ist übrigens in Chile außerordentlich geachtet, die Deutschen selber sind, wenn sie die nötigen Sprachkenntnisse haben, sehr gesucht, und man findet in *sehr* vielen englischen und chilenischen Handlungshäusern deutsche Buchhalter und besonders deutsche Kassierer.

Der Verkehr in Valparaiso ist noch immer ein sehr bedeutender, wenn Chile auch die Getreideausfuhr nach Kalifornien und zum Teil nach Australien verloren hat. Dafür sind seine Kolonien um so mehr gewachsen, und deutsche Hände haben schon manche hundert Acker chilenischen Bodens der Kultur gewonnen und wertvoll gemacht, während deutsche Kolonisten alle Waren, die sie brauchen, notwendigerweise von Valparaiso, als dem Mittelpunkt und Stapelplatz des chilenischen Handels, beziehen. Die Kaufleute aller kleineren chilenischen Städte im Süden und Norden Valparaisos kommen deshalb natürlich hierher, um ihre Einkäufe zu machen, wie ebenfalls hier ihre Produkte abzusetzen, und ein äußerst lebhafter Verkehr findet besonders zwischen Valdivia und Valparaiso statt.

Auch die Verkehrs*mittel* haben in den letzten zehn Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht. Damals existierten eigentlich noch gar keine, außer mit der Hauptstadt St. Jago, während die Verbindung mit dem fruchtbaren und holzreichen Süden des Landes allein auf gelegentlich dorthin abgehende Segelschiffe beschränkt blieb.

Jetzt befahren regelmäßig zwei Dampfer die ganze Küste bis Concepcion und einer bis Puerto Montt; die Eisenbahn nach St. Jago ist begonnen und wenigstens schon bis Guillota geführt, und nach St. Jago selber gehen täglich bequeme amerikanische Kutschen, die den ganzen Weg in der trockenen Jahreszeit in einem Tag oder vielmehr in vierzehn bis fünfzehn Stunden zurücklegen. Selbst mit Mendoza und Buenos Ayres besteht eine bessere Verbindung als früher, denn die Pässe über die Kordilleren sind erweitert und sicherer gemacht, und vor der Zerstörung Mendozas durch das furchtbare Erdbeben des 20. März lief allmonatlich ein bequemer Omnibus von dieser Stadt bis Rosario am La Plata, von wo man sich zu kurzer Fahrt stromab nach Buenos Ayres einschiffte. Diese Verbindung ist jetzt wahrscheinlich für kurze Zeit unterbrochen, wird aber rasch wieder hergestellt werden.

Dies alles zusammen mußte natürlich Valparaiso rasch heben, und mit den bedeutenden Feuern, welche die Stadt zu zwei verschiedenen Zeiten heimsuchten, stieg sie wie ein Phönix aus der Asche empor. Damit stieg aber auch natürlich der Luxus, und kostbarere Möbeln und Tapeten mit allem Zubehör findet man kaum in europäischen Palästen, wie in den Häusern des Handelsstandes und der höheren Beamten hier. Daß die Damen dem guten Beispiel folgten, versteht sich von selbst — segne ihre lieben Augen, aber sie sind auch hier, wie bei uns daheim, der festen Meinung, daß zu einem einzigen Kleide so viel Samt und Seide und Spitzen gehören, wie vollkommen ausreichen würden, einen Salon mit Tapeten und Gardinen zu versehen! Mit dem guten europäischen Beispiel vor Augen, kann man es ihnen aber nicht verdenken.

Die Feuer hatten übrigens auch die Folge, daß eine Menge von Spritzenkompagnien gebildet wurden, die sich, in einer von so verschiedenen Nationalitäten gemischten Stadt, auch in verschiedene Nationalitäten teilten, von denen jede ihre eigene Spritzenkompagnie bildet. Louis Napoleon hätte das selber nicht besser arrangieren können.

So haben die Deutschen, die Chilenen, die Franzosen, die Engländer und Altspanier ihre eigenen Spritzen, Kompagnien, Sammelplätze und Uniformen. Nur die Nordamerikaner fehlen noch, die nicht zahlreich genug in Valparaiso vertreten scheinen. Da es Ehrensache geworden ist, zu diesen Kompagnien zu gehören, werden die Spritzen auch vortrefflich bedient und instand gehalten, und es müßte schon ein tüchtiges Feuer sein, das jetzt diesen vereinten Kräften Trotz bieten wollte.

Das chilenische Militär ist fast ganz nach französischem Geschmack eingerichtet, in mancher Hinsicht zum großen Vorteil desselben, in anderer aber auch wieder zum Nachteil. Denn Frankreich lieferte bis jetzt für die chilenische Armee eine Menge alter, ausrangierter Gewehre und wurde all sein altes, wertloses Uniformtuch los. Aber auch darin soll, wie ich gehört habe, eine Änderung zum Besseren eintreten.

Das chilenische Militär hatte übrigens vor kurzer Zeit Gelegenheit, seine Kräfte zu versuchen oder doch wenigstens ins Feld gegen die wilden Araukaner zu rücken, obgleich das Resultat des jetzt gerade beendigten Feldzuges ein eben nicht besonderes genannt werden kann. Die Indianer nämlich hatten an den Grenzen marodiert, Vieh gestohlen und auch, wie behauptet wird, einige Häuser geplündert. Sie waren überhaupt übermütig geworden, da ihnen die chilenische Regierung, um nur Frieden mit ihnen zu haben, regelmäßig einen jährlichen Tribut zahlte. Chile war des Tributs möglicherweise schon lange überdrüssig geworden, hatte aber auch nicht selber einen Bruch hervorrufen wollen. Die einzelnen Räubereien der Araukaner gaben ihm dagegen eine passende und vielleicht erwünschte Gelegenheit, los und ledig davon zu kommen. Die Häuptlinge wollten keinen verlangten Ersatz leisten, und die chilenische Armee rückte mit Pomp ins Feld. — Alle diese wilden Stämme haben jedoch eine der europäischen vollkommen entgegengesetzte Kriegführung, denn sie lassen sich auf keine entscheidende Feld-

schlacht ein, solange wenigstens, als sie eine solche vermeiden können. Auch hier hielten sie den Chilenen nur wenig stand, lieferten ihnen einige kleine Scharmützel, und zogen sich dann mit ihren Familien und was sie in der Eile sonst mit fortnehmen konnten, in die Kordilleren zurück, wohin ihnen die Soldaten natürlich nicht folgen durften.

Eine Züchtigung wäre ihnen nun allerdings ganz dienlich gewesen und war ihnen auch schon dadurch geworden, daß sie vor den regulären Truppen hatten flüchten und ihr Eigentum im Stiche lassen müssen. Die Araukaner nämlich, unähnlich ihren weit wilderen nomadischen Stammesgenossen an dem Osthange der Kordilleren, haben gut kultivierte Farmen und feste Wohnungen. Die chilenische Armee handelte aber, nachdem sie den Feind zur Flucht gezwungen, genau so, wie die Araukaner gehandelt haben würden, wenn s i e Sieger geblieben wären. Sie verbrannte die verlassenen Wohnplätze und trieb, ich weiß nicht mehr genau wieviel tausend Stück Vieh mit sich fort und in die eigentlichen chilenischen Grenzen zurück. Ob sie daran klug (es war wenigstens nicht c h r i s t l i c h, wenn überhaupt ein Krieg christlich genannt werden kann) gehandelt haben, weiß ich nicht recht, und der Erfolg wird es lehren. Es bleibt aber immer ein gewagtes Experiment, mit den Indianern in ihrer eigenen Kriegsführung zu beginnen, und diese dadurch nur zu veranlassen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Daß sie die Häuser verbrannt haben, war eben so unklug, denn verleiten sie diese Art Menschen zu ihrem Nomadenleben zurückzukehren, so sind diese fast gezwungen, vom Raube zu leben. Die Verführung dazu wäre jedenfalls zu lockend — und in dem Fall könnte Chile weiter nichts tun, als ein stehendes Lager an der Grenze zu halten, um nur wenigstens in seinem eigenen Lande sicher zu sein und seine eigenen Untertanen zu beschützen.

Die Araukaner sind ein kriegerischer, männlicher Stamm, aber lange nicht mehr das, was sie früher

waren, denn die Kultur hat nicht verfehlt, ihren tödlichen und verderbenden Einfluß auch auf sie zu erstrecken. Ein Beweis schon, daß sie nicht mehr den früheren Einfluß haben, ist der, daß die südlichen Stämme in diesem Konflikt nicht den mindesten Anteil nahmen und während des Krieges fortwährend in freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Weißen blieben. Die Pechuenchen an der anderen Seite der Kordilleren standen ihnen ebensowenig bei, und auf sich selber angewiesen, werden sie sich mit der Zeit doch nicht gegen die Chilenen halten können, die das wundervolle Araukanien gern schon jetzt in Besitz nähmen.

Araukanien ist in der Tat der fruchtbarste und schönste Landstrich Chiles. Im Osten von den Kordilleren begrenzt, die mehrere gute und bequeme Pässe nach den Pampas hinüber haben, im Westen gegen das Meer durch eine Reihe niederer Küstenberge geschützt, füllen weite fruchtbare Pampas das ganze Innere, und mit dem milden Klima dieser Zone gäbe es kaum ein besseres Land der Welt für Kolonisation.

Chile kennt auch glücklicherweise nicht jene ungewissen Zustände der übrigen Republiken, denn die letzte Revolution, meist durch den Klerus hervorgerufen, war an sich unbedeutend und wurde rasch genug unterdrückt. Das einzige Hindernis, was ihm noch entgegensteht, ist die schwere und kostspielige Verbindung mit Europa, da nur auswandernde Kapitalisten die Reise über Panama mit dem Dampfer machen können, während die Fahrt um Kap Horn ebenfalls teuer, teurer wenigstens, als die nach Nordamerika, und sehr beschwerlich ist.

Nicht umsonst sucht deshalb die chilenische Regierung einen passenden Landweg über die Kordilleren aufzufinden, der auch schon lange erforscht und begonnen wäre, wenn sie die Sache nicht immer ungeschickt angefangen hätten. Verschiedene Expeditionen sind schon dahin ausgegangen, aber sie scheiterten alle an der Ungeschicklichkeit der Unternehmer, die der Regierung bloß

die bewilligten Geldmittel ablockten und dann die ganze Sache aus einem oder dem anderen Grund aufgaben. Jedermann weiß, daß bequeme Pässe existieren; einer Eisenbahn zwischen Chile und dem Atlantischen Meere liegen lange nicht die Hindernisse im Wege, die Amerika mit seinen weitgedehnten Steppen und rauhen Felsgebirgen zu überwinden hat, und eine solche Verbindung müßte ein Segen für beide Länder, für La Plata sowohl als Chile werden. Aber trotzdem ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese beiden Regierungen je die Mittel auftreiben werden, eine solche in Angriff zu nehmen, wenn nicht fremde Kräfte die Sache aufgreifen.

Alle indianischen Fehden fielen dann von selber weg, alle jene Millionen Acker fruchtbaren Landes, die jetzt fast unbenutzt liegen, würden der Kultur gewonnen, und die europäische Auswanderung hätte ein treffliches Ziel auf einem neuen, noch jungfräulichen Boden.

Das sind alles freilich noch weite Aussichten, aber die Zeit schreitet vorwärts, und die letzten zwanzig Jahre haben uns in Europa tatsächlich gelehrt, daß Unmöglichkeiten eigentlich gar nicht mehr existieren. Die nächsten zwanzig können auch diese jetzt scheinbare Unmöglichkeit überwunden haben. Für jetzt wenigstens schlägt der deutsche Handel mehr und mehr Wurzel in Chile, und jene kleinherzigen deutschen Regierungen, die der Auswanderung stets mit allen Kräften entgegenarbeiteten, weil *sie* besonders so und soviel steuerzahlende gehorsame Untertanen dadurch verlieren, würden anders darüber urteilen, wenn sie sähen, wie gerade durch die deutschen Auswanderer *deutsche* Produkte in fremden Weltteilen eingeführt werden und dort Anerkennung und Verbreitung finden. Alle jene Millionen, die jetzt den Export unserer Fabrikate nach fremden Weltteilen bilden, würden auf winzige Summen beschränkt sein, wenn wir nicht auch deutsche Auswanderer an jenen Orten hätten, wo wir sie absetzen. In dem eigenen Vorteil Deutschlands läge es deshalb, die Auswanderung zu

unterstützen, nicht sie zu verhindern oder zu erschweren. Die einzige Unterstützung aber, die ihr bis jetzt von deutschen Regierungen zuteil wurde, ist die, daß sie lästigen Verbrechern, die sie nicht füttern mochten, oder vor deren Freilassung sie sich fürchteten, einen Paß und Reisegeld nach irgend einem anderen Weltteile gaben, durch das Bekanntwerden solcher Tatsachen natürlich den ehrlichen deutschen Namen im Auslande, soviel das möglicherweise in ihren Kräften stand, untergrabend. Daß die ehrenwerten Deutschen im Auslande deshalb nicht sehr vorteilhaft über unsere Regierungen sprechen, kann man ihnen wahrlich nicht verdenken.

Doch in Valparaiso litt es mich nicht lange, denn mein Ziel lag weiter. Schon seit Jahren hatte Patagonien selber einen gar eigentümlichen Reiz auf mich ausgeübt, und die Gefahren, die den Reisenden dort erwarten sollten, konnten mich eher reizen als abschrecken. Jedenfalls lag schon darin ein eigener Zauber, jene wilden Indianerhorden einmal in ihrer eigenen Heimat zu besuchen; ich wußte außerdem, wie man mit derlei Burschen umgehen muß, und daß sie selten so schlimm sind, wie sie gemacht werden. Jedenfalls war das ein weit lohnenderer Weg, als um Kap Hoorn, und da ich in Valparaiso selber nicht viel genaues über jenen Strich erfahren konnte, beschloß ich, vor allen Dingen einmal nach Valdivia zu gehen, um dort genaue Erkundigungen einzuziehen und, wenn irgend möglich, die Tour frisch zu wagen. Außerdem lernte ich ja dabei auch die deutsche Kolonie Valdivia kennen, und konnte es deshalb gar keinen Umweg nennen.

2.

Von Valparaiso nach Valdivia.

Die Fahrt selber bot wenig oder gar nichts Neues: ein Zusammendrängen von Passagieren für die nächste Station von der Hauptstadt des Landes, eine Menge elender, seekranker Menschen, jedem im Wege und sich selber am meisten, Gepäck und Fracht überall an Deck weggestaut und aufgehäuft, und die gewöhnliche Reihe von Mahlzeiten, die sämtliche Aufwärter der Kajüte fast ununterbrochen tätig halten, die Tische zu decken, abzuräumen und wieder frisch zu ordnen.

Glücklicherweise war der erste Hafen Talcahuana nicht gar so weit entfernt, und dort wurden wir einen großen Teil der Passagiere und Fracht los, versäumten aber freilich dort auch viele Zeit, die ich nicht besser anwenden konnte, als an Land zu gehen.

Zuerst ankerten wir in derselben herrlichen Bai, in der Talcahuana liegt, diesem gegenüber vor einem anderen kleinen Orte, Tomé, und hier schon zeigten sich die ersten Spuren unserer nach Chile ausgewanderten Deutschen, die selbst in der Stadt den größten Teil der Kaufläden inne hatten und im Lande auch Wein und Getreide bauen. Concepcion mit seiner Umgegend ist überhaupt seines Weinbaues wegen bekannt und verdiente deshalb berühmt zu werden, denn es liefert ein ganz ausgezeichnetes Produkt, das zu kosten ich treffliche Gelegenheit schon in Tomé fand.

Im Anfang schlenderten wir — ich hatte noch ein paar Landsleute an Bord des Steamers getroffen — nur durch die Straßen der regelmäßig angelegten Stadt, über die ein kleiner, noch nicht ganz abgetragener und in der Mitte liegender Hügel einen freundlichen Überblick gewährte. Eine Eigentümlichkeit sind hier die mit Ochsen bespannten Karren, welche die Produkte des

Landes zu Markte bringen und mich lebhaft an Java erinnerten. Wie die Karren der Eingeborenen dort, hatten sie zwei aus Holz massiv ausgehauene, aber ziemlich niedere Räder, die durch ein schauerliches Quietschen schon stundenweit hörbar sind und die ganze Stadt mit ihrem kreischenden Laut erfüllten. Ich weiß nur nicht, ob die Treiber, die, mit zugespitzten Bambusstecken ihre Ochsen regierend, nebenhergehen, ebenso entzückt von dieser Musik sind wie die Karrenführer in Java, die noch kleine Glöckchen an ihren Fuhrwerken zur Begleitung anbringen.

Die meisten dieser Karren führten Weizen in die verschiedenen Bodegas oder Warenlager des Hafens. Gewisse Kaufleute stellen ihnen dort für die abgelieferte Frucht eine Quittung oder einen Schuldschein aus, der sodann wieder in der Stadt oder selbst in Concepcion als bar Geld kursiert — wenn natürlich der Name des Ausstellers als „gut“ bekannt war.

Viele Karren brachten aber auch Wein, und zwar in Gefäße eingefüllt, die für mich so neu als interessant waren. Schon in Mendoza hatte ich wohl, und später auch in Chile gesehen, daß der Wein in Ziegenfelle gefüllt und auf Maultieren verschickt wurde. Die Quantität des gezogenen Weines scheint aber für so kleine Behälter hier zu groß, und man hatte ganze Ochsenfelle genommen, die einen solchen Karren vollkommen ausfüllten. Kopf und Füße waren von diesen Fellen natürlich abgeschnitten, alle Öffnungen dann fest zugenäht oder verbunden, und die gefüllte, auf dem Rücken liegende Haut schwappte beim Fahren so sonderbar hin und her, und bewegte derart die abgeschnittenen Beinstumpfe, daß es ordentlich aussah, als ob der verstümmelte Körper noch lebe und aufzustehen suche.

An der Plaza trafen wir auch einen Weinverkäufer. Er hatte ein solches Fell vor sich liegen, das an dem rechten Hinterbein angezapft war. Ein Kuhhorn lag dabei, und ein großes, hölzernes Gefäß schien als Maß

für den Engrosverkauf zu dienen. Da ich den Wein zu kosten wünschte, trat ich zu dem Fell und bat um „ein Horn voll", das für 3 Cents verkauft wurde — es mochte einen reichlichen halben Seidel und vielleicht mehr halten. Der Verkäufer löste auch geschwind den Riemen, der das Hinterbein seines Weinochsen schloß, setzte sich diesem dann ohne weiteres auf den Bauch und trieb durch sein Gewicht, mit Hilfe der ausströmenden Luft, den Wein durch das Bein in die Höhe und in das Horn.

Der Wein war ein leichter, sehr angenehm schmeckender Rotwein, der außerordentliche Ähnlichkeit mit gutem Bordeaux hatte und recht gut für diesen getrunken werden konnte.

Die Plaza selber — ein nicht großer Platz und von Marktgebäuden rings umgeben — bot eine reichliche Auswahl von Gemüsen: Kartoffeln, Kohl, Camotes (süße Kartoffeln), Zwiebeln, wie von Früchten: Weintrauben, Äpfel, Birnen, Pfirsiche. Besonders die Weintrauben waren vortrefflich und außerordentlich billig.

Der Wein selber wird hier nach der A r o b a verkauft, und die Aroba ist eigentlich ein Gewicht von 25 Pfund, das aber nach dem Maß berechnet wird, wie man ja bei uns auch an einigen Stellen, besonders in Sachsen, den Branntwein früher nach Pfunden und halben Pfunden verkaufte. Zwei Aroben sind genau siebzehn Gallonen, die Gallone zu fünf Flaschen gerechnet, und der Wein in der Ochsenhaut sollte 2 Dollars die Aroba kosten. Die Flasche dieses Weines würde sich also, selbst wenn man ihn in größerer Quantität nicht billiger bekäme, auf etwas über 2 Cents oder ungefähr 1 Silbergroschen stellen.

In einem der Kaufläden bekam ich aber selbst den g u t e n Wein zu kosten, eine Malaga-Art, der auch eine außerordentliche Ähnlichkeit mit einer Gattung des süßen Ungarausbruch hat. Ich stelle ihn jenem auch völlig gleich. Dieser war allerdings teurer, aber doch auch wieder billig im Vergleich zu seiner Güte; denn die

Aroba von ziemlich 40 Flaschen stellte sich hier auf 8 Dollars, also etwa 8 Silbergroschen die Flasche, während wir den schlechten Sherrywein an Bord mit 10 Realen oder 1 Taler 20 Silbergroschen bezahlen mußten.

Tomé gegenüber liegt der Hafen Concepcions, Talcahuana, und dort hinüber hielten wir jetzt. Nach etwa einer Stunde erreichten wir eine kleine Flotte von Walfischfahrern, die hier vor Anker lagen und diesen Platz gewöhnlich aufsuchen, um Erfrischungen ein- oder nötige Reparaturen vorzunehmen. Talcahuana hat aber in dieser Hinsicht keinen besonders guten Ruf, denn wie behauptet wird, sollen hier viel gefällige Leute wohnen, die gewissenlosen Kapitänen eine kleine Havarie außerordentlich erleichtern und die Sache zur beiderseitigen Zufriedenheit arrangieren.

Übrigens ist Talcahuana, so freundlich es liegt, ein durchaus verdorbenes Nest, das wenigstens zu neun zehntel aus liederlichen Häusern besteht. Die Walfischfänger bringen hierher allerdings viel Geld, aber wehe dem Ort, wo sich der Abschaum aller Seefahrer, das niedrigste Matrosengesindel, das sich an Bord solcher Walfischfänger sammelt, konzentriert. Von Talcahuana mußten wir noch einmal nach Tomé hinüber, um den Rest der nach dort bestimmten Fracht zu löschen, und fuhren dann auf Lota, ebenfalls an der chilenischen Küste, zu, um an dieser Stelle Kohlen einzunehmen.

In Lota sind bedeutende Kohlenminen und, der Billigkeit des Feuerungsmaterials wegen, auch große Schmelzwerke angelegt, in denen Kupfererze ausgeschmolzen werden. Außerordentlich geschickt eingerichtet ist dabei die Art und Weise, in der Kohlen an Bord der verschiedenen dort ladenden Schiffe und Fahrzeuge gebracht werden. Ein langes Werft, nahe am Land von Holz und weiter draußen in tieferem Wasser von Eisen aufgestellt, trägt eine Eisenbahn, die direkt in das nächste, dicht am Ufer liegende Steinkohlenbergwerk hineinführt. Die darauf fahrenden Wagen sind klein, oben weit, nach

unten etwas schräg zulaufend und mit einer den ganzen Boden einnehmenden Klappe verschlossen. Am äußersten Ende der Bahn nun läuft der einzeln vorgeschobene Wagen bis zu den rund aufgebogenen Schienen hinaus auf eine Art Wage, die, ähnlich wie bei der sogenannten russischen Schaukel, zwischen zwei großen Hebeln hängt. Das zu ladende Schiff oder Dampfboot liegt jetzt ziemlich dicht an dem Werft an. Einer der Wagen wird ausgeschoben und befestigt. Die Wage, in der er steht, hebt sich los und wird an den beiden Hebeln nach außen und tief gehoben. Ein an der Seite stehender Arbeiter schlägt sodann den Riegel los, der den Boden schließt und schüttet in demselben Moment den ganzen Inhalt auf das Deck des darunterliegenden Fahrzeugs aus.

Natürlich geht das Laden dadurch außerordentlich schnell, und die Leute werden wenig oder gar nicht dabei angestrengt.

Oben auf der Höhe liegt das Städtchen Lota, meist aus den niederen schwarzen Hütten der Bergleute bestehend, und mit einigem Acker- und Weidenbau. Die Gegend um Lota ist aber nicht unfreundlich, und hier beginnen eigentlich die ersten Zeichen wieder aufkeimender Vegetation in niederen, lorbeerartigen und immergrünen Bäumen. Von hier aus, und auch teilweise schon von Talcahuana, werden die Küstenberge grün; häufige Regen halten den Boden frisch, und das öde, dürre Land, das bis dahin dem Seefahrer trostlos zur Seite lag, gestaltet sich immer freundlicher.

In Lota fiel mir eine Menge von halb verwitterten Muscheln auf, die man dort benutzte, um Kalk daraus zu verfertigen. Die Muscheln liegen in ungleichen Schichten etwa zwei bis drei Fuß unter der Oberfläche, und solche strata sollen sich sogar auf hohen Gebirgen finden.

Ich erinnere mich, in Kapitän Fitzroy's Buche über diese Inseln gelesen zu haben, daß er die Tatsache ebenfalls bemerkt und hinzusetzt: „Ich freute mich um so

mehr über diesen Anblick (die Muscheln ziemlich hoch über der Oberfläche der See gefunden zu haben), als ich darin einen sicheren Beweis sah, daß die „Sündflut" allgemein gewesen." Als ob in der kurzen Zeit, die jene „Sündflut" dauerte, wenn wir denn dem historischen Teil der Bibel alle aufs Wort glauben müssen, sich solche Schichten von Muscheln angehäuft haben könnten!

Diese Muschellagen sind übrigens außerordentlich verbreitet, und am Pailon in Ecuador haben wir, etwa achtzehn Fuß über der See, ähnliche, etwa Fuß dicke Schichten gefunden, die aber ausschließlich aus Austerschalen bestanden.

Von Lota aus fährt der Dampfer in einem Striche nach Valdivia. Wir bekamen den Abend aber einen tüchtigen Süder gegen uns, der uns nur wenig Fortgang machen ließ. Morgens sechs Uhr — vierundzwanzig Stunden später, als wir eigentlich den Platz hätten erreichen sollen — passierten wir die Insel Mocha, dem araukanischen Lande gegenüber, und sahen gegen elf Uhr die beiden riesigen Schneeberge: den Vulkan von Villa Rica, von dem wir schon von weitem den Qualm seines tätigen Kraters erkennen konnten, und den massiven Schneekegel Osorno, der riesengroß über die übrigen niedrigen Gebirge wie über eine Ebene herüberschaute.

Dort hinüber hätte ich eigentlich jetzt so gern die Bahn gelenkt, um das weite, öde Patagonien zu durchstreifen, aber es ging eben nicht. — In dem Augenblicke, wo die chilenischen Soldaten den dort wohnenden Indianern die Hütten verbrannt und das Vieh weggetrieben, hätte ich dort drüben wenig mehr tun können, als, dem deutschen Charakter treu, die Zeche für andere zu bezahlen. Ich wäre unfehlbar totgeschlagen worden, und wenn ich auch, als deutscher Untertan mit rechtsgültigem Passe, später dafür die Genugtuung erhalten hätte, daß ein oder der andere Konsul gegen einen widerrechtlich an einem deutschen Staatsbürger begangenen Mord — protestieren würde, so war ich doch nicht ehrgeizig genug,

eine solche, von so furchtbaren Konsequenzen notwendig begleitete Handlung zu provozieren. Meine eigene Haut war mir außerdem zu wertvoll, wie auch die Indianer darüber denken würden, und ich zog es vor, den Übergang über die Kordilleren an einer Stelle zu versuchen, wo die roten Herren des Bodens noch nicht so bitter gereizt waren und den Weißen mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden.

3.

Valdivia und die Deutschen.

Valdivia erreichte ich, wie fast alle Hauptstationen meiner Reisen, natürlich wieder in der Nacht. Etwa um zehn Uhr abends ankerte der Dampfer „Cloda" in der weiten Bai von Corral, von deren Schönheit mir schon soviel erzählt war, und die ich jetzt den Leuten auf ihr Wort glauben mußte. Zu sehen war weiter wenigstens nichts als ein dunkler Gürtel bewaldetes Land, der die Bai in einem weiten, düsteren Kreis umzog.

Am liebsten wäre ich nun die Nacht an Bord geliebene, um am nächsten Morgen erst einmal meine Umgebung in Augenschein zu nehmen und dann in aller Bequemlichkeit nach Valdivia hinaufzufahren. Da aber noch mehrere Deutsche an Bord waren, die oben in Valdavia Familien hatten, also so rasch als möglich dahin aufbrechen wollten, so schloß ich mich ihnen an. Wir mieteten zusammen ein Boot mit zwei Ruderern, ich setzte mich ans Steuer, und hinein ging es in die stille Nacht, stromauf unserem noch ziemlich fernen Ziele entgegen.

Es ist ein ganz eigentümliches Gefühl, in dunkler Nacht ein Fahrzeug auf einem ganz fremden Strom zu steuern — aber wie oft war mir das schon zugefallen, und ich muß aufrichtig gestehen, daß für mich ein eigener

Reiz darin liegt. Die Hauptströmung kann man stets, mit nur einiger Übung, aus der Biegung des Ufers erkennen, und dann umgaben uns die bewaldeten Ränder so still und geheimnisvoll, daß der Phantasie voller Spielraum bleibt, sie mit ihren tollsten Bildern zu bevölkern.

Das monotone Geräusch der einschlagenden Ruder, dann und wann der Schrei eines aufgestörten Wasservogels, oder das Rauschen der Flut, die über eingestürzte Baumstämme zischend hinwegspringt, unterbricht allein die Stille der Nacht. Der Blick folgt rasch jedem neuen Geräusch, denn es gilt in der Dunkelheit, jedes im Wasser festgeschwemmte Holz, jede von flachem Ufer in die Flut hinausragende Klippe zu vermeiden, und doch die Ruder so scharf als möglich an dem einen oder dem anderen Ufer zu halten, um der schärfsten Strömung aus dem Wege zu gehen.

Die Leute taten ihr bestes, um uns rasch stromauf zu bringen, dennoch war es ein Uhr morgens, ehe wir in Sicht der ersten Häuser kamen. Rechts wurde an einer Landspitze, eine Reihe dunkler Pappeln sichtbar, links, „auf der Insel", wie meine Valdivier das Ufer bezeichneten, schimmerte noch ein Licht aus einem Hause. Vor uns im Fluß lag ein kleiner Kutter vor Anker, rechts dehnte sich eine lichte Häuserreihe aus, und jetzt erkannte ich eine treppenartige Bootlandung von behauenen Stämmen, an der unser kleines Fahrzeug im nächsten Augenblick scheuerte.

Droschken standen natürlich nicht an der Landung und Packträger genierten uns ebenfalls nicht mit ihrer zudringlichen Gefälligkeit. So nahm denn jeder seinen eigenen Koffer auf den Rücken, und damit wanderten wir in langem Zug in die Stadt hinauf, wo ich mich vorläufig in der Bodenkammer des „Deutschen Hotels" oder „Hotel Selzer" unterbrachte.

Es gibt Leute, die die erste Nacht in einem fremden Bett nicht ordentlich schlafen können. Glücklicherweise ist das bei mir nicht der Fall. Wäre es, so dürfte ich

des Jahres wohl zweihundert Nächte schlaflos hinbringen, denn leider Gottes weiß ich kaum noch, wie einem Menschen zumute ist, der in seinem eigenen Bett schläft.

Ziemlich früh am anderen Morgen war ich wieder auf, denn ringsumher hörte ich die Zimmerleute an der Arbeit, und gerade unter meinem Fenster sang einer ein deutsches Lied. Ich sah auf die Straße hinaus, und es war ein wunderliches und doch so wohltuendes Gefühl, überall, wohin ich schaute, deutschen Landsleuten zu begegnen, die sich nun einmal, sie mögen sich verkleiden wie sie wollen, nicht verkennen lassen. Und wenn sie den bunten Poncho umhängen, das gutmütige Gesicht mit der kurzen Pfeife guckt jedenfalls daraus hervor — sie mögen si oder bueno sagen, soviel sie wollen, der ehrliche deutsche Dialekt bricht immer durch.

Valdivia ist keineswegs ganz von Deutschen besiedelt, die hier höchstens den dritten Teil der Bevölkerung ausmachen, aber wenigstens fünf Achtel der Leute, die man auf den Straßen sieht, sind Deutsche, da sich die Chilenen viel mehr in ihren Häusern halten und der eigentliche Chilene auch den altspanischen, dummstolzen Glauben hat, daß jede Arbeit schändet. So ein hungriger Bursche, mit kaum genug Brot im Hause, um sich am Leben zu erhalten, würde sich beschimpft glauben, wenn er ein kleines Paket über die Straße tragen sollte. Dabei bringt er es natürlich zu nichts, während der fleißige Deutsche, der keine solchen Skrupel mit herübergebracht, wo es nötig ist, selber anfaßt, und seine Lage und Aussichten mit jedem Tage verbessert.

Jetzt gerade herrschte eine ungemeine Tätigkeit in der Stadt, denn nach dem letzten furchtbaren Feuer, das die arme Stadt getroffen, galt es, sie wieder neu erstehen zu lassen, und an allen Ecken und Enden zugleich wuchsen neue Häuser aus der Erde auf — freilich aber nur wieder von Holz, die leichtes Futter für eine nächste Feuersbrunst versprachen. Das letzte Feuer war in einer

der chilenischen Hütten ausgebrochen, denn diese Art Leute geht in einer wahrhaft unglaublichen Weise leichtsinnig mit Feuer um. Ein frischer Wind mehrte die Flammen, und fast der vierte Teil von Valdivia lag in wenigen Stunden in Asche. Die Häuser, alle mit trockenen Alercebrettern gedeckt, brannten wie die Fackeln, und vielen Leuten gelang es nicht einmal, ihr Eigentum daraus in Sicherheit zu bringen. Die Straßen Valdivias sind ziemlich breit und die Häuser nicht sehr hoch, sie haben den großen Fehler, daß sie, wie in großen Städten, dicht beisammenstehen. Und doch wäre Raum genug und übergenug vorhanden, um jedes Haus in einen kleinen Garten zu stellen und dadurch von dem benachbarten Holzgebäude abzutrennen. Vorschläge zu dem Zweck sind auch gemacht worden, ohne jedoch zu einem Resultat geführt zu haben.

Allerdings gibt es in der Nachbarschaft Valdivias Steine genug, um massive Bauten aufzuführen. Für jetzt aber ist Stadt und Kolonie noch zu arm, um sich mit derartigen großen Ausgaben zu befassen, und bis nicht einmal größere Einkünfte dorthin fließen, muß es schon bei den hölzernen Häusern bleiben. Wie gesagt, hat Valdivia etwa zwei Drittteile chilenische Bevölkerung; dem ersten Anblick und Eindruck nach ist aber die Stadt ziemlich ganz deutsch. Alle Schilder fast tragen deutsche Namen, ja überall, wohin man geht, hört man deutsch sprechen — denn das Spanisch, das eine große Anzahl der Deutschen redet, klingt auch nicht eben viel anders.

Die beiden einzigen „Hotels" in der Stadt sind ebenfalls deutsch, deutsch ist die Apotheke, Deutsche sind Ärzte und Totengräber (ohne boshafte Nebenbedeutung, daß ich sie beide zusammen nenne), deutsch ist die sehr bedeutende Bierbrauerei und Gerberei, und wenige chilenische Handwerker ausgenommen, sind auch diese lauter Deutsche. Die dort wohnenden Chilenen, wenn sie nicht einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt haben, sind entweder Beamte oder von der Regierung Angestellte,

oder Haciendenbesitzer aus der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt leben, oder Peons, die eben auf Arbeit ausgehen und jetzt, wo so viele neue Häuser gebaut werden, reichliche Beschäftigung finden.

Dann und wann zieht auch wohl ein kleiner Trupp Indianer mit seinen braunen Gesichtern, langen schwarzen Haaren und dunkeln Ponchos durch die Straßen, vor den verschiedenen Kaufläden stehen bleibend, um die Waren anzustaunen und sich dann lachend ihre Bemerkungen in ihrer wunderlichen, kurz abgestoßenen Sprache zuzurufen. Im ganzen weiß ich aber keine fremde Stadt, die mich mehr und lebhafter an das vollkommen deutsche Tanunda in Südaustralien erinnert hätte, das nur hier und da zum englischen Charakter hinneigt, während Valdivia in seinen Abweichungen spanische Formen zeigt.

Mir war übrigens hier eine sehr freundliche Überraschung vorbehalten, denn während in der deutschen Kolonie am Pozuzu keine Seele meinen Namen kannte, oder irgend etwas von mir gelesen hatte, schien hier gerade das Gegenteil der Fall zu sein.

Morgens beim Kaffeetrinken fragte mich der Wirt, ein biederer Kurhesse, wie ich hieß, und als ich ihm den Namen nannte, ob ich ein Verwandter von dem „Schriftsteller" sei. Ich versicherte ihm, daß ich selber einige Bücher geschrieben habe, und er wollte es erst nicht glauben, wurde dann aber nur um so freundlicher und schaffte augenblicklich selber — als tatsächlichen Beweis seiner Achtung — meinen Koffer in seine beste Stube hinunter, die er eben erst neu möbliert hatte, und wo ein ganz vortreffliches Bett mit Stahlfedermatratze stand.

Es gibt Leute, die sich höchst unnötigerweise immer „abhärten", wie sie's nennen, und ihr ganzes Leben auf einem harten Lager liegen, weil sie vielleicht einmal genötigt werden könnten, ihr gutes Bett zu entbehren. Das ist reine Torheit — ich schlafe solange weich und bequem, wie ich es irgend haben kann, kommt dann

einmal die Zeit, wo ich draußen auf hartem Boden oder in Schnee und Regen liegen muß, gut, so ertrage ich das eben, solange es dauert, und habe mir dann keine Vorwürfe zu machen, die Zeit versäumt zu haben, wo ich bequemer liegen konnte.

Während er mich einquartierte, erzählte er mir dabei, daß sie hier einen „Deutschen Verein" mit einer schönen Bibliothek und alle meine Bücher hätten, und sagte mir sonst noch manches schmeichelhafte, das, wenn auch ein wenig übertrieben, doch keine schlechte Beigabe zu dem guten Kaffee war. Lieber Gott, ein bißchen Eitelkeit haben wir ja alle, und jeder Schriftsteller wird gern hören, daß seine Bücher viel gelesen werden. Er schreibt sie ja doch nun einmal dafür.

Wie dem immerhin sei und ob er übertrieben hatte oder nicht, wenn ich aber auch als vollkommen Fremder nach Valparaiso gekommen war, fand ich bald, und schon am ersten Tage, eine Menge lieber Freunde und die herzlichste Aufnahme überall, die sich nur ein Mensch in der Fremde draußen wünschen kann. Mancher warme Händedruck, der mir hier wurde, war die dankbarste Rezension, die ich je erhalten, und — aber das sind Sachen, die mir selber wohl stets eine liebe, recht liebe Erinnerung bleiben werden, die aber für den Fremden nicht von Interesse sein können, und er mag es mir danken, daß ich nicht solange dabei verweile, wie ich wohl möchte.

Was mich aber besonders in Valdivia freute, und was ich hier eigentlich, nach manchen vorher gesammelten Erfahrungen, kaum zu finden erwartete, war das wirklich freundschaftliche und einige Zusammenhalten der Deutschen untereinander, und dazu hatte jedenfalls der Deutsche Verein ein wesentliches beigetragen. Er könnte als ein Musterverein für solche Kolonien gelten. Die Stifter desselben sind hier nämlich von dem ganz richtigen Grundsatz ausgegangen, in einer solchen, aus allen Klassen gemischten Kolonie keinerlei exklusiven Verein zu gründen, sondern den Beitritt jedem ordentlichen

Manne zu ermöglichen, seien seine Vermögensverhältnisse auch für den Augenblick, welche sie wollen.

Der ganze gezahlte Beitrag übersteigt nicht 2 Realen monatlich, also 3 Dollars für das ganze Jahr, was man daheim fast zahlen muß, um in einer Leihbibliothek zu abonnieren. Die Bibliothek ist dabei, obgleich der letzte Brand den größten Teil derselber zerstörte, wieder neu angeschafft worden und umfaßt viele hundert Bände unserer älteren und neueren Schriftsteller. Mittwoch und Sonnabend sind Vereins- und Bibliothekstage, wo jeder das mitgenommene Buch gegen ein anderes umtauschen kann, und jedes Mitglied hat ein Recht, Bücher zu entlehnen. Um keine unnötigen Kosten dabei zu haben, hat der Klub kein für sich abgeschlossenes Lokal, sondern das gewöhnliche Wirts- und Billardzimmer des deutschen Hotels. Kommt dann wirklich einmal ein Fremder dazu, so ist das weiter kein Unglück, und daß Ordnung gehalten wird, dafür sorgt schon die ganze Gesellschaft unter sich.

Fast alle Deutschen in Valdivia — sei ihr Stand oder Gewerbe, welches es wolle — sind Mitglieder des Deutschen Vereins, der keine ängstlich bindenden Statuten hat und mehr darauf hinzuwirken scheint, die verschiedenen Elemente zusammenzuführen und zu vereinigen; und wenn das sein Zweck war, hat er ihn, soviel ich wenigstens davon sehen konnte, wacker erfüllt. Es mag in einer großen Stadt ausführbar sein, einen exklusiven Klub zu gründen und durch sehr hohe Beiträge die weniger Bemittelten fernzuhalten, ohne daß diese einen weiteren Anstoß daran fänden. In einem kleinen Orte aber, wo eigentlich jeder mit dem anderen täglichen Verkehr hat, hätte es sich nie ausführen lassen, ohne böses Blut bei einem Teile der Bevölkerung zu machen — selbst vorausgesetzt, daß so viele dagewesen wären, die imstande waren, sehr hohe Beiträge zu zahlen.

Valdivia war früher die eigentlich von der chilenischen Regierung geschaffene und begünstigte Kolonie, denn

hierher wurden die ersten Auswanderer geschafft, und die Regierung tat alles, was in ihren Kräften stand, sie zu fördern. In neuerer Zeit aber, wo ihr mehr daran zu liegen scheint, den Süden des Landes zu bevölkern und zu kultivieren, ist Puerto Montt die eigentliche Kolonie, und Valdivia mehr vernachlässigt, oder eigentlich sich selber überlassen worden. Das hat, während es der freien Entwickelung dieses Distriktes nicht das mindeste schadet, doch auch wieder manche Nachteile herbeigeführt, denn früher gemachte Zusicherungen sind eben Zusicherungen geblieben, und für manche Strecken Land noch nicht einmal die gehörigen und nötigen Rechtstitel gegeben worden. Trotzdem können sie den Kolonisten nicht vorenthalten werden, und die chilenische Regierung muß auch recht gut einsehen, welchen Vorteil die deutsche Einwanderung nicht allein ihrem Lande, sondern auch der chilenischen Bevölkerung, schon durch ihr Beispiel angestrengten Fleißes, gebracht hat.

Ich will gar nicht ableugnen, daß die Chilenen eine bessere und kulturfähigere Menschenrasse sind, als ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner, und Gott weiß es, es liegt darin noch ein sehr geringer Grad von Schmeichelei; aber nirgends ist der Kontrast auffallender zwischen der deutschen und spanischen Rasse, als wo man die Tätigkeit beider dicht nebeneinander beobachten kann, und dazu wird in dieser Kolonie vortreffliche Gelegenheit geboten. Man braucht draußen vor der Stadt nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einen oder dem anderen Hause wohnt, denn es zeigt sich gleich von weitem selber. Die Chilenen wohnen noch, wie sie es von je nicht anders gewohnt waren, in den einfachsten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Ihre Felder sind lässig bearbeitet und ebenso eingezäunt, und im Innern der Häuser vertritt die nackte Erde die Stelle eines ordentlichen Fußbodens. Der Deutsche dagegen hat stets ein, wenn nicht sehr großes, doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus, mit festschließenden

Glasfenstern und Türen, einer guten Bretterdiele, trefflich in stand gehaltene Felder und Fenzen, und immer einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in dem er zugleich hinreichende Gemüse zieht.

Übernachtet man bei einem Chilenen, so ist bei ihm weder Hafer noch Gerste für die Pferde zu bekommen, und er hat nicht einmal Kaffee, Milch, Zucker, Brot, Branntwein oder andere Lebensmittel für sich selber, viel weniger, daß er etwas derartiges einem Fremden überlassen könnte. Bei den Deutschen dagegen, selbst in der kleinsten Ansiedelung, findet man fast alles vorrätig, und während er Tschitscha, Käse, Eier, Milch usw. auf den Markt nach der Stadt bringt, bleibt ihm immer genug daheim für einkehrende Fremde übrig. Die Deutschen haben außerdem den Chilenen gerade in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gezeigt, wie bis dahin fast ganz unbrauchbares Land wertvoll gemacht werden könnte; eine Menge Sumpfstrecken nämlich, die aber gerade in den dortigen eigenen Bodenverhältnissen das beste Land umschlossen, wurden ihnen überlassen und mit leichter Mühe trocken gelegt, so daß in ihnen gerade jetzt die reichsten Ernten gezogen werden.

Der Boden in der Nähe Valdivias ist eigentlich, die tiefgelegenen Stellen ausgenommen, nicht besonders fruchtbar, wenigstens nicht in sogenannten „trockenen Jahren", denn er besteht aus einem wunderlichen Konglomerat von Erdteilen, das man nach dem ersten Anblick für harten, zähen Lehm hält. Er hält aber gar kein Wasser, und nur tüchtig abgetrocknet, zerbröckelt diese Erde in der Hand zu einem körnigen Staube. Am besten gedeihen deshalb auch darin solche Pflanzen, die gleich von vornherein eine tiefe Wurzel schlagen, oder perennierende. Bekommt die Saat nicht gleich im Anfange tüchtigen Regen, so daß die jungen Pflanzen Gelegenheit haben, ihre Wurzeln nach unten zu senken, so gedeiht sie nicht und stirbt ab.

Hafer scheint noch am besten fortzukommen und säet

sich selber wieder aus, so daß mehrere Jahre hintereinander keine Saat nötig ist. Bei den Kartoffeln würde das ebenso der Fall sein, wenn die stehen gebliebenen Kartoffeln nicht ausarteten und schlecht würden. Für Kartoffeln wie alle unsere deutschen Körner- und Hülsenfrüchte ist das Klima aber ausgezeichnet, auch der Mais gedeiht sehr gut. Weintrauben wollen nicht recht reif und süß werden, aber desto besser geraten die Äpfel, von denen es wahre Unmassen gibt. Der Apfel, wenn er überhaupt durch die Spanier hierhergebracht wurde, was ich noch sehr bezweifle, ist durch das ganze innere Land und bis über die Kordilleren hinüber weit hinein nach Patagonien verbreitet, und scheint mir eine vollkommen einheimische Frucht zu sein. Man findet überall im Walde Apfelbäume, oft zu undurchdringlichen Dickichten verwachsen, und manche von ihnen mit recht guten, saftigen Früchten, alle aber, selbst die schlechtesten, weit besser und genießbarer als unsere deutschen Holzäpfel. Die Äpfel werden besonders zu Äpfelwein, sogenannte tchitcha, verbraucht — ein trauriges Getränk, wenn ich nach meinem Geschmack urteilen darf — das aber in wahrhaft fabelhaften Massen von den Chilenen und Indianern gebraut und getrunken wird.

Weshalb die Weintrauben eigentlich nicht gedeihen wollen, weiß ich nicht recht, denn das Klima ist für sie keineswegs zu kalt. Das Thermometer fällt nur selten im Winter bis unter den Gefrierpunkt, und nie mehr als 4°. Die Sommertage sind warm genug. Das einzige Hindernis könnten die häufigen und schweren Regen sein, und darin leistet Valdivia allerdings einiges. Man sagt von dieser Provinz im Scherz, wie von Ecuador, Neu-Granada und Costarica, daß es dreizehn Monate im Jahre regne. Das ist allerdings etwas übertrieben, aber dennoch fällt eine sehr große Regenmenge, und ganz trockene Monate kommen nie vor.

Einer der ältesten Ansiedler in Valdivia, Herr Karl Anwandter, der sich überhaupt um die Kolonie die größten

Verdienste erworben, hat seit den zehn Jahren, die er dort lebt, eine genaue und regelmäßige Tabelle über Temperatur wie Regenmenge geführt, die höchst interessant ist.

Dieser Tabelle nach ist der Januar der wärmste, der Juli der kälteste Monat, während die niedrigste Temperatur jedoch in den August fällt. Aber nur ein einziges Mal in diesem letzten Jahrzehnt fiel das Thermometer bis 4° unter Null, und 20° Wärme ist ebenfalls die höchste Temperatur, die es in dieser Zeit erreicht hat. Die Mitte stellt sich in der Zeit heraus als 9,623.

Was die Regenmenge betrifft, so nimmt diese vom Januar bis Juni regelmäßig zu, und von da bis Dezember ebenso regelmäßig ab. Nur der November macht sonderbarerweise durch alle Jahre eine vollkommen regelmäßige Ausnahme, indem er mehr Regentage als der Oktober hat. Durchschnittlich hatte in diesen Jahren Regentage:

Der Jannar 6; Februar $7^2/_9$; März $8^7/_9$; April $11^3/_{10}$; Mai $14^7/_{10}$; Juni $17^7/_{10}$; Juli $15^9/_{10}$; August $14^8/_{10}$; September 11; Oktober 8; November $10^1/_{10}$; Dezember $7^8/_{10}$.

Die Regenmenge des ganzen Jahres überstieg nur in drei Jahren drei Meter.

Der April nur, in dem ich das Glück hatte, Valdivia zu besuchen, machte natürlich eine Ausnahme von *jeder* Regel, denn schon bis zum 20. war die Mittel-Regenmenge des April überschritten, und bis zum 26. die größte Wassermenge, die in diesem Monat je auf die Erde niedergegossen — und noch immer regnete es weiter. Nichtsdestoweniger scheint das Klima gesund. Es erkranken und sterben im ganzen nicht mehr Leute, als in den gesündesten Teilen Deutschlands.

Valdivia war, schon ehe die Kolonie dorthin verlegt wurde, seiner prachtvollen Waldungen wegen berühmt, aus denen wertvolle Hölzer nicht allein nach Valparaiso, sondern auch nach Callao und den übrigen chilenischen und peruanischen Häfen geführt wurden. Hölzer bilden

auch noch bis auf den heutigen Tag eine sehr bedeutende Ausfuhr der Kolonie, besonders die wertvolle Alerce, eine Zedernart, die sich ganz vorzüglich zu Schindeln und Verschalungen eignet, da sie Sonnenhitze und Regen vortrefflich aushält und sich leicht und schön bearbeiten läßt. Auch harte Hölzer hat diese Provinz, wie die südlicher gelegenen und Chiloe, im Überfluß. Sie bilden einen sehr bedeutenden Handelsartikel. Seit aber die deutsche Kolonie dort gegründet wurde, sind auch noch andere Artikel auf den Markt gekommen. Es werden jetzt jährlich ziemlich für 30 000 Dollars Käse ausgeschifft, Weizen und Mehl ebenfalls, gegerbte Häute und ganz besonders Valdivia-Bier, das mit Recht einen guten Namen in ganz Chile bekommen hat. Agua ardiente wird ebenfalls sehr viel gebrannt und verschifft. Vor den Kriegen mit den Araukanern bestand durch deren Territorium ein lebhafter Handelsverkehr in Rindern und Pferden mit den nördlichen Provinzen, der aber jetzt natürlich unterbrochen wurde. Die Indianer sind freilich durch die chilenischen Truppen in die Kordilleren getrieben, da diese aber das Land nicht behaupten konnten und sich in ihre Grenzen zurückzogen, durfte es natürlich kein Viehhändler mehr wagen, seinem friedlichen Verkehr nachzugehen, denn die Indianer hätten sich rasch mit dessen Eigentum für die erlittenen Verluste entschädigt.

Es leben auch in der Provinz Valdivia eine Menge Indianer, und zwar Zweigstämme der Araukaner, von denen die Kolonisten aber nichts zu fürchten haben. Im Gegenteil stehen dieselben mit den Indianern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße. Diese verkehren sehr gern mit den Deutschen, die sich stets freundlich gegen sie gezeigt haben. Diese Indianer sind auch ein ganz friedliches Volk, das gar keine Waffen führt und in festen Wohnplätzen lebt. Angeblich sind sie zu der christlichen Religion übergetreten, von der sie aber wenig Gebrauch zu machen scheinen. Sie bebauen ihre wenigen Felder,

auf denen sie Kartoffeln, Mais und Bohnen pflanzen, und im Herbst ihre Tschitscha pressen und trinken. Branntwein tauschen sie ebenfalls gegen Pferde oder Kühe ein (ein Faß von 16 Gallonen hat gewöhnlich den Wert eines Pferdes), und weiter kennen sie wenig Bedürfnisse. Es ist ein faules, schmutziges Volk, das alle die edlen Eigenschaften des eigentlichen Indianers verloren und dagegen viel von den Lastern der weißen Rasse eingetauscht hat; aber sie sind auch nicht gefährlich, wenigstens so lange nicht, als man sie in Frieden läßt. Die Chilenen gönnen ihnen deshalb gern ihre Lebensweise.

In der Kolonie selber herrschte übrigens, gerade als ich dort war, nicht geringe Aufregung, da sich das Gerücht von aufgefundenen, ziemlich reichen Goldminen zu bestätigen schien, und die gerade eingetretene Regenzeit eine genaue Erforschung der betreffenden Stellen für jetzt unmöglich machte. Gold war dort; denn nicht allein wußte man, daß schon die Spanier in früheren Jahren Gold von Valdivia ausgeführt, sondern die Stellen waren sogar wieder gefunden, wo sie gegraben und gewaschen hatten. Ein Deutscher, der lange Zeit in den kalifornischen Minen gearbeitet, brachte schon recht wackere Proben des edlen Metalls zum Vorschein.

Das Terrain im Innern gleicht auch wirklich dem kalifornischen Boden, wo sich eben im Norden reiche Minen gefunden; aber mehr noch als das spricht das ausgewaschene Gold dafür, das ich selber in Valdivia gesehen habe. Es ist grobkörnig, mit Stücken von zwei, drei, vier und fünf Dollars Wert, meist in Bohnenform, und man kann, ohne sich extravaganten Hoffnungen hinzugeben, recht gut behaupten, daß mehr dort ist, wo das herkam, und daß die Arbeit lohnen wird. Der Deutsche hat sogar ein Stück von ziemlich fünfzig Dollars Wert gefunden und dadurch natürlich die Erwartungen der übrigen Goldsucher außerordentlich gesteigert. Er blieb auch bei der Arbeit und bereitete eine größere Strecke seines Terrains vor, um, wenn die Regen nachlassen, die

ordentliche Wäscherei gleich in Angriff nehmen zu können. Für jetzt aber ließ sich, wie gesagt, kein weiteres Ergebnis herausstellen, denn die fast täglich niederströmenden Regengüsse machen nicht allein das Arbeiten sehr schwierig, sondern füllen auch alle Bäche und Ströme dermaßen an, daß man die Waschplätze nie genügend frei von Wasser bekommen kann.

Ich selber zweifle in der Tat nicht daran, daß sich die Valdivia-Minen lohnen werden, und ein größeres Glück könnte sich die junge Kolonie nicht wünschen, da es in diesem Augenblick nur an Menschen fehlt, um etwas Ordentliches zu leisten. Gold ist dazu ein tüchtiger Magnet, und erweisen sich die neu in Angriff genommenen Minen reich, so kann Valdivia auf eine rasch zuströmende Bevölkerung sicher rechnen.

Sie mögen sich aber so reich zeigen, wie sie wollen, so bleibe ich immer bei meiner alten Meinung, daß mit Vorteil für sich selber nur Handarbeiter und Tagelöhner die Minen bearbeiten können. Wer irgend ein anderes vorteilhaftes Geschäft oder Gewerbe hat, wer auf andere Weise sein Brot verdienen kann, soll um Gottes willen nicht nach Gold graben. Er wird sonst einen großen Teil seiner Zeit nutzlos vergeuden und endlich doch immer zu seinem alten Gewerke zurückkehren.

Der Ackerbauer, der Handwerker, der Kaufmann finden reiche und lohnende Beschäftigung in der Nähe der Minen; alle Preise steigen, und ein lebhafter Verkehr beschäftigt und lohnt Tausende von Menschen, ohne daß gerade alle Spitzhacke und Schaufel in die Hand nehmen, um ihren Tagelohn gleich an Ort und Stelle aus der Erde zu graben. Der Tagelöhner und Handarbeiter dagegen kann auf der Welt nichts Besseres tun, als in die Minen zu gehen. Wo irgend Gold ist, findet er immer wenigstens so viel, daß er seine Tagesarbeit bezahlt bekommt, und darauf ist er ja angewiesen; er hat aber auch die Hoffnung, daß er einmal eine reiche Stelle trifft, und

alles, was er dann mehr findet, ist rein gewonnen. Die sogenannte „gebildete" Klasse, junge Kaufleute, Advokaten usw., die sich gewöhnlich von Goldgerüchten blenden lassen, ein wollenes Hemd anziehen und mit dem Werkzeug auf der Schulter anmarschieren, um geschwind reich zu werden, sollen dagegen viel lieber dieser Arbeit fernbleiben, denn sie werden nie etwas damit bezwecken. Goldwaschen ist kein Kinderspiel, sondern die härteste Arbeit, die es auf der Welt gibt, und ihre Arme und Hände sind nicht dafür gemacht — ihr guter Wille ist dazu nicht ausreichend.

Auch hier in Valdivia kamen zwei junge Kaufleute von Valaparaiso an, um ihr Glück in den neu entdeckten Minen zu versuchen; sie waren aber vernünftig genug, die Sache schon vor dem Beginn wieder aufzugeben. Nur einen Tag wanderten sie hinauf in die Minen, um sich einen Platz auszusuchen, und sahen dort zu, wie der Deutsche in Wasser und Schlamm grub und arbeitete. Das war ihnen genügend, und sie kehrten völlig befriedigt nach Valdivia zurück.

Für jetzt steht einer richtigen Einwanderung von Goldwäschern noch ein altes Minengesetz im Wege, das die Miner nicht etwa beschränkt, sondern im Gegenteil die einzelnen zu sehr begünstigt; ein Gesetz, das eigentlich gar nicht für Goldwäscherei gegeben wurde, sondern sich nur auf solche Erze und Metalle bezog, die mit Schächten und Stollen mühsam herausgegraben wurden. Dieses Gesetz sichert jedem, der eine neue Mine entdeckt, eine gewisse Strecke Landes, nach Quadras gemessen, zu, auf dem er seine Arbeiten in Angriff nehmen kann, und wo er von niemandem weiter belästigt werden darf. Für Silber-, Kupfer- oder Steinkohlenminen war das auch ein ganz wohltätiges Gesetz, denn diese bedürfen eines solchen Terrains, wenn sie mit irgend einer Aussicht auf Erfolg und Nutzen bearbeitet werden sollen. Gestattet man aber jedem einzelnen Goldwäscher einen solchen Raum an der Oberfläche, so beschränkt man zugunsten einzelner die

Arbeiterzahl dermaßen, daß ein bedeutender Geldgewinn für das Land nie zu erwarten steht.

Für die Arbeiter selber hat dies Gesetz seine Schattenseiten, da es mit großen Umständen verknüpft ist, einen solchen „claim“ oder Arbeitsplatz zu bekommen. Erweist sich der Grund, auf dem sie sind, als reich und bearbeitenswert, dann freilich haben sie eine lange Zeit vor sich, in der sie ungestört und mit Erfolg waschen können; ist aber das Gegenteil der Fall, so finden sie in der vielleicht durch lauter solche Claims aufgenommenen Nachbarschaft gar keine Stelle, auf der sie nach reicherem Boden suchen können, und finden sie endlich einen anderen Platz, zu dem sie Zutrauen haben, so müssen sie erst wieder nach der Hauptstadt des Distrikts, um darüber die nötigen Papiere aufzunehmen. Das wird sich jedoch jedenfalls mit der Zeit ändern und ist gegenwärtig weiter nichts, als ein mit den Gesetzen getriebener Mißbrauch.

Gold scheint übrigens durch das ganze Land zerstreut zu sein, und als ich später in Maule (Constitucion), südlich von Valparaiso, war, kamen ebenfalls deutsche Goldgräber von Kalifornien, um die dortigen Minen zu untersuchen, und fanden, wie sie sagten, hinreichend Gold, die Arbeit zu lohnen. Sie wollten gerade zum zweitenmal in die Minen gehen, als ich Maule verließ.

Was Valdivia nun einmal werden wird, wenn reiche Minen in seiner Nachbarschaft liegen, kann man noch nicht recht sagen; für jetzt ist es aber ein kleines, freundliches Landstädtchen, still und gemütlich, mit einer fleißigen Bevölkerung, deren Haupterwerb der Ackerbau ist. Eine Menge tüchtiger deutscher Ackerbauer hat das Land in Angriff genommen, und wenn sich der Boden auch nicht so überreich gezeigt hat, wie manche Gegend der Tropen, so liefert er doch recht gute Ernten und verlangt nicht so viel, oder wenigstens nicht mehr Arbeit, als in Deutschland auch. Das Land ist dazu billig, Lebensmittel sind es ebenfalls, und wer nur mit einem kleinen Kapital herauskommt und außerdem Fleiß und Sparsamkeit mit-

bringt, darf sicher darauf rechnen, sein Fortkommen hier zu gründen. Solche, die eine „Stelle" suchen, möchten sich freilich hier getäuscht sehen; auch der Arbeitslohn ist nicht hoch, und sogenannte statistische Berichte von anderen Kolonien würden günstigere Zahlen liefern. Es gibt aber nichts Trügerisches auf der Welt, als eben diese statistischen Berichte über Arbeitslöhne, und wehe dem, der sich durch sie täuschen läßt. Meiner Meinung nach bleibt es sich vollkommen gleich, ob ein Mann einen Dollar oder einen halben Dollar für seine Arbeit erhält, denn forscht man der Sache etwas näher nach, so verdient der eine nicht mehr dabei als der andere. Wo der Arbeitslohn hoch ist, sind es auch alle Bedürfnisse des Arbeiters in gleichem Grade, und am Ende der Woche haben beide gewöhnlich das nämliche verdient. Außerdem nennen solche Angaben nur den Arbeitslohn der wirklichen Arbeitstage, und man kann aus ihnen nie ersehen, ob bei solchen Preisen auch immer Arbeit zu haben sei, und wie viele Tage in der Woche die Arbeiter vielleicht feiern müssen. Am vorteilhaftesten stellen sich jedoch immer solche in einer neuen Kolonie, die gleich oder doch wenigstens sobald als möglich auf eigene Hand ihr kleines Grundstück in Angriff nehmen, Land urbar machen und bebauen und ihre eigene Heimat gründen. Das sind stets die Grundstützen einer Kolonie, und während sie dieselbe heben helfen, ernten sie zugleich jeden Nutzen mit, der ihr zufließt.

Das ganze Chile ist aber ein für den Ackerbau und Weinbau geschaffenes Land, das jedenfalls eine bedeutende Zukunft vor sich hat, wenn auch jetzt noch die besten Provinzen in den Händen der Araukaner sind. Je mehr aber die Bevölkerung im Süden wächst, während die Regierung zugleich neue Kolonisten nach Concepcion und dessen Umgegend dirigiert, desto mehr werden die Indianer in sich selbst zusammengedrängt, und die Zeit ist nicht mehr so fern, wo sie der nachdrückenden Kultur weichen müssen — ihr Schicksal über den ganzen Erdboden.

Was nun die Deutschen in Valdivia selber betrifft, so sind sie ein gar verschiedenes Völkchen von den Deutschen in Nordamerika, die, dort angekommen, schon eine Menge „amerikanisierter Landsleute“ trafen, und ihre Sitten und Gewohnheiten ebenfalls gegen das eintauschten, was sie dafür fanden — natürlich selten zu ihrem Vorteil. Die Deutschen hier ähneln deshalb auch so sehr den Deutschen in Südaustralien, weil sie wie diese direkt von Deutschland in ihre neue Heimat gebracht wurden und, von lauter Fremden umgeben, ihr eigenes ursprüngliches Leben treu bewahrten. Sie gründeten sich hier gewissermaßen ein kleines neues Deutschland, dem sich weit eher die Chilenen anpassen, als daß sie von deren Sitten viel angenommen hätten. Nie habe ich hier gefunden, was mich in Amerika so oft empört, daß nämlich zwei Deutsche zusammen auf das schauerlichste Englisch radebrechten, als ob sie sich beide einander glauben machen wollten, daß sie Amerikaner wären. Das si für ja hat sich allerdings auch hier bei ihnen eingebürgert, aber es kommt ihnen eben unbewußt, und sie sind deshalb so gute Deutsche geblieben, wie sie es je waren, während sie nach allen Seiten hin Propaganda für ihre Sprache machen.

Die jungen gebildeten Chilenen, besonders die jungen Damen, lernen sehr häufig Deutsch, und eine Anzahl junger Indianermädchen, die in die verschiedenen Familien als Dienstboten aufgenommen wurden, überraschen den Fremden nicht selten durch die Treue, mit der sie sich selber den Dialekt ihrer Lehrerinnen angeeignet haben. — Ich erinnere mich, auch einmal einen Neger in Nordamerika getroffen zu haben, der ganz prächtig Schwäbisch sprach.

Das ganz besondere Verdienst indes, was die Deutschen hier so wacker zusammengehalten hat und zusammenhält, liegt — man mag dagegen sagen, was man will — hauptsächlich in dem guten Bier, das die Familie Anwandter auf der sogenannten Insel — Valdivia gerade gegenüber — braut. Man findet hier zu einem mäßigen

Preise einfaches, Lager- und Bockbier, das letztere wirklich ausgezeichnet, und die Deutschen wissen das zu würdigen. Denn sie vrbrauchen ganz anständige Quantitäten. Neben ihrem Deutschen Verein besteht dann auch noch ein Schützenverein, der eine Anzahl Büchsenschützen alle Montage in dem sogenanten Schießhause versammelt, und weil sich bei allen diesen Gelegenheiten auch alle Stände mischen, so befestigt sich dadurch immer mehr ein freundschaftliches und geselliges Verhältnis unter ihnen.

Nur mit Neuigkeiten von Deutschland sind sie etwas spärlich versehen, da, einer höchst ungerechten Einrichtung des chilenischen Postwesens nach, die politischen — also die täglich erscheinenden — Zeitungen, obgleich sie in Paketen mit den Monats- und Wochenschriften kommen, ein kaum zu erschwingendes Porto zu zahlen haben. Ein Überblick der verschiedenen Zeitungspreise stellt das am leichtesten heraus:

„Augsburger Zeitung" 65 Dollars, „Auswanderer-Zeitung" 10, „Fliegende Blätter" 12, „Hamburger Börsenblatt" 70, „Dorfbarbier" 9, „Grenzboten" 18—50, „Illustrierte Zeitung" 20, „Kladderadatsch" 11, „Kölnische Zeitung" 65, „Morgenblatt" 16—50, „Museum" 20, „Nationalzeitung" 65, „Weserzeitung" 65, „Über Land und Meer" 20 und „New-Yorker Staatszeitung" 12.

Es wird nämlich von jeder einzelnen Nummer das Porto gerechnet, und ein Verein wie der deutsche in Valdivia, der auf nur sehr geringe Beiträge angewiesen ist und sich davon erhalten muß, kann natürlich keine solchen Kapitalien in Zeitungen stecken, wie der Deutsche Verein in Valparaiso, wo jedes Mitglied statt 3 Dollars deren 30 zahlt.

In dem Deutschen Verein werden deshalb jetzt nur die „New-Yorker Staatszeitung" gehalten, die wöchentlich erscheint und ziemlich gute Artikel über europäische Verhältnisse bringt, dann die „Leipziger Illustrierte" und die „Fliegenden Blätter". Außerdem wird noch von einem

oder zwei deutschen Kaufleuten die „Weserzeitung" gehalten.

Allerdings findet man in Valdivia Deutsche aus aller Herren Länder, vorzugsweise aber aus Kurhessen — die glücklichsten Auswanderer, weil sie nie das Heimweh bekommen. Draußen in der Fremde fällt aber der Unterschied, der leider in der eigenen Heimat so entschieden gemacht wird und die Stämme auseinander hält, vollkommen weg, der nämlich, ob einer ein Preuße oder ein Bayer, ein Hesse oder ein Österreicher ist. Sie sind alle Deutsche, und wenn jemand den anderen fragt, aus welcher Gegend er sei, so geschieht das nur deshalb, um einen Ort wieder einmal nennen zu hören, der daheim im Vaterlande liegt, und den man vielleicht selber kennt. Früher soll, wie mir gesagt wurde, ein noch weit geselligeres Leben unter den Deutschen geherrscht und das Vereinslokal sich auch oft in einen Ballsaal verwandelt haben. Dem hat nun allerdings das große Feuer ein Ende gemacht, wo viele sehr bedeutende Verluste erlitten und sich alle mehr oder weniger einschränken mußten. Ein geselliges Leben herrscht aber trotzdem noch unter ihnen, und während sie am Tage ihrer Arbeit oder ihren verschiedenen Geschäften nachgehen, versammelt sie der Abend entweder beim Bier oder in kleinen, geschiedenen Lese- und Whistkränzchen. Von den letzteren profitierte ich selber, und die kurze Zeit, die ich in Valdivia verlebte, verflog mir nur viel zu schnell unter den guten Menschen.

Aber auch das Nützliche oder Nötige ist nicht versäumt worden, und besonders unter der Anregung und Leitung des älteren Herrn Anwandter eine recht wackere Schule ins Leben gerufen, um die deutsche Jugend nicht verwahrlost aufwachsen zu lassen. Eine Schwierigkeit war dabei zu überwinden. Denn die katholische Geistlichkeit sah nicht mit günstigen Augen das in Chile entstehende frische und protestantische Element. Die Deutschen waren aber vernünftig genug, alle Glaubensstreitigkeiten von vorherein zu vermeiden, um den Katholiken

nicht den geringsten Raum zu einer Klage zu geben. Der Religionsunterricht wurde deshalb einzig und allein auf Moral und biblische Geschichte beschränkt und dabei allen Eltern freigestellt, ihre Kinder an demselben teilnehmen zu lassen oder sie davon zurückzuhalten. Trotzdem lief von fanatischen Geistlichen eine Beschwerde bei dem Erzbischof in St. Jago ein, der diesen „Übelstand“ abgeschafft haben wollte. Es kam darauf eine Anfrage von der Regierung, und die Deutschen gaben ihr nicht allein den wahren Sachverhalt, sondern erboten sich sogar, einem katholischen Geistlichen den Religionsunterricht in ihrer Schule zu gestatten. Es lebte ein deutscher Mönch in Valdivia, der sich dem hätte unterziehen können. Die chilenische Regierung muß sich aber durch die erhaltene Auskunft vollkommen befriedigt gefühlt haben, denn es blieb beim alten, und die Schule wurde nicht weiter gestört.

Ein Übelstand herrscht freilich in Valdivia, und zwar zuungunsten der Protestanten, nämlich der, daß sie keine protestantische Kirche haben, und die chilenischen Gesetze außerdem keine gemischten Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten gestatten. Der protestantische Teil muß deshalb zur katholischen Kirche übertreten. Allerdings ist hier ein Ausweg geboten, die Zivilehe, die sehr summarisch betrieben wird, und wo das junge Ehepaar sich nur bei dem Geistlichen meldet, um als verehelicht in das betreffende Buch eingetragen zu werden. Der Geistliche fragt sie dann, ob sie sich miteinander verheiraten wollen und antwortet auf ihre Bejahung ein sehr gemütliches „bueno“ oder „muy bueno“, und die Sache ist abgemacht. Bei Erbschaftsangelegenheiten stellen sich aber später, wenn solche vor Gericht kommen sollen, böse Schwierigkeiten in den Weg, da die aus solchen gemischten Ehen entsprossenen Kinder nicht als legitim betrachtet werden. — Und dann haben die Frauen eigentümlicherweise stets eine gewisse Abneigung gegen eine Zivilehe, die ihnen nicht feierlich und umständlich genug ist.

Einen anderen Haken hat in Ermangelung eines protestantischen Geistlichen die Taufe. Den chilenischen Gesetzen nach genügt es allerdings vollkommen, wenn die Kinder nur bei dem Geistlichen angemeldet und in das Kirchenbuch eingetragen werden. Den Müttern genügt das aber nicht; sie betrachten die Taufe nicht bloß als eine kirchliche Form, der die Konfirmation erst später die eigentliche Weihe und Bestätigung gibt, sondern als einen Teil unserer Religion selber und wollen die Kinder unter allen Umständen getauft haben, selbst, wenn es nicht anders geschehen kann, mit katholischen Formen. Ich kenne die häkeligen Kirchengesetze viel zu wenig, um zu wissen, ob die katholische Taufe eines neugeborenen Kindes das Kind auch jedenfalls zum Katholiken macht. So viel aber ist gewiß, daß es die Geistlichkeit in Chile so betrachtet und mit innerer Freude jährlich so und so viel protestantisch verlorene Seelen in Sicherheit bringt.

Ein protestantischer Geistlicher in Valdivia könnte vielen von diesen Übelständen abhelfen; die Sache scheitert aber teils an dem Geldpunkte, teils daran, daß die Deutschen in Chile, wie sie behaupten, nirgends in Deutschland die Bekanntschaft eines protestantischen Geistlichen gemacht hätten, den sie hier heraus haben möchten. Jetzt herrsche zwischen den verschiedenen Religionsparteien vollkommener Friede; käme aber ein orthodoxer Geistlicher heraus, so wäre zehn gegen eins zu wetten, daß sich die beiden Parteien augenblicklich in den Haaren lägen, und einmal begonnen, wäre des Haders dann kein Ende. Alle Gründe dagegen fielen schon in dem einen zusammen, daß kein Geld da ist, ihn zu bezahlen. Die einzigen, die wirklich einen protestantischen Geistlichen in der Kolonie wünschen, sind die Frauen und nur vielleicht ein sehr geringer Teil der männlichen Bevölkerung. Die anderen aber sagen: wer das Bedürfnis fühlt, einen protestantischen Geistlichen hier zu haben, mag auch dafür bezahlen — wir steuern nichts bei, und damit ist dem Faß der Boden ausgeschlagen.

Sie wissen dabei recht gut, daß sie von Deutschland aus in dieser Sache Unterstützung bekommen könnten. Das preußische Konsistorium hat, wenn ich nicht irre, einen Fonds zu diesem Zweck, und der Gustav-Adolf-Verein würde ebenfalls beisteuern. An solche Hilfe knüpft sich aber eine Menge von Bedingungen, die von den deutschen Kolonisten mit Recht gefürchtet werden. Darin haben sie ganz recht: bekommen sie einen von den richtigen orthodoxen Geistlichen heraus, so ist der Krieg mit dem Katholizismus augenblicklich erklärt, denn diese Herren halten eine Menge von Dingen leider für ihre Pflicht, über die andere vernünftige Menschen den Kopf schütteln. Außerdem könnten sie einen solchen Geistlichen, wenn er ihnen von drüben gesandt wird und ihnen nicht gefällt, nicht wieder ohne große Schwierigkeiten und Umstände los werden, und der paar hundert Taler wegen ist es deshalb allerdings besser, sich nicht mutwillig in solche Gefahr zu begeben.

Der Katholizismus ist indessen, während die Protestanten ziemlich gleichgültig ihre Kinder katholisch taufen lassen, um so tätiger. In der südlicher gelegenen deutschen Kolonie Puerto Montt arbeiten die Jesuiten aus Leibeskräften und schicken sogar deutsche Mädchen in das Kloster nach St. Jago, um sie dort zu dem Lehreramt in der Kolonie vorbereiten zu lassen. Das hilft ihnen aber alles nichts, sobald die Auswanderung nach Süd-Chile einen frischen Aufschwung nimmt; denn mit kräftigen und neuen Elementen von daheim können sie den Jesuiten leicht die Stange halten. Freilich verliert das Vaterland aber auch in gleichem Maße wackere Kräfte; denn die Mucker und ähnliches Gelichter wandern leider nicht aus.

Ein komischer Fall kam vor kurzer Zeit vor, wo sich ein Israelit wollte taufen lassen, um ein chilenisches Mädchen heiraten zu können. Der katholische Pfarrer war er auch dazu bereit, aber — er hatte seine sehr großen Bedenken, ob er aus dem Israeliten gleich und direkt

einen Katholiken machen könne, und ob derselbe nicht erst vorher protestantisch getauft werden müsse. Es gelang erst später, ihn mit voller Überredung zu einer solchen „Parforcekur" zu bewegen.

Daß den Deutschen in Valdivia aber noch die alte Heimat in den Gliedern steckt, davon findet sich eine Menge Beweise, und der deutsche Humor hat manche alte Anklänge von daheim bewahrt. So ist auf einem der dortigen Häuser eine Wetterfahne, mit Schulze und Müller zum Auswehen, in Blech geschnitten, und zwischen Valdivia und dem Hafen laufen zwei sogenannte launches (Lichter oder kleine, offene Fahrzeuge), von denen der eine den Namen Eduard, der andere den von Kunigunden führt. Eduard und Kunigunde kamen beide stroman, als ich das letzte Mal in Corral war, und gehörten einem Herrn.

Auch der Totengräber (zugleich der Brunnengräber für die Stadt) ist nicht ohne Humor, und es wird eine Menge ziemlich guter Anekdoten von ihm erzählt. So soll er nach jedem Todesfall an des betreffenden Arztes Fenster klopfen und sich „schön bedanken", und als neulich ein neuer Arzt nach Valdivia kam, verlangte der satirische Bursche Zulage vom Magistrat.

Die spanische Sprache ist für den Deutschen, wenn er Vorkenntnisse im Lateinischen oder selbst im Französischen hat, nicht so schwer zu lernen; desto schwieriger aber für alle solche, die keine derartigen Vorkenntnisse haben. Es kommt ihnen keine einzige Vokabel aus irgend einer bekannten Sprache zu Hilfe, sie müßten sie denn künstlich herzuleiten suchen, wie jene alte, biedere Schwäbin. „Das klingt im Spanischen gerade wie bei uns," sagte sie, als sie erfuhr, daß vaquila eine „junge Kuh" hieß — „bei uns daheim nennen sie's auch a Kühala."

Die Stadt selber kann sich eigentlich architektonischer Schönheiten nicht rühmen, man müßte denn die hölzerne Säule ausnehmen, die auf der Plaza steht und wie ein einsam und riesenhaft aufgeschossener Spargel aussieht.

Die Gebäude sind alle von Holz so aufgebaut, wie es jeder seiner eigenen Bequemlichkeit nach für angemessen fand, nicht zwei einander gleich, weder in Höhe noch Breite. Auch die Kirche ist ein hohes und geräumiges, aber unendlich einfaches Gebäude, eine ganz neue hölzerne Ruine mit verwitterten Brettern und zerbrochenen Fensterscheiben, dem der letzte Sturm auch die letzte Schönheit und Symmetrie genommen hat. Früher zeigte ihre Front nämlich zwei hohe viereckige Türme, ebenfalls von leichter Schachtelarbeit; der letzte heftige Wind brach aber den einen dicht über der Wurzel ab und warf den ganzen Turm, wie er war, auf den Platz hinunter — glücklicherweise, ohne weiter etwas als sich selber zu beschädigen. Eine Reparatur ist seitdem nicht daran vorgenommen worden, denn man fürchtet sich wahrscheinlich, mit den alten, morschen Brettern anzufangen. Einige Quadras von der Plaza entfernt steht ein altes Kloster, das aber weit eher einer zeitgrauen, verwitterten Scheune gleicht. Das eigentliche Prachtgebäude der Stadt ist das neue Hotel Chile oder Hotel Springmüller, wie es auch genannt wird, mit aufgebautem Stock, breiter Front und rosafarbenem Anstrich, natürlich alles von Holz und im Innern mit dünnen, kaum etwas mehr als imaginären Wänden. Fast alle Häuser in Valdivia, wenigstens alle, in denen Deutsche wohnen, haben übrigens eiserne Öfen: eine sehr wohltätige Einrichtung, denn wenn es auch nur selten wirklich kalt wird, ist gerade das naßkalte Wetter des chilenischen Winters für den Körper das empfindlichste, und ein guter Ofen hilft da besser als zehn Kamine.

Die Stadt liegt unmittelbar an dem breiten und wirklich schönen Valdiviastrom, der ihr gerade gegenüber eine breite und lange Insel bildet. Diese Insel ist durchweg von Deutschen bewohnt, und zwar zumeist von den ältesten Ansiedlern dieses Distriktes, der Familie Anwandter, Kindermann und Herrn Schilke, welcher letztere hier eine großartige und ganz vortreffliche Gerberei

eingerichtet hat. Das gegerbte Leder bildet eine nicht unbedeutende Ziffer in dem Exporte Valdivias. — Ein sehr freundliches und großes Haus mit Balkon hat Herr Karl Anwandter dort drüben gebaut, mit einem sehr hübschen Garten und parkähnlichen Anlagen in dem benachbarten und geschonten Holze. Die Felder sind in bestem Stande gehalten, während die dort ebenfalls gelegene Brauerei ihr treffliches Gebräu über ganz Chile sendet. Die Insel ist jedenfalls der wichtigste Punkt von ganz Valdivia.

Valdivia, als die Hauptstadt des Distriktes, ist der Sitz eines Intendanten oder Gouverneurs. Ebenso liegt hier Militär, aber man sieht, wie sicher sich die Regierung in ihren Verhältnissen zu den benachbarten Indianern fühlt; denn die wenigen Mann, die hier stationiert sind, könnten keinem Angriffe, selbst des kleinsten Stammes, begegnen. — Der Chilene hält aber viel auf Musik, und mit so vielen Deutschen rund umher hat sich das chilenische Musikkorps auch eine Menge deutscher Melodien angeeignet, die dann gewöhnlich mit großem Wohlbehagen von der deutschen Bevölkerung aufgenommen werden. Eins aber scheint sie besonders gepackt zu haben, und — ich wollte, ich wäre dabei gewesen, als das chilenische Musikkorps eines Abends die Nachbarschaft mit dem Jägerchor aus dem „Freischütz" überraschte. Die Deutschen standen gerade vor ihrem Vereinslokal, und den alten, treuen Klängen konnten sie nicht widerstehen. Im Nu fielen alle ein, und in einem wahren Jubel, der aus allen Häusern neue Mitsänger lockte, zogen sie mit dem Musikkorps durch die ganze Stadt.

Während ich in Valdivia war, konnte ich auch Zeuge einer Munizipalitätswahl sein, bei der sich zu meiner Freude die Deutschen lebhaft beteiligten. Sie hatten ihre Versammlungen und standen in ihrer Wahl mit wenigen Ausnahmen fest zusammen, so daß sie der Seite, auf die sie sich neigten, den Sieg verschafften.

Die Oppositionspartei ließ zwar alle Minen springen, und Peons und Landleute wurden, wie das in den

südamerikanischen Republiken Sitte ist, für die Wahl gekauft und in Masse in die Stadt gebracht — aber ohne Erfolg. Ein Deutscher fragte einst einen der Leute auf dem Lande — mehr im Scherz, als wirklich die Sache selber glaubend — wieviel er für seine Stimme bekäme, und der Mann antwortete ganz ruhig: die Zeiten seien jetzt schlecht; früher hätten sie manchmal bis zu einer halben Unze bekommen, jetzt wären die Preise aber nicht selten bis auf vier Realen herabgedrückt — und das war ein Republikaner!

Leider war ich nicht imstande, die südlich von Valdivia liegende deutsche Kolonie Puerto Montt zu besuchen; was ich aber darüber hörte, sprach zu ihren Gunsten, wenn auch das Klima etwas kälter und unfreundlicher sein soll, wie in Valdivia selber. Der Hauptexport von dort sind Alercehölzer, die in Massen nach Valparaiso und Callao in Peru verschifft werden; doch wird auch viel Getreide dort gezogen, und die Deutschen sollen sich wohl befinden. Schon früher hatte eine deutsche Firma von Valparaiso eine Dampfsägemühle in Puerto Montt errichtet — und die Regierung bewilligt solchen Dampfsägemühlen besondere Vorteile in ihren Wäldern. Jetzt kürzlich ist noch eine zweite durch einen Amerikaner und Irländer in Angriff genommen, und alles zeigt, daß sich die Kolonie mehr und mehr heben wird.

So viel ist sicher, daß Chile ein vortreffliches Land für Ackerbau und Viehzucht ist, und der Wein ebenfalls, der in der Nähe von Concepcion gebaut wird, hält die Probe mit allen anderen südamerikanischen Weinen aus. Ja, der weiße Malaga übertrifft, meinem Geschmack nach, noch den berühmten Eliaswein von Peru an Feuer und Wohlgeschmack. Die Regierung tut ebenfalls ihr möglichstes, deutsche Einwanderer zu unterstützen, und macht dabei sehr vernünftigerweise keinen Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten. Die Geistlichkeit arbeitet freilich aus allen Kräften dagegen an, aber ohne Erfolg, und stärken sich erst einmal die protestantischen

Elemente durch größere Einwanderung, so werden auch manche Übelstände von selber schwinden, die jetzt noch eine natürliche Folge der Umstände sind. Jedenfalls befinden sich die Deutschen in Valdivia alle wohl — wenige natürlich ausgenommen, die eben keinen Trieb zur Arbeit haben, und deren gibt es ja in allen Ländern. Die Handwerker verdienen hübsches Geld und überarbeiten sich dabei doch nicht, denn ich habe noch keinen Ort in der Welt gefunden, wo der blaue Montag gewissenhafter gehalten würde. Die Landbauer haben ebenfalls reichlich zu leben und immer noch einen Teil ihrer Ernten zu verkaufen, und stellt sich noch außerdem der Goldgewinn der neuerdings in Angriff genommenen Minen günstig, so braucht man gerade kein Prophet zu sein, um der Kolonie Valdivia eine recht erfreuliche Zukunft vorherzusagen.

4.

Gen Patagonien.

I. In die Berge.

Während ich mich übrigens in Valdivia umsah, verlor ich mein Ziel, von hier aus Patagonien zu durchstreifen, nicht einen Moment aus den Augen. Allerdings gaben sich auch hier viele die Mühe, mir die dort drohenden Gefahren recht schwarz zu schildern, andere aber sprachen viel vernünftiger über die Sache, und ich war fest entschlossen, den Versuch zu wagen, wenn ich nur eben einen Dolmetscher finden konnte.

Das schien aber weit größere Schwierigkeiten zu haben, als ich je erwartete. Es hatte niemand Lust, den Ritt mit mir zu wagen, und ohne Dolmetscher hätte ich selber, wenn ich die tolle Fahrt auch unternehmen wollte, wenig oder gar keinen Nutzen davon gehabt.

Ein Chilene lebte allerdings in Valdivia, der früher ein sogenannter Capitano de Amigos gewesen und viel mit den Indianern verkehrt hatte, auch deren Sprache vollkommen gut verstand. Dieser erklärte mir aber rundweg: es sei jetzt die Tschitschazeit (oder die Zeit des Apfelweines), und in der möchte er die Indianer nicht um alles Gold der Welt heimsuchen, weil sie dann alle betrunken, wild und übermütig wären.

Nur wenige Tage blieben mir auch in Valdivia. Denn fand ich wirklich keinen Führer, so mußte ich mit dem nämlichen Dampfer zurück, um meinen Weg über Mendoza zu nehmen, da die Reise einen Monat später, der beginnenden Schneestürme wegen, wenn nicht unmöglich, so doch sehr beschwerlich durchzuführen war. Es drängte mich außerdem, Buenos Ayres so rasch wie irgend möglich auf einem oder dem anderen Wege zu erreichen; denn alle meine Briefe von daheim lagen seit acht Monaten in jener Stadt.

Am 20. morgens fuhr ich deshalb, mit traurigem Herzen meinen Plan aufgebend, von Valdivia ab, um den etwa zwei Stunden Fahrt von dieser Stadt gelegenen Hafen von Corral zu erreichen und dort wieder an Bord des Dampfers nach Valparaiso zu gehen. Nur wenige Minuten war es auch noch vor Abfahrt des Dampfers, als ein Boot von Valdivia herankam, in dem Professor v. Boeck, von dem ich dort oben Abschied genommen, saß und mir zurief, er habe einen Führer für mich gefunden. Den Burschen, eine Art Halbindianer, hatte er gleich mitgebracht. Viel Zeit blieb auch nicht zum Überlegen. In kaum zehn Minuten hatte ich mit dem Chilenen kontrahiert, mich nach Carmen, an der Mündung des Rio Negro — bis nach Buenos Ayres wollte er unter keiner Bedingung mit — zu begleiten. Rasch packte ich jetzt noch meinen Koffer aus, um das Notwendigste für den Ritt herauszusuchen, nahm Büchse und Zither mit von Bord und ruderte, während der Steamer aus der Bai hinausdampfte, nach Valdivia zurück.

Das Ganze war natürlich so rasch gegangen, daß ich gar keine Zeit zum Überlegen behalten hatte, und fast wie in einem Traume sah ich die wunderschönen Ufer des Valdiviastromes an mir vorübergleiten. Vor mir lag aufs neue das wilde Leben der Pampas, vor mir lagen wieder jene wilden Indianerhorden, deren Erscheinen gerade mein alter Correo in den Pampas damals so sehr gefürchtet, und die ich jetzt in ihrer eigenen Heimat aufsuchen wollte. Und was hatte ich nicht außerdem zu tun und zu besorgen: Pferde zu kaufen und Sattelzeug, Geschenke für die Indianer und Lebensmittel, und was ging mir alles dabei im Kopf herum! Mein künftiger Führer beurlaubte sich indessen, sobald wir wieder in Valdivia angekommen waren. Er mußte vor dieser Reise noch einmal nach Hause reiten; am 24. versprach er aber sicher zurück zu sein, wonach wir dann gleich aufbrechen konnten.

Zu der Reise hatte ich drei Pferde nötig: eins für mein nicht eben übermäßig schweres Gepäck, und zwei, um sie abwechselnd zu reiten. Pferde sind auch in Valdivia, besonders mit Anfang Winter, nicht teuer, und ich bekam drei recht gute Pferde für 78 Dollars. Dann ging ich daran, die nötigen Geschenke einzukaufen, als: Glasperlen, Tücher, Maultrommeln, Spiegel, Indigo, Tabak usw. — lauter Dinge, von denen man schon vorher wußte, daß man mit ihnen „einem längst gefühlten Bedürfnisse der Indianer" begegnete. Die Deutschen in Valdivia unterstützten mich dabei auf das freundlichste, wie sie denn auch den regsten Anteil an meiner Reise nahmen.

Am 24. kam mein Bursche aber noch nicht. Diese Leute haben keinen Begriff von Zeit und ihrem Wert. Ein Tag ist für sie wie der andere, und der morgende sieht ja genau so aus wie der heutige. Keiner von ihnen weiß sein eigenes Alter, weiß, welches Jahr, Monat, Datum oder Tag wir haben; sie kümmern sich auch nicht darum, nicht einmal um die Stunde, denn abends wird es dunkel und morgen früh genau wieder so hell wie heute.

Am 25. traf er endlich ein, und dadurch hatten wir schon einen wertvollen Tag versäumt, denn der wachsende Mond hatte ein herrliches Wetter gebracht, und dem schon eingetretenen Winter war, wie mir alle sagten, nicht zu trauen. Am 25. besorgte ich deshalb noch alles, was ich zu besorgen hatte, und brauchte am 26. bis zwei Uhr nachmittags, um meinen lässigen Führer, der ewigen Abschied von seiner Frau nahm, flott zu bekommen. Von einigen Freunden, dem Professor v. Boeck und Herrn Becker, begleitet, ritt ich an dem Tage noch sieben Leguas bis Calle-Calle; dort übernachteten wir, und früh am anderen Morgen brach ich allein mit meinem Führer auf, um die noch fernen Berge sobald als möglich zu erreichen.

Unser Weg hatte von Valdivia ab, mit Ausnahme einiger zum Fluß niederlaufender Hügelketten, durch ziemlich niedriges, von zahlreichen Bächen durchschnittenes Terrain geführt, in dem eine Menge gut gearbeiteter Chagras oder Farmen lag. Besonders trat hier der Valdivia eigens zugehörende Apfelbaum in den Vordergrund, und Äpfel wuchsen und reiften, wohin auch nur immer das Auge fiel.

Nahe bei Valdivia wohnten noch viele Deutsche; weiterhin zeigten sich chilenische Hütten; aber man brauchte wahrhaftig nicht zu fragen, welcher Nation die am Wege stehende Wohnung angehöre. Der erste Blick verriet es schon deutlich genug. Die Chilenen, welche nicht selten schon ein Vierteljahrhundert diese Plätze inne haben, leben noch immer in elenden, erbärmlichen Ranchos, die Erde ihr Fußboden, die Wand aus zusammengeschobenen, rohgespaltenen Klötzen hergestellt, das Dach so notdürftig aufgelegt, daß man im Innern, wenn es einmal tüchtig regnet, immer noch draußen ist. Die Deutschen dagegen, von denen erst wenige sechs oder acht Jahre im Lande ansässig sind, haben feste, gut gebaute und sauber gedeckte Bretterhäuser, Glasfenster, gelegte Dielen und gute Umzäunungen. Auch ihre Felder sind in gutem Stand, und daß sie sich dabei wohl befinden, be-

weisen schon die Vorräte, die sie von allen Lebensmitteln im Hause haben.

Der Chilene hat auch ebensowenig wie der Peruaner oder Ecuadorianer den rechten Sinn für Ordnung, Reinlichkeit oder gemütliche Häuslichkeit. Der gewöhnliche Chilene unterscheidet sich wirklich nur dadurch von dem Indianer, daß er, wenn irgend möglich, noch schmutziger ist und sich für einen Caballero hält; sonst ist er ziemlich ebenso braun und scheint auch ebensowenig Bedürfnisse zu haben.

Am nächsten Tage war der Himmel trübe, die Gegend lag in Nebel gehüllt; ich hatte dazu von meinen letzten Freunden Abschied genommen, hatte wieder einmal ein langes, ödes Stück Erdball vor mir, durch das ich einsam meine Bahn verfolgen wollte. — Kein Wunder also, daß mir nicht so recht froh und leicht ums Herz war, und ich unwillkürlich meinen wackeren Rappen schärfer austraben ließ, um der Gedanken ledig zu werden. Ich liebe die Dämmerstunde, aber sie dürfen nicht tagelang dauern, sonst drücken sie das Herz.

Der heutige Tag brachte uns aber auch in ein anderes Terrain. Denn wir folgten hier einem ziemlich breiten Fluß aufwärts, den wir fünf- oder sechsmal kreuzen mußten. Unseren unbeschlagenen Pferden wurde es sauer, über die großen, runden Kiesel wegzuschreiten. Die Strömung war außerdem, obgleich es eine ganze Woche nicht geregnet hatte, bei ziemlich tiefem Wasser sehr stark. Zwischen den Biegungen des Flusses zogen sich Wald- und Hügelstreifen hin, wie einzelne, ziemlich öde Pampas, deren dürftiger Weidegrund nicht eben den besten Boden verriet. An anderen Stellen trafen wir aber auch wieder fruchtbare Ebenen und vereinzelte Farmen, jedesmal von einem Wald von Apfelbäumen umgeben. Reisenden begegneten wir sehr spärlich, höchstens einmal hier und da einem Guasso, der von seiner Chagra aus in die Stadt ritt, oder einem einzelnen Indianer, der, seine langen, schwarzen Haare weit auswehend, vorübersprengte, um

Pferde zu suchen oder Vieh zusammenzutreiben. Auch Wild war nirgends zu sehen; denn es gibt kaum ein Land in der Welt, das so arm an jagdbarem Wild wäre, wie der Süden von Chile — den Norden von Chile vielleicht ausgenommen. Selbst nur wenig Vögel sah ich im Walde. Zum Teil mag das der Herbst entschuldigen, wenn es hier auch keinen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis gibt. Nur hier und da fiel das Auge auf ein paar starähnliche Vögel oder auf ein vereinsamtes Exemplar jener Kibitzart, die ich schon in den Pampas von Buenos Ayres gefunden, und die mich dort so manchmal durch ihr fatales und zudringliches Geschrei geärgert, wenn ich einen Hirsch oder ein anderes Wild anpirschen wollte. Sie sind hier auch ebensowenig scheu als dort und umkreisen den Reiter oft ganze Strecken weit. Nur einmal sah ich ein paar große, graue Sumpfvögel mit schnepfenartigem, vorn gebogenem Schnabel, die aber ebenfalls ruhig dicht neben den vorbeitrabenden Pferden sitzen blieben. — Es ist für mich etwas Trauriges und Ödes, so ein wildleerer Wald, und ich könnte mich nie wohl und glücklich darin fühlen.

Mein Führer ärgert mich indessen, indem er jeden uns Begegnenden anhielt und lange Besprechungen mit ihm pflegen wollte. Er gab vor, er erkundigte sich nur nach dem Stand der Dinge der „otra banda“, wie Patagonien auf dieser Seite der Kordilleren genannt wird. Ich machte dem aber bald ein Ende; denn wir kamen dabei nicht von der Stelle. Wir erreichten auch in der Tat nicht das Nachtquartier, das ich mir gesteckt, sondern mußten bei einem alten, sauertöpfischen Chilenen übernachten, der uns draußen vor dem Hause schlafen ließ und nicht das geringste zum Imbiß anbot. Zur Ehre der Chilenen muß ich aber hinzufügen, daß solche Ungastlichkeit keineswegs in ihrem Charakter liegt, und dieser Bursche auch deshalb in der ganzen Gegend berüchtigt war. Ganz sein Gegensatz war auch ein Landsmann von ihm, dessen Haus wir am anderen Abend erreichten und dem ich einen Brief von seinem Bruder in Valdivia mitbrachte.

Wenn ich sein eigener Bruder gewesen wäre, den Don Cernando Acharan in zehn Jahren nicht gesehen, so hätte er mich nicht herzlicher aufnehmen können. Ich brachte ihn kaum zum niedersitzen, so flog er herum und besann sich nur immer noch auf etwas anderes, was er herbeibringen könne. Er ruhte auch nicht, bis ich ihm versprach, den nächsten Tag, gerade den Charfreitag, bei ihm auszuruhen, was ich endlich, wenn auch nicht gern, zugestand, weil mein Führer ebenfalls sein Gewissen vorschützte, das ihm verbiete an diesem Tage zu reisen. Dergleichen Burschen denken nur bei passenden Gelegenheiten an ihr Gewissen; denn bei Don Fernando fand er reichlich gutes Essen und vortreffliche Tschitscha (den also genannten Äpfelwein dieser Gegenden). Übrigens war das Wetter auch noch vortrefflich und der Himmel vollkommen wolkenrein, so daß mit dem Aufenthalte eines Tages nichts verloren ging.

Unfern von Don Fernandos Wohnung, etwa eine Stunde Weges, lag die erste Lagune, Ranco genannt. Wir ritten bei dem wundervollsten Sonnenschein hinüber. Der ganze Weg lag durch dichten Wald mit herrlichem Baumwuchs, und nur an einigen Stellen hatten wir die bitterböse Kila zu passieren, die an manchen Stellen, besonders auf feuchtem Boden, den Wald zu einer fast undurchdringlichen Wildnis zusammenschlingt.

Diese Kila ist ein Rohr, dem amerikanischen Cane nicht unähnlich, fast wie eine dünne Bambusart, aber nicht hohl, sondern mit einem festen und harten, weißen Mark gefüllt. Ihre Dicke ist verschieden, doch scheinen die Halme nicht stärker als etwa $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser zu werden, während sich zahllose bindfadenähnliche Pflanzenschößlinge hindurchwinden, und mit ihren fast unzerreißbaren Trieben den Wanderer zur Verzweiflung bringen. Der Weg nach der Lagune war allerdings von diesen Hindernissen befreit, und bald lohnte uns den kurzen Ritt das herrlichste landschaftliche Bild, an dem mein Auge seit langer, langer Zeit gehangen.

Vor uns, ein blitzender, blauer, weitgedehnter See, lag im vollen Sonnenlicht, die wundervolle Ranco-Lagune, aus deren zitternder Flut sich zahlreiche, grünbewaldete Inseln erhoben. Den Hintergrund bildeten dazu die hier ebenfalls bis in die Gipfel bewaldeten Kordilleren, und vollblühende Myrtenbüsche neigten sich an beiden Seiten von dem Punkt, wo wir hielten, zu dem sandigen, sauber gewaschenen Strand nieder, an dem herauf gerade ein paar braune Indianer angesprengt kamen. Dort drüben, vom klarsten Sonnenlicht beschienen, lag auch der Paß, den ich überschreiten mußte, und dahinter die weite Pampa mit ihren Rudeln von Guanacos, Hirschen und Straußen und wilden Horden kriegerischer Indianer, so daß mir das Herz ordentlich sehnsüchtig schlug und ich die Zeit nicht erwarten konnte, in der ich zuerst in das neue, tolle Leben eintauchen mochte.

Gegen Abend ritten wir erst wieder zurück, und ich behielt noch Zeit genug, Don Fernandos „chagra" ein wenig genauer in Augenschein zu nehmen. — Der Hauptertrag dieser Landwirtschaften, die hier im Innern liegen, ist Vieh- und Pferdezucht und Käsefabrikation. Eine bedeutende Quantität von Käsen, die in Form und Geschmack viel Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Western reserve cheese haben, wird hier angefertigt und auf Maultieren nach Valdivia geschafft, um von dort wieder nach dem Norden verschifft zu werden. Der Käse bildet auch in der Tat einen Hauptausfuhrartikel der ganzen Provinz Valdivia. Außerdem wird noch Weizen und Gerste gebaut und Tschitscha aus den in Unmasse wachsenden Äpfeln gewonnen.

Und woher kommen überhaupt diese Apfelbäume, die nicht allein in Chile überall im Walde zerstreut gefunden werden, sondern auch bis weit nach Patagonien hinreichen? Die Ansiedler glauben, daß sie zuerst von den Spaniern herübergebracht wurden, die ja auch manche anderen Früchte, wie zum Beispiel Getreide und Wein, nach Peru getragen haben. Die Verbreitung des Apfel-

baums in diesen Landstrichen ist mir aber dafür so bedeutend, und ich glaube fast, daß der Apfel dem Lande schon eigentümlich war, als es die Spanier zuerst fanden. Und weshalb auch nicht? — Chile ist außerdem sehr arm an wilden Früchten, von denen doch jedes Land einige hat, und wie sich die Brombeere fast in allen Ländern der Erde wild findet, konnte hier ebensogut der Apfel heimisch sein. Es bleibt wenigstens unwahrscheinlich, daß er so häufig in dem wilden Patagonien steht, das von den Spaniern nur sehr selten, und dann immer in bewaffneten Scharen kämpfend durchzogen wurde. Die Apfelbäume, so manche Frucht ich auch von ihnen gepflückt, haben mich aber doch auch so schwer geärgert. Denn wo sie am Wege stehen, fassen sie mit ihren hartknorrigen, zähen Ästen den Reiter, der alle nur erdenkliche Kunststücke nötig hat, um ihrem Griffe auszuweichen und zu entgehen.

Viele Deutsche in der Nähe von Valdivia haben ihre Felder ganz nach alter deutscher Sitte urbar gemacht, und mit wahrhaft eisernem Fleiß auch die letzten Baumstümpfe ausgerodet, ehe sie daran dachten, den Pflug einzusetzen. Hier, mehr im Lande drin, macht es sich der Chilene bequemer und behandelt sein frisch urbar gemachtes Land ähnlich wie die Amerikaner, indem er die großen Bäume einriegelt, dadurch tötet und es der Zeit überläßt, sie gelegentlich umzuwerfen. Wo die Bäume nicht zu dicht stehen, ist es auch, meiner Ansicht nach, das ganz richtige Prinzip; denn es wird dadurch viel Arbeit gespart, und durch die stürzenden Bäume lange nicht soviel verdorben, als eben der Arbeitslohn kostet, um sie von vornherein aus dem Wege zu schaffen. Sind sie später abgestorben und dürr, so verbrennen sie soviel rascher, und es kann dann leicht damit aufgeräumt werden.

Die Pferdezucht ist hier nicht unbedeutend, und die Tiere finden überall, teils in den natürlichen Pampas, teils in sogenannten Quemados, wo der Wald abgebrannt

wurde, vortreffliche Weide. Zahlreiche Stellen habe ich auch, sowohl in der unmittelbaren Nähe Valdivias als weiter im Walde drin, gefunden, die in früheren Zeiten jedenfalls einmal urbar gemacht waren und jetzt nur soviel üppigeren Aufwuchs junger Bäume zeigen. Der gänzliche Mangel alter, verwitterter Stämme verrät diese am besten, und sie umgeben nicht selten so dicht einen ausgedehnten Weidegrund, daß der hindurchgehauene Pfad nur abgesperrt zu werden braucht, um die Tiere vollkommen und sicher einzuschließen. Durch das Dickicht können sie dort an keiner Stelle brechen.

Mein Bursche feierte indessen den Charfreitag, indem er ruhig im Schatten und auf dem Rücken im Freien lag, seinen Gedanken Audienz gab, meinen Tabak dazu rauchte und Don Fernandos Ttischtscha trank. Fleisch wollte er aber doch nicht essen, daß der gastfreie Chilene für mich allein hatte bereiten lassen, denn er meinte schmunzelnd, ich sei ja doch nun einmal kein Christiano, und könnte wenigstens von meinen Sünden einen nützlichen Gebrauch machen und mich zu der vor mir liegenden Reise stärken.

Am nächsten Morgen hatte er aber mit Tagesanbruch Kaffee bereitet; die Pferde wurden aus dem Portrero heraufgebracht, unser Packtier beladen, und er begleitete uns noch ein weites Stück in den Wald hinein, uns das Geleit zu geben. Als er, etwa um zwölf Uhr, Abschied von uns nahm, vermißte ich mein Teleskop, das ich in seiner Wohnung richtig vergessen hatte. Sennor Acharan wußte aber recht gut, wie notwendig ich das Teleskop in den Pampas brauchen würde, und ohne ein Wort weiter zu sagen, warf er sein Pferd herum, galoppierte den ganzen langen Weg zurück und sandte, daheim angekommen, ohne weiteres den Mayordomo mit dem vergessenen hinter uns her. Wir selber hielten keinen Augenblick an, sondern verfolgten unseren Weg um die Ranco-Lagune, jetzt eine Strecke selbst in der Lagune hin, wo das Wasser, wohl eine halbe Stunde weit, den

Pferden bis unter den Bauch ging, jetzt häßliche Hänge, durch Kila, Myrtenbüsche und Fuchsien hinauf- und hinabkletternd, kreuzten den Lifén, einen tiefen Bergstrom mit reißendem Wasser, erreichten wieder ebenes Land, passierten mehrere Indianerhütten, und hielten endlich, etwa fünf Uhr nachmittags, auf einem vortrefflichen Weideplatze für die Pferde, wo ein Halbindianer seinen kleinen Rancho aufgeschlagen hatte, um sich dicht daneben eine größere und bequemere Hütte zu bauen und das Land urbar zu machen.

Noch hatten wir aber den durch den schlechten Weg warm gewordenen Tieren die Sättel nicht abgenommen, als auf keuchendem Rappen der Mayordomo neben uns hielt und mir das vergessene Teleskop brachte. Der Mann war den Weg, zu dem wir den ganzen Tag gebraucht, in drei und einer halben Stunde herübergejagt, und sein armes Tier hatte meine Vergeßlichkeit büßen müssen. Er schien übrigens nicht das geringste darin zu finden, und ritt noch an dem nämlichen Abend zu der nächsten Indianerhütte zurück, die am Wege lag, um am nächsten Morgen wieder heimzukehren.

Der Abend war wundervoll, aber — der Wind drehte sich nach Norden; mein Führer machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sah häufig nach den Wolken hinauf, die sich höher und höher türmten, und ich selber traute dem Wetter ebenfalls nicht. Außerdem war es die erste Nacht, die wir im Freien kampieren mußten, denn unter dem kleinen Dache lag der Halbindianer mit seiner Familie und seinen Hunden, und es war kein Raum mehr für uns darunter. Ich stellte also, so weit das anging, ein notdürftiges Lager für mich her, indem ich meine dickste Satteldecke an den nächsten Büschen befestigte, wickelte mich in meine Ponchos und schlief, mit dem Kopfe auf dem Sattel, wie schon so manche Nacht vorher, ruhig ein.

Der Nordwind hatte aber nicht umsonst gedroht. Um neun Uhr etwa fielen die ersten Tropfen, dann setzte es

wenig aus, und um zwölf Uhr etwa goß es, was vom Himmel herunter wollte. Für uns gab es aber freilich keinen anderen Rat, als auszuharren und stillzuliegen, denn man macht das Übel sonst nur noch viel ärger. Als sich das Wetter am nächsten Morgen wieder aufklärte, war ich vollkommen zufrieden, rang meine Decke aus, packte mit meinem Führer unser Tier, sattelte auf und ritt eben weiter. Ich war etwas feucht geworden, und das muß man sich im Walde draußen gefallen lassen; wußte ich doch auch noch von Ecuador her kaum, wie einem recht trockenen Menschen zumute war.

Von hier bog unser Weg wieder durch weite prächtige Ebenen, hier und da von kleinen Farmen oder Chagras besiedelt, und wir ließen unsere Tiere deshalb auch besser austraben. Der Himmel gefiel mir freilich noch immer nicht, denn wenn sich auch der Wind nach Westen gedreht hatte, zogen sich doch lange Wolkenstreifen von Nord nach Süd, und ich kannte aus Erfahrung, was die bedeuten. Heute sollten wir übrigens einen der schlimmsten Ströme unseres Weges kreuzen, den sogenannten Pilian Leufu oder Teufelsfluß, der, wie der Hase unseres alten Magister Martin, „seinen Namen mit Recht führt". Leufu ist der Pehuenchen-Name für Fluß überhaupt, Pilian (oder Kilian?) ist der Teufel oder der schwarze Jäger — jedenfalls eine Verwechselung aus dem Freischütz.

Der Pilian spielt bei ihnen überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle. Er hat seinen Hauptsitz in dem Krater des Villa-Rica-Vulkans, den auch deshalb kein Fremder vor der Ernte besteigen darf, weil „the gentleman in black" darüber böse werden könnte. Ist die Ernte aber erst einmal eingebracht, so schadet das weniger.

Etwa vier Uhr nachmittags erreichten wir diesen berüchtigten Strom, der so reißend ist, daß schon selbst mancher Indianer seinen Tod darin gefunden hat, wenn er ihn, angeschwollen, kreuzen wollte, und der Pilian darin ist so leicht beleidigt, daß er bei dem geringsten Regen

seine Fluten donnernd und schäumend zu Tal wirft. Das gefährliche in diesem Strome sind aber erstlich die großen Steine und Felsblöcke, die ihn füllen und die er sich selber herabgewälzt hat, und dann sein kalkartiges, weißes und undurchsichtiges Wasser, unter dem der Reiter die darunter verborgenen Hindernisse gar nicht sehen kann, sondern sein Tier auf gut Glück gerade hindurchlenken muß. Nur die am schlimmsten kochenden und sprudelnden Stellen kann er vermeiden. Ist er aber hoch, und verliert das Pferd den Fußhalt, so kann es in dem rauhen Gestein selten wieder Boden finden; es wird eben mit fortgerissen und geht gar nicht selten mit dem Reiter verloren.

Die weiße Farbe des Wassers erklären sich die dortigen Indianer sehr leicht und einfach; sie sagen ganz ruhig: das komme von dem Schnee der Kordilleren her, und mein alter Kazike Kajuante sah mich sehr erstaunt an, als ich ihn fragte, weshalb die anderen Flüsse kein weißes Wasser hätten.

Der Pilian Leufu war schon etwas nach dem letzten Regen angeschwollen, wenigstens im Steigen, aber wir kreuzten ihn noch ziemlich gut, denn die längere Trockenheit vorher hatte ihn ziemlich heruntergebracht. Gleich dahinter mußten wir dann noch durch einen anderen, fast ebenso reißenden Strom, den Witchi Leufu, der aber klares Wasser hat, sich gleich darauf mit dem Pilian Leufu vereinigt und mit ihm zusammen in die östliche Lagune Mai Hue mündet. Nach einem halbstündigen Ritt erreichten wir dann die letzten Hütten Chiles, die Wohnung des Kaziken Kajuante, wo wir zu übernachten beschlossen, um am nächsten Morgen in die Kordilleren selber aufzubrechen. Dann hatten wir noch, nach einem halbtägigen Ritt, einen anderen bösen Fluß an der östlichen Seite, der bei trockenem Wetter aber jedenfalls keine Schwierigkeiten bot. Jedenfalls konnte ich in zwei bis zwei und einem halben Tage alle in der Regenzeit unpassierbaren Flüsse hinter mir haben.

II. Die Hütte des Kaziken.

Die Hütte zeigte eben nicht viel versprechendes, und keineswegs den Luxus an besonderer Bequemlichkeit, den man eigentlich in einer Kazikenwohnung hätte vermuten sollen. Die Wände dieses Palastes bestanden aus roh behauenen und schräg aufgestellten Planken, mit einem Binsendach und weder Tür noch Fenster; denn als Eingang dienten eben ein paar der zurückgeschobenen Planken, die abends oder vielmehr nachts wieder vorgehoben wurden, um den Hunden den allzufreien Eingang zu verwehren oder doch wenigstens zu erschweren; denn hinein kamen sie doch.

Der alte Kazike Kajuante war übrigens nicht zu Hause. Nur zwei kleine Burschen in braunen Ponchos, von vielleicht zwei und drei Jahren (der ältere war der Enkel und der jüngere der Sohn), ritten draußen Steckenpferd und warfen Bindfaden-Lassos nach den Hühnern und Hunden, welche letzteren uns mit einem wahren Heidenlärm empfingen.

„Wo ist der Kazike?"

„Tomando!" lautete die Antwort, die ich aber damals noch nicht verstand, wenn sie mir auch bald nachher klar genug werden sollte. — Tomando = im Begriff, zu nehmen — aber was?

„Tschitscha!" — Aha, dachte ich, er wird ausgeritten sein, sich ein Faß Äpfelwein zu kaufen, um einen Morgentrunk im Hause zu haben. Noch immer aber hielten wir, der indianischen Etikette gemäß, vor der Hütte auf den Pferden, denn man antichambriert hier nur im Sattel. Mein Führer schien indessen einem zu uns herausgekommenen jungen Burschen unsere ganze Lebensgeschichte auf das ausführlichste in der Sprache dieser Rothäute zu erzählen. Dieser verschwand dann wieder in der Hütte und wir — blieben sitzen. Der Himmel hatte sich aber, schon ehe wir die Hütte erreichten, wieder ganz umwölkt. Mein Kompaß sagte mir, daß der Wind aufs

neue voll nach Norden herumgegangen sei, und es dauerte nicht lange, so schlugen die großen, schweren Tropfen auf uns nieder — und wir blieben sitzen. Damit war mir aber nicht gedient; ich sprang aus dem Sattel, warf einen meiner Ponchos darüber und führte mein Pferd unter den nächsten, noch dichtbelaubten Apfelbaum, hing dann den anderen Poncho um und setzte mich auf einen umgestürzten Trog, die Entwickelung dieser etwas lästigen Etikette abzuwarten.

Dicht neben der Wohnung des Kaziken stand noch eine kleine, erbärmliche Hütte, in der zwei chilenische Familien wohnten. Die eine von den Frauen, die trotz der Nähe aller Flüsse und Lagunen Waschwasser jedenfalls nur dem Namen nach kannte, kam zu uns heraus und brachte mir eine Schüssel Kartoffeln in der Schale, wofür sie sich etwas Achi (roten spanischen Pfeffer) ausbat und sich zugleich teilnehmend erkundigte, ob ich auch mit Tabak versehen sei. Ich gab ihr etwas von beiden; denn umsonst darf man unter diesen Kindern der Natur nichts erwarten. Während ich aber noch die Kartoffeln im Regen verzehrte — denn ich hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen — kam der Bursche aus dem Hause zurück, und mein Führer erklärte mir jetzt, daß wir eintreten könnten: die Wohnung stände zu unserer Verfügung. — Das war wenigstens etwas. Wir sattelten rasch ab, daß Ladung und Reitzeug ins Trockene kamen; mein Führer nahm mit Hilfe des Burschen die indessen vollständig abgekühlten Tiere in den nächsten Cerro oder Weideplatz, und ich selber betrat aus dem jetzt niederflutenden Regen heraus das Haus, das ich — wie ich damals freilich glücklicherweise nicht ahnte — wochenlang bewohnen sollte.

Der innere Raum mochte ungefähr zwanzig Fuß Tiefe und fünfundzwanzig Fuß Breite haben. In der Mitte war ein großes Feuer angeschürt, das seine Funken zu dem mit schwarzglänzendem Ruß überzogenen Kilaboden hinaufsandte. An der rechten Seite waren einige

rohe, mit Fellen gedeckte Bettgestelle aufgeschlagen, links standen ein paar trockene Ochsenfelle, mit, wie ich später fand, Weizen gefüllt, und verschiedene kleine Schichten von Schaffellen verrieten die Stätten, wo abends an der Erde die verschiedenen Betten aufgeschlagen wurden. Im ganzen Hause herum hingen dazu an befestigten und graugeräucherten Stecken Sättel, Zäume, Lassos und Überhosen von rohgegerbter Haut. Selbst ein Fischnetz war in der einen Ecke untergebracht, und das Ganze glich auf ein Haar einer schmutzigen Rumpelkammer, in der seit Jahren nicht aufgeräumt worden.

Die lebenden Bewohner der Hütte, das heißt die sichtbaren, nahmen aber bald meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich fand, daß die jetzt anwesende kazikliche Familie aus der alten Dame des Hauses bestand — einem so schmutzigen Geschöpf, wie ich es je gesehen — dann aus zwei ganz kleinen Kindern, die sich in der Asche herumwälzten, zwei größeren Mädchen von vielleicht sieben bis acht Jahren, der Kronprinzeß, die etwa achtzehn zählen mochte und dick und fett war, einer jungen Frau mit zwei anderen Kindern, einem Mann, der in der Ecke auf dem Bette lag und krank schien, drei Chilenen, die an der linken Seite des Feuers saßen, und außerdem aus zehn Hunden, fünf Katzen, drei Enten, einer Truthenne mit sieben Jungen und sieben oder acht Hühnern. — Die Katzen lagen in der warmen Asche, die Hunde visitierten teils die Kochtöpfe, teils unser Gepäck, die Hühner waren, nach ihrer Art, überall, und nur die Enten schienen zeitweilig geduldet zu sein, denn wenn einer der Hunde — was fortwährend vorfiel — Hiebe bekam, gingen sie jedesmal in ordentlicher Reihe schnatternd zur Tür hinaus — kamen aber auch ebenso geschwind wieder herein.

An Gesellschaft fehlte es also nicht; die Hütte war aber nach stillschweigender Übereinkunft so abgeteilt worden, daß die Familie und überhaupt alle später hinzukommenden Indianer auf der rechten Seite des Hauses

blieben, während die Chilenen, welche sich dort ebenfalls als Gäste befanden, die linke okkupierten. Auf dieser hielten wir uns deshalb ebenfalls, schichteten unser Gepäck, so eng es ging, zusammen, hingen Sättel und Zäume außer dem Bereich der Hunde und Ratten, und kauerten uns dann zum Feuer nieder, wo ein paar junge Mädchen uns schon ein paar Sitze durch niedere, mit Schaffellen belegte Bänke hergerichtet hatten.

Draußen peitschte indessen der Regen aufs Dach, es war dazu dunkel geworden und der Platz hier im Innern so ungemütlich, wie er möglicherweise sein konnte. Aber was half's? Ich war ja auch darauf vorbereitet, ein wildes und rauhes Leben zu führen, und daß es hier beginnen müsse, hatte ich vorher gewußt. Glücklicherweise lag trockenes Holz genug im Hause, mit dem wir nichts weniger als sparsam umgingen. Dann stopfte ich mir meine Pfeife (Zigarren sind zu fein für einen solchen Platz), lehnte mich an einen der Strebebalken und blies den blauen Rauch resigniert in den anderen Qualm hinein.

Mir gegenüber saßen die weiblichen Bewohner der Hütte, die Frau des Kaziken (denn diese Indianer gehören wenigstens dem Namen nach dem Christentum an, und selbst die Kaziken haben nur e i n e Frau), die älteste Tochter, die Schwägerin derselben und drei junge Dinger, reifende Backfische. Die drei erwachsenen Damen waren dabei vollkommen gleich gekleidet. Besonders fiel mir ein Perlenschmuck auf, den sie um die Stirn wie ein Diadem trugen. Es war ein schmales, etwa zwei Zoll breites Band, auswendig mit Perlen in aneinander liegenden Dreiecken gestickt, von denen immer das mittelste aus weißen Perlen bestand. Bei der ungewissen Beleuchtung sah es denn auch in der Tat so aus, als ob sie alle schmale Kronen trügen, und ich glaubte damals, daß dies vielleicht eine Auszeichnung der Kazikenfrauen sei, eine Art von Kopforden, den die Männer verdient oder nicht verdient hätten, und der in einem der europäischen Kultur vorausgeeilten Zustand auch auf das schöne Geschlecht

überginge — eine Sache, zu der wir es in Deutschland auch noch einmal bringen werden. Später sah ich, daß ich mich darin geirrt, denn jedes alte Weib in der ganzen Nachbarschaft trug den nämlichen oder einen ganz ähnlichen Schmuck, der ihnen übrigens in den schwarzen Haaren gar nicht schlecht stand.

Die Kazikentochter war ein recht hübsches Mädchen, vielleicht ein klein wenig zu fett, aber mit einem runden, gemütlichen Gesicht, das recht gut einem deutschen, derben Bauernmädchen hätte gehören können. Sie trug dazu um den Hals eine wahre Unzahl von Perlschnüren, die wenigstens vier oder fünf Pfund wiegen mußten: schon ein wertvoller Schmuck, wenn man berechnet, daß das Pfund in Valdivia einen Dollar kostet.

Die Tracht der Frauen ist einfach, praktisch, kleidsam und züchtig. Sie tragen eine Art Rock von blauem Tuch, der bis auf die Knöchel hinabgeht und über die rechte Schulter hinüber, aber dicht unter dem linken Arm hindurchgeht. Er bedeckt dadurch vollkommen die Brust, läßt aber den linken Arm frei und nackt, da sie dessen ungehinderte Bewegung zu ihrer Spindel brauchen.

Über diesen Rock tragen sie dann noch eine Art Schultertuch, fast wie die Mädchen der Südsee, aber ebenfalls von dem dunklen, blauwollenen Stoffe, das ihre Arme vollständig bedeckt und sie warm hält. Die Haare hält das Stirnband zusammen, doch flechten sie dieselben auch noch in zwei bis unter die Schulterblätter reichende Zöpfe, die aber unten stets offen sind. Natürlich gehen sie barfuß.

Die Männer gehen ebenso einfach gekleidet. Sie haben dunkelblaue, eng anliegende Hosen, ein Tuch um die Hüften, wie der Pareu der Südsee oder der Sarong Javas, und den Poncho. Um die langen, schwarzen und straffen Haare binden sie ein dunkles, schmuckloses Band; die Füße sind nackt, und steigen sie zu Pferde, so schnallen sie die Sporen eben an den nackten Fuß. Merkwürdigerweise ist die Hautfarbe aller dieser Indianer, nur mit

Ausnahme einzelner, die aber wahrscheinlich weiter vom Süden stammen, außerordentlich hell. Sie sind kaum um einen Schatten dunkler als die Chilenen, und nur die Gesichtsform trägt ganz den Typus des nordamerikanischen Indianers. Ich habe Indianer hier gesehen, die neben einem sonnverbrannten deutschen Bauern hätten für weiß gelten können.

Heute abend blieb mir aber nicht mehr Zeit zu weiteren Betrachtungen, denn ein wilder Schrei, der plötzlich von außen in unsere stille Hütte tönte, störte alle auf. „Der Kazike!" sagte der eine der Chilenen, und die Frauen schürten das Feuer heller und breiteten ein paar Felle und einen Poncho darüber an der anderen Seite aus. Draußen in der stockfinsteren Nacht klapperten die Hufe eines Pferdes; wieder der Schrei, der aus gar keiner menschlichen Kehle zu kommen schien, dazu das laute Gebell oder vielmehr Geheul der Hunde, und während das einfache Brett umfiel, welches zum Teil die Tür bildete und draußen in den Schlamm patschte, füllte die breite, kräftige Gestalt des alten Kaziken den Eingang. Dort blieb er etwa eine halbe Minute stehen und stierte mit seinen glanzlosen, trunkenen Augen rund um das Feuer herum. Uns Fremde schien er aber doch dabei bemerkt zu haben, denn er raffte sich plötzlich zusammen, tat ein paar feste Schritte vorwärts, erreichte einen ihm rasch hingeschobenen Sitz und starrte dann wohl eine Viertelstunde lang, ohne ein Wort zu sprechen, die beiden Hände auf die nassen Kniee gestützt, finster in die vor ihm aufzüngelnde Flamme.

Seine Frau bog sich jetzt zu ihm nieder und meldete ihm wahrscheinlich offiziell unsere Anwesenheit, ohne daß er jedoch auch nur durch ein Zeichen verriet, er höre, was sie ihm sage. Endlich stammelte er einige Worte, und mir wurde bedeutet, daß ich vortreten solle. Der Kazike wolle mich begrüßen. Natürlich folgte ich ohne weiteres dem Befehl und blieb vor dem alten Indianer stehen, der mich einen Moment von Kopf bis zu Füßen betrachtete.

„Aleman?“ fragte er dann mit etwas schwerer Zunge. — „Si!“ — „Bueno!“ Die Deutschen sind bei den Indianern nicht ungern gesehen, und er reichte mir die nasse Hand (der ganze Mann troff noch von dem draußen niederflutenden Regen), die ich ihm derb schüttelte. Augenscheinlich wollte er noch irgend etwas sagen, aber es mochte wohl nicht recht gehen; er fühlte vielleicht, daß er sich möglicherweise eine Blöße geben könne, und brach die Audienz kurz ab. Er zog seine Hand zurück, winkte mir huldvoll und nicht ohne Würde, daß ich mich entfernen könne, und stierte wieder schweigend vor sich nieder. Das dauerte aber nur ganz kurze Zeit; denn mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte die Familie einen Poncho vor das schon hergerichtete Lager gespannt, der ihn, von unserer Seite aus, jedem neugierigen Blick entzog; der Kazike machte bloß eine halbe Wendung nach rechts und schien dann sanft und selig eingeschlafen; denn er rührte und regte sich nicht weiter.

Uns blieb ebenfalls nichts weiter übrig, als unser Lager aufzusuchen; denn das Feuer brannte nieder. Durch die überall klaffenden Spalten der Hütte zog der kältende Wind, und nach sechs, sieben Pfeifen schmeckte mir selbst der Tabak nicht mehr. Die Chilenen hatten sich überdies schon ihr „Bett“ hergerichtet, und ich tat jetzt dasselbe, nahm ein paar Schaffelle des Packsattels als Pfühl, breitete eine Satteldecke darüber, nahm die andere und meine beiden Ponchos zur Zudecke, schob den Sattel unter den Kopf und hielt, alter Erfahrung gemäß, meinen Überzieher bereit, ihn nötigenfalls über das Gesicht zu decken — und wie hatte ich ihn nötig!

Der Platz war durch die vielen Gäste, Inwohner und Hunde der Hütte sehr beschränkt, und da die Chilenen, ebenso wie die Nordamerikaner, die liebenswürdige Angewohnheit haben, den Platz, wo sie sitzen, durch Spucken immer in eine ekle Pfütze zu verwandeln, so hatte ich mir die entfernteste Ecke ausgesucht, um mein Lager dort aufzuschlagen. Mit den Eigentümlichkeiten der Hütte aber

noch nicht bekannt, war ich unglücklicherweise unter eine innere Dachtraufe gekommen, die ihre schweren Tropfen unerbittlich auf meinen Kopf niedersandte. In der Stockdunkelheit ließ sich indes das Lager für diese Nacht nicht mehr verändern, ich mußte aushalten, zog mir also meinen Überrock über den Kopf, um den Regen aufzufangen, schloß die Augen und wäre augenblicklich, meiner Gewohnheit nach, eingeschlafen, hätte mich nicht noch einer der Chilenen, ein sogenannter Capitano de amigos, die gewissermaßen als Spione zwischen den Indianern leben, durch sein Geschwätz wach gehalten. Er erzählte von seinen unzähligen Löwenjagden, sprach unaufhörlich von seiner Geistesgegenwart und Behendigkeit, und redete noch immer allein fort, als die anderen schon sämtlich um ihn her schnarchten. Auch ich schlief endlich ein und hörte nur noch in einem halben Traume, wie er etwa den siebenundzwanzigsten Löwen auf einen Baum jagte und dann — ich weiß nicht mehr was tat.

Und was für ein Regen in dieser Nacht! Ein paarmal wachte ich auf und hörte den Wind draußen heulen und toben, hörte die Wasser des nicht einmal nahen Flusses rauschen, und fühlte das ganze Elend meiner Lage in dem Privatguß, den ich auf mein hartes Bett bekam. Hielt der Regen an, grübelte ich weiter, so war es fast unmöglich, daß wir den nächsten Tag reiten konnten, und noch einen ganzen Tag in dieser Hütte verbringen? Ich glaubte wahrhaftig schon, ich müßte verzweifeln — ich wußte damals noch gar nicht, was ein Mensch aushalten kann — wenn er muß.

Am nächsten Morgen war ich mit Tagesanbruch auf, und noch immer goß es; der Wind hatte sich aber mehr nach Westen gedreht, die Wolken fingen an, sich zu teilen, und es sah aus, als ob es sich den Tag über aufklären könne. Mein Führer nahm die Sache kaltblütiger; er blieb ruhig unter seiner Decke liegen, und als ich ihn endlich wachrüttelte und ihm sagte, daß wir aufbrechen wollten, sobald der Regen nachließe, erklärte er mir sehr

ruhig und entschieden, daß heute gar kein Gedanke daran sei, da die Flüsse viel zu sehr angeschwollen wären und jedenfalls erst wieder ein wenig ablaufen müßten.

Ich glaubte ihm nicht, denn er war ein nichtsnutzig fauler Gesell, dem nichts erwünschter kam, als ein sogenannter Ruhetag. Die Chilenen aber, die ich darum befragte, und welche die Umgegend genau kannten, bestätigten seine Worte vollkommen. Der Fluß, den ich an dieser Seite der Kordilleren von hier ab siebenmal aufwärts kreuzen mußte, sei fast so schlimm wie der Pilian Leufu, ein wahrer Teufel, wenn angeschwollen, mit einer reißenden Strömung, und dazu voll mächtiger Felsblöcke, zwischen denen hin an ein Schwimmen gar nicht zu denken sei. Zum Überfluß erzählten sie mir auch noch ein paar Mordgeschichten von verschiedenen Indianern, die den Übergang hatten erzwingen wollen und dabei verunglückt seien, und rieten mir dann, meine Zeit ruhig abzuwarten; denn erzwingen ließe sich einmal die Sache nicht. Überdies befände ich mich ja hier noch unter „Christianos“ und sei gut aufgehoben; was wollte ich also mehr?

Sie selber hatten ebenfalls heute in das flache Land zurück aufbrechen wollen und konnten ebensowenig fort wie ich, denn der Pilian Leufu tobte, daß man es hier im Hause hören konnte. Der ließ weder Pferd noch Menschen durch, wenn er einmal seine tolle Laune hatte. Schöne Aussichten! Ich zündete mir in Verzweiflung wieder meine Pfeife an und setzte mich zum Feuer nieder, an dem mein dickes Indianermädchen emsig beschäftigt war, Kartoffeln zu braten und einen Topf zum Sieden zu bringen.

Mein alter Kazike hatte indessen noch ruhig fortgeschnarcht, um den gestrigen Rausch ganz auszuschlafen; durch unser Sprechen war er aber ebenfalls munter geworden, richtete sich auf, schüttelte sich die langen, schwarzen Haare aus der Stirn, sah einmal nach dem Wetter und ließ sich dann am Feuer nieder, an dem er eine Weile schweigend saß. Endlich redete er meinen Führer in

seiner Sprache an, und daß sich die Unterhaltung auf mich bezog, hörte ich aus dem oft vorkommenden Wort „Aleman". Alle diese wilden Stämme, sei es in Amerika, Asien, Australien oder Afrika, sind nämlich in sehr erklärlicher Weise genötigt gewesen, eine Unzahl von Fremdwörtern in ihre Sprache aufzunehmen, da sie eine Menge Dinge kennen lernten, für die sie selber nicht einmal einen Namen hatten, und deren Benennung sie deshalb auch beibehielten, wie sie ihnen gebracht wurde. Uns Deutschen ist es mit vielen Sachen nicht besser gegangen, wie zum Beispiel mit den Wörtern Tee, Ananas, Tabak, Orang-Utang usw. Die Nation, die den Eingeborenen eines fremden Landes zuerst das Neue brachte, überlieferte ihnen auch zugleich das Wort dafür, wie wir es am deutlichsten im ostindischen Archipel sehen, wo die Fremdwörter geteilt portugiesischen, spanischen, holländischen und selbst englischen Ursprungs sind. Diese Indianer aber, die bis jetzt fast nur mit den Abkömmlingen der spanischen Rasse in Berührung kamen, haben deshalb auch nur spanische Fremdwörter aufgenommen, die ihrer eigenen Sprache jetzt vollkommen einverleibt sind.

Mein Führer, der ruhig zuhörte, bis er geendet hatte, wandte sich dann an mich und übersetzte mir: der Kazike sage, das Wetter sei viel zu schlecht, als daß ich jetzt weiter reisen könne; ich solle aber nur ruhig bei ihm bleiben, er würde mich gern im Hause behalten und mir dann, wenn die Flüsse gefallen wären, auch noch einen Brief an den nächsten Kaziken der „Otra-Banda" mitgeben, der mir dort ebenfalls freundliche Aufnahme sichere. Heute aber, da wir nichts Besseres zu tun hätten, wollten wir einmal hinüberreiten und ein paar gute Freunde von ihm besuchen, die ganz vortrefflichen Tschitscha hätten.

Jetzt mußte ich mich auch noch bedanken, daß ich längere Zeit in einem so schauerlichen Loche zubringen durfte, und der Alte mich nicht im Regen hinaus vor die Tür setzte. Er meinte es aber doch gut und bot mir ja alles, was er selber hatte, zur Mitnutznießung an,

wußte aber auch sehr wohl dabei, daß das nicht so ganz umsonst geschehen würde, wenn er auch nicht das geringste selber dafür forderte. Mein Führer gab mir übrigens einen vollkommen deutlichen Wink, daß jetzt die passende Zeit gekommen sei, ein paar kleine Geschenke anzubringen, und als ich an meinen Ledersack ging, um das betreffende herauszunehmen, setzte sich der Kazike Kajuante in Positur, um auch den „Tribut" würdevoll zu empfangen.

Übrigens schienen seine Ansprüche nicht hoch gespannt. Ich gab ihm etwas Indigo, den ich schon vorher in kleine, etwa zwei Lot haltende Düten gebracht hatte, ferner etwas Tabak, den er mit besonderem Vergnügen betrachtete, dann noch ein buntes Tuch, der Tochter einige Glasperlen und der alten Madame Kazike eine Schere, und hatte mir damit die Herzen sämtlicher Inwohner gewonnen. Außerdem entzückte ich den Kaziken auch noch durch eine Maultrommel, und sein Entschluß stand jetzt fest, daß ich mit ihm hinüberreiten solle, um Tschitscha zu trinken. Indessen wurde das Frühstück serviert. Das einzige Hausgerät der Hütte bestand in einem hölzernen Kasten, der die wenigen Habseligkeiten der Familie in sich schloß, und dabei zugleich als Tisch oder Stuhl diente, wie es die Umstände gerade erforderten. Auf diesem Kasten wurde serviert, das heißt, ich aß, als ausgezeichneter Fremder, mit dem Kaziken aus einem Troge, den uns die Tochter auf den Kasten setzte. Man erwartete natürlich von jedem Gaste, daß er seinen eigenen Löffel und sein eigenes Messer mitbringen würde — Gabeln fielen natürlich nicht vor — und da ich mir beides herbeigeholt, begannen wir, jeder auf seiner Hälfte, den Angriff auf ein nicht unschmackhaftes Gericht von klein geschnittenen Kartoffeln und Fleischstücken. In der Asche gebratene Kartoffeln vertraten die Stelle des Brotes. Der Alte war auch unendlich liebenswürdig. Obgleich er sich heute morgen noch nicht — und gestern wahrscheinlich ebensowenig — gewaschen hatte, griff er doch von Zeit zu Zeit mit den Fingern in den Trog, suchte ein recht gutes Stück

heraus und schob es mir dann auf meine Seite. Natürlich mußte ich es essen, und manche andere kleine Annehmlichkeiten der Umgebung dienten ebenfalls nicht dazu, die Mahlzeit so recht appetitlich zu machen. Aber was half's! Ich biß die Zähne aufeinander — war es doch nur auf kurze Zeit — verschluckte meine Bissen und stand endlich gesättigt von unserem Kastentisch auf. Was aber noch in der Schüssel blieb, nahm der Alte einzeln mit den Fingern heraus und überreichte es als ein Zeichen besonderer väterlicher Zuneigung seinen verschiedenen Kindern, die dem bald ein Ende machten.

Sämtliche zehn Hunde standen während des Dejeuners mit offenen Mäulern um den Kasten und bekamen vorn von dem Alten Sehnen und Knochen, die er selber nicht beißen konnte, und hinten von den Kindern permanente Hiebe, an die sie sich aber nicht im mindesten kehrten.

Noch lagerten mit uns in der Hütte auf der indianischen Seite ein paar Indianer, weitläufige, aber arme Verwandte des Kaziken, die in der Arbeitszeit für ihn arbeiteten, im Winter mit ihm faulenzten und das ganze Jahr von ihm gefüttert wurden. Diese, wie die Chilenen, hatten ihre Tröge mit der nämlichen Kost und ebenfalls immer zu zweien vor sich auf die Erde gesetzt bekommen und gaben die geleerten dann mit einem unausweichlichen Dios lo paga (Gott bezahl' es) zurück. Dios lo paga brauchte ich aber nicht zu sagen; denn ich wußte recht gut, daß ich die Zeche noch auf Erden selber zu berichtigen hätte.

III. Tomando.

Die Verwandten des Kaziken hatten sich nach dem Frühstück entfernt, um die Pferde herbeizuholen, und diese standen denn auch bald darauf angebunden vor der Hütte, da mein alter Kajuante nicht gern die schöne Zeit versäumen wollte. Ich selber konnte auch heute nichts

vornehmen, und wer wußte, ob ich jemals wieder im Leben ein ordentliches Tschitschafest der Indianer zu sehen bekam! Jedenfalls war es den kurzen Ritt wert, und der Alte versicherte mir feierlich, wir wären gewiß in einer Stunde wieder zurück. Er habe selber gestern ein wenig zu viel getrunken und wolle heute solide leben.

Der Himmel hatte sich indessen dicht umzogen, und zu meinem Schrecken fing es schon wieder an zu regnen. Ich bekam aber ein braunes Pferd des Kaziken ohne Sattel vorgeführt, das statt des Zaumes ein in den Unterkiefer geknüpftes Band trug. Meinen eigenen Sattel mochte ich nicht gern auflegen, um ihn trocken zu halten, und saß dann bald mit unserer kleinen Kavalkade zu Pferde. Der Kazike voran, ich dicht hinter ihm, die anderen in langer Reihe dem schmalen Pfad folgend, sprengten wir in voller Flucht auf dem bloßen Rücken der Tiere bergauf und ab, der Tschitschahütte zu, die ich mir eigentlich viel näher gedacht hatte. Der Regen schien ebenfalls darauf gewartet zu haben, bis er uns unterwegs wußte, und brach dann mit vollem Wetter los. Aber durch Busch und Dorn und kleine angeschwollene Bäche ging's vorwärts, bis wir endlich offeneres Land erreichten und nebeneinander dahinjagen konnten. Niederes Buschwerk mit einzelnen Baumgruppen stand hier auf weichem, üppigen Grasboden, und noch weiterhin kamen wir plötzlich in Sicht der reizenden Mayhue-Lagune, die ihre grünen Fluten schon von den Armen der Kordilleren umschlossen sieht.

Von der Landschaft ließ sich in dem grauen Unwetter freilich nicht viel erkennen, denn wie durch ein Bindfadengitter schien die ganze Welt verschleiert. Unser alter, breitschulteriger Kazike dachte aber auch jetzt gar nicht daran, sich bei landschaftlichen Szenen aufzuhalten. Dort vor uns, gar nicht weit von dem Ufer des Sees entfernt, lag die Hütte, aus der wir schon den dicken, trüben Qualm hervorwirbeln sahen, und mit einem Jubelgeschrei stieß er seinem erschreckten Tiere die Sporen dermaßen in die

Flanken, daß es mit einem einzigen Satz vom Boden emporschnellte. Vorwärts ging es in voller Flucht den letzten Hügel hinauf, und wenige Sekunden später hielten wir sechs Reiter in einer Linie auf unseren dampfenden Tieren gerade vor dem niederen Eingang der Hütte, aus der heraus uns ein wüster Lärm und warmer, ungesunder Dunst entgegenquoll. Im Innern der Hütte aber waren die heranklappernden Hufe auch nicht unbeachtet geblieben. Ein paar Köpfe fuhren zuerst heraus — schmutzige, gelbbraune Gesichter mit verwilderten Haaren und Augen — und dann schien sich der kleine Raum zu leeren; denn zehn, zwölf Menschen — sie konnte kaum viel mehr halten — kamen heraus, um uns jauchzend zu begrüßen. Auch keinen trockenen Willkommen brachten sie uns in dem nassen Wetter, denn jeder von ihnen hielt wenigstens e i n altes, schmutziges Kuhhorn in den Fingern, das mit einer trüben, grünlich-gelben Flüssigkeit gefüllt war und zuerst, vielleicht in einer Art Etikette, dem Kaziken geboten wurde. Drei, vier halbtrunkene Burschen umdrängten aber indessen mein Pferd und bettelten mich, eins der schauerlichsten Exemplare von einem Chilenen zum Dolmetscher, um Tabak an.

Glücklicherweise hatte ich schon früher andere Chilenen kennen gelernt; denn wäre ich ihnen hier zuerst begegnet, so würde ich einen traurigen Begriff von ihnen bekommen haben. An den Grenzen der Zivilisation treibt sich aber in allen noch halbwilden Ländern die Hefe der Bevölkerung herum, um das, was sie den Indianern durch List oder Diebstahl ablocken können, für alle Laster der Zivilisation einzutauschen. In Schmutz, Trunkenheit und Fluchen übertreffen sie aber noch immer den roten Sohn der Steppen, der nicht imstande ist, ihnen alle jene rohen, ekelerregenden Wörter so rasch und unaufhörlich nachzulallen — oder sich vielleicht auch deren schämt. Mir war der Geselle gleich vom ersten Augenblick an verhaßt; trotzdem aber, und obgleich ich mir außerdem lieber eine passendere Stelle ausgesucht hätte, meinen mitgebrachten

Tabak zu verteilen, als in dem flutenden Regen, kam ich doch nicht los, ohne wenigstens etwas herzugeben. Die Indianer begnügten sich dabei dankbar mit dem kleinsten Stück, das eben zu einer Zigarette ausreichte; der Chilene wollte immer noch mehr, und erst, als er fand, daß er wirklich nicht mehr bekam, reichte er mir sein Tschitschahorn mit dem Labsal dar. Das verweigerte ich allerdings; ein paar Indianer kamen aber ebenfalls gutmütig mit ihren Hörnern auf mich zu, und diesen mußte ich endlich „Bescheid trinken" — eine auch bei ihnen gebräuchliche Sitte.

Brrrrrr! Es war ein schauderhaftes Getränk, kalt, säuerlich, matt und doch eine Menge faulen Fusels enthaltend, der dem Trinkenden nur zu leicht zu Kopfe steigt. Und dazu das schmutzige, ekelhafte Gefäß von *diesen* Gestalten und diesen Fingern dargereicht, aber

Ein Reisender ist so gewohnt,
Aus Artigkeit fürlieb zu nehmen

und ich war artig. Zur Belohnung wurde uns dann aber auch gestattet, abzusteigen, und den rohen Zügel meines Pferdes über den nächsten Zaun werfend, betrat ich jetzt zum erstenmal ein echt indianisches Gelage, das in seiner Art vielleicht einzig in der Welt dasteht.

Tschitscha, der gegorene Saft armer, mißhandelter, geschlagener, getretener, gequetschter Äpfel, die es sich vielleicht nie im Leben ahnen ließen, welch ein ekles, widerliches Gift sie unter ihrer rotbäckigen Schale trügen. Tschitscha! Der Name schon allein verfolgt mich durch ganz Südamerika, von Ecuador nieder, durch Peru, bis hier tief nach dem Süden von Chile herunter. Ob aus Zuckerrohr, Mais oder Äpfeln gebraut, der Trinkende nennt es *Tschitscha*, und schwelgt in dem Genuß. Aber immer noch zehntausendmal lieber diese Tschitscha aus Äpfeln (Mansanen, sagen die Deutschen in Valdivia), als aus Mais, wo die ganze Nachbarschaft erst den Mais kaut und dann wieder in den dazu bestimmten Topf spuckt, damit er schneller in Gärung übergehe. Der Leser mag

mir die schlichte Beschreibung verzeihen, wenn ich es aber habe trinken müssen, wird ihm das Lesen weiter keinen Schaden tun.

Die Maistschitscha, die ebenfalls in ganz Südamerika getrunken wird und das Gute hat, daß sie zu jeder Zeit fabriziert werden kann, während die Äpfel nur ihre gewisse Zeit einhalten, hat einige Ähnlichkeit mit der Cavawurzel der Südsee-Inseln, die bekanntlich auch erst gekaut wird.

Bei dieser Tschitscha geht es mir übrigens immer, wie bei manchen anderen, dem Laien unbegreiflichen Dingen — ich begreife nämlich nicht, wie die Leute zuerst auf etwas derartiges gekommen sind, und wenn sie darauf kamen, daß sie es nicht augenblicklich wieder aus dem Fenster warfen. Aber diesen Leuten scheint es ein wahrer Genuß, nur betrunken zu werden — durch welches Mittel, bleibt sich vollkommen gleich — und irgend eine Flüssigkeit, die diesen Zustand nicht hervorbringen kann, verachten sie so weit, daß sie sich nicht einmal damit waschen mögen.

Und wie sah es im Innern dieser Hütte aus! Ich hatte im Anfang geglaubt, daß uns aus dem kleinen Raume, der sie beherbergte, sämtliche Insassen entgegengekommen wären, mich dabei aber vollständig geirrt. Der enge, dunstige Raum war noch gepreßt voll Menschen. Wie wir sechs neu Hinzugekommenen mit den Hinausgegangenen noch alle Platz finden sollten, begriff ich nicht recht — und doch wurde es möglich gemacht. Der innere Raum war aber auch durch kein Hausgerät oder Möbel, welchen Namen es immer führen mochte, beschränkt; ein einziges großes Faß ausgenommen, das in der einen Ecke aufrecht stand und in der Mitte etwa angebohrt war. Die trübe, hellgrüne Tschitscha quoll hier ununterbrochen in einem Strahl, etwa von der Stärke meines kleinen Fingers, heraus, und wenn sich die Öffnung einmal durch ein Stück halbfauler Apfelschale oder sonst etwas ver-

stopfte, so brauchte die Hebe dieses Platzes nur mit dem Finger das Hindernis wegzustoßen oder hineinzublasen, und der Quell floß aufs neue.

So rasch die Tschitscha ausströmte, so rasch wurde sie von den Umsitzenden getrunken, und ich überzählte flüchtig fünfzehn Frauen, die an der einen Seite der Hütte saßen — bunte Reihe schien nicht statthaft — und siebzehn Indianer, ohne unseren neuen Zuschuß von sechs Mann — die Kinder und Hunde, welche sich dazwischen herumtrieben, natürlich nicht mit gerechnet. Jeder der Insassen hielt dabei eines jener ungewaschenen Trinkgefäße, ein Kuhhorn, in der Hand, und manche der ältesten und ausgezeichnetsten Trinker hatten deren sogar zwei als eine Art Wechselwagen, damit sie nicht so viel Zeit durch das Wiederfüllenlassen verlören. Wie mir der eine sagte, hatten sie etwa erst vor einer Stunde angefangen (denn gestern waren zwei eben solche große Fässer geleert worden) und waren deshalb noch frisch bei Kräften. In meinem Leben habe ich aber nicht ein solches Trinken — Saufen sollte man eigentlich sagen — gesehen, und ich begreife wahrlich nicht, wo die Leute nur die Masse des Getränkes lassen konnten. Es war aber in der Tat, wenn einer von ihnen das Horn ansetzte, als ob der Stoff in einen Schlauch, nicht in eine menschliche Kehle geschüttet würde, und trotz der noch frühen Tageszeit war schon die Hälfte der Anwesenden angetrunken.

In der Mitte der Hütte war ein kleines Feuer angezündet, das aber weit mehr Qualm als Wärme verbreitete, und doch diente der stinkende Rauch wesentlich dazu, die mit anderen faulen Dünsten verpestete Atmosphäre zu reinigen. Dicht am Feuer lagen auch ein paar andere Stücke Holz, die zum Sitzen dienten und, als Landes-Luxus, mit Schaffellen überdeckt waren. Eins von diesen wurde mir, wie ich anfangs glaubte aus Höflichkeit, zum Sitz angewiesen. Ich fand aber bald, daß sie mich nur hatten in die Mitte haben wollen, um mir sicherer und schneller den mitgebrachten Tabak abzunehmen.

Von allen Seiten streckten sich bald die Hände gegen mich aus, und wenn ich auch gewissermaßen darauf vorbereitet gewesen, denn ich kenne schon derlei Burschen, mußte ich doch mit der größten Ökonomie zu Werke gehen, um allen etwas zu verabreichen. Mein schmieriger Chilene Matthias war wieder allen voran, bekam aber nichts mehr, und schickte dann seine vollständig betrunkene Frau zu mir, um mir noch wenigstens etwas abzujagen.

Die sogenannte Friedenspfeife der nordamerikanischen Indianer kennen sie hier im Süden nicht, denn die Sage fehlt ihnen, die den daraus geblasenen Rauch heiligt, den jene als eine direkte Gabe des großen Geistes ansehen. Das Rauchen ist deshalb bei ihnen auch keine Zeremonie, sondern einer ihrer Genüsse, und sie teilen sich brüderlich darein. Wenn einer von ihnen, zwischen den keineswegs appetitlichen Lippen, eine Zigarette halb ausgesogen und vollkommen durchnäßt hat, reicht er sie freundlich dem Nachbar, der daran ruhig weiter lutscht. Matthias, der unverschämteste von allen, glaubte das nämliche auch mit meiner kurzen Pfeife tun zu können. Sowie ich mir dieselbe in Brand gebracht, kam er und wollte ein paar Züge daraus tun, „um zu probieren, wie sie schmecke". Auch mehrere der Indianer zeigten ein gleiches Gelüste; ich war aber nicht gesonnen, mich dem zu fügen, und schlug es ihnen allen kurz ab. Die Pfeife wenigstens wollte ich für mich behalten.

Wunderliche Gruppen lagerten um mich her, und ich habe mir nie mehr gewünscht, zeichnen zu können, als an diesem Morgen. Am ruhigsten hielten sich jedenfalls die Frauen, ein paar chilenische Weiber abgerechnet, die auch in ihrer zerlumpten, schmutzigen und doch bunten Kleidung keineswegs zu ihrem Vorteile gegen die in dunkelblaues Tuch gekleideten Indianerinnen abstachen. Die Indianerinnen hatten ebenfalls alle ihre Haare gekämmt und das diademartige Band darum geschlungen, den chilenischen Frauen dagegen flatterte es wirr um die Köpfe, und daß sie sich ein paarmal mit beiden Händen darin

kratzten, konnte die Frisur, wenn auch nicht verderben, doch ebensowenig verbessern.

Mein alter Kazike hatte indessen ebenfalls einen Platz gefunden, aber nicht am Feuer, wo er hätte aufrecht sitzen müssen, sondern an der einen Wand, gegen die er sich bequem anlehnen konnte. Schaffelle waren überall dort ausgebreitet, und alles kauerte oder lag um uns her, rauchte meinen Tabak und trank die Tschitscha, die als ein unerschöpflicher Quell dem Fasse entströmte. — Aber kein unfreundliches oder rauhes Wort wurde laut, kein Fluchen, kein Zanken, wie es unter gleichen Verhältnissen bei zivilisierten Nationen wahrlich nicht ausgeblieben wäre. Alles schien sich auf das beste miteinander zu vertragen, und mein alter Kazike war die Gemütlichkeit selber. Es tat einem ordentlich weh zu sehen, mit welchem Wohlbehagen er das schauerliche Gesöff, ein Horn nach dem anderen, in sich hineingoß, und das einzig Wunderbare an der Sache war, daß, während das Faß leer, er nicht voll wurde. Trotzdem ich ihm jetzt zwei volle Stunden zugesehen, blieb er sich immer gleich und schien einem Pilian Leufu voll Tschitscha die breite, eherne Stirn zu bieten.

So interessant es mir aber im Anfange gewesen war, dieses Leben und Treiben mit anzusehen, so bekam ich doch bald genug davon. Es ist wahr, ich selber wurde wenig oder gar nicht von den Leuten belästigt, und nachdem ich ein paarmal mit ihnen getrunken und mich weigerte, mehr an Bord zu nehmen, nötigten sie mich auch nicht mehr dazu. Als ich meinen Kaziken aber jetzt darauf aufmerksam machte, daß die „halbe Stunde" wohl ungefähr verflossen sei und wir nach Hause zurückkehren möchten („nach Hause", du großer Gott!), meinte er freundlich schmunzelnd, ich solle mich nur noch ein klein wenig hinsetzen, er ginge gleich mit und wolle nur noch ein einziges Horn Tschitscha trinken. Noch während er mit mir sprach, trank er zwei und stand dann auf, um ein wenig an die frische Luft zu gehen.

Es hatte indessen glücklicherweise mit Regnen aufgehört, und ein Teil der Indianer folgte ihm hinaus, wo sie sich in einen Kreis mit dem Bauch in das nasse Gras legten und den Rauch vor sich in die Erde bliesen. Einer der Leute trug dazu einen Trog um den Kreis herum, woraus er ein Horn nach dem anderen füllte, damit die Gäste hier nicht austrockneten. Mein Führer, der sich lange Zeit unter den Penchuenchen herumgetrieben, lag mitten zwischen ihnen und sang ihnen Lieder der Otra Banda mit einer eigentümlich heulenden Stimme vor, in denen der Refrain immer kurz abgebrochen und fast gesprochen wurde. Er war so betrunken wie einer von ihnen.

Und welches wunderbare Land umgab diese rohe, zechende Schar, welche freundliche Landschaft dehnte sich rings umher aus, in der diese Hütte mit ihrem wüsten Gelage eigentlich nur einen häßlichen Fleck bildete! Vor uns breitete sich die schon in die dichtbewaldeten Kordilleren hineingepreßte Mayhue-Lagune aus, ein stiller Inlandsee, zu dem weite, parkähnliche, mit Grasflächen und Baumgruppen abwechselnde Hänge sanft niederliefen. Links nur stiegen steile, felsige Hänge jach von dem See aus empor, ein Umreiten desselben an dieser Seite unmöglich machend, da schroffe und tiefe Schluchten die Ufer auseinanderrissen. Der graue Wolkenschleier, welcher heute den ganzen Tag den Himmel bedeckte, war jetzt geteilt, und die Sonne warf ihre Streiflichter hier auf ein Stück saftig grünen Rasens, dort auf einen Wald düsterer Laubholzbäume oder grauer, aufgetürmter Felsmassen, und ließ die Flut des Sees in ihrem Lichte funkeln.

Und wie wenig von all diesem herrlichen Lande war kultiviert! Nur hier, wo wir standen, hatten die Indianer ein paar kleine Mais-, Weizen- und Bohnenfelder angelegt und ein paar Äcker Kartoffeln gezogen. Gegenüber an dem anderen Ufer zeigte sich ein ähnlicher dürftiger Fleck. Alles andere war Wildnis, nur einigen wenigen Kühen und Pferden Weide gebend, und doch könnte

des Menschen Hand diese ganze Gegend in ein kleines Paradies verwandeln.

In anderen Ländern tat es mir freilich immer weh, wenn ich sah, wie der schöne Urwald gelichtet und das arme, scheue Wild getötet und vertrieben wurde. Es war mir eher ein Gefühl, als ob die Menschen mit Axt und Pflug die Gegend verdürben, anstatt sie zu verbessern, und ich weiß mich noch recht gut der Zeit zu erinnern, wo ich, draußen im Walde lebend, manchmal einen leisen Fluch murmelte, wenn ich plötzlich mitten in der Wildnis auf eine Fenz traf. Hier aber ist in dieser Hinsicht leider gar nichts zu verderben; denn wunderbarerweise sind diese Wälder vollkommen wildleer, so daß an irgend eine Jagd gar nicht zu denken ist. Auf dem See halten sich allerdings zuzeiten viele wilde Enten auf, und an den Ufern trifft man manchmal einen jagdbaren, schnepfenartigen Sumpfvogel, der aber so zahm ist, daß er dem Reiter kaum eben genug ausweicht, ihm Raum zu geben, und deshalb also nicht das geringste Interesse bietet, ihn zu erlegen. Ich wenigstens habe es nie über mich gewinnen können, eines dieser Tiere auf ein paar Schritte Entfernung im Sitzen niederzuschießen.

In den Wäldern gibt es allerdings ein sehr zierliches und allerliebstes Zwergreh, das aber nur an wenigen Stellen einzeln vorkommt und in diesen Dickichten unmöglich zu pirschen ist. Man könnte monatelang in Kila und Dornen herumkriechen, ehe man nur eins in Sicht bekäme, von Schießen dabei gar nicht zu reden. Nur oben in den Kordilleren sollen sich an einigen Stellen verwilderte und herrenlose Schweine aufhalten — keine ursprünglich wilden — aber dorthin zu kommen, verhinderte uns eben jetzt noch der angeschwollene Strom.

Alle diese Wälder, die uns hier umgaben, konnte man deshalb für vollkommen wildleer rechnen, und auf dem weiten Wege hierher hatte ich in dem weichen Boden auch nicht eine einzige Fährte gefunden, nicht einmal die eines sogenannten Löwen, von denen jener Capitano de Amigos

so viel zu erzählen wußte. Dieser L ö w e ist natürlich nur der Puma Südamerikas, eine große Pantherart, und besonders, wo er sich aufhält, für die Pferde gefährlich, deren Füllen er niederreißt. An große Pferde wagt er sich selten, Rindvieh, selbst Kälber, greift er nie an, und den Menschen scheut er; denn es ist noch kein Beispiel bekannt, daß er einen Menschen angegriffen hat. Da dieser Puma aber nur des Nachts auf Beute ausgeht und sich höchst selten einmal an trüben Tagen vor Dunkelwerden sehen läßt, so bleibt ein Pirschgang auf dieses Raubwild ebenfalls hoffnungslos, und es kann nur manchmal mit einer Meute Hunde aus seinem Lager und auf einen Baum gejagt werden. Ich gab mir später Mühe, die Indianer einmal zu einer solchen Jagd zu veranlassen; denn Hunde hatten sie genug; solange aber noch ein Tropfen Tschitscha in irgend einem benachbarten Faß blieb, waren sie nicht fortzubringen, und mein alter Kazike versicherte mir, daß die Tschitschazeit wenigstens noch zwei Monate dauern würde — wonach dann der Branntwein und die Maistschitscha beginnt, bis das Frühjahr die Leute wieder zu ihrer geringen Feldarbeit ruft.

An Äpfeln zu dieser Tschitscha fehlte es auch wahrlich nicht; denn wo man stand, wohin man ging, wuchsen Apfelbäume in Hülle und in Fülle, viele davon mit Früchten in unglaublichen Massen bedeckt. Nur wenig wirklich gute Äpfel findet man aber; die meisten sind, wenn auch saftig, doch von einem matten, kaum säuerlichen Geschmack. Dennoch habe ich auch einige recht gute Bäume angetroffen, die freilich immer keinen Vergleich mit unseren guten Sorten aushielten.

Stunde nach Stunde trieb ich mich jetzt um die Hütte herum, bei einzelnen Regenschauern wieder in das Innere flüchtend, und in den Zwischenpausen das Freie suchend; vergebens waren aber meine fortgesetzten Bemühungen, den alten Kaziken zum Aufbruch zu bewegen. Er sagte nie Nein, verlangte aber immer noch die kurze Frist, um ein e i n z i g e s Horn zu trinken und trank

dazu so viel einzelne Hörner, daß er, die Masse in ein Gefäß gegossen, recht gut darin hätte ertrinken können. So wurde es mit der Zeit wirklich Abend, die Sonne neigte sich wenigstens schon stark dem Horizont zu, und da ich nicht gesonnen war, in diesem schauerlichen Aufenthalte, der Schrecken genug am Tage bot, die Nacht abzuwarten, ging ich endlich zu meinem Pferde, sprang auf dessen nassen Rücken und trat den Heimweg allein an. Bald darauf schloß sich mir noch der Capitano de Amigos an, der ebenfalls seine volle Ladung hatte und ausschlafen wollte, während mein Führer noch ruhig im Grase auf dem Bauche lag und seine Lieder heulte.

Als der Kazike sah, daß ich Ernst machte, suchte er mich zurückzuhalten und versicherte mir, daß er jetzt wirklich sein allerletztes Horn tränke; ich kannte meinen alten Burschen aber zu gut, gab meinem etwas mageren Tiere die Hacken und galoppierte unter einem jetzt wieder niederflutenden Schauer der Hütte des Alten zu, wo ich, wenn auch all' den Schmutz wie hier, doch wenigstens ruhige, nüchterne Menschen fand.

Unterwegs fiel mir ein, daß heute Sonntag und der erste Osterfeiertag sei, den ich auf diese Art recht würdig und so elend, wie nie in meinem Leben, verbracht und gefeiert hatte.

IV. Familienleben.

Unter den Trinkern in der Tschitschahütte hatte ich auch eine für mich sehr interessante Persönlichkeit gefunden, und zwar einen jungen Chilenen, der eigentlich auf der anderen Seite der Kordilleren mit einem der dortigen Penchuenchen-Häuptlinge lebte und nur auf Besuch herübergekommen war, um ein paar Tage in der Nähe seiner Herzallerliebsten zu verweilen. Von drüben hatten die Kordilleren, an deren westlichem Fuße sie lebte, wahrscheinlich so lange verführerisch zu ihm herübergewinkt, bis er der Versuchung nicht länger widerstehen konnte und zu ihr geeilt war. Er stand gewissermaßen in Dien-

sten eines dortigen Kaziken, dem er als Dolmetscher oder Sekretär diente, und hatte, wie er mir sagte, nur acht Tage Urlaub bekommen. Seine Zeit war aber jetzt ebenfalls abgelaufen, und er mußte wieder zurück, sobald der Fluß fiel. Wir konnten dann die Reise, wenigstens bis zu seinem Häuptling, gemeinschaftlich machen.

Das war mir nun allerdings sehr erwünscht; denn ich bekam dadurch zugleich eine Einführung bei den ersten Stämmen, die insofern die unbequemsten sein konnten, da sie ebenfalls viele Äpfelbäume halten und jetzt ihre Tschitscha tranken, so gut wie ihre Brüder an der Westseite der Kordilleren. Mein neuer Bekannter war Chilene und auf dem Grundstücke des nämlichen Don Fernando Acharan erzogen, der mich so gastfrei aufgenommen und mir auch einen Brief für diesen selben Dolmetscher mitgegeben hatte. Heute war aber mit ihm weiter nichts zu besprechen; denn er versicherte mir, er habe jetzt zwei Tage Tschitscha getrunken und wisse kaum noch, auf welcher Seite der Kordilleren er sich eigentlich befände. Morgen früh sei er aber jedenfalls nüchtern und wolle dann hinüber zu des Kaziken Hütte kommen, um das weitere mit mir zu bereden, denn einmal „Tomando", konnte man den Genuß des edlen Getränkes nicht gut unterbrechen. — Mein alter Kazike kam auch an dem nämlichen Abend richtig gar nicht nach Hause; er war keinesfalls mit seinem wirklich letzten Horne fertig geworden.

Den nächsten Morgen hatte ich gutes, wenigstens trockenes Wetter erhofft, denn der April begann ja eben erst — wir hatten heute den 2. — und da gibt es, wie mir alle sagten, gewöhnlich noch recht gute, trockene und warme Tage. Da der Erdboden jetzt noch den Regen einsog, fielen auch die Flüsse rasch wieder, und am nächsten Tage hätte ich dann jedenfalls darauf rechnen können, meinen Weitermarsch anzutreten. Aber, du lieber Gott, diese Hoffnung sollte ich bald zerstört sehen; denn wenn es auch die Nacht über nur in einzelnen Schauern regnete, setzte es mit Tagesanbruch wieder dermaßen ein, als ob

es ganze Wolken voll auf die überströmende Erde schütten wolle, und es goß den ganzen Tag, daß man keinen Fuß vor die Hütte setzen konnte.

Mein neuer Bekannter hielt übrigens Wort. Er kam, heute vollkommen nüchtern, herüber, setzte sich zu mir und meinte kopfschüttelnd: das Wetter sähe verzweifelt schlecht aus, die Flüsse stiegen immer mehr, und wenn es heute den ganzen Tag so fortregnete, brauchten wir wenigstens zwei Tage gutes Wetter, ehe wir den Übergang wagen dürften. Erstlich hätten wir den einen sehr bösen Strom auf dieser Seite siebenmal zu kreuzen, und dann sei auf der anderen Seite, etwa eine halbe Tagereise abwärts, noch ein weit schlimmerer, über den wir ebenfalls hinüber müßten, ehe wir wieder Menschen und Schutz gegen den etwa fallenden Regen fänden; denn dort drüben in den Pampas fänden wir auch nicht einmal ein Stück Holz zu einer Zeltstange, um ein Schutzdach davon herzustellen.

Schöne Aussichten! Mir war das Herz zum Brechen schwer, und ich verbrachte diesen zweiten Osterfeiertag noch — wenn möglich — elender als den ersten, allein und trostlos auf die alten Felle hingestreckt. „Paciencia,, sagte mein alter Kazike mit schwerer Zunge, als er etwa um zehn Uhr morgens heimgekehrt war und mich um ein Stück Tabak gebeten hatte, „Patiencia, hier sitzen wir trocken, oben aber in den Kordilleren haben die Menschen nichts zu essen, und die Pferde verhungern, wenn die Reisenden nachher zwischen zwei Flüssen und Felswänden sitzen und weder vor= noch rückwärts können."

Hier ist's besser," wiederholte auch mein wackerer Führer, der ebenfalls wieder nüchtern war und nicht mehr seine Penchuenchenlieder heulte — „hier haben wir genug zu essen und sind unter guten Christen; wenn die Flüsse fallen, reiten wir."

Sie hatten gut reden, denn was der Verlust an Zeit ist, fühlen und begreifen diese Menschen ja nie. Mich aber zog es in die freien, wilden Pampas hinüber, mich

drängte es Buenos Aires wieder zu erreichen, wo alle meine Briefe aus der Heimat lagen. Von Mitte Juli vorigen Jahres waren die letzten Nachrichten, die ich von meinen Lieben bekommen, und jetzt schrieben wir April, ja, vor Mitte Mai konnte ich nicht dort sein. Das ist eine lange Zeit, nichts, gar nichts von Frau und Kindern zu hören, und wenn mir das Herz an dem Tage recht, recht schwer wurde, wer könnte es mir verdenken?

Unerbittlich aber strömte der Regen vom Himmel nieder. Der kleine Quell, welcher dicht an der Hütte vorüberströmte und von dem wir unser Trinkwasser holen mußten, hatte sich in einen gelben, reißenden Bach verwandelt. In der Hütte selber sammelten sich überall vom durchschlagenden Regenwasser Pfützen, in denen die Kinder mit Füßen und Händen herumpatschten. Selbst die Enten verließen uns gar nicht mehr und schienen sich hier drinnen ebenso wohl und in ihrem Elemente zu fühlen als draußen. Draußen und drinnen — es war ja doch nur eben ein Begriff, denn einen tatsächlichen Unterschied gab es kaum mehr.

Unglücklicherweise hatte ich dazu in der Eile, als ich von Bord des Schiffes meine Sachen für die Reise abgeholt, auch meinen Manytold writer mit allem Schreibzeuge vergessen. Bücher führte ich, auf einen solchen Aufenthalt gar nicht vorbereitet, ebenfalls nicht mit, so daß ich mich in keiner Weise beschäftigen konnte, und einzig und allein meinen trüben Gedanken und Träumen überlassen blieb. Und wie schwarz lag an dem Tage mein ganzes Leben vor mir, wie nebelhaft grau malte meine Phantasie sich alle die Beschwerden und Gefahren aus, denen ich noch entgegenging — und endlos schien mir die Zeit, in der ich die Heimat einmal wiedersehen sollte.

Noch jetzt überläuft mich ein ganz eigenes, eisiges Gefühl, wenn ich an jenen furchtbaren Tag zurückdenke. Aber ein Glück, daß der Geist des Menschen genug Elastizität besitzt, sich auch, wenn am schwersten niedergebeugt,

trotzdem wieder aufzurichten. Solche trüben Stunden können und dürfen nicht lange dauern, oder sie würden uns zuletzt zur Verzweiflung treiben. Schon am nächsten Tage hatte ich mich deshalb auch wieder wacker genug so weit an die Oberfläche gekämpft, um geduldig in dem Unvermeidlichen auszuharren und das Beste eben aus dem herauszusuchen, was mich umgab.

Jede Sache hat ihre Lichtseite, auch die dunkelste; sie hat wenigstens einen Punkt, auf dem sie weniger dunkel ist, und ich beschloß, mich in Ermangelung eines Besseren mit meiner Umgebung nach Kräften zu amüsieren, indem ich mir als stiller Beobachter ihr Familienleben vorspielen ließ. Was half es, i n mich zu schauen; da drinnen war es für den Augenblick Nacht und Finsternis, also nicht das Mindeste zu suchen, während hier draußen und dicht um mich her ein harmloses, mir noch vollkommen fremdes Volk seine ihm gegebenen Tage in voller Seelenruhe ablebte und sich den Henker um Vergangenheit oder Zukunft kümmerte. Der e i n e Tag nur war es, der sie interessierte, und wenn sie an dem genug zu essen und zu trinken hatten, so interessierte sie selbst der e i n e Tag nicht einmal mehr, und sie genossen, ohne weiter zu denken, geschwind, was sie eben hatten.

Nie habe ich die Sorglosigkeit weiter getrieben gesehen, als bei diesem Volke, das seine alten Götter mit der größten Bereitwilligkeit abgegeben hatte, ohne sich dafür mit neuen zu belästigen. Die Furcht vor dem Pilian, der droben in den Bergen sichtbar und hörbar kochte und donnerte, war ihnen vielleicht manchmal unbequem gewesen. Den waren sie glücklich los; die weißen Priester, welche alles besser wußten als sie, hatten ihnen gesagt, der Pilian sei gar nicht da, und wenn er da wäre, hätte er keine Macht mehr über sie, sobald sie nur getauft wären. Getauft waren sie also, und da sie die Bekanntschaft des neuen Teufels noch nicht gemacht und in keiner Weise von ihm belästigt wurden, hatte eine Furcht vor

ihm natürlich gar nicht aufkommen können. Wie sollten sich auch Menschen darum kümmern, was in einem späteren Leben aus ihnen würde, die nicht einmal auf den ihnen zunächstliegenden, anderen Tag denken, und mit einer Seelenruhe verbrachten sie die Zeit, die dem an ein rastlos schaffendes Leben gewöhnten Europäer um so rätselhafter erscheint, da er sich selber in einen solchen Zustand gar nicht einmal hineindenken kann.

Was ihr Christentum betrifft, so sind sie, wie gesagt, getauft und lassen ihre Kinder, wenn sich im Sommer die Gelegenheit bietet, ebenfalls taufen; denn der Geistliche wohnt weit entfernt, und im Winter unterbrechen selbst dorthin die Flüsse jede Verbindung. Sonst aber scheinen sie auch nicht einmal die kleinste Form ihres neuen Glaubens zu beachten, und selbst der Sonntag konnte bei einem Volke keinen Wert gewinnen, das alle Tage Sonntag hat. Diese Sorglosigkeit meiner neuen Freunde erstreckte sich aber nicht allein auf die Religion, sondern auf alles andere. Solange sie etwas zu essen hatten, aßen sie, und wenn alles verzehrt war, blieben doch noch immer draußen im Feld einige Kartoffeln übrig, die hereingeholt werden konnten — oder sie aßen auch Äpfel, die überall an den Bäumen wuchsen. Dadurch banden sie sich aber auch an gar keine bestimmte Stunde für ihre Mahlzeiten, und ich habe Zeiten gesehen, wo die Frauen den ganzen Tag vom Morgen bis Abend kochten, und andere, wo sie dem Feuer gar nicht nahe kamen — wie es sich eben traf.

In der Nachbarschaft war es ja schon durch meinen Besuch in der Tschitscha-Hütte bekannt geworden, daß ich da sei und natürlich auch eine Menge kostbarer Dinge mitgebracht habe, von denen jeder etwas gebrauchen konnte. Um das zu erreichen, griffen sie zu einem sehr einfachen und ihnen wohlbekannten Mittel. Von allen Seiten bekam ich schon am nächsten Tage Geschenke, von denen mir die Leute sagten, daß sie mir dieselben „nur aus Freundschaft“ brächten und nichts dafür ver-

langten. Dann setzten sie sich ruhig hin in die Ecke des Hauses und blieben dort so lange sitzen, bis ich ihnen ein Gegengeschenk machte: ein Taschentuch, ein Tütchen Anjil oder Indigo, eine Maultrommel oder etwas Tabak. Sie waren stets mit dem zufrieden, was sie bekamen, aber — gab ich ihnen Indigo, und hatten sie es fortgesteckt, so fragten sie regelmäßig, ob ich nicht Taschentücher habe; gab ich ihnen ein Taschentuch, so hatten sie noch etwas Tabak nötig, das sie im schlimmsten Fall zu kaufen wünschten, ohne einen Centabo in der Tasche, ja, ohne selbst eine Tasche zu haben.

Die Geschenke, die sie dabei brachten, bestanden nur in Lebensmitteln: einem Huhn, einigen gekochten oder jungen, rohen Maiskolben, ein paar Eiern oder etwas Derartigem, das dann natürlich von der ganzen Familie in Beschlag genommen wurde, und gewöhnlich schon vollkommen aufgezehrt war, ehe der sogenannte „Geber" nur das Haus verlassen hatte. Zu welcher Stunde diese Sachen kamen, blieb sich vollständig gleich. Es traf sich ein paarmal, daß ein Huhn und ein paar Eier gebracht wurden, als wir eben unser Frühstück verzehrt, und in Zeit von einer halben Stunde dampfte dann ein zweites Frühstück auf dem alten Kasten, in das mein Kajuante einhieb, als ob er drei Tage danach gehungert hätte. Daß diese Leute mit einem solchen Leben gesund bleiben, ja überhaupt existieren können, ist an sich schon ein Rätsel und wirft alle Gesetze der Diätetik über den Haufen. Wenn sie trinken, essen sie dabei fast gar nichts, oder morgens nur ein paar Bissen zum Frühstück, wonach der Magen den Tag über mit jenem saueren Stoff angeschwellt bleibt. Trinken sie aber nicht, so sind sie auch imstande, den ganzen Tag ohne Aufhören zu essen, und ihre Bäuche schwellen dabei auf das widerlichste in die Höhe. Außerdem fortwährend in der Nässe, nachts nicht selten auf dem feuchten Boden schlafend, in der steten Zugluft ihrer Hütten aufgewachsen und groß gezogen, mit dünner, luftiger, selten trockener Kleidung behangen und stets

barfuß, kennen sie fast keine Krankheiten, und haben wirklich darin mit den Tieren des Waldes die größte Ähnlichkeit, die sie auch an geistigen Fähigkeiten nur wenig übertreffen.

Dennoch halten selbst d i e s e Körper nicht alles aus, ich sollte davon selber bald einige Beispiele sehen. Da ich nämlich ein Fremder und Aleman war, mußte ich natürlich ein Doktor sein, und ich bekam gleich am nächsten Tage einen Patienten. Der erste war der Sohn des Kaziken selbst, der noch immer in der Ecke der Hütte auf seinem Bette lag. Er hatte durch das übermäßige Tschitscha- und Branntweintrinken nach einer solchen Nacht einen Blutsturz bekommen und war dadurch natürlich etwas ängstlich geworden. Sein Puls ging aber vollkommen regelmäßig, und er klagte nur über Hitze im Kopfe. Allerdings hatte ich einige Medizinen zu meinem eigenen Gebrauche bei mir, falls mir in solchen, weit von jeder Zivilisation und Hilfe entlegenen Gegenden einmal etwas zustoßen sollte, aber es versteht sich, daß das nur einfache Mittel sein konnten, mit denen ich selber umzugehen vermochte. Mein Arzneitäschchen trägt auf solchen Reisen deshalb stets etwas Chinin, Opium, Brechweinstein, Ipecacuanha, wie ein Abführungsmittel, und für äußere Verletzungen Bleiessig, Höllenstein und etwas Pflaster mit Charpie wie auch ein Fläschchen Kreosot für Zahnschmerzen. Glücklicherweise bin ich aber bis jetzt nur in höchst seltenen Fällen genötigt gewesen, für mich selber Gebrauch davon zu machen, während ich manchem anderen schon damit geholfen habe. Auf Blutstürze und derartige Fatalitäten war ich aber freilich nicht (so wenig wie einer unserer europäischen Ä r z t e) eingerichtet. Ich verordnete dem jungen Mann nur ein einfaches Abführungsmittel und warnte ihn vor einer Wiederholung solcher Gelage. Er durfte weder Branntwein noch Tschitscha mehr trinken, und seine eigene Bärennatur half ihm dann schon über das andere fort. Er versprach natürlich alles; noch ehe ich aber jene Gegend verließ,

hatte er schon wieder begonnen, und als ich ihm deshalb Vorstellungen machte, lachte er und meinte, meine Medizin hätte ihn vollkommen hergestellt, er sei jetzt so gesund wie vorher.

Hiernach brachte mir der Chilene Matthias seine Tochter, ein junges, sehr hübsches Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die an oft wiederholtem heftigen Nasenbluten litt. Auch hier konnte ich aus meinem beschränkten Arzneivorrat nur ein Abführungsmittel verordnen. Ich gab ihr also sechs rein vegetabilische Pillen und sagte ihr, drei davon am nächsten Morgen nüchtern zu nehmen und die anderen drei aufzuheben, falls sich das Nasenbluten doch wieder einstellen sollte, um die Dosis nachher zu wiederholen. Der Alte stand daneben, und ich fragte ihn, ob er auch genau verstanden hätte, was ich gesagt.

„Ja wohl," nickte er, „sie soll am nächsten Morgen nüchtern drei in jedes Nasenloch stecken."

Das wäre eine Kur gewesen, und ich mußte gerade herauslachen; das Mädchen aber — der Alte war von gestern her noch nicht einmal ganz nüchtern — versicherte mir, sie habe verstanden, wie ich es meinte, und auch diese Kur scheint gelungen zu sein.

Ein anderer Chilene hatte Zahnschmerzen, in der nächsten Hütte ein kleines Mädchen das kalte Fieber, ein dritter, wahrscheinlich von dem Übermaß verzehrter unreifer Äpfel, Kolik, und ich half aus, so gut ich eben konnte. Dann brachten mir die Leute, zum Dank für die ärztliche Kur, ein Huhn oder ein paar Eier und blieben dann nachher ebenfalls sitzen, bis ich ihnen ein Gegengeschenk machte. Daß *sie* etwas hergeben könnten, ohne etwas Tatsächliches dafür zurückzuerhalten, fiel ihnen gar nicht ein.

Höchst komisch war ein kleiner Junge, der ein Geschwür an einem entlegenen Teil seines Körpers hatte, und den seine Mutter brachte, damit ich ihn besichtigen sollte. Das Geschwür war reif und ich wollte es für ihn öffnen, kaum sah er aber, daß ich das Messer aus der

Tasche nahm, als er wie ein Blitz in die Höhe sprang und im nächsten Moment auch im Walde verschwunden war. Kein Rufen, Winken oder Lachen half, er drehte nicht einmal den Kopf um, und wo er mir auch von da ab begegnete, tauchte er wie ein Schatten in das nächste Dickicht ein.

Auch am 3. April goß es, was vom Himmel herunter wollte; ich hatte mich aber jetzt in das Unvermeidliche schon gefügt. „Gegen Gott können wir nicht ankämpfen," meinte mein Führer so fromm-phlegmatisch, während er sich auf sein zusammengerolltes Bett setzte und eine Zigarette wickelte, und er hatte vollkommen recht. Böse Indianerstämme konnten vielleicht meine Reise gefährlich machen, aber es waren immer nur Menschen, denen sich entweder ausweichen ließe, oder die man sich mit Gewalt vom Leibe halten konnte. Gegen die Elemente aber war nicht anzukämpfen, die Flüsse waren zu breit, um Bäume als Brücken darüberzuwerfen, zu tief, sie zu durchwaten, zu reißend und von Felsblöcken gefüllt, sie zu durchschwimmen, und es hieß geduldig auszuharren, bis sich das Hindernis von selbst beseitigte.

In diesem geduldigen Ausharren bekam ich aber auch freilich genügend Zeit, dem Kochwesen der indianischen Damen zuzuschauen, und das war eine Sache, die ich lieber hätte sollen bleiben lassen; denn wenn einem Europäer dabei der Appetit verging, wäre es eben kein Wunder. Die ganze Familie hatte den Schnupfen und kein einziges Schnupftuch, und wenn ich auch anfangs in meiner Unschuld glaubte, dem abhelfen zu können, und eine Quantität an sie verteilte, sah ich doch bald, daß ich mich darin geirrt. Sie banden sich dieselben um die Köpfe und um den Hals, ja, aber die Mitte, wo sie am nötigsten gewesen wären, blieb unbeachtet. Alles wurde dabei mit den Fingern angefaßt, zerrissen, zerdrückt und umgerührt, und so wenig Ekel einer vor dem anderen zu haben schien, so wenig setzten sie auch bei dem Fremden voraus.

Die Alte besonders war in dieser Hinsicht ein wahres Scheusal, und wenn ich auch jetzt noch mit Grauen an jene furchtbaren Einzelheiten zurückdenke, dürfte ich doch nie wagen, alles das, was ich dort gesehen und — gegessen, zu beschreiben. Ich bezwang aber meinen Ekel, so gut es ging, nicht selten manche List gebrauchend, um dem Allerschlimmsten zu entgehen oder wenigstens auszuweichen. Manchmal war aber auch das nur durch offenen Widerstand möglich. So habe ich denn alles mitgegessen, was sie hatten, nur zwei Dinge nicht, zu denen ich mich nicht zwingen konnte. Das eine von diesen war eine Mahlzeit, die ihnen die meiste Zubereitung und Mühe kostete, und bestand in Weizen und Sau- oder Puffbohnen. Diese letzteren esse ich nun außerordentlich gern, und wenn die trockenen, harten Bohnen einfach in Wasser abgekocht und in einem Troge serviert wurden, war es ein wahres Fest für mich. Die allzuharten konnte ich einfach den Hunden, Katzen, Hühnern oder Enten geben, die bei keiner Mahlzeit fehlten, und die weich gekochten waren genügend, mich zu sättigen — mehr verlangt man ja unter solchen Umständen nicht, und ich darf nicht mehr verlangen, wenn man sich eben in solche Kreise hineinwagt. Aber sie wußten solche Mahlzeiten zu verfeinern.

An solchen Tagen — und zweimal mußte ich sie in jener Hütte erleben — wurde der vorher gequollene Weizen in einen jener hölzernen, flachen und runden Tröge getan, und dann trat die ganze Familie abwechselnd mit den Füßen hinein, um den Weizen von den Schalen durch Treten zu befreien. Keins von ihnen wusch sich dazu vorher die Füße. In allem Schmutz und Unrat der Hütte liefen sie herum, traten sich die Sohlen dann ein wenig ab, wie wir uns an schmutzigen Tagen die Stiefel vor den Häusern an einem eisernen Abtreter etwas säubern, und arbeiteten auf solche Art stundenlang in der Gottesgabe umher. Indessen brodelten zwei tüchtige Kessel mit Saubohnen am Feuer, die aber nicht vollkommen gar gekocht, sondern noch hart abgenommen wurden. Um

diese setzte sich dann die ganze Familie her, selbst die kleinsten Kinder mit den furchtbarsten Gesichtern bissen die Bohnen mit den Zähnen auf, um sie zu schälen, verzehrten dann, was ihnen schmeckte, und warfen oder spuckten das übrige in einen gemeinsamen Topf, wo es dann später mit dem ausgetretenen Weizen zu einem dünnen Gemüse gekocht wurde.

Das war ich nicht imstande mitzuessen, und setzte mir an solchen Tagen, wenn diese Zubereitung vor sich ging, meinen eigenen Kochtopf mit Reis und getrocknetem Fleisch — sogenanntem Charque — an das Feuer, um meine eigene Mahlzeit daran zu halten. Sie nahmen mir das auch nicht übel; ja, als der alte Kazike seinen Trog mit Weizen und Bohnen ganz allein ausgegessen hatte und ich ihn fragte, ob er noch ein paar Bissen mit mir frühstücken wollte, setzte er sich, vollkommen bereit dazu, wieder mit mir an die Schüssel, und ich konnte keinen Löffel voll an ihm gewinnen. Mit derselben Bereitwilligkeit und Fähigkeit hätte er auch zum dritten und viertenmal gefrühstückt.

Die andere Mahlzeit war anderer, aber nicht weniger ekelhafter Art. Am vierten Tage nämlich, wo der Regen endlich aufhörte und die Sonne bei einem leichten Westwinde durch die Wolken brach, beschloß der alte Kazike, einen Hammel zu schlachten, um mir, wie er meinte, ein Stück frisches Fleisch zu verehren. Einer der Indianer ritt hinaus und kam bald darauf mit einem jungen, fetten Schöps zurück, dem die vier Beine fest zusammengebunden waren. Das arme Tier wurde dann so, fest gebunden, mit dem Kopf an dem nächsten Apfelbaum aufgehangen, und einer der jungen Leute, der indessen sein langes Messer gewetzt hatte, ging daran, das arme Tier nicht etwa abzustechen, sondern ihm das Fell um Gurgel und Halsader her zu öffnen und in einem Lappen abzulösen. Die Alte hatte indessen ein Stück Steinsalz fein geklopft und mit fein gepulvertem roten Pfeffer reichlich gemengt. Diese Mischung trug sie jetzt hinaus,

und während der Indianer dem zuckenden Hammel die Halsader halb durchschnitt, stopfte sie den gesalzenen Pfeffer dort hinein und hielt die Kehle des gequälten Tieres zu. Im Innern aber quoll und gurgelte das Blut, sich mit dem Salz und Achi vermischend, und als das ihrer Meinung nach hinlänglich geschehen war, hob der Indianer den Hammel an der Seite in die Höhe und ließ das jetzt freigegebene Blut in eine hölzerne Schüssel laufen. — Ist dies also gewürzte Blut zu einem eklen Gelee geronnen, so wird es in Stücke geschnitten und gilt dann für den größten Leckerbissen, den die Indianer kennen. Mir drehte sich der Magen um, wenn ich es nur ansah.

Natürlich essen sie alles von einem geschlachteten Stück, das Fell ausgenommen, und meine Alte war noch besonders appetitlich, wenn sie die einzelnen Stücke Fleisch an das Feuer steckte. Sie leckte nämlich vorher mit innigem Wohlbehagen von jedem einzelnen das frische Blut ab, und ihre Augen bekamen dabei ordentlich einen grünen, funkelnden Schein. Ich habe in der Tat nie ein menschliches Wesen einem Panther ähnlich gesehen wie dieses alte, scheußliche Weib, wenn es das Blut leckte — nur mit der Ausnahme, daß sich der Panther stets glatt und reinlich hält und sich nach dem Essen jedesmal wieder sauber putzt.

Die Mahlzeiten in dieser interessanten Familie waren dabei so unregelmäßig wie die Zeit ihres Schlafengehens, denn manchmal lagen um sieben Uhr schon alle auf dem Ohr, und der Capitano de Amigos erzählte allein seine Heldengeschichten der stillen Nacht. Zu anderer Zeit saßen sie wieder, ohne auch nur an Schlaf zu denken, bis ein und zwei Uhr morgens um das Feuer, miteinander fröhlich plappernd. Man bekam dann noch oft um elf oder zwölf Uhr ganz plötzlich und unerwartet ein halbes Dutzend gebratene Kartoffeln auf das Schaffell gelegt, auf dem man eben saß, oder auch einen Privattrog mit trockenen Bohnen vorgesetzt. Jedenfalls aber kaute die

ganze Familie bis zum Schlafengehen Äpfel, und der alte, ausnahmsweise vielleicht einmal nüchterne Kazike ließ sich seine Äpfel dann vorher von einem der kleinen Mädchen an einem Pfahl der Hütte oder auf einem der Herdsteine weichklopfen, wonach er sich einbildete, sie seien mürbe und reif. Nie aber habe ich einen Zank oder auch nur ein unfreundliches Wort zwischen ihnen gehört, nie einen jener häßlichen Flüche und Ausrufungen, an denen die spanische Sprache, mit der englischen rivalisierend, so unendlich reich ist. Die dortigen Chilenen aber, natürlich zu der niedrigsten Schicht der ganzen Rasse gehörend, streuten damit desto reichlicher umher, und deren Unterhaltung war oft wirklich ekelerregend. Ich bin wahrhaftig nicht prüde und kann einen Puff vertragen, aber hier bekam ich es doch satt und glaubte mich manchmal wieder in die australischen Schäferhütten zwischen die „Oldcoves" und „ticket of leave men" des Murray versetzt.

Ein Abendvergnügen der Kazikin war es, ihr kleines Kind zu kratzen. Sie zog zu diesem Zweck die Kleine nackt aus und kratzte ihr dann mit beiden Händen den kleinen fetten Buckel und die Beine, bis sie es überdrüssig wurde. Solange die Operation dauerte, hielt die Kleine natürlich vollkommen still, sowie sie aber nachließ, fing sie aus Leibeskräften an zu brüllen. Die Alte rieb ihr dann den ganzen Leib mit heißer Asche ein, wickelte sie wieder in ihr wollenes Käppchen, gab ihr ein paar tüchtige Hiebe und brachte sie zu Bett. Übrigens habe ich noch vergessen, ein in ganz Chile gebräuchliches Nahrungsmittel zu erwähnen, das mir über manche Unbequemlichkeit hinweghalf und so reinlich wie wohlschmeckend ist. Ich meine das geröstete Mehl, von dem der chilenische Guasso und Indianer im Notfall ebenso ausschließlich leben kann, wie der Indier von Reis oder der Peruaner von geröstetem Mais. Um es zu bereiten, wird der Weizen vorher geröstet und dann gemahlen, und es läßt sich nun sehr lange in einem kleinen

zugerichteten Fell oder Sack aufbewahren. Ich habe dieses Mehl immer trocken gegessen. Es schmeckt in diesem Zustand sehr angenehm und ist außerordentlich nahrhaft; gewöhnlich aber nehmen es die Chilenen zu ihrem Getränke, indem sie es in einem Kuhhorn mit Wasser vermengen und dann mit einem Span umrühren und trinken. Ist gerade kein Span zur Hand, so hat jeder zehn Finger.

Am 4. hatten wir, wie gesagt, schönes Wetter. Der Wind drehte sich nach Westen, und der junge Mann aus den Pampas, der wieder zum Besuch herüberkam, hoffte, daß er ganz nach Süden herumgehen würde, wonach wir dann auf einige trockene Tage rechnen konnten — mehr brauchten wir ja nicht.

Er war das echte Exemplar eines jener chilenischen Haldwilden, die sich an den Grenzen beider Völker, der Indianer wie der zivilisierten Rasse, aufhalten, aber schon weit eher die Sitten der ersteren angenommen haben und keine weiteren Bedürfnisse kennen, keine größere Bequemlichkeit als ihren Sattel und dessen Decken verlangen. Dieser Sekretär des Häuptlings Tureopan ging denn auch so einfach gekleidet wie nur irgend möglich. Er trug einen alten, schwarzen, mit Bindfaden unter dem Kinn festgehaltenen Hut; denn in den Steppen drüben wehen furchtbare Stürme, dann einen alten Poncho und Hemd und Hose darunter, weiter nichts; um den Leib nur noch ein paar jener Bolas, die gefährlichste Waffe der Indianer, mit denen sie nicht allein ihr Wild fangen, sondern auch ihre Kriege führen. Natürlich fehlte aber auch in seinem Gürtel das lange Messer nicht, denn ohne das geht kein Gaucho oder Indianer auch nur einen Schritt.

Meines halbwilden Freundes Prophezeiung traf aber leider nicht ein. Schon um zehn Uhr abends begann der ewige Regen wieder niederzufluten, und mit dem Regen kam auch mein alter Kazike halb selig nach Hause geschwankt. Die Tschitscha war nämlich heute morgen schon ausgetrunken und keine Hoffnung, ein neues Faß vor

morgen mittag anzustechen. Die Zwischenzeit mußte also, so gut das eben ging, ausgefüllt werden, und dazu gab es natürlich kein besseres Mittel als Branntwein.

An der Lagune drüben, wenigstens nur eine kurze Strecke davon entfernt, hatte sich nämlich ein Händler etabliert und in der trockenen Jahreszeit eine Anzahl Fässer heraufgeschafft. Diese konnten dann zu allen Zeiten in einem Canoe über die Lagune geschafft werden, und da er Vieh wie Pferde in Tausch willig annahm, stand dem Handel nicht das geringste Hindernis im Wege. Der agua ardiente, ein schauerlicher, halb mit Wasser vermischter Grog, wurde dann einzeln, zu $^1/_2$ Dollar die Flasche, ausgeschenkt, und mein wackerer Kajuante brachte mir eine Flasche von dem Stoff mit, die ich dankbar annahm und in aller Unschuld in die Ecke stellte, um bei Gelegenheit ein Glas davon zu nehmen — oder wegzuschütten, wenn es mir nicht munden sollte. So aber war das Geschenk nicht gemeint und, wie ich später fand, nur ein Köder gewesen, um noch mehrere Flaschen damit herauszulocken. Lachend schüttelte er den Kopf und meinte, ich solle die Flasche nicht so weit zurückstellen; denn die Leute in der Hütte seien alle durstig, und als ich den Wink verstand, nahm er selber das erste, dritte, sechste und neunte Horn und versicherte mir dann, er fühle großen Appetit nach einem anderen Schluck.

Da es schlechtes Wetter war, und ich voraussah, eine zweite Flasche würde ebenfalls nicht für alle ausreichen, gab ich dem zum Botendienst schon bereiten Indianer Geld für zwei, und Kajuante beteuerte mir auf Kazikenwort: ich sein ein wackerer Aleman.

Der Branntwein kam, und es tat einem ordentlich gut, zu sehen, mit welchem Wohlbehagen der alte, kräftige Bursche am Feuer saß und aus seinem kleinen Horn lange, herzhafte Züge tat — jeder Zoll ein Kazike. Er war in der Art eine Art brauner König Lear, nur mit schwarzen statt weißen Haaren, der aber, da er nichts an seine

Töchter vergeben hatte, seine Tage und Nächte o h n e Narren in aller Ruhe vollbrachte.

Meine Zither hatte ich auf dem wilden Marsche mitgenommen; denn über den beiden Ledersäcken des Packtiers konnte sie mit Bequemlichkeit und sicher liegen. Bis heute war ich aber noch nicht in der Stimmung gewesen, sie aus ihrem Futteral zu nehmen, und nur heute, wo ich den Alten so in einer halbseligen, aber immer noch zurechnungsfähigen Laune sah, beschloß ich, ihn zu überraschen.

Der alte, zu allem zu gebrauchende Kasten wurde zum Zithertisch, aus meiner ledernen Vorratskammer holte ich ein Stearinlicht, das auf einer der Flaschen seinen Platz fand, die Kinder brachten mir, wie sie merkten, was vorging, gleich Felle zum Sitz, wußten aber dabei im Anfang gar nicht, was sie mehr anstaunen sollten, das neue, vordem noch nie gesehene wunderliche Instrument oder das ihnen ebenso fremde hellbrennende Licht. Die Musik gefiel ihnen aber ausnehmend; sie lachten und freuten sich wie die Kinder, aber keinem von ihnen fiel es ein — was ich vorher befürchtet hatte — das Instrument selber zu berühren oder an den Saiten herumzugreifen. Das verwünschte Schwatzen bei der Musik konnten sie aber ebensowenig lassen, wie es eine vollkommen zivilisierte Gesellschaft lassen kann. Es ist mir das auch immer eine wunderliche Erscheinung in allen Erdteilen und in allen Kreisen gewesen, daß die Leute, die oft den ganzen Abend den Mund nicht auftun, ganz sicherlich zu plappern anfangen, sobald irgend jemand musiziert. Das gar nicht in Betracht gezogen, daß sie selber in der Zeit nicht das geringste von der Musik hören können — das wäre der geringste Verlust — aber es ist auch stets eine Ungezogenheit gegen den Musizierenden, was aber die meisten Menschen nicht zu fühlen scheinen.

Was sich freilich die Hautevolee in Europa erlaubt und für gesittet hält, durfte ich natürlich diesen einfachen Kindern der Wildnis nicht übelnehmen. Nur mein alter

König Lear hielt wacker stand und brachte, solange die Musik dauerte, kein Wort über die Lippen. Wenn ich aber aufhören wollte, klopfte er mir immer auf die Schulter und sagte lächelnd: „Un poco mas!“ (ein wenig mehr).

So gern hatte er die Musik, daß er mich manchmal mitten in der Nacht weckte und ein wenig davon hören wollte; den Gefallen konnte ich ihm aber freilich nicht tun. Denn wenn er selber auch vielleicht keinen rechten Unterschied zwischen Tag und Nacht kannte, war ich selber darin doch anderer Meinung. Lieb war es mir aber immer, daß ich das kleine Instrument mit mir genommen; die Musik ist ein gar freundlicher Vermittler bei allen Völkern und Nationen, und wie manche lange, schwere Stunde habe ich mir selber damit gekürzt. — Und doch, welche furchtbare Zeit verlebte ich in jener Hütte! Denn unaufhörlich strömte der Regen nieder, und wenn er ja einmal einen Tag nachließ, prasselten vor Tag am nächsten Morgen jedenfalls wieder die schweren Tropfen auf das Dach herab. Da kam eines Tages mein neuer Freund aus den Pampas mit einem sehr bedenklichen Gesicht zu mir, rauchte erst drei oder vier Zigaretten und meinte dann, das Wetter sähe verzweifelt aus. Wenn der Neumond jetzt nicht bessere Tage brächte — wozu verwünscht wenig Hoffnung sei — so könne er nicht anders glauben, als daß der Winter mit vollem Ernst eingesetzt habe, und in dem Fall dürfe er sich nur darauf gefaßt machen, fünf volle Monate hier liegen zu bleiben, ehe er imstande wäre, die Kordilleren zu passieren.

Fünf volle Monate! Fünf Monate in dieser Hütte, in diesen Verhältnissen, das wäre hinreichend gewesen, mich, wenn nicht körperlichch tot, doch jedenfalls wahnsinnig zu machen. — Und ich hätte dann nach Valdivia zurückgemußt, wäre gezwungen gewesen, den Lieblingsplan meines ganzen Lebens aufzugeben. — Denn solange konnte ich nicht von daheim fort, nicht von meiner Familie fern bleiben.

„Ja,“ sagte er dazu, wenn aber der Winter erst wirklich einsetzt, dann können Sie auch nicht mehr zurück; denn dann sind die Flüsse zwischen hier und Valdivia ebenfalls so angeschwollen, daß jede Passage von selber aufhört.“

Das war ein schöner Trost, so weit sollte es doch hoffentlich nicht kommen; aber schon die Furcht davor nagte mir von da an am Herzen und machte mich jede Regenstunde nur noch mehr fürchten, trieb mich nur noch öfter in den ärgsten Schauern vor die Hütte hinaus, um die treibenden Wolken mit meinem Kompaß zu vergleichen. Und immer, immer jagten sie vom Norden her, von dem dürren Norden, der in Peru keinen fallenden Tropfen kennt und die dortigen Berge in Sand- und Steinhaufen gedörrt und vertrocknet hat. Der Schmutz in der Hütte wurde mir auch immer widerlicher, und je mehr ich dem allen zusah, desto tiefere Blicke tat ich in dieses Treiben, das selbst meinem schmutzigen Führer manchmal ein wenig zu stark wurde.

Eine andere Unannehmlichkeit war mir außerdem noch vorbehalten. Bis jetzt hatten nämlich die ununterbrochenen Trinkgelage nur in entlegenen Hütten stattgefunden, denen ich mich in der Zeit wohl hütete, nahezukommen. Wieder aber einmal schien die Tschitscha erschöpft, von der diese Menschen unglaubliche Massen zu sich nahmen, und da die Zwischenzeit mit Branntweintrinken ausgefüllt werden m u ß t e, veranstaltete der Kazike in seinem eigenen Hause eine kleine Festivität, die zwei Nächte und drei Tage dauerte.

Der ganze, überdies genug beschränkte schmutzige Raum lagerte jetzt gedrängt voll von trinkenden und trunkenen Menschen, und das lodernde Herdfeuer, das nicht selten das erhitzte Dach selber anzuzünden drohte, verwandelte die Nacht zum Tag, und es wurde von da an in dem Hause weder mehr geschlafen noch gegessen.

Wie aber der Branntwein im Innern floß, so strömte der Regen draußen — unerschöpflich und sich immer in

den aufsteigenden Dünsten neu erzeugend. Am dritten Tage, etwa drei Uhr nachmittags, zerstreute sich die Schar endlich — nicht etwa, weil sie des Trinkens müde geworden, sondern weil der Branntwein getrunken war. Übrigens gab es ja am nächsten Morgen wieder trinkbare Tschitscha in einem anderen Hause, und die Meister taumelten jetzt ihren eigenen Hütten zu, um ein wenig auszuschlafen oder auch wieder einmal eine Mahlzeit zu halten; denn der Körper hielt es zuletzt nicht mehr aus.

Schon solange ich in der Hütte des Kaziken lag, hatte ich einen grobgeflochtenen Korb in der einen Ecke stehen sehen, der nichts enthielt als alte, abgenagte Knochen, die, vollkommen ungerechtfertigt, den halbverhungerten Hunden vorenthalten wurden. Heute sollte ich deren Verwendung sehen. Die alte Madame nahm diesen schauerlichen Vorrat von tierischen Überresten, den ich schon auf meinem Lager riechen konnte, aus der Ecke vor, schüttete sie in einen großen irdenen Topf, den die Hunde vorher sauber geleckt hatten, goß Wasser darüber und stellte sie ans Feuer, wo sie etwa eine Stunde kochten. Dann wurden sie vor den alten Kaziken hingesetzt, und dieser schlug sie einzeln zwischen ein paar Steinen auf, um das Mark, das schon bei manchen in Verwesung übergegangen sein mußte, herauszusaugen.

Diese Nacht hoffte ich endlich zu schlafen, aber ein anderes Hindernis stellte sich ein. Die Hunde nämlich, welche zwei Nächte durch die Trinker vom Feuer ferngehalten waren, wünschten das Versäumte nachzuholen, und wenn ich eben glaubte, ich schlief ein, stieg einer oder der andere der schweren Köter ganz gemütlich über mich weg, sich einen passenden Platz auszusuchen. Endlich waren sie alle zur Ruhe gekommen und lagen still; Todesschweigen herrschte und die müden Augen schlossen sich, als plötzlich einer von den Kötern leise knurrte und im nächsten Moment die ganze Schar mit einem wahren Wutgeheul, mitten zwischen den Schläfern heraus, aus der Hütte stürzte.

Jetzt hatten wir es aber alle satt bekommen; jeder von uns mußte überdies einen Stock bei sich liegen haben, um die unverschämtesten von sich abzuhalten, und als sie sich draußen beruhigt hatten und wieder herein zum Feuer wollten, wurden sie von allen Seiten mit schweren Hieben empfangen. Der Raum war vollkommen dunkel geworden, und wie die Schatten glitten die vorsichtig gemachten Hunde darin umher, sich ihre verlassenen Plätze wieder aufzusuchen; wo aber einer einem der Liegenden nur in die Nähe kam, erhielt er auch gewiß einen gutgezielten und ebenso gutgemeinten Hieb, der ihn heulend dem nächsten, schon auf ihn Lauernden zusandte. Ein paar von ihnen liefen solcherart richtig Spießruten, und der alte Kazike, den ich vorher noch nie hatte lachen sehen, schüttelte sich ordentlich in seinem etwas erhöhten Bett. Ich selber hielt mir über Tag die Hunde noch am besten durch mein altes Lagermittel vom Leibe, nämlich durch einen angebrannten Stecken. Den nur langsam den Hunden vor die Nase geschoben, und sie werden im höchsten Grade verdrießlich. Erst drehen sie den Kopf so lange ab, als es geht, und dann stehen sie endlich beleidigt auf und gehen fort. Hat man es aber schon ein paarmal mit ihnen gemacht, so ist weiter nichts nötig, als einen Stecken mit dem Ende in die Kohlen zu schieben. Das genügt vollkommen, und sie räumen augenblicklich den Platz.

Die verschiedenen Namen der Hunde haben mich oft amüsiert. Der eine von ihnen, ein grauer Köter, der von der ganzen Bande permanente Prügel bekam, hieß Napoleon — Gott weiß, wie der Name hierher seine Bahn gefunden hatte, und was sich die Indianer darunter dachten! Der Name Napoleon wurde des Tages aber gewiß hundertmal, und jedesmal von einem tüchtigen Hieb begleitet, ausgestoßen, und Napoleon ging dann eben nur sachte um das Feuer herum, um zu sehen, ob er vielleicht auf der anderen Seite etwas des Mitnehmens Wertes fände.

Ein anderer Hund hieß Panuelo (Taschentuch), ein dritter Soldan, ein vierter Patagonien. Die anderen Namen habe ich vergessen.

Am schwersten ist mit den Hühnern fertig zu werden; denn die Unverschämtheit eines jungen Hahnes kennt eigentlich gar keine Grenzen.

Aber ich will den Leser nicht durch längeres Aufzählen aller jener trüben Stunden ermüden. Tag nach Tag goß der Regen nieder, und die trostlose Gewißheit drängte sich mir endlich auf, daß an kein Nachlassen für diese Zeit zu denken war. Der junge Bursche aus den Pampas versicherte mir selber, daß er es aufgegeben habe, noch in diesem Winter in die Pampas zu kommen, er werde ausharren müssen, wo er eben sei, und mein Führer drängte schon seit einigen Tagen, an die Rückkehr zu denken, wenn ich nicht ebenfalls an der Mayhue Lagune einregnen wolle.

Dem traute ich freilich nicht. Denn ich vermutete mit Grund, er habe das Heimweh nach seiner Familie bekommen. Soviel war aber sicher, ließ das Wetter nicht bis zur Mitte des Monats nach, von wo an stets der Winter einsetzte, dann blieb mir nichts weiter übrig, als den am 20. Valdivia wieder passierenden Dampfer zu erreichen, um mit zertrümmerten Hoffnungen nach Valparaiso zurückzukehren.

Und es regnete fort und fort. Wenn wir einmal zwölf Stunden blauen Himmel hatten, mußten wir es sicher die nächste Nacht wieder durch soviel stärkere Schauer büßen. Ich mußte endlich zurück. Denn die Zeit verfloß, und das, womit mich der Kazike trösten wollte, konnte nur ein schlechter Trost sein, daß nämlich viele Indianer und chilenische Händler noch auf der Otra Banda seien und auch nicht zurückkönnten und in den Pampas überwintern müßten.

Bis wirklich zum letzten Augenblicke hatte ich gewartet; denn am 15. April war ich noch am Mayhue, und am 20. mit Tagesanbruch mußte ich von Valdivia

nach Corral abfahren. Dazu waren alle Ströme rasend angeschwollen, und wenn ich nicht jetzt wenigstens zwei Tage trockenes Wetter hatte, kam ich nicht einmal dorthin durch. Aber was half's! Ich mußte, und es galt jetzt zu zeigen, was unsere Pferde leisten konnten.

Die traurigsten Tage hatte ich in der Zeit da oben durchzumachen — jene Tage, in denen ich die Gewißheit bekam, daß mein ganzer Plan zerstört, meine ganze Hoffnung vernichtet sei, jenen wundervollen, wilden Marsch durchzuführen. Aber mein phlegmatischer Führer hatte recht: gegen Gott ließ sich nicht ankämpfen, und ich mußte mich dem Unvermeidlichen fügen. Alle jene körperlichen Beschwerden und Unannehmlichkeiten, die ich bis dahin nur mit Unmut und einer halben Verzweiflung ertragen, schmolzen aber gegen das Gefühl der Resignation auch in ein wahres Nichts zurück, und ich konnte jetzt über vieles, das mir sonst fast unerträglich schien, ordentlich lachen.

Und was jetzt weiter mit mir werden sollte? — An einen Rückweg hatte ich nie gedacht, ja, mir denselben eigentlich fast abgeschnitten; denn ein ordentliches Kapital, das ich in Valpariso zu diesem Zwecke aufgenommen, war halb nutzlos aus dem Fenster geworfen, und alle meine Sachen jetzt schon von Valparaiso auf dem Wege durch die Pampas nach Buenos Ayres. Ich hatte wieder einmal nichts mehr und mußte nun sehen, wie ich das alte, schon so oft gespielte Spiel noch einmal durchführte.

V. Der Rückmarsch.

Am 16. April brach ich endlich, nachdem ich zwei volle Wochen mit drei Sonntagen in jener schauerlichen Existenz zugebracht, vom Mayhue auf, und mein Rückzug glich eher einer Flucht, den immer mehr anstürmenden Wassern zu entgehen. — Wäre ich auch nur zwei Tage länger geblieben, so konnte ich nicht mehr durch und

hätte monatelang in der schmutzigen Hütte meines alten Kajuante verbringen müssen.

Schon am 15. abends versuchten wir den Rückzug über den Pilian Leufu anzutreten, aber es war nicht möglich und hätte mich beinahe ein Pferd gekostet. Als letzter Ausweg blieb deshalb nur eins übrig: ich mußte meine nackten Tiere durch Indianer an der Mündung desselben in die Lagune, wo er sich in fünf Arme teilt, durchtreiben lassen, und mit meinem Gepäck in einem Kanoe diesem wahrhaft teuflischen Strome aus dem Wege fahren. Drüben an der anderen Seite trafen wir dann die Pferde wieder und mußten nachher sehen, wie wir die übrigen tiefen, aber doch nicht so gefährlichen Ströme und Esteros kreuzen konnten.

Am 15. hatte ich indessen eine Art Christbescherung bei den Indianern angerichtet, um sie für meine luxuriöse Bewirtung wenigstens in etwas zu belohnen. Der alte Kazike, welcher vielleicht fürchten mochte, ich könnte es vergessen, hatte mir das auch schon vor einiger Zeit durch meinen Dolmetscher ganz deutlich zu verstehen gegeben. Vor allen Dingen ließ ich ihnen einmal alle meine mitgebrachten Lebensmittel und behielt nur das zurück, was ich für die nächsten Tage notdürftig brauchte; denn ich wollte meine Pferde so leicht wie möglich haben. Dann gab ich dem alten Kaziken noch eine wahre Schatzkammer an Tabak, Messern, Maultrommeln, Tüchern, Nadeln usw. und tauschte von der Kronprinzessin das Stirndiadem, welches sie die lange Zeit über getragen, für eine Masse Glasperlen ein. Ich mußte doch etwas zum Andenken an diese furchtbar durchlebten Stunden mit mir nehmen.

Der Kazike Kajuante schien auch sehr zufrieden mit meinen Geschenken — er hatte wohl in seinem ganzen Leben noch nie so viel für alte Knochen und Bohnen bekommen — und lud mich ein, ja recht bald zu ihm zurückzukehren. Dann könne ich, wie er meinte, bei ihnen blei-

ben und eine Frau nehmen, „eine recht fette“. Welch verlockende Aussichten mir der alte König Lear auch stellte, ich ließ mich dennoch nicht verführen.

Am 16. früh, wo sich indessen das Gerücht von meiner Abreise verbreitet hatte (der Capitano de Amigos war schon vor drei Tagen, als es einmal mit Regnen aufhörte, mit den übrigen Chilenen zurückgeflüchtet), versammelte sich eine Menge Indianer bei unserer Hütte, um mir das Geleit zu geben. Einige davon sollten auch meine Pferde durch den Pilian Leufu führen, andere das Kanoe über die Lagune rudern. Die Pferde waren jetzt gesattelt, ich hatte von den Damen des Hauses rührenden Abschied genommen, und besonders der alten Madame Kazike auf das herzlichste das rechte Schnupftuch geschüttelt — war ich doch wirklich herzlich froh, daß ich diesem Leben endlich den Rücken kehrte. König Lear erklärte aber, daß er mich jedenfalls bis an die Lagune begleiten würde, und mit einem Zuge von etwa zwanzig wilden Reitern brachen wir um sieben Uhr morgens nach der Lagune auf.

Die Nacht über hatte es nur sehr wenig geregnet, der letzte Abend war auch zum Teil trocken gewesen, und der Wind drehte sich nach Westen; die Hoffnung war also da, daß ich wenigstens zurückkäme. Um vorwärts zu kommen, hätte es jetzt aber schon hintereinander fünf trockene Tage gebraucht, und dazu war keine Hoffnung mehr.

Dicht an der Lagune stand noch eine kleine Hütte, in welcher der Eigentümer des Kanoes inmitten sieben voller, trinkbarer Tschitschafässer lebte. Hier sollte heute das Gelage wieder beginnen, und wäre meine Abreise nur auf den nächsten Tag verschoben worden, so hätte ich kaum noch einen nüchternen Menschen gefunden, mein Kanoe zu rudern. Heute morgen erschien denn auch alles, noch eben vor Torschluß, und wäre mir das Herz nicht so furchtbar schwer gewesen, ich hätte mich wenigstens

dessen freuen können. Aber zurück! Das Wort hatte etwas Furchtbares für mich — war es doch das erstemal in meinem Leben, daß ich von irgend einem vorgesteckten Plane zurück mußte, und nicht einmal die Aussicht blieb mir mehr, ihn später, in einer günstigeren Jahreszeit, dennoch durchzuführen.

Wäre ich noch ein junger Mann gewesen, ja — aber dreimal hatte ich jetzt die amerikanische Küste betreten, mich viele lange Jahre freund- und freudlos in der Welt herumgetrieben und Tausende von Beschwerden ausgestanden; ich durfte an keine neue Reise mehr denken. Nur noch einen traurigen Blick warf ich auf die waldigen Rücken der Kordilleren zurück, über denen, wie immer, trübe Wolkenschleier hingen, und ging dann entschlossen daran, mich in die Notwendigkeit zu fügen. Es war vorbei! Ein anderer mochte jetzt, vielleicht durch meine Erfahrungen unterstützt, das ausführen, was ich wenigstens begonnen hatte, und was keineswegs unmöglich ist, wenn es nur richtig und zur rechten Zeit begonnen wird.

Einen Monat früher — nur einen kleinen Teil der Zeit, die ich nutzlos in Ecuador verleben mußte —, und ich wäre hinübergekommen. Jetzt galt es, den Heimweg aufzusuchen, und unsere Tiere galoppierten rasch der Lagune entgegen.

An der Hütte des Kanoe-Eigentümers hielt natürlich der Kazike; denn wir konnten dieselbe doch nicht passieren, ohne zu versuchen, ob die Tschitscha gut sei — das heißt, ob sie die Fähigkeit besitze, die Trinker in der möglich kürzesten Zeit selig zu machen. Zehn bis zwölf Gallonen wurden auch in einer wirklich unglaublich kurzen Zeit hinuntergegossen, und das Gelage würde vielleicht gleich hier bis zum Abend fortgesetzt worden sein, hätte ich nicht, als alle Mahnungen fruchtlos blieben, meinem Pferde die Sporen gegeben und wäre dem Einschiffungsplatze zugeritten. Mein Führer, der schlimmer als die übrigen an solchen Plätzen klebte, mußte jetzt mit, und

die anderen folgten, da sie ja doch in kurzer Zeit hierher zurückkehren konnten.

Die Einschiffung ging rasch von statten. Das schwere Kanoe lag allerdings hoch auf dem Sand droben; vier Indianer befestigten aber ihre Lassos daran und zogen es mit ihren Pferden rasch in das Wasser. Mein weniges Gepäck lag zehn Minuten später ebenfalls darin, und wir wollten jetzt einsteigen, aber — der alte Kazike fehlte noch, von dem ich doch jedenfalls Abschied nehmen wollte.

Jetzt kam er endlich, vor sich auf dem Sattelknopf einen mächtigen irdenen Krug mit Tschitscha haltend, langsam angeritten und rief mir schon von weitem zu, den Abschiedstrunk nicht zu vergessen. Auch der wurde getrunken und der Krug fast geleert, und jetzt nahte der feierliche Augenblick, wo ich mich von dem Kaziken nach allen Regeln der Etikette beurlauben mußte. Ich wollte, ich hätte dazu ein paar von meinen europäischen Freunden zu Zeugen gehabt.

Der Kazike saß zu Pferde, und ich stand neben ihm an dem sandigen Strande des Sees, den linken Fuß schon auf dem Bug des Kanoes. Da nahm der alte König Lear meine ihm zum Abschied gebotene Hand, hob sie feierlich in die Höhe, und indem er sich darauf niederbeugte, drückte er einen ehrfurchtsvollen Kuß — nicht etwa auf meine Hand, sondern auf seinen eigenen Daumen, wie wir es auch manchmal zum Scherze bei uns getan. Ich hatte aber schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, daß diese Höflichkeit bei Begrüßung oder Abschied gegenseitig sei. Ohne also eine Miene zu verziehen und vollkommen den Ernst des Augenblicks begreifend, hob ich jetzt des Kaziken Hand empor und küßte ebenso ehrfurchtsvoll, wie er, meinen eigenen Daumen.

Jetzt aber band mich auch nichts mehr an das Land, a fuera! Die roh genug zugehauenen Ruder, von denen zwei ein paar alte Getreideschaufeln, mit Weinreben angeschnürt tragen, schoben das Kanoe vom Lande ab in tiefes Wasser und — „Halt!“ kommandierte mein alter,

unverwüstlicher Kazike, den Tschitschakrug hoch emporhebend, „noch einmal trinken!“ — Er erwartete aber nicht etwa, daß wir noch einmal mit dem Kanoe zum Lande kommen sollten, sondern ritt, den Tschitschakrug hoch in der Rechten, zu uns in den See hinaus, an das Kanoe. Dort, wo ihm das Wasser schon bis zum halben Leibe seines Tieres ging, hielt er, reichte jedem von uns noch einmal das trübe Labsal, und gestattete uns dann erst mit einer huldvollen Bewegung seiner Hand, vollkommen abzustoßen. Im nächsten Augenblick fielen die drei Ruder in das Wasser und trieben das etwas schwerfällige Kanoe vorwärts, und mit dem Steuer beschäftigt, hatte ich nicht zurückgesehen. Da lenkte ein wild und schrill ausgestoßener Schrei aus mehr als zwanzig Kehlen meine Aufmerksamkeit wieder dorthin, und ich werde den Anblick nie vergessen.

Die ganze Schar der Indianer, alle in ihren dunkelblauen Ponchos mit den langen, fliegenden Haaren, hielt dort in einem Trupp, der alte Kazike, auf dessen Sattelknopf der geleerte Tschitschakrug stand, noch halb im Wasser, an der Spitze. Die rechte Hand hob dabei jeder in die Höhe, und aus voller Brust gaben sie uns den zweiten und dann den dritten Abschiedsruf. Eben war die Sonne einen Moment aus den Wolken getreten, wie um diese Szene selber mit anzuschauen, und warf ihre funkelnden Streiflichter über die Gruppe, über die grünen, blühenden Myrtenbüsche dahinter, über die den Kies bespülende, plätschernde Flut, und das Echo des Schreies klang von den nächsten Hängen der Kordilleren wieder.

Unsere Bootsmannschaft gab den Ruf zurück, während das Kanoe rasch die Fluten teilte; noch einmal antworteten die Indianer am Land — und in demselben Augenblick auch fast waren sie in den bis zum Strande niederreichenden dichten Myrten wie durch Zauberei verschwunden.

Ade, mein alter, wackerer Kajuante, ade! Friede deiner stillen Hütte mit allen ihren gastlichen Schrecken,

um welche von jetzt an nur die Erinnerung ihren Schmelz flicht, ade! Ich sehe dich nimmer wieder. Du selber wirst aber gewiß manchmal an den Aleman denken (wenn du auch seinen Namen nie behalten konntest), der deine Pfeife mit Tabak und deine Ohren mit Musik füllte — ade! Bei deinen Tschitscha-Gelagen wirst du dann von ihm erzählen, und auch er in seiner eigenen stillen und freundlichen Heimat wird noch oft sich jener mit dir verlebten Stunden erinnern und — seinem Gott danken, daß es eben verlebte und überstandene Stunden sind. Ade!

Über den See fliegt das Kanoe; vorn am Bug schäumt die klare, spritzende Flut, und neben uns auftürmen sich die hohen, schroffen Ufer der Lagune, die, in das Rückenmark dieser Berge hineingedrängt, deren strömende Bergwasser in ihrem Bette sammelt und dem Rancosee zuführt.

Zu unserer Rechten liegt die fünfarmige Mündung des zu uns herauskochenden Pilian Leufu — meine armen Pferde — dort müssen sie hindurch, und mein frommer, heute nüchterner Führer seufzt: Gebe Gott, daß sie alle hindurchkommen! Er hat sein Pferd auch in dem Trupp und meint natürlich nur das.

Aber wir können ihnen von hier aus doch nicht helfen, und „was geschehen soll, mag's geschehen!" Weiter schäumt das Kanoe, weiter, jetzt in den offenen See hinaus, auf dem uns noch ein tüchtiger Regenschauer erwischt. Doch was tut's! Wir sind so daran gewöhnt, nicht naß zu werden, sondern naß zu bleiben, daß keiner die schweren Tropfen achtet. Im Westen zeigt sich überdies wieder blauer Himmel, und der Wind kommt von dort, und ehe wir die Stelle erreicht haben, wo der Mayhuesee in schmalen Wasserstürzen dem Ranco zustrebt, ist der Himmel wieder klar, und Hoffnung verheißend spannt sich ein prachtvoller Regenbogen über den grünen Wald und den blauen See.

Jetzt verengt sich der See, und meine Indianer

suchen, das Kanoe dicht an den Büschen gehalten, forschend nach dem verabredeten, so selten besuchten und dicht überwachsenen Landungsplatz. Dort schiffen wir unser Gepäck aus, aber die Pferde sind noch nicht da; wir waren etwa im ganzen drei Stunden gefahren, und die Sonne senkte sich mehr und mehr den Bergen zu. Zwei Stunden noch lagen wir so unter den grünen Büschen, durch die hin sich kaum ein Pfad erkennen ließ. Hatten die Pferde überhaupt glücklich den Strom passiert? — Kein Laut ließ sich hören, wenn wir nicht selber manchmal einen laut hinausschallenden Ruf ausstießen. Endlich — endlich wurde er beantwortet; schon konnten wir das Brechen der Büsche hören, und wenige Minuten später erhielten wir die fröhliche Gewißheit, daß alle Pferde sicher angekommen seien. Rasch waren die Tiere gesattelt, und nachdem ich meine Indianer mit allen möglichen Geschenken belohnt, trabten wir wieder landeinwärts. An dem Abend mußten wir noch einen ziemlich bösen Fluß kreuzen, der besonders reißend strömte; aber es ging. Wir übernachteten in einer indianischen Hütte und brachen am nächsten Morgen früh auf, wenn irgend möglich Dollinko noch zu erreichen.

Der nächste Tag war zu unserem Heile trocken; dennoch hatten wir eine schwere Strecke Weges an einem wild verwachsenen Berge hin, wo wir, den steilen Hängen zu entgehen, dicht zu der Ranco-Lagune nieder mußten. Den Liféu hatten wir vorher mit den Pferden durchschwommen, indem jeder von uns einen der Ledersäcke des Packtieres vor sich auf den Sattel stellte. Die Lagune aber, von dem unaufhörlichen Regen angefüllt, trat hier überall in den Wald hinein, so daß der überdies schmale Pfad in den uns von allen Seiten überhängenden Büschen gänzlich verschwand. Bald hier, bald dort wurden wir außerdem durch unter dem Wasser versteckte Stämme aufgehalten, und bis an den halben Leib des Pferdes im Wasser suchten wir bald nach dieser, bald nach jener Seite einen Ausweg.

Auch das war endlich überstanden; wir erreichten das Ende dieser fatalen Stelle ohne weiteren Unfall und ließen die Tiere jetzt tüchtig ausgreifen, so daß uns noch vor Sonnenuntergang das gastliche Dach Don Fernandos entgegenleuchtete. Und wie freundlich nahm uns der alte Herr wieder auf; wie sorgte er, daß unsere Sachen getrocknet wurden, und daß gleich nachher eine Kanne mit heißem, starkem Kaffee auf dem Tische dampfte, und wie herzlich nötigte er mich, doch jetzt wenigstens, wenn ich es früher ausgeschlagen, ein paar Tage auszuruhen und mich von den überstandenen Beschwerden zu erholen. Aber für mich gab es noch keine Erholung; denn eine Menge von Flüssen hatte ich noch zu kreuzen, und wieder türmten sich in Nordwesten jene fatalen, wetterschwangeren Wolken auf, die mir schon in den Kordilleren oben so manches Herzweh bereitet. Außerdem war auch meine Zeit jetzt mit dem in Valdivia anlaufenden Dampfer so knapp abgemessen, daß ich keine halbe Stunde vergeuden durfte. Am nächsten Morgen trabten wir denn auch schon wieder über die sich von hier ausbreitenden, hin und wieder mit Büschen und Dickichten bewachsenen Pampas hin.

Die ewigen Regen hatten freilich auch bis hier heruntergereicht; denn diese Flächen, durch die wir vor wenigen Wochen trocken hingaloppiert waren, bildeten jetzt lange Ketten von Sumpf- und Wasserlöchern und hielten unseren Marsch bedeutend auf. Und auf allen diesen Lachen kein einziger jagdbarer Wasservogel, ein einziges Paar Bekassinen ausgenommen, das wir gegen Mittag antrafen. Ein ödes, wildarmes Land hier, über das der graue Himmel trübe die mehr Regen kündenden Wolken spannte. Gegen Abend brach denn auch das Wetter richtig wieder los — ich hatte es lange schon gefürchtet. Noch ehe wir ein Nachtquartier erreichten, goß es nieder, was herunter wollte, und so die ganze Nacht hindurch und am nächsten Tage fort.

Ich mache mir nicht viel daraus, wenn es zu regnen beginnt, sobald ich erst einmal im Sattel sitze, ein höchst

fatales Gefühl ist es mir aber, wenn ich im Regen satteln und aufsteigen muß — und wie oft war ich dazu gezwungen!

Dazu hatten wir heute einen höchst fatalen Weg zu passieren, da wir den Kinchilkafluß nicht mehr kreuzen, sondern ihn, nach den Bergen hinauf, an seinem linken Ufer umgehen mußten. Hier hatten wir uns erst wieder durch diese nichtswürdige Kila durchzuarbeiten, und gleich früh, im furchtbarsten Regen, das Packpferd abzuladen, das mit den Päcken nicht durch eine Schlucht konnte. Diese war so enge, daß ich selbst meine Satteltasche von meinem Reittier nehmen und dasselbe eine kurze Strecke führen mußte. Dann hatten wir einen Fluß zu durchschwimmen, und alle Esteros oder Bäche, die wir von da an kreuzten, waren so angeschwollen, daß in manchen das Wasser über den Sattel ging.

Vorwärts! Jetzt half es nichts mehr; mein Gepäck war doch durchnäßt und ruiniert, und ich konnte sogar lachen, als mein Packtier gegen Abend in einem tiefen Wasserloch überschlug. Wieder wurde im Regen abgepackt, das eingedrungene Wasser wenigstens aus den Ledersäcken laufen zu lassen, dann die Ladung wieder auf und weiter. Jetzt störte uns auch nichts mehr. Kamen wir an Fluß oder Bach, so wurde nicht mehr lange sondiert, ob er tief oder seicht sei, durch! Ich voran, das Pack- und Leittier hinter mir, mein Führer hinter allen, und schwimmen oder waten, keiner wandte mehr den Kopf danach.

Den Abend erreichten wir todmüde und bis auf die Haut naß unser erstes Nachtquartier bei den Deutschen in Calle-Calle, trockneten uns dort, so gut es gehen wollte, an dem erhitzten Ofen und brachen am nächsten Morgen wieder früh auf. Von hier ab mündet eine Menge kleiner, jetzt freilich oft tiefer Bäche in den Valdivia, über die von Calle-Calle bis Valdivia allein siebenunddreißig Brücken führen. Viele dieser Brücken sind aber eingestürzt, und da sich die chilenische Regierung den Henker

um ihre Wegebauten kümmert, so können die Reisenden sehen, wie sie eben durchkommen. Gleich an der ersten machten wir auch das Schlimmste durch. Dort war die eine Hälfte der Brücke zusammengebrochen, und zwei lockere Bretter lagen, ein gefährlicher Weg selbst für Fußgänger, hinüber. Der Bach selber war sehr tief, und da wir gestern unsere Sachen, so gut das eben ging, getrocknet hatten, wollte ich sie nicht gern gleich am frühen Morgen wieder durch Schwimmen durchnässen.

Mein Pferd führte ich zuerst über die schwankenden Bretter, und es ging vortrefflich; die übrigen Tiere folgten ebenfalls, und das Packpferd nahm ich dann selber an dem Lasso, um es sich hinüberzuleiten. Das ungeschickte Vieh trat aber mit den Hinterbeinen breit aus, das eine Brett schlug um — ich wollte es noch am Lasso halten, aber es ging nicht, und im nächsten Moment stürzte es mit der Ladung rückwärts in die glücklicherweise tiefe Flut, daß ihm das Wasser über dem Bauche zusammenschlug.

Meine arme Zither! war mein erster Gedanke, während sich das Pferd rasch wieder aufdrehte und an Land schwamm; denn diesesmal durfte ich kaum hoffen, daß sie unbeschädigt davongekommen sei. Und trotzdem hatte es ihr nicht das geringste geschadet. In den dichtverschlossenen Holzkasten, mit starkem, geöltem Papier umwickelt und in ein Schaffell noch außerdem eingeschlagen, hatte das Wasser in der kurzen Zeit nicht Raum gehabt, einzudringen, und das war wenigstens gerettet. Um das andere kümmerte ich mich wenig.

In einer halben Stunde waren wir wieder reisefertig, und jetzt lag nicht mehr der geringste Grund vor, sich irgendwo aufzuhalten. Nach Valdivia hatten wir von hier aus nur noch überdies sieben Leguas mit weit besserem und großenteils trockenem Wege.

Vorbei, vorbei meine Hoffnungen und Träume! Und nicht einmal einen Plan konnte ich mir vorwärtsmachen, da ich die Möglichkeit eines Rückzuges nicht voraus be-

dacht, ja nicht einmal geahnt hatte. Meine Waren ruiniert, meine Pferde nicht die Hälfte dessen mehr wert, was ich dafür gegeben, wenigstens nicht, wenn ich sie rasch wieder verkaufen mußte; alle meine Sachen von Valparaiso nach Buenos Ayres abgeschickt, mein Sattelzeug und meine alte Büchse der ganze Reichtum! Gut! Ich hatte dem schon manchmal die Stirn geboten, und konnte das wieder, und doch — hätte mir das Herz fast brechen mögen, als ich aufs neue den alten Kirchturm von Valdivia vor mir auftauchen sah.

5.

Patagonien und die Penchuenchen.

Mein Plan, Patagonien selber zu besuchen, war vernichtet, aber in den Kordilleren oben benutzte ich wenigstens die Gelegenheit, um soviel als möglich von jenen Nachbarstämmen und den Verhältnissen ihres Landes zu erfahren, was einem späteren Reisenden zugute kommen mag. Arbeiten wir doch nur immer der eine für den anderen.

Von allen Ländern und Teilen Südamerikas ist Patagonien noch immer das am wenigsten gekannte Land, und eigentlich haben wir auch nur von seiner Südgrenze und einem Teile des Rio Negro im Norden genauere Nachrichten. Auch hat die chilenische Regierung an der Südgrenze eine Strafkolonie angelegt und steht dort mit den benachbarten Indianern in einer lockeren Verbindung. Alle Versuche aber, von dort in das Land einzudringen, sind bis jetzt für die Unternehmer nur höchst traurig ausgefallen, denn die Patagonier haben eine eben nicht verlockende Gewohnheit, den Leuten, die in ihre Hände fallen und die ihnen nicht behagen, einfach die Hälse abzuschnei-

---

*) Péchuenches ist der in Europa gewöhnliche Name für diese Stämme; ich selber aber habe sie, und zwar in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, nie anders als Penchuenches nennen hören.

den, und solche, die ihnen gefallen, als Gefangene bei sich zu behalten.

In dem letzten Jahrzehnt sind mehrere solcher Fälle vorgekommen. So ging ein Major Philippi von der chilenischen Kolonie aus in das Innere, um den Indianern einen Besuch abzustatten und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen — aber er kehrte nie wieder. Nur den Burschen, den er bei sich gehabt, war es gelungen, zu entkommen, und er brachte die Nachricht in die Kolonie, daß die Indianer den Major erschlagen hätten. Freilich war er unvorsichtig genug gewesen, seine Uniform zu tragen, von der er vielleicht geglaubt, daß sie den Indianern imponieren würde. Außerdem hatte er reich mit Silber verziertes Saum- und Sattelzeug und kostbare Waffen gehabt, und der Versuchung scheinen die Wilden nicht widerstanden zu haben.

Ein anderer Deutscher wurde zwar nicht von ihnen ermordet, aber zurückgehalten, und man hat nie wieder Genaueres über sein Schicksal erfahren können. Sein Name war Simon, wie es heißt, ein Maler aus Stuttgart, den es trieb, das abenteuerliche Leben unter diesen Stämmen kennen zu lernen. Er nahm seine Gitarre mit, die er vortrefflich spielte, soll auch eine sehr hübsche Stimme gehabt haben, und mit seiner Mappe auf der Schulter zog er getrost in die Pampas hinein. — Auch er kehrte nie wieder, und lange Jahre verflossen, in denen er tot geglaubt wurde. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß ein Deutscher unter den Patagoniern lebe, der die Guitarre spielte und Bilder machen könne. Die Nachricht war bis zu den Penchuenchen im Norden gedrungen, und vor zwei Jahren, als ein junger deutscher Kaufmann von Valdivia aus über die Kordilleren ging, um mit den dort lebenden Indianern Handel zu treiben, erfuhr er von dem damaligen Oberkaziken Yankitruß, daß jener Deutsche kürzlich gestorben sei. Die Indianer hätten ihn aber sehr gut behandelt, und ihm sogar, was er zum Malen brauchte, sowie Saiten für eine Guitarre

von dem Hunderte von Meilen entfernt liegenden Carmen geholt. Sieben Jahre hat er jedenfalls unter diesen Stämmen gelebt, und es ist möglich, daß er jetzt gestorben ist, aber noch lange nicht gewiß. Denn die Indianer können auch recht gut, da die Nachfragen nach ihm lebhafter wurden, das Gerücht seines Todes nur deshalb verbreitet haben, um nicht weiter belästigt zu werden, und meiner Ansicht nach dürfte die Sache damit noch nicht abgetan sein, sondern verlangte im Gegenteil eine genauere Untersuchung — wenn der Vermißte auch nur ein Deutscher war.

Der einzige Reisende, der Patagonien im Norden durchzogen und darüber geschrieben hat — und das geschah in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts — war ein englischer Jesuit, Faulkner oder Falkner mit Namen. Später sind allerdings dann und wann schiffbrüchige Matrosen von den Patagoniern gefangen worden und einzelne von ihnen wieder durch einen glücklichen Zufall entkommen. Von allen diesen haben wir aber nur sehr oberflächliche Berichte über das Land bekommen können, und noch immer ist es uns ein verschlossenes Buch.

Faulkner selber war aber, wie es scheint, gar nicht unter den eigentlichen Patagoniern, wenn auch südlich vom Rio Negro, sondern unter den Penchuenchen, die nördlich und südlich vom Rio Negro und an dessen Zuflüssen leben. Sein kleines Verzeichnis von patagonischen Wörtern wenigstens, das er dem Buch beigegeben hat, ist nicht die Sprache der Patagonier, sondern die der Penchuenchen, die auch auf der chilenischen Seite der Kordilleren von den dort lebenden Indianern gesprochen wird.

Patagonien wird geographisch allerdings erst im 39. Grad südl. Breite von dem Rio Negro im Norden begrenzt. Die eigentlichen Patagonier wohnen aber viel weiter südlich, durch weite Pampasstrecken von den Penchuenchen getrennt, welche letztere beide Ufer des Rio

Negro inne haben, und in solchen Zeiten, in denen sie mit der argentinischen Regierung in Krieg leben, nach Norden hinauf bis zu der nach Mendoza führenden Hauptstraße ihre Streif- und Raubzüge ausdehnen.

Die Penchuenchen unterscheiden sich aber nicht allein in ihrer Sprache von den Patagoniern, sondern auch in ihrer Hautfarbe und Statur. Die Patagonier sind größer und dunkler — wenn auch keine Riesen, zu was man sie früher machen wollte, aber doch kräftige und besonders hoch aufgeschossene Gestalten, während die Penchuenchen mehr den gedrungenen, festen Körperbau der Indianer Nordamerikas haben. Sie sind ebenfalls auffallend licht von Farbe, und einzelne der Indianer, unter denen ich jene Zeit lebte, unterschieden sich wirklich kaum durch eine Schattierung von den zwischen ihnen hausenden Chilenen. Das lange, straffe, schwarze Haar haben sie freilich wie alle Indianer, und spielte es bei denen an der westlichen Seite, besonders bei jungen Leuten, oft in das Rötliche; auch fühlt es sich immer hart und rauh an, sehr verschieden von den oft seidenweichen Locken der Südsee-Insulaner.

Die Sitten und Gewohnheiten beider Stämme sind freilich dieselben. Beide sind Nomaden und leben von ihren Herden und dem Wilde, das sie mit gleichen Waffen, mit Lasso und Bolas, erlegen. Im Kriege führen aber auch beide die lange Lanze mit furchtbarer Sicherheit. Die Bolas, die sie werfen, sind verschiedener Art, und zwar mit zwei und drei Kugeln für die Jagd und mit einer Kugel als Waffe gegen den Feind. Diese Kugeln bestehen, wenn sie es bekommen können, aus rundgeschlagenen Stücken Blei in Leder eingenäht, wo sie es nicht haben können, aus ebenso verwahrten Kieselsteinen, die an einem aus ungegerbter Haut geschnittenen Riemen hängen. Für die einzelne Kugel ist der Riemen kurz und selten über zwei Fuß lang, für die Doppel- oder dreifache Kugel drei und ein halb bis vier Fuß lang. Wenn sie die letzteren werfen, fassen sie eine

Kugel, schwingen sie, wie bei dem Wurf des Lasso, um den Kopf und schleudern die anderen dann nach dem flüchtigen Wild, dem sie auf ihren Pferden folgen. Trifft nun der Riemen den Hals der Beute, so schlingen sich die Kugeln im Nu um das Opfer und werfen es zu Boden. Für Pferde und Guanacos nehmen sie, wie für Hirsche, die dreifachen Bolas, für den Strauß dagegen nur die mit der doppelten Kugel. Die Bolas tragen sie um den Leib wie einen Gürtel, der Lasso hängt stets hinten am Sattel und ist durch eine feste, lederne Schleife mit Knopf an dem Sattelgurt, stets zum Gebrauch bereit, befestigt.

Die besten Lassos flechten sie aus ungegerbter Guanacohaut; überhaupt verstehen sie ausgezeichnet Leder zu flechten, und ihre Zäume und Halfter, wenn sie sich nur irgend Mühe damit geben, könnten in ihrer Arbeit nicht von den besten europäischen Riemen übertroffen werden.

Die Frauen weben gute und feste Ponchos, Decken und Kleider, und ihre Lieblingsfarbe dafür ist dunkelblau. Indigo bildet deshalb einen der vorzüglichsten Handelsartikel mit allen diesen Stämmen.

Die Penchuenchen führen, wie gesagt, ausschließlich ein Nomadenleben, ihre Wohnungen aber dürfen in den offenen Pampas nicht zu leicht sein; denn wenn ihnen der Winter auch nicht zu häufige Regen bringt, so herrschen doch außerordentlich heftige Winde (jene sogenannten Pamperos) vor, gegen die sie sich schützen müssen. Der beste Schutz gegen den Wind ist aber eine Tierhaut, und von den Häuten des Guanaco (das man recht gut das Kamel der Pampas nennen könnte, wenn es sich überhaupt zum Gepäcktragen bringen ließe) nähen sie sich vortreffliche dichte Zelt. Zu solchen Zelten brauchen sie nicht selten dreißig bis vierzig Felle, und verläßt der Stamm seinen alten Lagerplatz, so werden Stangen und Felle mit allem ihrem übrigen Geräte auf Pferde gepackt, um einen neuen Jagdgrund und Weideplatz aufzusuchen.

Die Pehuenchenpferde, von denen viele nach Chile gebracht werden, sind grobknochige, starke, etwas ungeschickte Tiere und werden, um Strapazen auszuhalten, nicht für so tüchtig geschätzt, wie die chilenische Rasse. Gleichwohl können sie rasch laufen, und das ist es besonders, was der Indianer braucht. Er hat Tiere genug, und ist eins von ihnen müde, so kann er leicht mit einem anderen wechseln. Sie haben übrigens zwei Rassen von Tieren — solche, die sie zum Reiten, und andere, die sie zum Gepäcktragen brauchen. Die letzteren sind viel kleiner, mit kurzen Beinen, aber außerordentlich kräftigem Körper, und man hält dieselben höher im Werte als die ersteren.

In den letzten Jahren haben diese Pehuenchen, die früher den Argentinern viel zu schaffen machten, einen Friedensvertrag mit dem Präsidenten Urquizas abgeschlossen, und es wird ihnen noch bis auf den heutigen Tag von der argentinischen Regierung ein Tribut in Stuten ausbezahlt. Überhaupt besteht seit der Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen diesen wilden Stämmen und den argentinischen Forts, und es ist gar nichts so Seltenes, daß sie Kuriere von dort bekommen. Da aber nur wenige der Häuptlinge der spanischen Sprache mächtig sind, keiner von ihnen aber lesen und noch viel weniger schreiben kann, so hat sich das Bedürfnis bei ihnen herausgestellt, Leute um sich zu haben, die einen solchen Botschafter empfangen und abfertigen können. Seitdem halten viele dieser Häuptlinge sogenannte escribanos oder Schreiber, die ihnen als Dolmetscher dienen, mit ihnen leben und ebenfalls mit Pferden bezahlt werden.

Sonderbarerweise haben sie aber dazu k e i n e Argentiner genommen, denen sie vielleicht nicht genug trauen, mit ihren eigenen Landsleuten zu verkehren, denn alle die bis jetzt in den Pampas lebenden Escribanos sind junge Chilenen aus den Grenzansiedelungen, Männer, von Jugend auf an ein fast ebenso wildes Leben gewöhnt wie die Indianer selber, aber doch mit notdürfti-

gen Kenntnissen ausgestattet, um einen Brief zu entziffern und eine Antwort darauf abzufassen. Selten genug überhaupt, daß sie nötig haben, ihre Schreibkunst zu bewähren.

Jedenfalls sind sie dadurch schon von ihrer alten Politik abgegangen, keine Fremden unter sich zu dulden, die nicht ganz entschlossen oder gezwungen sind, ihr Leben bei ihnen zu beschließen. Es ist aber einmal Mode bei ihnen geworden, und damit der erste Griff geschehen, den die Zivilisation in ein bis dahin von ihr unberührtes Leben getan hat.

Fort Carmen ist der Platz, wo ihnen alljährlich ihre „Geschenke“, wie man freundlicherweise ihren Tribut nennt, ausbezahlt oder überliefert werden. Ein Bote von dort her meldet ihnen, wenn die Pferde bereit sind, abgeholt zu werden, und die Indianer schicken dann von jedem Stamm Abgesandte nach dem Fort, um ihr neues Eigentum in Empfang zu nehmen.

Gerade damals war, wie ich von dem Escribano hörte, die Zeit und ein Teil der Indianer schon nach Fort Carmen aufgebrochen.

Bei solchen Touren übereilen sie sich aber nicht im geringsten und brauchen Monate dazu, um eine Strecke von wenigen Graden zurückzulegen. Sie wandern, ihren ganzen Hausstand natürlich mit sich führend, zwei oder drei, höchstens vier Tage und schlagen ihr Lager dann wieder für eine oder zwei Wochen auf, um teils ihren Tieren die nötige Ruhe zu gönnen, teils frische Lebensmittel für den Marsch anzuschaffen. Solange sie aber unterwegs sind, reiten sie auch, wie die Argentiner in einem steten Galopp und wechseln unterwegs ihre Pferde aus dem Trupp der mitgenommenen Aushilfstiere.

Mit den Patagoniern scheinen diese Stämme in stetem Frieden gelebt zu haben, und wenn auch vielleicht dann und wann Streitigkeiten zwischen ihnen ausbrachen, wurden sie doch immer rasch beigelegt. Sie alle hatten Jagd- und Weidegrund genug, und durch die weiten Pam-

pas getrennt, bot sich auch nie ein genügender Grund zu Zwistigkeiten. Anders gestaltete sich das mit der Argentinischen Republik, die ihre Besitzungen weiter und weiter nach Süden ausdehnte, und mit ihren Herden nicht selten in ein Terrain kam, das die Penchuenchen als das ihrige beanspruchten. Die verschiedenen Revolutionsparteien in der Argentinischen Republik waren ebenfalls nicht lässig, die Indianer des Südens gegen die gerade bestehende Regierung aufzuhetzen, indem sie ihnen, im Fall ihres Sieges, bedeutende Vorteile oder Beute oder sonst wertvolle Geschenke versprachen, so daß selbst Rosas nie imstande war, seine unruhigen, südlichen Nachbarn in ihren Grenzen zu halten. Er sah sich genötigt, häufige Kriege gegen sie zu unternehmen, und hielt lange Jahre einen Stamm von ihnen dicht bei Buenos Aires, und von dem Lager seiner eigenen Soldaten überwacht, gefangen.

Es blieb aber mit solchen Feinden ein undankbarer und endloser Krieg. Denn wenn siegreich, schwärmten ihre wilden Horden bis weit in die Republik hinein und mordeten und plünderten, was ihnen unter die Hände fiel, und besiegt oder nur von einem zu mächtigen Feinde bedroht, flüchteten sie einfach in ihre weiten Pampas zurück, in die ihnen keine Armee folgen konnte. Auch mit dieser neuen Regierung begannen sie ihre Fehden, Urquizas aber, klug gemacht durch frühere Erfahrungen, versuchte nicht das höchst schwierige und fast unmögliche Experiment, diese wilden Stämme in der nämlichen Zeit zu demütigen, wo er einen Teil seiner eigenen Landsleute gegen sich wußte und alle seine ihm zu Gebote stehenden Kräfte notwendig brauchte, um sich selber nur an der Spitze der jungen Republik zu halten. Er schlug deshalb den viel praktischeren Weg ein, sie zu Freunden zu machen. Die Pferde, die er ihnen jetzt gibt — und er zahlt ihnen in lauter Stuten, die in der Argentinischen Republik doch nicht geritten werden — hätte ihn auch ein Krieg mit den Rothäuten gekostet, diejenigen gar nicht gerechnet, welche die Wilden fortgetrieben und gestohlen haben würden,

und seine Reiter kann er jetzt zu anderen Zwecken verwenden.

Daß diese Indianer aber nicht bloß im offenen Felde zu fürchten sind, hatten sie vor einigen Jahren bewiesen, wo sie eins der mit Kanonen und Gewehren verteidigten argentinischen Forts angriffen und nahmen und die Besatzung niedermetzelten. Yankitruß war damals der Oberhäuptling der Penchuenchen und führte jenen Kriegszug an. Wie er selber erzählte, sprengten sie mit ihren Tieren gegen die Palisaden des Forts, um sich einen Eingang zu erzwingen, und wurden mehrmals zurückgeworfen. Da erhielt, bei einem neuen Angriff, sein eigenes Pferd eine Kugel und sprang im Todeskampfe gerade auf die Palisaden hinauf, von denen es eine zusammendrückte. Dadurch hatten die Indianer eine Bresche bekommen, und von ihren Pferden springend, stürmten sie jetzt mit Lanze und Messer das Fort.

Yankitruß fiel später durch die Hand eines Meuchelmörders. Ein Argentiner kam zu ihnen ins Lager, wenn ich nicht irre, um Pferde zurückzufordern, die ihm abhanden gekommen waren, auch hatte er wohl schon früher Zwistigkeiten mit dem Häuptling gehabt. Gleichwohl blieb die Unterhandlung eine vollkommen freundliche, bis der Argentiner zur Abreise gerüstet war. Er hatte sein Pferd gesattelt und bestiegen und ritt vor Yankitruß' Zelt, um von diesem Abschied zu nehmen. Der Häuptling stand vor dem Eingang, und das Lager war in voller Ruhe; als der Argentiner dicht neben dem Indianer hielt, zog er sein schon bereitgehaltenes Pistol, schoß ihn nieder und floh davon, so rasch ihn sein Pferd tragen konnte. Ehe die Penchuenchen nach ihren Pferden greifen und ihn verfolgen konnten, hatte er schon einen solchen Vorsprung, daß sie nicht imstande waren, ihn einzuholen, und er entkam glücklich.

Die argentinischen Pferde scheinen überhaupt flüchtiger zu sein als die der Penchuenchen, und Yankitruß er-

zählte eigens einen Fall, der ihm selbst in der Erinnerung peinlich zu sein schien; denn er verlor damals an einem Tage sein Lieblingsweib und sein bestes Pferd.

Beide hatte er von einem Raubzuge aus der nördlichen Republik mit noch mehreren anderen Gefangenen heimgebracht. Das Pferd war ein Schimmel, so flüchtig, wie er noch je ein Tier unter sich gehabt. Eines Tages nun ließ er das junge Mädchen, das er geraubt und zu seiner Frau gemacht, diesen Schimmel reiten; die junge Argentinerin aber, ebenso im Sattel zu Haus wie der Beste der Indianer, schien sich vorher mit einem ihrer gefangenen Landsleute über ihre Flucht verständigt zu haben. Der Argentiner wußte sich ebenfalls ein gutes Pferd zu verschaffen, und mitten aus dem Zuge heraus, die vollkommen berittenen und fertigen Indianer hinter sich, flohen die beiden plötzlich Stepp ein. Yankitruß folgte ihnen mit seiner ganzen Horde, und den ganzen Tag dauerte die Jagd, ja, am nächsten Morgen nahmen sie die Fährten wieder auf, aber umsonst. Er sah weder sein junges Weib noch seinen Schimmel wieder.

Es lebt in Valdivia eine Familie, die ebenfalls durch die Araukaner eine Tochter verloren hat. Das junge Mädchen war, als es geraubt wurde, sechzehn Jahre alt, und der Vater bot damals alles auf, sein Kind wiederzubekommen, aber umsonst. Das Gerücht sagt, daß sie noch jetzt unter den Pehuenchen lebe, die sie wahrscheinlich von den Araukanern eingetauscht; aber es ist nie möglich gewesen, ihre genaue Spur aufzufinden, und jetzt sind lange, lange Jahre darüber verflossen.

Nach Yankitruß' Tode wurde sein jüngerer Bruder Mankelav Oberkazike der Pehuenchen, und ist es bis zu diesem Augenblick. Die Häuptlings- oder Kazikenwürde scheint deshalb erblich bei ihnen zu sein. Unter dem Hauptkaziken lebten aber noch eine Menge Unterkaziken, und ziemlich unabhängig von ihrem Oberhaupt in der weiten Pampa. Jedenfalls müssen sie eine bedeutende

Stimme im Rate haben, denn die argentinische Republik zahlt ihre Geschenke nicht allein an Mankelav, sondern auch an viele Unterkaziken, um sich deren guten Willen zu sichern. Die Namen derselben sind Tureopan, Huentchapan, Yankin, Huitrallan, Tchaiwek, Huincaval und Paillacan.

Den westlichen Distrikt, in der Nähe der Kordilleren, hat Tureopan. Mankelav residiert gewöhnlich am Limai, an dem südlichen Haupttributar des Rio Negro, und die übrigen Häuptlinge sind in den anderen Distrikten verteilt, ohne, wie gesagt, feste und bestimmte Wohnplätze zu haben. — Mankelav wird nur stets in Kenntnis gehalten, in welcher Gegend sie sich eben zeitweilig befinden, damit er im Fall der Not rasch Boten an sie absenden kann. Was auch ihre Privatzwistigkeiten untereinander sein mögen, in einem Kriege nach außen haben sie doch immer fest zusammengehalten, und der erste Häuptling hat dann die Führung ohne Widerspruch.

Das einzige, was diese Stämme bis jetzt noch so frei und unabhängig gehalten hat, ist, daß sie selbst nicht den entferntesten Begriff von Diplomatie haben. Die nordamerikanischen Indianer waren große Redner und gingen rettungslos zugrunde, als sie ihre Gesandten nach Washington schickten, um dort mit den Bleichgesichtern Verträge abzuschließen. Sie nahmen dazu ihre klügsten Leute, die im praktischen Leben gewöhnlich die dümmsten sind, und mit Redensarten verwirrt gemacht und durch unzweideutige Verträge betrogen, sahen sie sich von ihren Jagdgründen durch kleine Stücke Papier vertrieben und in den „weiten Westen“ zurückgedrängt. Die Pechuenchen, Araukaner und Patagonier haben sich dagegen nie auf derartige Spitzfindigkeiten eingelassen. Ohne erst lange bei einem Nachbarstaat anzufragen, ob er es möglicherweise übel deuten könne, wenn sie so frei wären, ihr gutes Recht zu wahren, sprangen sie in die Sättel und bedrohten und züchtigten den Feind so lange, bis er froh war, mit ihnen wieder Frieden zu schließen;

denn er wußte recht gut, daß bei ihnen mit Redensarten und Adressen doch nichts auszurichten war.

Über ihre Religion konnte ich gar nichts erfahren, und sie scheinen auch in der Tat keine einzige Art von Kultus zu haben, ebensowenig wie sie „Zauberer oder Medizinmänner“, gleich ihren nördlichen Brüdern, unter sich halten. Sie glauben aber an ein böses Wesen, eine Art Feuergeist, den Pilian oder Teufel, der seinen Sitz in den Kordilleren, in dem Krater des Vulkans Rica hat, ebenso wie die Sandwichs-Insulaner in früheren Zeiten (und heimlich selbst jetzt noch) ihre Feuergöttin Pelé in dem Kirauea von Hawaii verehrten.

Einen anderen Glauben teilen sie mit den australischen Stämmen, daß sie nämlich niemanden für natürlich gestorben halten, der nicht im Kriege von Feindeshand oder vor ihren Augen durch irgend eine tödliche Waffe fiel. Alle anderen Krankheiten und Todesarten sind, ihrer Meinung nach, die Folgen irgend einer böswilligen Zauberei, und es geschieht gar nicht selten, daß sie sich irgend ein schuldig geglaubtes Opfer ausersehen, um an diesem den Tod des Gestorbenen zu rächen. So wurde erst im vorigen Jahre der Fährmann über die Huitchin-Lagune, dicht am Abhange der Kordilleren, von dem Stamme Tureopans erschlagen, weil man ihn in Verdacht hatte, den Tod eines Indianers durch Zauberei herbeigeführt zu haben.

Möglich, daß sie einen großen Geist verehren, aber wieviele wilden Stämme — ganz entgegengesetzt von unserer christlichen Religion, halten sie denselben für ein durchaus gutes Wesen, voll Liebe und Erbarmen, das nachsichtig mit ihren Schwächen und Sünden ist, und das sie also deshalb nicht zu fürchten haben. Mit dem bösen Geist ist es dagegen eine ganz andere Sache, der schadet ihnen und verdirbt sie, wenn sie ihn irgend erzürnen, und es ist deshalb weit besser, ihn zum Freunde zu haben. Die in der Nähe des Vulkans Villa Rica wohnenden Indianer gestatten deshalb auch keinem Fremden,

ebensowenig wie einem von ihrem Stamme, denen es übrigens gar nicht einfällt, den Krater des Vulkans vor der Ernte zu besuchen, weil sie überzeugt sind, der Pilian würde das übelnehmen und ihre Ernte verderben. Nach der Ernte oder wenn ihre Äpfel einmal reif sind, hat es schon nicht mehr soviel zu sagen, wenn er auch einmal ein wenig böse werden sollte. Er spuckt dann wohl Feuer aus, kann aber keinen weiteren Schaden mehr anrichten.

Unsere Religion behauptet, daß ihr Gott nicht der rechte und ihr Teufel nur ein blinder Aberglaube wäre. Ich glaube, jene Stämme haben genau die nämliche Meinung von uns. Darin neigen sie übrigens den Muhamedanern zu — wenn sie auch gerade in keinem heißen Klima leben — daß sie denen, die reich genug sind, verstatten, mehrere Frauen zu nehmen. Die Kaziken sind es sogar schon ihrer eigenen Würde schuldig, mehr als eine zu halten.

Ihre Zelte sind geheiligt, und kein Fremder darf sie ohne besondere Einladung betreten. Alle Leute, die übrigens mit diesen Indianern verkehrt haben, sagen aus, daß sie, im ganzen genommen, ein gutmütiges und ehrliches Volk sind. Diebstähle fallen allerdings auch bei ihnen vor, ebensogut wie in zivilisierten Staaten, aber nie werden sie einen Freund bestehlen — mehr als wir von den zivilisierten Staaten sagen können — und selbst die Händler, die ihre Waren zu ihnen bringen, sind ihres Eigentums vollkommen sicher. Mir wurden mehrere Beispiele erzählt, daß einem oder dem anderen von diesen Tiere gestohlen waren; auf eine Klage bei dem Häuptling verschaffte er ihnen dieselben aber stets wieder, wenn es auch längere Zeit dauern sollte, ehe er ihrer habhaft werden konnte. Ähnliches läßt sich aber nicht von ihren Nachbarn, den Chilenen, behaupten, von denen manche in die Pampas hinübergehen, um so rasch als möglich einen Trupp Pferde zusammenzubringen. Gnade Gott ihnen freilich, wenn man sie dabei erwischt, und sie

dürfen es nachher nie wieder wagen, sich an der otra banda blicken zu lassen.

Während nun argentinischerseits vom Fort Carmen ein lebhafter Handel mit jenen Pehuenchenstämmen eröffnet ist, und Messer, Sporen, Säbel, Gebisse und wollene Decken von dort hinübergeschafft werden, haben die chilenischen Händler ebenfalls Verbindungen mit ihnen angeknüpft und ziehen im Sommer, besonders im November, Dezember und Januar, zu ihnen hinüber, um ihnen Indigo, Glasperlen, Messer, Kattune, Maultrommeln, Fingerhüte (welche die Frauen durchbohren und um den Hals hängen), Nadeln, Spiegel und ganz besonders Tabak und Branntwein zu bringen. Denn leider ist der Pehuenche ein ebenso leidenschaftlicher und vernunftloser Trinker wie der nordamerikanische Indianer.

Kommt eine Ladung Branntwein in das Lager, so wird vorher der Handel mit dem Verkäufer abgeschlossen, der eine bestimmte Anzahl Pferde dafür bekommt; dann werden die Fässer angebohrt und nicht wieder verlassen, bis sie vollkommen und gründlich geleert sind. Sie haben die Sitte, wie die Europäer, einander zuzutrinken, und ein Horn geht fortwährend im Kreise der Lagernden herum und muß von jedem, dem es gereicht wird, bis auf die Nagelprobe geleert werden. Allerdings vermischen die Händler den Branntwein schon vorher fast zur Hälfte mit Wasser — wie sie sagen, nur deshalb, um den Indianern nicht zu schaden, die sich sonst ohne Zweifel an dem zu scharfen Branntwein totsaufen würden. Die Wilden erhalten also von vornherein nur etwas starken Grog; die Quantität aber, die sie selbst von diesem zu sich nehmen, soll enorm sein, und sie trinken, bis sie an Ort und Stelle umfallen und ein- und ausschlafen, um dann augenblicklich von neuem zu beginnen, bis das leere Faß den trockenen Boden zeigt.

Bei solchen Gelagen fallen dann freilich nicht selten blutige Szenen vor; denn der Pehuenche ist in seiner

Leidenschaft so rasch mit dem Messer wie der Argentiner, aber sie haben den Streit doch nur stets unter sich, und der Weiße ist vollkommen sicher — besonders der Deutsche. — Wunderbarerweise besteht nämlich bei den Penchuenchen eine Sage, daß sie ursprünglich von den Deutschen abstammen. Ihre Vorväter sollen, wie sie sagen, vor grauen Jahren von Osten zu ihnen herübergekommen sein, und zwar von Deutschland selber. Sie nennen deshalb auch die Deutschen parientes oder Verwandte, und haben sich bis jetzt noch immer freundlich gegen sie gezeigt.

Der Klang ihrer Sprache hat wirklich viele Ähnlichkeit mit manchen deutschen Wörtern, und die kleine Kazikentochter überraschte mich eines Abends nicht wenig, als ich der alten Dame und deren ältesten Tochter Tabak zu einer Zigarette gegeben hatte, und sie jetzt fragte, ob sie ebenfalls rauchen wolle. Sie sah mich erst einen Augenblick an, als ob sie sich die Sache überlege, und sagte dann ganz entschieden und deutlich „Ja". Natürlich forschte ich dem Worte augenblicklich weiter nach und erfuhr dann, daß ja soviel bedeute, als in unseren Antworten „gut" oder „meinetwegen".

Übrigens findet sonst unter den Penchuenchen- und deutschen Wörtern nicht die geringste Ähnlichkeit statt — wenn ich auch damit nicht gesagt haben will, daß nicht ein tiefer Forscher die eine Sprache von der anderen mit der größten Bequemlichkeit ableiten könnte. Soviel ist sicher, diese Sage deutscher Abstammung, die bei allen Penchuenchen-Horden besteht, kommt unter ihnen dem Deutschen besonders gut zustatten, und ich bin fest überzeugt, ich würde in den Pampas, wenn ich sie nur hätte erreichen können, nicht im geringsten nötig gehabt haben, für mein Leben zu fürchten. Mehrere Deutsche sind auch in der Tat schon von Valdivia bei ihnen gewesen, ein junger Kaufmann Muhm sogar bis über den Limai, an dessen anderem Ufer der damalige Kazike Yankitruß sein Lager hatte, und alle sind freundlich von den Penchu-

enchen aufgenommen und weder an ihrem Eigentum geschädigt noch länger zurückgehalten worden, als sie selber bleiben wollten.

Was nun die geographische Lage dieses Teils von Patagonien betrifft, so haben wir darüber die älteste genauere Nachricht in der Karte des Jesuiten Faulkner, die im ganzen, so unvollkommen sie auch sein mag, doch ziemlich richtig zu sein scheint. Manches habe ich aber noch dazu erfahren, um sie zu vervollkommnen, bis es späteren Zeiten ermöglicht wird, eine genaue Karte dieses Teils unserer Erdkugel herzustellen.

Der Rio Negro wird aus zwei Hauptzuflüssen gebildet, die, nördlich und südlich nach den Kordilleren hinlaufend, etwa im 40.° südl. Breite zusammentreffen. Wie es scheint, nennen die Indianer den Rio Negro aber keineswegs von dort schon den „schwarzen Fluß“ oder Curuleufu, sondern erst weiter unterhalb, und zwar unter jener Furt, die nach ihren Salinen oder Salzplätzen hinaufführt. Bis dorthin wird er gewöhnlich noch der Limai genannt, wie sein südlicher, in einer Lagune entspringender Tributar heißt.

Diese Lagune, die auf Faulkners Karte nur ungefähr und ohne Namen angedeutet ist, heißt Naguelhuapi, und liegt etwas über „eine Tagereise“ von jener Stelle entfernt, wo der Limai in den eigentlichen Rio Negro mündet. Dieser Lauf des Limai erscheint dadurch sehr kurz; der Limai ist deshalb aber keineswegs ein kleiner oder unbedeutender Strom. Man muß nämlich bedenken, daß fast alle diese Bergströme ihren Ursprung in Lagunen oder Bergseen haben, in denen sich vorher all das Wasser der außerordentlich zahlreichen und reißenden Bergbäche sammelt. Dadurch springen sie, wie die Minerva aus dem Haupt des Zeus, gleich völlig gerüstet und erwachsen ins Leben, und sind oft, von ihrem Ursprung an, ganz ansehnliche und tiefe, meist immer sehr reißende Ströme, wie wir sie an der Westseite der Kordilleren ebenfalls haben.

Der Rio Bueno und noch ein anderer Fluß, dessen Namen ich vergessen habe, kommen in ähnlicher Art aus der Ranco-Lagune, und der erstere als ein breiter, tiefer Strom, der südlich von Valdivia in den Ozean mündet.

So auch kommt der Limai aus der Naguelhuapi-Lagune und ist schon, ehe er den Rio Negro erreicht, ein Strom so breit wie die Elbe bei Dresden, wenn auch an einigen Stellen und in trockener Jahreszeit für ein Pferd passierbar. Sowie die Regen freilich einsetzen, steigt er rasch, und die Indianer können ihn dann nur noch schwimmend oder mit Flößen kreuzen.

Die Bestimmung der Entfernung nach „einer Tagereise“ ist etwas prekär; die Indianer reiten, wie schon erwähnt, stets im Galopp, und man kann für eine Tagereise Entfernung deshalb recht gut 20 bis 25 Leguas annehmen.

Der von Norden in den Rio Negro strömende Fluß heißt, nach allem, was ich darüber erfahren konnte, der Kaleufu, und ist lange nicht so bedeutend wie der Limai.

Der Kaleufu entspringt in der Huetchun-Lagune, die aber ihrerseits nur die Schwester-Lagune einer weit größeren, westlich liegenden und mit ihr durch einen schmalen Arm verbunden ist. Die größere heißt die Nontue.

Über diesen schmalen Arm liegt der Weg, der durch den Ranco-Engpaß der Kordilleren in die Pampas führt, und ein Indianer hält hier ein Kanoe, um etwaige Wanderer überzusetzen.

Es war das der nämliche Fährmann, der vor einiger Zeit von den Pencheunchen erschlagen wurde, weil sie ihn in Verdacht hatten, einen anderen zu Tode gezaubert zu haben. Außerdem soll er übrigens ein arger Halunke und Pferdedieb gewesen sein, und es ist sehr leicht möglich, daß man schon lange eine Malice auf ihn hatte, und solche Gelegenheit benutzt, ihn ein für allemal loszuwerden.

An dieser Lagune, und zwar an der östlichen Seite derselben, eine ziemliche Strecke in das Land hinein,

wachsen eine Menge Äpfelbäume, aus denen die Indianer ebensogut ihre Tschitscha pressen wie ihre westlichen Nachbarn. In dieser Zeit nun, in den Herbstmonaten März und April bis tief in den Mai hinein, werden hier stete Gelage gehalten; denn die zunächst wohnenden Indianer kommen dort alle zusammen, um diese Gottesgabe gemeinschaftlich zu verzehren.

Es war das gerade die Zeit, in der ich den Übergang versuchen wollte, und eigentlich ist es die gefährlichste, die man zu einem Marsche durch dieses Land wählen kann — wenn einem eben die Wahl freigelassen ist. Dennoch habe ich die feste Überzeugung, daß ich nicht von den Indianern belästigt oder gar angegriffen worden wäre.

Der sogenannte Ranco-Paß, das heißt der Übergang über die Kordilleren, der zunächst der Ranco- und Mayhue-Lagune auf chilenischer Seite liegt und im Osten zwischen der Nontue- und Huetchun-Lagune hindurch in die Pampas führt, ist sehr leicht zu passieren und nur etwa 4500 Fuß hoch. Der Weg zieht sich von chilenischer Seite allmählich empor, bis zu der scheidenden Gebirgsschneide, wo ein etwa zwei Stunden Wegs langer und ziemlich steiler Aufgang zu überwinden ist. An dem östlichen Hange zieht er sich dagegen bequem in die Pampas hinab. Es ist jedenfalls ein ganz bequemer Maultierpaß, der an ein paar schwierigen Stellen mit wenigen Kosten könnte verbessert werden und nirgends solche gefährlichen und abschüssigen Plätze bietet, wie der Übergang von Mendoza nach Valparaiso.

Weiter im Norden liegt aber ein noch viel bequemerer Paß, von dem erzählt wird, daß ihn die alten Spanier mit Räderkarren passiert hätten. Allen Beschreibungen nach kann er nicht höher als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und würde jetzt noch mit Wagen zu passieren sein, wenn nicht im Laufe der Jahre mehrere Felsblöcke an einer ziemlich engen Stelle hineingestürzt wären, zwischen denen ein Reiter aber immer noch hin-

durch kann. Natürlich ließen sich diese mit größter Leichtigkeit durch Sprengen beseitigen.

Vor einiger Zeit suchte eine kleine Expedition diesen Weg zu erforschen; die Leute waren aber unvorsichtig genug gewesen, es laut werden zu lassen, daß es Regierungssache sei. Ein ihnen böswillig gesinnter chilenischer capitano de amigos hatte außerdem den Indianern gesagt, die Fremden kämen, um das Land zu vermessen und ihnen wegzunehmen, und noch vor dem Engpaß fanden sie einen Trupp von Eingeborenen, die ihnen den Durchmarsch verboten. Gewalt zu gebrauchen, dazu waren sie nicht zahlreich genug, mochten auch vielleicht die Indianer nicht unnötigerweise aufreizen, und verzichteten deshalb auf den Weitermarsch.

Südlich von Valdivia, in der Nähe von Osorno und bei der Naguelhuapi-Lagune, ist ein anderer, wie gesagt wird, vortrefflicher Paß über die Kordilleren, wohin die Regierung vor kurzer Zeit ebenfalls eine Expedition sandte, und zwar unter der Führung eines Engländers, namens Cox. Die Leute scheinen eine Menge Vorbereitungen gemacht und viel Geld ausgegeben zu haben, und als das eben ausgegeben war, löste sich die Expedition einfach wieder auf, ohne daß sie selbst bis auf den Rücken der Kordilleren gekommen wäre — keinesfalls weiter.

Soviel ist sicher, daß die Kette der Kordilleren hier außerordentlich abläuft und eine Menge von guten Übergängen bietet, während neben denen von Osorno und Villa Rica noch ein paar hohe, schneebedeckte Krater als treffliche Landmarken emporragen. Die Kordilleren selber können deshalb nie bei einem möglichen Verbindungsweg in dieser Breite zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean als Hindernis betrachtet werden, und weit größere, aber ebenfalls zu besiegende Schwierigkeiten bieten nämlich die reißenden Bergströme, die man jetzt, indem man ihnen auf- und abwärts folgt, unzählige Male kreuzen muß und in der Regenzeit eben nicht kreuzen

kann. Zurzeit sind aber noch gar keine Wege gemacht, sondern die Talhänge nur eben so benutzt, wie die Natur sie geboten, und an vielen Stellen ließe sich jedenfalls ein vollkommen trockener Weg an einem oder dem anderen Ufer der Ströme hinführen, so daß man viele gar nicht zu passieren hätte.

Diese Kordilleren sind nun, ganz im Gegensatz zu den peruanischen (während sie ebenfalls nur einen Hauptgebirgsrücken haben), bloß auf der Westseite wirklich bewaldet, oder vielmehr mit großen, stattlichen Bäumen bewachsen, die sich bis fast hinauf zu der niedrigen Wasserscheide ziehen.

Auf der östlichen Seite steht auch noch eine Strecke lang Gehölz die Hänge hinab, aber es wird schwächer und schwächer, je weiter es nach unten kommt, bis es zuletzt, in Büschen auslaufend, in den eigentlichen Pampas ganz verschwindet. Schon bei den östlichen Lagunen wächst wenig mehr als Apfelbäume. Der Limaistrom an der östlichen Seite wäre allerdings tief und breit genug, Holz auf ihm stromab in den Rio Negro zu flößen, aber er selber hat kein starkes Holz in der Nähe, und durch die Zweigflüsse der Lagune wird es schwer zu erlangen sein. Die Bergströme sind zu reißend und zu sehr mit Felsblöcken gefüllt, die zu flößenden Stämme zerschellen an diesen oder klemmen sich in den Biegungen fest. Nichtsdestoweniger muß es doch von irgend einer Seite zu erlangen sein; denn die Indianer halten gewöhnlich an der Furt des Limai sogenannte Balsas oder Flöße, um bei hohem Wasserstande damit über den Strom zu setzen. Jedenfalls müßte der Limai mit seinen Tributarien einmal genau untersucht werden.

Der Rio Negro selber ist durch den englischen Kapitän Fitzroy bis zu dort hinauf untersucht, wo Stromschnellen die weitere Schiffahrt unmöglich machen.

Soviel ist sicher, daß der Rio Negro weiter keine bedeutenden Zuflüsse hat, wie eben jene beiden Ströme, den Limai und Kaleufu, der erste von Süden, der andere

von Norden. Weiter nach Norden hinauf sind die Kordilleren aber weit spärlicher mit Bäumen besetzt, die schon selbst eine weite Strecke von Mendoza ganz aufhören. Der Grund wird dadurch auch nicht so wasserreich gehalten, und der Kaleufu soll nach allen Berichten weiter nichts als ein etwas wilder aber unbedeutender Bergstrom sein, mit nicht der geringsten Möglichkeit, ihn zu beschiffen.

Damit werden jene Vermutungen beseitigt, die einen Wasserweg nach dem Norden und Mendoza hin öffnen wollten. Von dort her kommt allerdings noch ein anderer Fluß, aber er ist klein und unbedeutend, und ergießt sich aus einer Kette von Sümpfen, die von dem Rio Negro aus bis weit über Mendoza (etwas östlich von dieser Stadt) hinausreichen. Faulkner gibt ihn auf seiner Karte als Sanquel an, der Binsenfluß. Es soll jedenfalls Ránkel heißen; denn in der Pencheunchen-Sprache heißt ránkel die Binse.

Unfern davon ist eine Furt, und nördlich von dem Rio Negro scheinen dort, etwa zwischen dem 55. und 56.° westl. Länge von Greenwich Salzgruben zu sein, aus denen nicht allein die Pencheunchen von beiden Ufern des Rio Negro ihr Salz holen, sondern auch davon an die nach Chile zurückkehrenden Händler verkaufen. Das dort gewonnene Produkt ist ein dunkles Steinsalz.

Von dieser Furt ab scheinen die Indianer erst dem Rio Negro seinen wirklichen Namen Curuleufu, der schwarze Strom, zu geben, und er ist hier tief, breit und rasch strömend. Von Süden her mündet kein Strom weiter in ihn.

In diesen Pampas, schon vom Fuße der Kordilleren ab, wachsen aber keine Bäume mehr, nur hier und da niederes Gestrüpp und einzelne Apfelbäume. Es regnet dort ebenfalls sehr wenig, aber äußerst heftige Oststürme wehen, die zuzeiten so stark sein sollen, daß sich die Reiter kaum auf den Pferden halten können. Hier haben die Pencheunchen ihre Haupt-Jagd- und Weidegründe, und zwar von den Kordilleren ab bis zum Atlantischen Ozean.

Sie leben dabei von dem Wild, das sie erlegen, wie auch von ihren Herden, zu denen Pferde ebenfalls gezählt werden, da sie ebenso häufig ein Füllen oder eine junge, fette Stute wie ein Rind schlachten. Das Blut dieser Tiere gilt bei ihnen als Delikatesse und wird auf eine sinnreich grausame Weise gewonnen. Sie binden dem Tiere, das sie schlachten wollen, sei das nun Pferd, Rind, Schaf oder mit dem Lasso gefangenes Wild die Füße fest zusammen, lösen ihm dann ein breites Stück Haut um die Hauptholsader frei, öffnen diese, stopfen eine bereitgehaltene Mischung von gestoßenem roten Pfeffer und Salz hinein und halten die Ader dann wieder zu, um das alles mit dem noch innerlich arbeitenden Blute durcheinander quellen zu lassen. Ist das hinreichend geschehen, so geben sie die Ader frei und fangen das herausschießende Blut in einer Kalabasse oder irgend einem anderen Gefäße auf, worin man es stehen läßt, bis es vollständig geronnen ist. In Stücke geschnitten, gilt es nachher für den größten Leckerbissen. Der Fremde ist aber keineswegs gezwungen, diese ekle Mahlzeit mit zu verzehren, wie hier und da behauptet wird. Man bietet es ihm natürlich an, weigert er sich aber, so mag er sonst verzehren, was er eben Lust hat.

Solcher Art sind die wilden Steppen dieses Landes für uns bis jetzt noch ein verschlossenes Buch, das aber trotzdem einen der besten und bequemsten Verbindungswege zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean bieten würde, wenn sich ein unternehmendes Volk desselben bemächtigte. Die Mündung des Rio Negro bietet an der Ostseite einen trefflichen Hafen, die Bai von Corral mit dem breiten, in sie mündenden Valdiviastrome zum Ausschiffungspunkt. Kein Landstrich der Welt würde sich trefflicher zu einer Eisenbahn eignen als dieser; auch kann das Holz nicht so weit von dem Limai entfernt sein, daß man nicht Mittel und Wege finden sollte, um es auf seinen Fluten stromab zu schaffen, während die Kordilleren überall einem solchen Unternehmen ihre Arme öffnen.

6.

Von Valparaiso nach Constitucion.

Mit meinem vollkommen vernichteten Plane, die Pampas von Patagonien zu erreichen, war ich nach Valparaiso zurückgekommen, und es blieb mir jetzt weiter nichts übrig, als ein Schiff zu suchen, das mich nach irgend einem Punkt der Küste an den Atlantischen Ozean zurückbringen konnte.

Allerdings wäre es möglich gewesen, meinen alten Wintermarsch über die Kordilleren zu erneuern, und ich hätte dabei gleich die eben zerstörte Stadt Mendoza besuchen können. Aber erstlich hatte es nicht das geringste Verlockende für mich, jenes furchtbare Elend dort drüben aus bloßer Neugierde anzusehen, und dann war ich es auch, aufrichtig gesagt, herzlich müde, in den Kordilleren herumzuklettern und Kälte, Hunger und alle möglichen anderen Annehmlichkeiten meiner letzten Reisen noch einmal durchzumachen. Ich war in den letzten acht Monaten einmal in den Kordilleren von Ecuador, zweimal in denen von Peru, und jetzt wieder in denen von Chile gewesen, das hielt ich für genügend. Außerdem hatten neue Schneestürme für den Augenblick den Weg unpassierbar gemacht. Ich würde doch genötigt gewesen sein, eine Zeit lang, und wer weiß wie lange, zu warten, bis ich hinüber konnte, und wußte dann immer nicht, auf welche Weise die Verbindung auf der anderen Seite durch das Unglück in Mendoza gestört sein konnte. Mich aber drängte es, sobald als möglich Buenos Aires zu erreichen, und da gerade zufällig ein Schiff in Valparaiso ankerte, das direkt dorthin oder wenigstens nach dem dicht dabeiliegenden Montevideo bestimmt war, entschloß ich mich kurz, diese günstige Gelegenheit zu benutzen.

Ich sage „zufällig in Valparaiso lag; denn ich konnte es wirklich nur als einen glücklichen Zufall betrachten, da es seit achtzehn Monaten das erste Schiff wieder war, das von hier aus dorthin abging. Die Verbindung mit Buenos Aires selber, durch Schiffe von hier

aus, ist nämlich sehr unbedeutend; denn Valparaiso hat eigentlich wenig, was dorthin auszuführen wäre und nicht selber von dort bezogen werden könnte. Nur von Buenos Aires kommen dann und wann Schiffe hier an, die vielleicht getrocknetes Fleisch, sogenanntes charque und Talg bringen.

Die „Amalia" war ein dreimastiger Schoner von etwa 180 Tonnen und sollte ein guter Segler sein. Über die Passage wurde ich mit dem Kapitän, einem Deutschen, um 80 Dollars einig, und das einzige Unangenehme bei der Sache schien, daß der Schoner erst nach einem südlich von Valparaiso gelegenen Hafen, Constitucion am Maulefluß, gehen mußte, um dort seine Ladung, Mehl, einzunehmen. Nach dort lagen übrigens mehrere kleine Schoner hier vor Anker, und da ich lieber solange als möglich in Valparaiso bleiben wollte, ließ ich die „Amalia" ruhig vorausgehen und folgten einige Tage später mit dem „Manuel Carvallo".

Constitucion selber kannte ich nur von der Seeseite. Denn wir hatten dort zweimal mit dem Dampfer angehalten, um Passagiere auszusetzen, und vom Bord desselben zugesehen, welche Schwierigkeiten die Leute zu haben schienen, mit einem Walfischboote durch die schwere Brandung abzukommen. Ich hörte auch viel von der Barre des Maule reden, und daß die Fahrzeuge oft viele Schwierigkeiten hätten, darüber hinzukommen, machte mir aber deshalb keine Sorge weiter; denn Schwierigkeiten sind ja nur deshalb da, damit sie überwunden werden.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Mai ging ich, nach einem herzlichen Abschied von der Fehrmannschen Familie, an Bord. Ich war von den guten Menschen aufgenommen und behandelt worden, als ob ich selber zu ihnen gehöre, und mir war das Herz recht schwer, als ich das gastliche Haus verließ. Abschied nehmen — du lieber Gott, es ist ein schweres Wort, und eigentlich sollte ich daran gewöhnt sein; denn ich habe mein ganzes Leben

lang verwünscht wenig anderes getan als immer nur Abschied genommen. So war auch dieser 8. Mai wieder der Jahrestag, an dem ich die Meinen daheim verlassen. — Doch fort! — Morgens um neun Uhr lichteten wir den Anker, um aus der Bai hinauszusegeln; der Wind war aber ungünstig, gerade von Norden, und wir mußten dagegen aufkreuzen.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß fast alle Häfen an der ganzen Westseite Südamerikas nicht nach Westen, sondern nach Norden zu offen und in dieser Breite den oft sehr heftigen Nordwinden preisgegeben sind. Ein richtiger Norder richtet denn auch manchmal in dem Hafen von Valparaiso großen Schaden an, und hat schon oft die größten Schiffe auf den Strand getrieben, daß sie mit ihrer ganzen Mannschaft verderben mußten.

Dieser Norder war freilich nur eine ganz leichte Brise, die kaum die Oberfläche der Bai kräuselte, und etwa um zwei Uhr nachmittags kamen wir frei von der letzten auslaufenden Spitze und konnten jetzt mit einem ganz leichten, günstigen Winde unsere Bahn nach Süden hinunter halten. Gegen Abend frischte derselbe aber auf, und etwa um neun Uhr liefen wir 9 und 10 Knoten die Stunde, vor einer prachtvollen Brise, die alle unsere Segel füllte, und die weißmähnigen Wellen toll und wild hinter uns dreinjagte. Ich ging erst spät zu Bett, und als ich am nächsten Morgen aufstand, liefen wir noch vor derselben Brise, aber ein häßlicher Regen peitschte auf Deck nieder.

Wir konnten uns nicht weit vom Lande befinden, das mit Tagesanbruch vom Deck gesehen war; jetzt deckte es ein dichter Nebel. Da wir aber noch nicht gut in einer Höhe mit Maule sein konnten, frühstückten wir erst in aller Ruhe und gingen dann wieder an Deck, um zu sehen, ob wir jetzt das Land wahrnehmen könnten, auf das wir indessen zugehalten.

Trotz der starken Brise hatte der Kapitän noch alle Segel aufgehalten, sogar Leesegel bis zwei Uhr morgens gehabt, wo uns der Wind die eine Leesegelspiere wegbrach.

Das Land wurde jetzt sichtbar, aber, wie das immer bei Nebel der Fall ist, nur die allernächste Küste lag wie ein flacher dunkler Streifen vor uns, in dem sich gar keine bestimmten Umrisse erkennen ließen. Der Kapitän meinte jetzt, das müsse das Land dicht über Maule sein. Der Steuermann aber wollte mit Sonnenaufgang weit mehr nördlich gelegene Kuppen gesehen haben.

Der Wind war indessen so heftig geworden, daß es nötig wurde, an Reffen zu denken, und eben hatte der Kapitän den Befehl dazu gegeben, als ein dunkler Felsklumpen dicht vor uns sichtbar wurde.

„Das ist Maule!" rief er fast erschreckt aus, „beim Himmel, wir sind dicht davor — da ist die Barre!"

Alle Wetter! Er hatte recht, dort drüben lag die Barre, so nahe, daß sich das Schäumen ihrer weißen, sich überstürzenden Wogen deutlich erkennen ließ.

„Und können wir hinüber?" fragte der Steuermann.

„Wenn wir heute nicht hineinkommen, kommen wir gar nicht hinein!" rief der Kapitän; „let her rip!"

Das Steuer flog herum, und mit allen Segeln gesetzt und einem jungen Sturm hinter uns, flogen wir im wahren Sinne des Wortes direkt auf den hohen, dunklen Felsen zu, dessen scharfe Wände sich jetzt deutlich erkennen ließen. Zu sehen war dabei in der Tat kein einziger Punkt, dem das kleine Fahrzeug hätte ungestraft zufliegen können; denn vor uns und zur Rechten lagen nichts als hohe, schroffe Felsen, mit vor ihnen aufragend dunklen, schaumbespritzten Klippen, und etwas zur Linken donnerte eine einzige Reihe dunkelgelber Brandungswellen, die den schlammigen Grund aufgewühlt hatten und an die Oberfläche schleuderten. Und gerad' auf den Felsen hielt das wackere, kleine Fahrzeug zu, das über die brausende See zu tanzen schien.

Es war ein wundervoller Moment, gerade gefährlich genug, um interessant zu sein; denn daß der Kapitän den Platz genau genug kannte, ließ sich denken, er hätte sich sonst nie bei solcher Brise hineingewagt. Der Kapitän

stand vorn am Bug — der Regen peitschte nieder, aber keiner von uns fühlte es — und gab dem Mann am Steuer nur mit der Hand das Zeichen, wie er steuern solle. Der Bootsmann, als der Beste für das Steuerrad, hatte den Ehrenposten bekommen. Näher und näher schoß der Bug des Fahrzeuges dem Felsen zu; so nahe waren wir, daß ich mit meiner Büchse hätte irgend einen der um ihn kreisenden Aasgeier schießen können. — Jetzt ein wenig zur Linken — das wackere Fahrzeug gehorchte augenblicklich dem Rad — noch ein wenig — steady! Wir hielten, von dem Felsen ab, genau auf die schäumende Brandungswelle der Barre zu.

Das Ganze dauerte aber nicht die Hälfte der Zeit, die ich gebraucht habe, es zu beschreiben; wir waren vor den Brandungswellen und darin im Handumkehren, und jetzt schäumte die gelbe, kochende Flut unter dem Bug — das kleine, flinke Fahrzeug schien darunter hinzugleiten; jetzt schoß und bäumte sie hinter dem Stern und warf ihre Kuppe jählings drüber — über den Mann am Steuer, der für einen Moment darin verschwand, bis hin vor den Mast. Jack schaute sich aber nicht einmal nach ihr um: mit beiden Händen die Speichen festgepackt stand er da, die Augen auf den Kapitän gerichtet; denn noch war nicht alle Gefahr vorüber, da eine sandige Landzunge den Hafen in zwei Teile spaltet. Aber das glatte Wasser hatten wir erreicht, die Barre passiert, und nicht zwei Minuten später fielen und flatterten die Segel, rasselte der Anker in die Tiefe nieder, und der „Manuel Carvallo" lag sicher im Hafen, dessen andere Schiffe dicht an die Stadt und unter den hohen Felsenwänden ihren Ankergrund gesucht. — In manchen Hafen schon bin ich eingelaufen, aber in keinem noch war der Übergang von wilder, stürmischer See und brandenden Wellen zu vollkommen sicherer Ruhe so rasch gewesen als hier. Es schien fast wie Zauberei, und als ich, kaum zehn Minuten später, das Land betrat, schwankte mir der feste Boden noch immer unter den Füßen.

Constitucion, wie der Platz genannt wird, ist ein kleines, freundliches Städtchen von etwa 7 bis 8000 Einwohnern an der Mündung des Mauleflusses, der seine Wasser aus den Kordilleren niederführt. Sein Haupthandel besteht mit Valparaiso und den nördlicher gelegenen chilenischen Häfen, wohin die verschiedenen Fahrzeuge besonders die Produkte einer gemäßigten Zone, ganz vorzüglich Mehl, bringen.

Gerade jetzt sah auch der kleine Platz, der romantisch genug zwischen pittoresken Hügeln liegt, besonders lebhaft aus; denn vierzehn Fahrzeuge ankerten in dem engen Hafen, unter ihnen die „Amalia", die aber erst seit zwei Tagen eingelaufen war. Die Schuld indes, daß so viele Fahrzeuge hier versammelt waren, trug hauptsächlich die Barre, die in den letzten Tagen zu unruhig gewesen war, um einem der seefertigen Fahrzeuge den Ausgang zu gestatten; denn von den Hügeln eingeschlossen, haben sie hier sehr wenig Wind und müssen durch einen dort liegenden Dampfer hinausbugsiert werden.

Auf dem Flaggenhügel dicht dabei, demselben hohen Felsen, der uns die Einfahrt an diesem Morgen gezeigt, ist ein Flaggenstock, der den von außen kommenden Schiffen durch besondere Signale anzeigt, ob sie die Einfahrt wagen dürfen oder nicht. Wir hatten freilich heute morgen nicht darauf warten können und gegen das bestimmte Signal die Bahn forciert. Der Wärter oben behielt kaum Zeit, unser Insichtkommen zu telegraphieren, als wir auch schon sicher im Hafen vor Anker lagen.

Zwei Tage vor uns war ein anderer Schoner, nach Maule bestimmt, von Valparaiso abgegangen, aber noch nicht eingetroffen, auch noch nicht einmal in Sicht gekommen. Man vermutete, daß er in dem trüben Wetter die Einfahrt verpaßt habe und nach Süden hinabgetrieben sei, von woher er jetzt wieder Tage gebrauchen konnte, um gegen den Norder aufzukreuzen."

Die „Amalia" hatte in dieser Zeit noch nicht einmal begonnen zu laden, und da ich die Leute an Bord nicht

gern durch einen Passagier belästigen wollte, ging ich vorderhand in ein Hotel, von den Maule zwei aufzuweisen hat, ein französisches, wo ich einkehrte, und ein chilenisches. — Hotel! — Du lieber Gott, aber ich war auf meinen letzten Fahrten nicht sehr verwöhnt worden und hatte mich bald eingerichtet.

Und was läßt sich von Constitucion selber sagen? — Erstaunlich wenig, wenn man kleine, unbedeutende aber in breite, regelmäßige Straßen ausgelegte Städtchen nur ebenso von weitem, und zwar von dem Flaggenhügel aus beschaut, wie ich es am nächsten Morgen tat.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Stromes und schmiegt sich bis fast dicht an den Felsen an, der hier die Ecke des Landes bildet und auf der einen Seite die Barre überhängt, so daß man von oben aus den da unten ankernden Schiffen, wie von ihrem eigenen Mast aus auf das Verdeck sehen kann.

Diese etwa 300 Fuß hohe Kuppe war früher merkwürdigerweise ein Begräbnisplatz. Noch jetzt stecken ein paar kleine verwitterte Kreuze auf dem engen Raume, und der Regen und Sturm hat auch einzelne Menschenknochen heraus aus ihrem letzten Bett gewaschen. Jetzt wird er nicht mehr benutzt, und nur im Sommer kommen die Badegäste von Talca der Distriktsstadt, herunter und klettern auf diesen Höhen herum, die reizende Aussicht zu genießen. Der Anblick ist in der Tat die geringe Mühe wert, diesen kleinen Hügel zu ersteigen; denn man hat von ihm aus fast ein vollständiges Panorama von Landschaft und See, wie man es sich nur wünschen kann.

Nach Süden hemmt ein etwas höherer Hügel, auf dem das eigentliche Flaggenhaus steht, den Blick; nach Westen aber und Norden hinauf liegt die weite See, während man im Norden noch die Brandung gegen die niederen Sandufer schlagen sieht, die auch im Südwesten, gerade zu Füßen, wider den steilen Felsen springt und bäumt. Nach Südosten zu jedoch schlängelt sich der zwischen bewaldeten Hügeln hinlaufende Maulefluß in das

grüne Land hinein, und schaut man nach Nordost zu, gerade hinab, so wühlt da unten die Brandung über die Barre, während die Schiffe mit ihren kahlen Masten ruhig und dicht dahinter in dem glatten Wasser vor Anker liegen und von zwischen ihnen hinfahrenden Lichtern ihre Ladung nehmen. Dicht dahinter aber scheint die Sonne hell und freundlich auf die Ziegeldächer der Stadt, die aber fast wie ausgestorben scheint; denn selbst von dort aus, wo man alle Straßen übersehen kann, lassen sich in der ganzen Stadt nicht dreißig Menschen auf den Beinen erkennen. Die Stadt ist auch wirklich entsetzlich tot. Abends acht Uhr sieht man keine Seele mehr auf dem Pflaster, während nur hier und da aus einzelnen Häusern der Klang der Gitarre oder eines schlecht gespielten Piano heraustönt.

Die Hauptausfuhr des Maule ist Mehl, Weizen, Branntwein und vielleicht Wein und Trauben-Tschitscha, da das Wort Tschitscha fast auf jedes erdenkliche Gebräu angewandt wird. Die Ausfuhr an Mehl scheint aber in der Tat sehr bedeutend zu sein; denn vortreffliche Mühlen in der Nachbarschaft liefern ein ganz vorzügliches Produkt, das überall einen guten Markt findet. Die von Valparaiso kommenden Schiffe bringen dafür alle nur erdenklichen Waren und Kaufmannsgüter, die teils für Constitucion selber, teils für Talca oder das innere Land bestimmt sind. Außer diesen Schiffen hat die Stadt nur den wenig bedeutenden Verkehr der Flußboote; Vergnügungen oder Zerstreuungen bietet sie aber gar keine, man müßte denn eine Partie Billard oder Kegel im Hotel dazu rechnen, und es läßt sich denken, was für eine trostlose Zeit ich da verlebte, als die „Amalia“, statt in drei oder vier Tagen segelfertig zu sein, teils durch die Ladung, teils später durch die Barre aufgehalten, bis zum 28. Mai in Maule liegen blieb. Am 15. Mai ging ich übrigens an Bord; denn der Aufenthalt an Land war wirklich zu schauerlich, und die Eigentümer des Fahrzeugs, zwei Engländer, boten mir freundlich an, meine Koje gleich jetzt

zu beziehen. Ladung nach Ladung kam ebenfalls an Bord, und die Aussicht war da, daß wir bald segelfertig sein könnten.

Indessen machte ich in der Stadt, wo ich mich wenigstens einen Teil des Tages oder des Abends aufhielt, verschiedene Bekanntschaften und fand bald, daß in dem kleinen Neste eine förmliche deutsche Kolonie sich angesiedelt hatte — aber es war das eine ganz eigentümliche Kolonie, wie man sie auch nur in einem solchen aus dem Wege liegenden Hafenplatze finden kann.

Die Chilenen sind nämlich nur höchst mittelmäßige Seeleute, die vielleicht abgerechnet, die von Jugend an auf chilenischen Kriegsschiffen gefahren. Die chilenischen Schiffsreeder wenigstens nehmen fast zu allen ihren Fahrzeugen fremde, besonders gern deutsche Kapitäne, und die kleine Mauleflotte, die im Hafen lag, lieferte dazu die beste Illustration. Auf ihr war ein chilenischer Kapitän, und dieser nur dem Namen nach; denn sein deutscher Steuermann führte das Schiff; ferner zwei französische Kapitäne, ein englischer, ein Däne und die übrigen alle Deutsche.

Viele der früheren Kapitäne aber, die für Maule gefahren, hatten sich hier verheiratet und zur Ruhe gesetzt, andere deutsche Seeleute, des unruhigen Lebens ebenfalls überdrüssig, folgten ihrem Beispiel, und es entstand dadurch eine plattdeutsche Bevölkerung. Nur ein deutscher Bäcker und ein Schweizer Seifensieder schienen eine Ausnahme von der Regel zu machen; alles andere gehörte der See und so wenig mehr Deutschland an, als ob es jenen Teil der Welt nie gesehen hätte, viel weniger darin geboren wäre. Die Leute wußten nichts mehr von Deutschland oder wollten nichts mehr von Deutschland wissen.

Der alte Schweizer war ein ganz gemütliches, altes Haus. In seiner Jugend entflohen, um, wenn ich nicht irre, dem Militärdienst zu entgehen, hatte er sich hier in Chile niedergelassen und in Constitucion eine Seifen-

siederei angelegt. Es ging ihm aber gut, und nur höchst komisch war er, wenn er böse wurde, wo dann alle möglichen spanischen und französischen Flüche mit deutschen Kreuzdonnerwettern wild durcheinanderpolterten. Er hatte davon gehört, daß ich eine Zither habe, und bat mich, weil ich im Hotel nicht darauf spielen wollte, einmal abends zu ihm zu kommen. Einige Tage vorher, ehe wir abfuhren, ging ich mit zwei bekannten Kapitänen zu ihm und nahm mein Instrument mit. Der Mann war Seifensieder, nichs weniger als sentimental, und hatte seine eigene Heimat seit sechsundzwanzig Jahren nicht gesehen. Als er die Zither anfänglich hörte, lachte er und machte Witze in allen möglichen Sprachen, dann goß er ein Glas Tschitscha nach dem anderen hinunter, nun saß er eine Weile ganz still, und auf einmal sprang er auf, lief hinaus und kam mit seiner alten Schweizerbüchse zurück, die Gott weiß wie lange und vergessen in einer Ecke gelegen hatte. Er wollte etwas sagen, aber es ging nicht; er trug die Büchse wieder hinaus, und als er zurückkam, habe ich nie einen toller ausgelassenen Burschen als den alten Schweizer — nie ein ergreifenderes Zeichen von Heimweh gesehen als dies.

Mit dem „Manuel Carvallo" waren auch noch ein paar Deckoffiziere, ebenfalls Deutsche, von Valparaiso gekommen, die, wie ich hier zu meinem Erstaunen hörte, in die Maule-Goldminen wollten, von denen mir bis jetzt kein Wort zu Ohren gekommen. Gold war aber in der Tat in den Bergen des Maule entdeckt worden (es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich in allen Bergen Chiles findet), und meine beiden Landsleute, die den kalifornischen Goldbergen unzufrieden den Rücken gekehrt, wollten hier aufs neue ihr Glück versuchen. Schon den dritten Tag, nachdem wir in Maule angekommen, brachen sie mit schönem Wetter auf, und einige Tage vorher, ehe ich die Stadt verließ, sah ich sie wieder. Sie hatten eben ihre Arbeiten begonnen und Gold gefunden, aber auch Schwierigkeiten mit dem Wasser, das in Chile allerdings

sehr unregelmäßig fließt, einmal zu wenig vorhanden ist und dann wieder in bösartigen Strömen niederschießt. Sie schienen aber doch gute Hoffnung zu haben, und wollten ernstlich zu arbeiten anfangen, sobald sie sich die nötigen Provisionen und Werkzeuge zugelegt. Wie ihr späterer Erfolg sein wird, weiß ich freilich nicht.

Fast alle die Deutschen in Constitucion, ja fast alle anderen Europäer haben chilenische Frauen genommen und sich in das neue Vaterland ziemlich spanisch eingebürgert. Sie scheinen sich auch vollkommen wohl darin zu fühlen, und wenige von ihnen verlangen wohl wieder nach Deutschland zurück. Aber es sind, wie gesagt, fast lauter Seeleute, die eigentlich nirgends in der Welt ein ordentliches und festes Vaterland haben: weil sie eben von früh an lernen müssen, sich überall, selbst in dem engen Raum eines Schiffes, heimisch zu fühlen.

Maule sollte ich aber nicht ohne ein Abenteuer verlassen. Ich war eines Abends in dem französischen Hotel in der Stadt gewesen, um eine Partie Billard zu spielen, und brach um acht Uhr abends von dort wieder auf, um an Bord zurückzukehren. Nicht weit von dem Hotel hörte ich eine Guitarre, und eine weibliche Stimme sang ein Lied dazu. Nun hört man das genug und überall in den südamerikanischen Städten. Ich wollte vorübergehen, die Melodie des kleinen Liedes, die ich noch nie gehört, war aber wirklich reizend, und die Stimme der Sängerin ebenfalls außergewöhnlich rein und weich. Ich blieb einen Augenblick an der Tür stehen und sah im Innern, bei dem trüben Schein eines flackernden Talglichts, zwei Frauen, eine alte und eine etwas jüngere — die Sängerinnen. Die letztere kauerte an dem in der Mitte der Wohnung stehenden Brazero oder Kohlenbecken, die Guitarre vor sich, und als sie ihren Vers beendet hatte und mich stehen sah, lud sie mich ein, hereinzukommen und Platz zu nehmen.

Es ist das allgemeiner Brauch in derartigen Häusern, wo gewöhnlich Tschitscha verkauft wird. Man geht un-

geniert hinein, läßt vielleicht eine Flasche Tschitscha bringen, um die Damen zu traktieren; denn gewöhnlich spielen junge Mädchen die Guitarre, und die jungen Leute treten dann mit einer der Damen zum Tanz an, um die Sambacueca auszuführen.

Hier sah es freilich nicht wie Tanz und Festlichkeit aus, und die Frau begann eben wieder, ohne mich weiter zu beachten, einen neuen Vers ihres Liedes, als auf der Straße Stimmen laut wurden, die jedenfalls ein paar Betrunkenen angehörten. Die Frau hörte mitten in ihrem Spielen auf und horchte, als die Alte ihr zurief, sie solle die Tür schließen. „Weshalb?" lautete die Antwort, „sie gehen vorüber."

„Nein, ich kenne ihn," rief die alte Dame, „das ist der Geronimo und wieder betrunken; der kommt jedenfalls herein."

Ich sagte ihr, sie solle unbesorgt sein, sie stand aber auf und schloß die Tür auf höchst einfache Weise, indem sie einen dazu schon in der Ecke lehnenden Pfahl schräg dagegenschob. Es dauerte auch keine zwei Minuten, so hielten die beiden Nachtschwärmer — denn es war schon nach acht Uhr abends und für Constitucion eine sehr späte Stunde — vor der Tür und begehrten richtig Einlaß. Die Alte hatte indessen ohne weiteres das Licht ausgelöscht, und ich befand mich selber jetzt — so rasch, daß ich eigentlich gar nicht wußte, wie ich dahin gekommen — in einer ganz eigentümlichen Situation, deren Entwickelung ich aber mit aller Ruhe entgegensah. Die Sache machte mir eher Spaß.

Der eine der beiden draußen verlangte jetzt nochmals Einlaß und schwor und fluchte, er hätte gesehen, daß Licht dagewesen wäre — was allerdings der Fall gewesen. Die Alte antwortete ihm endlich, fragte ihn, was er wolle, und sagte ihm, sie seien schon zu Bett gegangen und ließen niemanden mehr ein. Statt jeder Erwiderung legten sich die beiden draußen mit aller Kraft gegen die Tür, und die nicht sehr starke Stange bog sich unter dem Gewicht.

Ich war ruhig sitzen geblieben und hatte mir indessen am Brazero meine Zigarre angesteckt, und die Guitarrespielerin schien die Sache ebenfalls sehr kaltblütig zu nehmen; denn sie drehte sich eine Zigarette. Die Alte war aber desto besorgter: „Wenn sie hereinkommen, zerbrechen sie alles, was ich im Hause habe," flüsterte sie, „halten Sie die Tür, Sennor."

Ich lachte; denn die Sache kam mir ein wenig komisch vor, daß ich andere Leute aus einem Hause fernhalten sollte, in dem ich selber nicht das geringste Anrecht hatte. Die beiden Burschen draußen waren aber, wie ich aus ihren Reden schon gehört, jedenfalls ein paar chilenische Matrosen und, wie es schien, gerade angetrunken genug, um Unheil anzustiften. Polizei war ebenfalls nicht zu hören, obgleich sonst fast an jeder Ecke ein paar sogenannte Serenos stehen. Ich stand also langsam auf, um ihren Wunsch zu erfüllen; ehe ich aber die Tür erreichen konnte, mußten die beiden einen Anlauf zusammen gemacht haben; denn in diesem Augenblick prallten sie gegen die Tür, der Pfahl brach, und der eine kam in demselben Moment hereingeschossen, als ich ihn am Kragen nahm und wieder herauswarf.

Jedenfalls mußte ihn diese rasch Bedienung überrascht haben, und sein Kamerad prallte im ersten Augenblick ebenfalls zurück; die Tür war aber nicht mehr zu halten, und ich trat deshalb in den Eingang und sagte den beiden Leuten ganz ruhig, sie sollten ihrer Wege gehen, oder ich würde sonst Polizei herbeirufen, um sie zurechtzuweisen. In Wirklichkeit fiel es mir übrigens gar nicht ein, die Polizei zu behelligen; ich glaubte aber, daß dies die beiden Burschen am schnellsten zur Vernunft bringen würde. Jedenfalls hätte die Drohung ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn es Deutsche gewesen wären. Die beiden Tollköpfe wollten jedoch davon nichts hören, und erbittert vielleicht darüber, daß ich den einen von ihnen so unsanft vor die Tür gesetzt, fielen sie plötzlich alle beide auf einmal über mich her.

Nun bin ich allerdings nicht mehr recht ordentlich auf einen Faustkampf eingerichtet; denn die linke Hand kann ich, eines zerschossenen Fingers wegen, nicht ordentlich schließen, und mein früher einmal aus der Kugel gefallener rechter Arm macht mir auch noch manchmal zu schaffen. Ich wäre jedenfalls der letzte, der etwas Derartiges gesucht hätte, meiner Hut mußte ich mich aber wehren, und ein paar glücklich geführte Stöße sandten den einen der Burschen rechts und den anderen links in die Straße nieder. Der eine fiel wie tot zurück und lag mit ausgestreckten Armen im Mondschein, und ich hätte jetzt ganz ruhig meiner Wege gehen können. Anstatt aber das zu tun, trat ich törichterweise wieder in die Tür der Wohnung, vielleicht in einem unbestimmten Gefühl, die Frauen zu beschützen.

Der stärkste der Matrosen, denn daß es ein solcher war, bewiesen die schauerlichen, halb englischen, halb spanischen Flüche, die er ausstieß, hatte sich jetzt vollkommen aufgerafft und forderte mich mit solchen nichtswürdigen Worten zu einem neuen Kampfe heraus, daß ich Vernunft und alles beiseite setzte und die Herausforderung annahm. Mein Blut war aber auch indessen warm geworden, und nach dem zweiten 'round lag er wieder auf der Erde.

Indessen hatten sich doch einige Menschen aus den umliegenden Häusern versammelt, außerdem stand der Vollmond hoch und tagesklar am Himmel, und ich drehte mich jetzt ab, um meiner Wege zu gehen. Die Umstehenden konnten das Haus genug beschützen; der Matrose war aber schon wieder auf den Füßen und kam hinter mir drein, und um mich wirklich nur noch meiner Haut zu wehren, gab ich ihm einen Schlag, der ihn bewußtlos gegen die Mauer schleuderte. — Merkwürdigerweise war indessen sein Kamerad, den ich noch vor wenigen Minuten auf der Erde gesehen hatte, spurlos verschwunden.

Mir selber hätte jetzt nicht das geringste im Wege gestanden, ruhig nach dem Schiff hinunterzugehen, und ich

hielt mich auch nicht länger auf. Unglücklicherweise war aber die Frau des einen Burschen, mit dem ich den letzten Strauß gehabt, dazu gekommen, lief hinter mir her und schrie und jammerte: ich habe ihren Mann totgeschlagen. Sie schrie dazu nach den Serenos, und diese merkwürdigen Dienstboten der Gerechtigkeit, die den ganzen früheren Skandal mit der größten Gemütsruhe an sich vorübergehen ließen, waren jetzt auf einmal wie aus dem Boden gewachsen neben mir. — Ich hätte jetzt noch freikommen können. Denn ein paar kräftig geführte Schläge würden mich leicht von diesen Säbelträgern erlöst haben, und daß mich im Laufen keiner einholte, wußte ich. Aber ich hatte ein vollkommen reines Gewissen und wollte mich nicht unnötigerweise, noch dazu bei dem tageshellen Mondenschein, in möglichst größere Unannehmlichkeiten verwickeln. Ein paar Kapitäne meiner Bekanntschaft waren ebenfalls in der Nähe, um im schlimmsten Falle für mich Bürgschaft zu leisten, und ich blieb ruhig stehen, um den durch Pfeifen herbeigerufenen Offzier der Wache zu erwarten. Dieser kam endlich. Statt aber den ordentlichen Verlauf der Sache auch nur anzuhören, versicherte er einfach, er habe weiter gar nichts damit zu tun, als uns auf die Wache abzuliefern. Der Subdelegado würde dann morgen unseren Fall weiter untersuchen.

Die Kapitäne wollten jetzt Bürgschaft leisten, daß ich mich morgen früh zur bestimmten Zeit stellen würde; aber, Gott bewahre, die Calebouse sollte uns beide (denn mein Kampfgenosse war natürlich ebenfalls festgenommen) abkühlen, und dorthin wurden wir jetzt richtig abgeführt.

Für mich selber war die Sache unendlich komisch, und ich hielt sie einen vortrefflichen Spaß, bis mir, in der Calebouse angekommen, ein dunkles, kaltes, schmutziges Loch angewiesen wurde, in dem ich die Nacht zubringen sollte. Das war kein Spaß, und ich protestierte dagegen, aber es half nichts — Geld hatte ich ebenfalls nicht bei mir; denn mit Geld läßt sich viel ausrichten,

und ich versprach endlich der Schildwache auf morgen eine Belohnung, wenn sie mir nur wenigstens einen alten Poncho verschaffe, um mich darauf auszustrecken.

Das geschah; eine kurze Tonpfeife und Tabak mit Stahl und Schwamm führte ich glücklicherweise bei mir, und während ich mir die Pfeife anzündete und mich auf dem Poncho ausstreckte, fiel die Tür hinter mir ins Schloß, und der vorgeschobene Riegel schnitt meine Verbindung mit der Welt und Freiheit — auf zwölf Stunden ab.

Ich müßte übrigens lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich nur irgend traurig gestimmt gewesen wäre. Die Sache selber hatte manche komische Seite, und da mich der nächste Morgen befreien mußte, war es eben weiter nichts, als „eine Nacht in der Calebouse“. — Aber nichtswürdig kalt wurde es, und die Flöhe! Ich dampfte aus Leibeskräften meinen Tabak, konnte mich aber zuletzt nicht mehr erwärmen. Die Kälte schlug aus dem Backsteinboden herauf und von den feuchten Wänden nieder und zog mit einem Strom wahrer Eisluft durch ein schmales Eisengitter in der Tür. Von elf bis zwei Uhr etwa schlief ich gut, meinen eigenen Arm zum Kopfkissen, dann aber weckte mich die Kälte; ich konnte nicht wieder einschlafen und dankte Gott, als der Morgen endlich langsam, aber licht anbrach.

Unsere verschiedenen Ställe wurden jetzt geöffnet, damit wir in den Hof gehen konnten, um „frische Luft“ zu schöpfen, während das Stubenmädchen (ein baumstarker Kerl mit einer sechs Fuß langen Kette am Beine) unsere Quartiere ausfegte. Wir anderen — es waren noch fünf Chilenen da, die ebenfalls eine Prügelei gehabt hatten — mußten dann in eine Art von Korridor treten, wo unsere Namen aufgeschrieben wurden — und es versteht sich von selbst, da ich mir ein Alias fabrizierte.

Als wir in den Hof zurückkamen, sah ich unser Stubenmädchen wacker an der Arbeit, in dem Kehrichthaufen herumzutrampeln und mit den Füßen zu scharren. Ich

ging näher und fand ihn emsig beschäftigt, eine Unzahl Flöhe totzutreten, die unbehilflich in dem Kehrichthaufen herumkrochen.

Meine Maule-Freunde waren indessen bei dem Subdelegaten gewesen, um mich sobald als möglich freizumachen, aber der streng gerechte Richter behauptete, vollkommen in seinem Rechte, daß vor dem Gesetz alle gleich seien, und ich mit den übrigen Gefangenen um zehn Uhr zu seinem Hause zu kommen hätte, um dort den Entscheid zu hören.

Bis zehn Uhr, es war noch eine lange Zeit und mein Tabak vollständig aufgeraucht — aber sie verging auch, und das einzige wollte mir nicht behagen, mit einem Polizeidiener durch die Stadt zu marschieren. Das arrangierte sich jedoch noch alles aufs beste; denn die Polizei war darin wirklich human. Der Soldat, der uns zum Subdelegaten begleitete, ließ die Chilenen eine Strecke vor sich hergehen, und ich folgte ihm in etwa dreißig oder vierzig Schritt, als ob mich die ganze Sache weiter nicht das geringste anginge.

So erreichten wir endlich das Haus des Subdelegaten, mußten dort noch etwa eine Viertelstunde antichambrieren, bis der Herr fertig gefrühstückt hatte, und kamen dann alle auf einmal vor.

Er saß in seinem Arbeitszimmer an einem Schreibtisch und hielt einen schmalen Zettel in der Hand, auf dem unsere Namen standen. Wir armen Sünder bildeten einen Halbkreis um ihn her. Er las jetzt die Namen, ohne uns auch nur anzusehen, nach der Reihe ab; der meinige stand obenan, ich hatte Garser angegeben. Als jeder auf seinen Namen militärisch geantwortet, und er also wußte, daß wir alle da seien, glaubte ich natürlich nicht anders, als daß jetzt das Verhör beginnen würde. Das hätte den Herrn aber jedenfalls zu lange von seinen übrigen Geschäften abgehalten; denn er bemerkte wenigstens ganz ruhig, indem er noch einmal hintereinander rasch die Namen ablas: „Haben vier Tage öffentliche

Arbeit", und legte dann, als sei die Sache vollständig beseitigt, den Zettel neben sich auf den Tisch nieder.

Ich mußte wirklich an mich halten, daß ich nicht gerade herauslachte; die Situation war aber auch wirklich zu komisch, wenn ich mir dachte, daß ich vier Tage für das Wohl Chiles unter passender Aufsicht hätte an der Straße arbeiten sollen. — Es entstand jetzt eine kleine Pause; einer der anderen Chilenen aber, der wahrscheinlich schon öfter derlei Szenen durchgelebt, sagte endlich:

„Und wieviel kostet das?"

„Vier Tage ist auf den Mann ein Dollar," erwiderte der Richter, und auf den Dollar Abbuße reduzierte sich also die ganze Strafe.

Glücklicherweise hatten mir meine Freunde an dem Morgen schon Geld gebracht, weil sie recht gut wußten, wie solche Sachen enden. Ich zahlte also meinen Dollar, ebenso die übrigen Chilenen; nur der, mit dem ich gestern abend ein Rencontre gehabt (der arme Teufel sah blau und braun im Gesicht aus), hatte kein Geld und sollte jetzt wieder zurückgeführt werden, um seine vier Tage abzuarbeiten. Draußen vor der Tür stand seine Frau, eine kleine, dicke Gestalt mit einem verschossenen Seidenkleid und einem grünseidenen Sonnenschirm, dieselbe, der ich die Verlegenheit dieser Nacht verdankte. Ihr hätte ich es eigentlich gegönnt, aber der arme Teufel von Matrose trug seine Strafe schon für wenigstens vierzehn Tage in der Physiognomie; ich zahlte deshalb den Dollar auch für ihn, und hatte gleich darauf das Vergnügen, ihn Arm in Arm mit seiner Gattin die Straße hinabsteigen zu sehen.

Constitucion ist kein London, und da so wenig Fremde in den Ort kommen, glaube ich fast, daß kein Kind in dem Platze war, das nicht an dem nämlichen Morgen wußte, ich hätte die Nacht in der Calebouse gesessen. Wie ein Lauffeuer war es durch die ganze Stadt gefahren, und wo ich hinkam, traf ich freundlich grinsende Gesichter, die mich fragten, wie ich die Nacht geschlafen hätte. Die meisten setzten auch noch hinzu: „wenn sie

es nur ein klein wenig früher erfahren, hätten sie mir ein Bett gebracht". Das gehörte aber mit zu den kleinen Leiden des menschlichen Lebens und mußte eben ertragen werden.

Wir waren jetzt mit unserem Fahrzeug vollkommen segelfertig, und mit uns lagen noch zehn andere Fahrzeuge bereit, jede Stunde auszulaufen, nur daß die Barre uns noch nicht gestattete, in See zu gehen; denn ihre gelben Wogen verschlossen noch immer schäumend die Ausfahrt.

An der Mündung jedes Flusses fast sind solche Barren, den Mississippi und Amazonenstrom nicht ausgenommen, und sie werden stets durch die Menge Sand gebildet, die größere Ströme mit sich dem Meer entgegenführen. Dort aber, wo ihnen dies seine Flut entgegenstemmt, lagern sie dann einen Teil des Sandes ab und bilden dadurch eine Bank, die besonders der Schiffahrt nachteilig ist. Die Barre von Maule tut dem Handel dort vielen Schaden; denn namentlich zur Sommerszeit, wenn der Fluß niedrig ist und keine starke Strömung hat, wächst die Sandbank so an, daß sie kaum sechs bis sieben Fuß Wasser im Kanal hat und geladene und seefertige Fahrzeuge schon zwei Monate aufgehalten wurden, ehe sie auslaufen konnten. Setzen dagegen im Winter jene heftigen Regen in den Kordilleren ein, dann wirft auch der Maule seine Strömung mit einer solchen Gewalt dem Meere entgegen, daß ihn dieses nicht mehr aufhalten kann, und reißt sich dann nicht selten einen Kanal von 25 bis 30 Fuß in die Barre.

Aber selbst wenn die Barre hinreichend Wasser hat und die See ihre Dünung von Westen oder Südwesten dagegenwirft, können die Schiffe nicht auslaufen; denn wo sich die beiden Wassermassen dann begegnen, bäumt sich eine solche Brandungswelle, daß die Fahrzeuge sie nur mit vollgeblähten Segeln und einer starken Brise überwinden können — etwas sehr Seltenes, da der Hafen, wie schon erwähnt, von den hohen Felsen begrenzt wird.

Nun liegt ein der Regierung gehörender Dampfer hier, der dazu bestimmt ist, seefertige Schiffe über die Barre zu bringen. Wie das aber bei allen diesen südamerikanischen Beamten geht, die nur eine Anstellung verlangen und sich damit jeder Mühe und Arbeit überhoben glauben, so war es auch hier. Weder der Hafenkapitän noch der angestellte Lotse (der letztere taumelte ohnedies stets betrunken in der Stadt herum) kümmerten sich im geringsten um die Barre und versuchten nicht einmal, obgleich sie zwei Tage vollkommen glattes Wasser zeigte, das Lot zu werfen. Endlich machten die Kapitäne der verschiedenen Schiffe Lärm, und als ein von draußen herankommendes Schiff durch die falschen Signale des trunkenen Lotsens bald verloren gewesen wäre und nur mit genauer Not und Verlust seines falschen Kiels wieder in tiefes Wasser kommen konnte, traten sie zusammen und verlangten in einer Schrift Absetzung des Lotsens und Untersuchung der Barre.

In den nächsten Tagen (der Lotse aber wurde nicht abgesetzt) war das Wetter wieder ruhig, und der erste Offizier des Dampfers fuhr hinaus auf die Barre, warf das Lot und kam mit dem Bericht zurück, daß die Barre bei Flut nur sieben Fuß Wasser habe. Alle dort liegenden Fahrzeuge zogen aber mehr als acht, und einige, so auch wir, über elf Fuß; an ein Ausgehen wäre also unter solchen Umständen nicht zu denken gewesen. Damit begnügten sich aber die Kapitäne diesmal *nicht*; denn nach den letzten Regen war es nicht möglich, daß die Barre so wenig Wasser haben *konnte*. Ein alter deutscher Kapitän, Hanssen, fuhr deshalb am nächsten Morgen mit einem Walfischboot selber hinaus und fand bei *niedrigem* Wasser im Kanal an den seichtesten Stellen zehn und einen halben Fuß.

Jetzt *mußten* die Behörden wohl Anstalten machen; denn sie hatten sich zu sehr blamiert. Der Hafenkapitän war am nächsten Morgen (in Schals und Tücher eingehüllt; denn so früh war er wohl seit Jahren

nicht aufgestanden) mit Tagesanbruch unten am Hafen. Der Dampfer selber fuhr hinaus, um den Wasserstand zu untersuchen, und zwei Stunden später bugsierte er mit steigender Flut das erste Fahrzeug hinaus, die jetzt nach der Reihe folgten, wie sie eben disponiert waren. Wir kamen an diesem Tage leider nicht mehr an die Reihe; aber am nächsten Mittag sandte uns der Dampfer sein Schlepptau, die Anker wurden gehoben und unter einem dreifachen Hip-hip-hip Hurra! der am Ufer stehenden Bekannten (denn es war etwas Seltenes, daß von Maule aus ein Fahrzeug um Kap Hoorn ging), schossen wir der Barre entgegen und schaukelten gleich darauf in der uns wild umtobenden Flut. Zweimal berührten wir den Grund. Es ist ein höchst merkwürdiges Gefühl, wenn ein Schiff aufstößt und geht ordentlich durch alle Nerven und Knochen. Die Berührung mit der ohnedies weichen Sandbank war aber zu leicht, um dem wackeren kleinen Fahrzeuge zu schaden. Gleich darauf schwammen wir in tiefem Wasser, ein frischer Nordwind blähte unsere Segel, und während die anderen Schiffe, eine ordentliche kleine Flotte, nach Norden aufzukreuzen suchten, wurden die Kreuzrahen unseres Vormastes quer gebraßt, und lustig flogen wir dahin, dem kalten Süden zu.

Gleich nachdem wir ausfuhren, kam der Schoner „Sarah“ ein, der zwei Tage vor dem „Manuel Carvallo“ Valparaiso verlassen und die ganze Zeit draußen vor dem Hafen von Maule herumgekreuzt hatte, ohne die Barre passieren zu können.

7.

Um Kap Hoorn.

Der Mensch soll nur um Gottes willen nicht glauben, daß er je imstande ist, selber etwas über sein eigenes Schicksal zu bestimmen. Hatte ich mir je im Leben vorgenommen, irgend eine Reise auf meinen Fahrten nicht zu machen, so war es die um Kap Hoorn gewesen, und wo fällt mir das wieder ein? Gerade etwa im 50. Grad südlicher Breite im alten Atlantischen Ozean, in den ich vor ein paar Tagen, um eben jene verrufene Spitze herum, eingelaufen bin.

Ich hatte aber auch freilich die Landreisen in ewigen, unaufhörlichen Regengüssen oder Schneegestöbern satt, recht herzlich satt bekommen und sehnte mich danach, dem Körper wieder einmal auf kurze Zeit Ruhe zu gönnen. Kap Hoorn ist dazu freilich auch nicht der geeignete Platz, und wer Neigung hat, seekrank zu werden, mag sich nur auf eine rauhe See gefaßt machen. Glücklicherweise werde ich selber aber nie seekrank, und da ich außerdem auch noch viel zu schreiben hatte, war mir die kurze Reise auf einem Segelschiffe ganz erwünscht.

Das Fahrzeug selber, in dem ich mich von Constitucion aus einschiffte, war, wie vorher erwähnt, ein dreimastiger Schoner, die „Amalia", der, mit Mehl beladen, nach Montevideo bestimmt war. Die Ladung selber war nun an und für sich vortrefflich; denn Mehl in Säcken ist eine ausgezeichnete Last für ein Schiff, mit der es leicht und bequem segeln kann, aber wir hatten zu viel, und vielleicht 600 Sack Mehl mehr, als es bequem tragen konnte. Dadurch ging es zu tief und schwerfällig, besonders für eine so stürmische Reise, im Wasser, und in Constitucion selber sprach ich verschiedene Leute — selbst Kapitäne von anderen Schiffen — die mir versicherten,

sie möchten nicht mit dem Fahrzeug, wie es geladen sei, um Kap Hoorn gehen.

Mir blieb nun freilich keine andere Wahl, ich mußte mit, aber ich wußte auch, daß es ein vortreffliches Schiff sei, das fest und stark für die Fahrten mit Kupfererz gebaut war. Außerdem hatte die „Amalia" einen tüchtigen Kapitän — einen Deutschen namens Karl Blum — und daß sie ein gutes Segelboot sei, bestätigten alle; das war ohnedies die Hauptsache, und am 28. Mai traten wir von Constitucion aus unsere Weiterreise um Kap Hoorn an.

Schon am ersten Tage begünstigte uns die Brise; wir hatten einen noch ziemlich leichten Norder, der uns rasch, vor dem Wind, nach Süden hinuntersetzte, und es zeigte sich bald, daß die kleine „Amalia" ein ganz vortrefflicher Segler war, der trotz seiner nicht unbedeutenden Last recht hübschen Fortgang machte. Sie lag auch außerdem viel ruhiger, als ich erwartet hatte, und der Anfang versprach alles Gute. Es ist gewöhnlich so in der Welt, und manches sieht von weitem außerordentlich gefährlich aus, das, wenn man ihm ernstlich auf den Leib rückt, eine ganz andere und viel freundlichere Farbe annimmt. — Unsere Mannschaft war allerdings sehr klein und bestand aus dem Kapitän, dem Steuermann, vier Matrosen, einem Schiffsjungen und dem Koch. Der Kajütsjunge war uns an dem nämlichen Morgen unserer Abfahrt noch davongelaufen. Zwei von diesen Matrosen waren Engländer, einer ein Franzose, und der vierte, wie der Schiffsjunge, Chilenen, aber alle gute, ruhige Leute.

In der Kajüte war ich mit dem Eigentümer des Fahrzeugs, der ebenfalls nach Montevideo ging, der einzige Passagier, der Raum darin aber auch viel zu beengt, um noch mehr aufzunehmen, da die vordere Abteilung der Kajüte gleichfalls mit Mehl vollgestaut war, und wir selbst in unserem kleinen Raum noch einige Säcke mit Weizen liegen hatten. So unbequem aber eine derartige Einrichtung auch im Anfang aussehen mochte, so glaubt

man doch gar nicht, wie rasch sich alles einrichtet und zusammenschüttelt, wenn man nur erst einmal in See ist. Die ersten ruhigen Tage kamen uns dabei ebenfalls sehr zu statten, uns in das neue, etwas eingeengte Leben zu finden, und da der Kapitän sowohl wie mein Mitpassagier ein paar ganz prächtige Leute waren, so ertrug sich das, was sonst vielleicht eine Unbequemlichkeit gewesen wäre, vortrefflich.

Constitucion liegt etwa 35 Grad südlicher Breite am Stillen Ozean, Montevideo ziemlich genau in der nämlichen Breite am Atlantischen Ozean, und das Kap Hoorn hat 55 Grad 58 Minuten, also etwa 56 Grad südlicher Breite, eigentlich schon eine etwas kalte Nachbarschaft, noch dazu im Winter. Gerade in dieser Jahreszeit herrschen aber auch auf der östlichen Seite Amerikas West- und Südwestwinde, auf der westlichen dagegen Nordwinde vor. In diesen Monaten werden deshalb auch von der West- nach der Ostküste Amerikas die schnellsten Reisen gemacht, und an einer schnellen Reise lag mir jetzt alles. Sehr starke Winde bekamen wir jetzt nicht, und bis zum 7. Juni hatten wir abwechselnd schwache Nord- oder Südwinde und manchmal auch vollkommene Windstille, was uns nicht rasch vorwärts brachte. Am 7. änderte sich die Sache; wir hatten jetzt etwa den 48. Grad südlicher Breite erreicht und bekamen schon früh am Morgen einen heftigen Nordwind, der über Tag eher zu- als abnahm. Unsere kleine „Amalia" zeigte aber auch jetzt, was sie konnte, und lief vor dem Wind, daß es eine Lust war, ihre 10 Knoten die Stunde. Gegen Abend wurde aber der Wind zum Sturm, der sich mit der Morgendämmerung wohl etwas legte, gegen Sonnenuntergang am 8. aber wieder von neuem losbrach. Das Barometer, das sich bis dahin noch immer nahe den 30 und darin gehalten hatte, fiel bis auf 29—65/100, und es entstand eine höchst ungemütliche See.

Die Hauptbefürchtung, die jene Leute in Constitucion gegen das Überladen des Fahrzeugs ausgesprochen,

war die, daß es sich „festsegeln“ würde, das heißt, daß es bei zu heftigem Winde im Rücken, vor dem es also lensen mußte, um den nachstürzenden Wellen zu entgehen, sich mit dem Bug in die See einwühlen und dann von der nachfolgenden See überschüttet und abgeschwemmt würde. An diesem Abend war es fast, als ob uns etwas Ähnliches geschehen sollte; denn wie die See höher und höher wuchs und wilder und stürmischer wurde, schlugen die furchtbaren Wellen ein paarmal von beiden Seiten dermaßen über Bord, daß sie das ganze Verdeck bis an den Rand der Schanzkleidung füllten. Das so schon schwer beladene Fahrzeug bekam dadurch vielleicht an die 30 Tonnen Wasser mehr zu tragen und konnte sich mit diesem Gewicht nicht wieder aufrichten. Es war so tief unter Wasser gedrückt, daß die See mit der Schanzkleidung gleich lief, und ich kenne angenehmere Situationen, als die war, wo der wachthabende Matrose in das vorn und etwas höher liegende Vorcastle hinabschrie: „Alle an Deck! Wir sinken!“

Eine mächtige Welle legte aber glücklicherweise das sonst vollkommen dichte und gute Fahrzeug auf die Seite, eine andere hob es wieder herüber, und dadurch verloren wir fast das halbe Wasser. Die Leute konnten jetzt die Seitenluken in der Schanzkleidung öffnen, um dem übrigen Wasser Raum zu geben, abzuströmen, und der kleine, wackere Schoner schüttelte sich die Flut vom Nacken und stieg wieder keck empor, seine Bahn fortzusetzen, als ob gar nichts geschehen wäre. Ein anderer Schrei dieser Nacht ging mir durch Mark und Bein: „Mann über Bord!“ — Wer ihn noch nie gehört hat, kann sich keinen Begriff von der Furchtbarkeit des Eindrucks machen. Glücklicherweise war es diesmal noch ein blinder Lärm gewesen; den chilenischen Schiffsjungen hatte die an Bord gekommene Flut aufgehoben und über die Bulwark hinausgeworfen. Er klammerte sich aber noch an eine der Pardunen an, und die nächste Woge hob ihn wieder herein. Armer Bursche! Er erzählte an dem Abend seinen Wachtkameraden, daß sein Großvater und sein

Vater auch ertrunken wären. Er sei der letzte Sohn und habe nur noch seine Mutter und drei Schwestern daheim.

Mit diesem Unwetter, das jedoch am nächsten Morgen wieder nachließ, waren wir aber ein tüchtiges Stück auf der Karte vorgerückt und ziemlich bis zum 55. Grad gekommen. Es war indessen auch bedeutend kälter geworden, als wie es bisher gewesen, aber doch lange nicht so kalt, wie ich es mir bis dahin, nach allen Beschreibungen, die ich über Kap Hoorn im Winter gehört — gedacht hatte. Leider führten wir nicht ein einziges Thermometer an Bord, die Temperatur genau zu bestimmen, aber um das Kap herum erreichten wir nicht ein einziges Mal den Gefrierpunkt, und nur später an der östlichen Seite und schon wieder im 52. Grad fiel gegen Morgen etwas Schnee, der ein paar Stunden auf dem Verdeck liegen blieb. Hier hielten uns freilich auch noch die Nordwinde warm, die von der heißen Zone herunterwehten, und weder Deck noch Taue waren je mit Eis bedeckt oder selbst hart gefroren. In unserem engen Kajütenraume blieb uns indessen gar kein Platz, einen Ofen zu stellen, und wir mußten uns deshalb, um es doch etwas behaglicher da unten zu machen, mit einem sogenannten chilenischen brazero oder Kohlenbecken begnügen.

Diese brazeros sind offene Pfannen von Eisen oder Blech, je nachdem sich der Luxus ihrer bemächtigt, die einfach mit Holzkohlen gefüllt und offen in die Stuben gestellt werden. Allerdings benutzt man die Kohlen nicht eher, bis sie nicht vollkommen durchgeglüht sind und ihre gefährlichen Gase abgedampft haben. In den chilenischen Häusern ist auch außerdem noch gewöhnlich Luftzug genug, um eine solche Ausdünstung weniger gefährlich zu machen. Anders aber gestaltet sich das, wenn nicht die größte Vorsicht gebraucht wird, an Bord, wo alles, schon des einschlagen Seewassers wegen, so dicht als möglich gehalten werden muß. Dort kann man leicht alle Folgen zu tragen haben, die jene giftigen Kohlendünste nach sich ziehen. So geschah es ein paarmal, daß die Koh-

len heruntergeschafft wurden, ohne richtig ausgebrannt zu sein, da man sie, der überschlagenden Wellen wegen, nicht an Deck stehen lassen konnte, und die bösartigsten Kopfschmerzen waren nachher die Folgen davon.

Vom 9. bis auf den 10. Juni hatten wir ziemlich leichte Winde, und es war, obgleich wir uns jetzt schon fast in einer Breite von Kap Hoorn befanden, eher warm als kalt. Am 10. setzte wieder bis zum 11. eine frische Brise ein, die aber den 11. nachmittags zu richtiger Windstille einschlief. Vom 11. bis 12. kreuzten wir langsam nach dem Kap Hoorn hinauf, das wir endlich klar und deutlich, mit all' seinen benachbarten Inseln und seinem Hintergrund von schneebedeckten Kuppen, vor uns hatten. Wie es mir aber immer mit fremden Ländern geht, daß ich sie in der Wirklichkeit stets anders finde, als ich sie mir gedacht habe, so auch hier, wo ich geglaubt hatte, ich würde, besonders im Winter, schneebedeckte, riesige Kuppen finden, die bis zum Wasserrande hinab ihre weißen Hänge zeigten. Dem ist keineswegs so. Die weit zurückgelegenen und hohen Bergkuppen des Feuerlandes zeigten allerdings Schnee genug, alle die Inseln aber, die wir südlich davon passierten, Kap Hoorn mit einigen anderen Inselgruppen (denn das eigentliche Kap Hoorn ist auch nur eine Insel), und später, in ziemlich gleicher Breite, die großen Staten-Inseln, sie alle waren nicht allein nicht mit Schnee bedeckt, sondern zeigten sogar eine freundlich grüne Decke.

Kapitän Robert Fitzroy, der diese Küsten besonders genau untersucht und trefflich darüber geschrieben hat, sagt von Staten-Island und Kap Hoorn:

„Neben dem stürmischen und feuchtesten Klima der Welt, das Barometer dabei sehr tief, aber ziemlich fest stehend, blüht hier eine so reiche wie üppige Vegetation. So rauh diese Inseln von weitem aussehen, so grün und freundlich findet man sie, sobald man sie betritt. Überall keimen Pflanzen, die Hügel sind mit immergrünen Büschen und Gewächsen bedeckt, und die Jahreszeiten

machen darin fast gar keinen Unterschied. Sonderbarerweise scheint es auch fast, als ob jene Gesetze der Temperatur-Verringerung in aufsteigenden Gegenden hier gar keine Anwendung fänden; denn weder hier (Staten-Island) noch am Kap Hoorn finden wir den geringsten Unterschied in der Vegetation zwischen dem flachen, tiefgelegenen Lande und den Kuppen der doch immer 1200 Fuß hohen Hügel. Nach verschieden vorgenommenen Messungen und dem Stand der Temperatur in dem niederen, sandigen Lande müßte Schnee auf jenen Hügeln liegen; aber es ist nie der Fall, und selbst die Berge von Kap Hoorn berührt er nur in seltenen Fällen. Die Feuerländer gehen nackt, und Blumen halten sich an den Bäumen den ganzen langen und trostlosen Winter hindurch. Tiere gibt es natürlich nicht auf diesen Inseln, als nur Amphibien, Ottern, Seehunde und Wasservögel, und hier haben Albatroß und Kaptaube ihre Heimat."

Wo sich diese letzteren aber gerade jetzt aufhielten, weiß ich wahrlich nicht; denn Albatroß bekamen wir dann und wann nur ein einzelnes zu sehen, und Kaptauben weiter keine, als die wir selber mit aus dem Maulefluß oder wenigstens von der Küste dort gebracht. Dicht vor dem Hafen schloß sich uns ein kleiner Flug von acht oder zehn Stück an und blieb die ganze lange Reise getreu beim Schiff. Die kleinen Seeschwalben, mother Carey's chiken, wie sie die Engländer nennen, sah ich nur ein- oder zweimal. Sie folgen nicht in diese kalten Breiten von Kap Hoorn.

Am 12. kreuzten wir mit richtigem Nordostwind — also gerade daher wehend, wohin wir wollten — ganz in der Nähe des Kaps herum. Die Luft war warm und angenehm und die See vollkommen ruhig. Gegen Abend fing aber das Barometer an zu fallen, plötzlich drehte sich der Wind nach Südsüdost herum, und die ganze Nacht schäumten wir durch die wieder hohe und höher steigende See, daß es eine Lust war. Am nächsten Morgen sahen wir die hohen Hügelrücken von Staten-Land, hatten aber

wahrlich keine Zeit, uns aufzuhalten, und gegen Abend begann ein neuer Sturm. Bis etwa um zehn oder elf Uhr war das Barometer bis auf 28,$^{89}/_{100}$, der niedrigste Stand, den wir noch gehabt, gefallen. Der Sturm hatte damit seine höchste Höhe erreicht. Fast vor dem Wind, 9 und 10 Knoten die Stunde, vor dichtgerefftem Marssegel und Vorstengenstagsegel schäumte unser kleiner, tief geladener Schoner durch die fast milchweiße See.

Am 14. beruhigte sich der Sturm etwas, aber nur auf wenige Stunden, ohne der See Zeit zu geben, ihre hohen, mächtigen Wellen einigermaßen zu legen. Wie kleine Berge kamen sie angerollt, und manchmal war es ordentlich, als ob sie das niedere Fahrzeug überstürzen müßten.

Den ganzen 15. Juni wehte es mit vollen Backen, eine wahre Verschwendung des herrlichsten Windes; denn wir durften fast gar keine Leinewand zeigen, und sahen die See dabei nur immer wie eine Sprühflut vorüberrauschen. Ich hatte den Abend noch spät bis in die Nacht hinein geschrieben, so daß es fast ein Uhr morgens war, als ich mich niederlegte. Dafür konnte ich am nächsten Morgen so viel länger schlafen; denn die Sonne ging in dieser Breite erst nach acht Uhr auf. Ich sollte heute aber auf traurige Art geweckt werden. Mit einem jähen Schreck fuhr ich empor, als ich wildes, ängstliches Geschrei an Deck hörte, und, in zwei Minuten in den Kleidern, tönte schon der Angstruf zu mir nieder: „Mann über Bord!“ Du großer Gott, diesmal war es nur zu wahr. Der arme Schiffsjunge, der in dem vorigen Sturm schon fast über Bord geschwemmt wäre, war in die Vormarsrahe hinaufgeschickt worden, um dort irgend etwas Notwendiges auszubessern, und durch ein Überholen des Fahrzeugs aus dem Gleichgewicht gekommen und abgefallen. Der Mann am Steuer hatte ihn stürzen sehen und augenblicklich den Alarm gegeben, und ein Tau ward zu ihm hinausgeworfen, als er vorbeitrieb, aber

nicht lang genug gewesen, und alle Segel flappten jetzt im Winde, das Schiff drehte bei, und die Leute sprangen nach dem Boot, um, wenn irgend möglich, den Kameraden zu retten.

Der Wind hatte allerdings gegen Morgen bedeutend nachgelassen, die See ging aber noch immer mächtig hoch, und für das kleine Boot, welches wir anhängen hatten, war es ein Wagestück. Wer denkt aber in solchen Augenblicken an die eigene Gefahr?

Durch das Beidrehen des Fahrzeugs und die hochgehende See hatten die Leute an Deck den Verunglückten aus dem Gesichte verloren. Ein paar sprangen in die Wanten hinauf, um ihn mit den Augen zu suchen, und „Dort ist er — er schwimmt noch!“ tönte der Jubelschrei, und da drüben, gar nicht weit von dem Schiff entfernt, kreisten unsere Kaptauben dicht über dem Kopfe des Armen, der mit seinen schweren wollenen und vollgesogenen Kleidern wacker gegen die bäumende Flut ankämpfte. Dem Schiff strebte er entgegen, ruhig und fest, ohne einen Schrei auszustoßen. Das Boot stieß ab und hielt auf ihn zu — noch war der Kopf über Wasser, noch lebte er — die Woge hob ihn und bäumte vor ihm auf — als sie in sich zusammenschmolz, war der Platz leer, und die Kaptauben strichen wieder ab und zum Schoner zurück. Das Boot gab ihn noch nicht auf — die Männer legten sich aus allen Kräften in die Ruder — umsonst — sein Schicksal hatte sich erfüllt, und dasselbe nasse Grab, das seinen Großvater und Vater umschloß, hatte nun auch ihn aufgenommen.

Wäre eine Rettungsboje an Bord gewesen, um sie dem Schwimmer zuzuwerfen, wie sie eigentlich auf keinem Schiffe fehlen dürfte, so hätten wir den Mann jedenfalls gerettet; denn nur das Gewicht seiner schweren Kleider zog ihn so rasch in die Tiefe. Wer aber kümmert sich auf südamerikanischen Schiffen um etwas derartiges, und die Regierung hat mehr zu tun, als auf das Leben ihrer Untertanen zu achten.

„Jetzt hat die See, was sie will," sagte der Steuermann, als eine halbe Stunde später die Sonne hell und warm heraustrat, eine leichte, stete Brise uns vorwärts trieb und die See sich rasch legte, und merkwürdig war es in der Tat, wie mit dem einen Schlage die ganze Natur sich zu verändern schien. Wer kann es dem Seemann verdenken, wenn ihm in einem von solchen Szenen erfüllten Leben manchmal der Gedanke aufsteigt — den der zivilisierte Landmensch vielleicht Aberglauben nennen würde —, daß die wilde, wogende See nicht bloß ein totes, mit Salzwasser gefülltes Gefäß ist, sondern Leben und Bewußtsein hat, und „ihre kärgliche Nahrung an Menschenleben" gewissermaßen als eine Art Tribut für freie Schiffahrt verlangt.

Armer Bursch! Seine Mutter und Schwestern standen am Ufer, als unser Fahrzeug den Maulefluß verließ — ihre Gedanken folgen dem Kind und Bruder, den sie jetzt bald in dem fernen Lande glauben, und indessen — wohl ihnen, daß sie den Augenblick nicht mit erleben durften, als die Möwen über dem sinkenden Körper kreisten und den leeren Platz dann gleichgültig verließen.

Den ganzen Tag hatten wir eine leichte, günstige Brise, und auch der nächste Tag, der 17., setzte ebenso ein, wenn es auch die Nacht und früh am Morgen ein paarmal etwas Schnee und Hagel herunterwarf. Wir waren jetzt auch wieder aus den fünfziger Breitengraden heraus und, nachdem wir die Falklandsinseln umschifft, frei von jedem Land, mit dem Kurs offen vor uns.

Vergessen habe ich aber zu erwähnen, daß wir, noch im Stillen Ozean, und zwar 45 Grad 17 Minuten südlicher Breite und 78 Grad 30 Minuten westlicher Länge, einen nicht unbedeutenden Kometen entdeckten.

Am 4. Juni, zwanzig Minuten nach sechs Uhr abends (fünfzehn Minuten nach elf Uhr Greenwich-Zeit), sahen wir ihn in Südwest bei Süd (nach magnetischem Nord) etwa 12 Grad über dem Horizont, mit einem Schweif von zirka

12 Grad Länge, schräg auch nach Süden zeigend. Der Kern des Kometen glich einem Stern zweiter Größe und war hell leuchtend, der Schweif sah aus wie ein langer, dünner und leuchtender Nebelstreifen.

Der Komet ging sieben Uhr siebenundzwanzig Minuten im Südwesten unter, und ich war nicht wenig erstaunt, ihn am nächsten Morgen um vier Uhr schon wieder, ebenfalls etwa 12 bis 14 Grad hoch am Himmel zu sehen. Richtung liegt halb Süd. An dem Morgen erschien er mir bedeutend größer, als an dem vorigen Abend.

Am 7. Juni nahmen wir abends sechs Uhr zwanzig Minuten unter 49 Grad 32 Minuten südlicher Breite und 76 Grad westlicher Länge, also im Stillen Ozean, nahe der chilenischen Küste, die genaue Distanz südwest vom Jupiter. Die Angular-Distanz betrug 92 Grad 6 Minuten. Der Kern des Kometen selber stand 10 Grad 46 Minuten über dem Horizont.

Von da ab bekamen wir sehr rauhes und schweres Wetter; der Himmel war fast immer bewölkt, und gab es einmal einen klaren Morgen, so zog die Luft so kalt über See, daß ich, an ein warmes Klima wieder gewöhnt, mich wohl hütete, so früh an Deck zu kommen. Nachdem wir Kap Hoorn dubliert, so hatten wir fast keine Nacht klaren Himmel mehr, und erst am 12. Juni etwa bekamen wir klare Abende, aber kein Komet war zu sehen, und die Morgen blieben trübe.

Am 26. morgens sagte mir der eine Matrose, daß er den Kometen wieder vor Tag gesehen habe, und er sei jetzt viel größer als früher. Am 27. ließ ich mich wecken. Leider war der Himmel nicht ganz rein, aber der Komet ließ sich deutlich, etwa fünf Uhr morgens, acht Grad über dem Horizont erkennen — er hatte sich total verändert.

Nach dem, was wir daran sehen konnten, hatte der Kern etwa den Durchmesser des halben Mondes, und war nicht mehr leuchtend, sondern nebelhaft; der Schweif stand fast gerade in die Höhe, etwas nur nach Norden

geneigt, und war riesenhaft breit und lang, und dabei so hell, daß die darin strahlenden Sterne fast verschwanden. Er stieg auf, aber Wolken verdunkelten ihn, und später erhellte sich der Morgenhimmel.

Unsere Fahrt ging indessen sehr monoton, aber glücklich von statten. Nachdem wir den armen Schiffsjungen über Bord verloren, wurde das Wetter gut und der Wind legte sich, ja, oft so, daß wir tagelang Windstille und klares Wetter wie ruhige See hatten. Damit machten wir freilich auch nur geringen Fortgang. Glücklich aber erst einmal um das Kap, rückten wir doch wenigstens jeden Tag etwas vor, bis wir endlich am 25. Juni eine prachtvolle Brise bekamen, die uns rasch vorwärts brachte.

Am 20. hatten wir noch ein Gewitter mit Donner und Blitz durchzumachen gehabt; von da an war die See glatt und mit wenig Dünung, der Wind frisch, und wir schäumten fröhlich durch die Flut.

Ende des ersten Bandes.



Setzmaschinensatz und Druck von A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin SW.

Inhalt.

Verzeichnis der Reiseromane und Schriften

von

· Friedrich Gerstäcker. ·

Jeder Band elegant in Leinen gebunden: Preis Mk. 3,60.

♡♡♡

I. Serie.

1. **Die Regulatoren in Arkansas.**
2. **Die Flusspiraten des Mississippi.**
3. **Gold.** Ein kalifornisches Lebensbild.
4. **Unter dem Aequator.** Javanisches Sittenbild.
5. }
6. } **Nach Amerika.**
7. **Tahiti.** Roman aus der Südsee.
8. **Die Kolonie.** Brasilianisches Lebensbild.
9. **Eine Mutter.** Roman.
10. **Mississippi-Bilder.**
11. **Der Erbe.** Roman.
12. **Im Busch.** Heimliche und unheimliche Geschichten.

II. Serie.

1. **Die beiden Sträflinge.** Australischer Roman.
2. **Hell und Dunkel.**
3. **Unter den Pehuenchen.** Chilenischer Roman.
4. **Blau Wasser. Matrosenleben. Aus der See.**
5. **General Franco.** Lebensbild aus Ecuador.
6. **Sennor Aguila.** Lebensbild aus Pern.
7. **Aus zwei Weltteilen.** Nord- und Südamerika.
8. **Der Kunstreiter. Eine Gemsjagd in Tirol.**
9. **Reisen.** Südamerika — Kalifornien — Die Südsee-Inseln.
10. **Reisen.** Australien — Java.
11. **Streif- und Jagdzüge durch Nordamerika.**
12. **Im Eckfenster.** Roman.

III. Serie.

1. **Wilde Welt.**
2. **18 Monate in Südamerika I.**
3. **18 Monate in Südamerika II. Aus meinem Tagebuch.**
4. **Die Blauen und die Gelben.** Venezuelanisches Lebensbild.
5. **Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, West-Indien und Venezuela.**
6. **Unter Palmen und Buchen.**
7. **Skizzen aus Kalifornien und Südamerika. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.**
8. **Buntes Treiben.**
9. **In Amerika.** Amerikanisches Lebensbild. Im Anschluss an „Nach Amerika".
10. **Einheimisches und Fremdes.**
11. **Kreuz und Quer.**
12. **Hüben und drüben.**

Friedrich Gerstäcker nimmt unbestritten den ersten Platz auf dem Gebiete der Reiseroman-Literatur ein. Friedrich Gerstäckers Schriften fesseln vom Anfang bis zum Ende. Friedrich Gerstäckers Schriften sind von Interesse für jeden Stand, und können jedem Alter unbedenklich in die Hand gegeben werden. Sie bilden im weitesten und besten Sinne des Wortes eine Lektüre für Alt und Jung!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme des Betrages direkt vom Verlage

Neufeld & Henius, Berlin SW., Grossbeerenstr. 94.

? Kennen oder besitzen Sie schon ?

Sang und Klang im XIX. Jahrhundert ?



Sang und Klang im XIX. Jahrhundert ?

